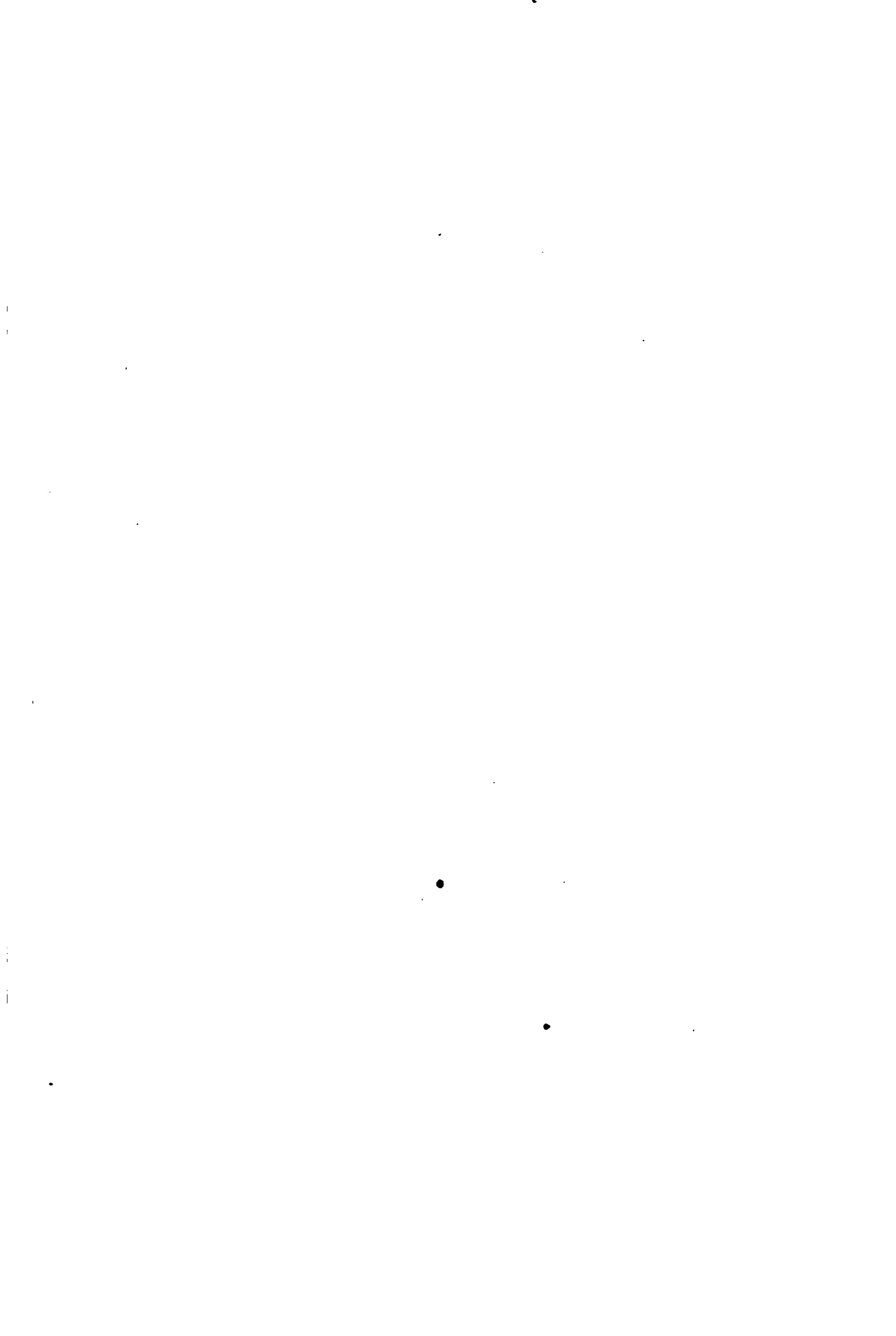



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS









Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXI.

ERFURT, 1895.

Verlag von Carl Villaret.

(Inhaber: Hugo Friedrich.)







Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXI.

ERFURT, 1895.
Verlag von Carl Villaret.

Dem Andenken

des unvergesslichen

langjährigen Vicepräsidenten der Akademie

Herrn Oberregierungsrats a. D.

Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau

in dankbarer Verehrung

gewidmet.



Vorwort.

Als wir die hohe Freude hatten, am 20. Juni des vergangenen Jahres das 20. Heft der Neuen Folge unsrer Jahrbücher in festlicher Stunde dem langjährigen, damals noch so rüstigen Vorsitzenden der Akademie zu seinem 90. Geburtstage als Jubiläumsgabe zu überreichen, ahnte wohl niemand, dass die Tage der irdischen Wallfahrt des ehrwürdigen Greises bereits gezählt waren. Kaum vier Monate später entriss ihn der Tod seiner rastlosen, reich gesegneten Thätigkeit. Unter dem frischen Eindruck der tiefen, allgemeinen Trauer über den unersetzlichen Verlust beschloss der Senat der Akademie, dem Andenken des unvergesslichen Mannes in dankbarer Verehrung das folgende Jahresheft zu widmen und in demselben lediglich die auf die Jubelfeier des 90. Geburtstages, wie auf den Heimgang des Entschlafenen bezüglichen Erinnerungen durch den unterzeichneten Herausgeber der Jahrbücher zusammenstellen zu lassen. Somit beschränkt sich dieses Heft in seinem ersten, die Abhandlungen enthaltenden Teile auf die drei bei den genannten Anlässen gehaltenen öffentlichen Reden und bringt in dem ersten Abschnitte des im zweiten Teile gegebenen Jahresberichts die auf die Feier des 90. Geburtstages und auf den Heimgang des Verewigten bezüglichen Einzelheiten. Die fol-

genden Abschnitte enthalten indes ausser den üblichen Nekrologen und statistischen Mitteilungen auch unter dem dritten Abschnitt S. 109 ff. die wichtigen, für die Neuorganisation der Akademie grundlegenden Beratungen und Beschlüsse der nach dem Tode des langjährigen Leiters der Akademie abgehaltenen Senatssitzungen und am Schluss des fünften Abschnittes einen Abdruck der den Mitgliedern bereits übersandten Geschäftsordnung des Senates, welche als das Ergebnis jener eingehenden Beratungen anzusehen ist.

Die den geehrten Mitgliedern mit diesem Hefte dargebotene wohlgetroffene Photographie des verstorbenen Herrn von Tettau aus dem Jahre 1887 in Kabinettform, unter welcher sich ein Facsimile seines, dem letzten, auf Seite 89 abgedruckten, an den Senat gerichteten Schreibens vom 15. September 1894 entnommenen Namenszuges sich befindet, dürfte als eine wertvolle und willkommene Zugabe begrüsst werden. Aus naheliegenden, hier nicht näher zu erörternden Gründen, richten wir hierdurch an sämtliche Mitglieder die ganz ergebenste Bitte, den Unterzeichneten unmittelbar nach Empfang dieses Heftes durch eine Postkarte oder auf einem sonst beliebten Wege zu benachrichtigen, dass man das Heft samt dem Bilde erhalten hat. Überhaupt möchten wir bitten, uns künftig den jedesmaligen Empfang eines Jahresheftes ausdrücklich zu bescheinigen, und zwar mit Bezeichnung des vollständigen Titels und der Wohnung. Es ist dies zugleich der für uns einfachste und sicherste Weg zur zuverlässigen und kostenfreien Feststellung des Personenstandes der Akademie, beziehungsweise der hinsichtlich desselben eingetretenen Veränderungen.

Da der diesmalige Jahresbericht mit dem 15. Februar d. J. abgeschlossen werden musste, die Ernennungen Seiner Hoheit des Fürsten Bismarck aber zum Ehrenmitgliede der Akademie,

sowie die des Wirklichen Geheimenrates Herrn Dr. Gustav Freitag zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie erst am 11. März erfolgt ist, so können wir diese wichtige Notiz erst in den Jahresbericht des nächsten Heftes aufnehmen. Doch haben wir nicht verfehlt, diese für die Akademie so ehrenvollen Ernennungen des grössten deutschen Staatsmannes und des grössten lebenden deutschen Dichters bereits im statistischen Teile dieses Jahresheftes zu vermerken.

Erfurt, den 16. März 1895.

Der Herausgeber
Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.



Der

praktische Beruf der Wissenschaft

und

die Aufgabe der Erfurter Akademie.

Einleitender Vortrag

gehalten

in der öffentlichen Festversammlung der Akademie

am 20. Juni 1894

als am 90. Geburtstage ihres langjährigen Vicepräsidenten

des Herrn Oberregierungsrats a. D. Dr. Frhrn. von Tettau

von

Prof. Dr. W. Heinzelmann,

Sekretär der Akademie.



Hochverehrter Herr Jubilar!

Hochansehnliche Festversammlung!

Wenn ich, einem ehrenvollen Auftrage des Senates unsrer Akademie entsprechend, im Anschluss an die so eben von uns vernommene Begrüssung zu einem kurzen einleitenden Vortrage das Wort ergreife, so bin ich mir bewusst, damit zugleich einer persönlichen Verpflichtung nachzukommen. Seit bald drei Jahren durch das schätzbare Vertrauen unsres hochverehrten Jubilars und des hohen Senates auf den Posten eines Sekretärs dieses ehrwürdigen, fast 150 Jahre bestehenden Königlichen wissenschaftlichen Instituts berufen und dadurch gewissermassen für den wissenschaftlichen Betrieb desselben in erster Linie verantwortlich gemacht, darf ich mich der Aufgabe nicht entziehen, die Zwecke dieser Anstalt, so wie ich sie mir vorstelle, einmal auch vor einer grösseren Versammlung darzulegen.

Der heutige Festtag, welcher unsrer Akademie durch Gottes Gnade geschenkt ist, giebt mir dazu gewünschten Anlass. Sind doch auch Festtage für den ernsten Menschen zugleich Busstage, Tage ernster Selbstbesinnung; sie führen ihn auf die Höhe und in die Tiefe, sie fordern ihn auf zur stillen Einkehr in sich selbst, sie mahnen ihn, die Kraft und die Schranken seines Wollens an der Höhe seines Sollens zu messen und den Wert oder Unwert seiner bisherigen Leistungen im Hinblick auf das ihm gesteckte hohe Ziel einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Lassen Sie mich diese meine einleitenden Betrachtungen anknüpfen an den Namen unsres Institutes. Unsre Akademie nennt sich eine Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, sie betont unter allen Akademieen des In- und Auslandes den gemeinnützigen Charakter der Wissenschaften. Denkt sie dabei nur an einen kleinen Kreis von Wissenschaften,

welche für die Entwicklung und Vervollkommnung der Technik, zur Hebung des materiellen Wohlstands der Völker unentbehrlich sind? Gewiss nicht; denn dem widerspricht der gesamte bisherige wissenschaftliche Betrieb unsrer Akademie, der auf einen weiteren und tieferen Sinn dieses Zusatzes hinweist. Offenbar hat man dabei an den gemeinnützigen Charakter, den praktischen Beruf der Wissenschaft überhaupt für das Leben gedacht.

Aber darf man im Ernst von einem praktischen Beruf der Wissenschaft sprechen? Gehört es nicht recht eigentlich zum Wesen der Wissenschaft, rein theoretisch zu verfahren, denkend und erkennend die Wahrheit auf allen Gebieten des Seins zu erforschen und darzustellen, unbekümmert um die etwaigen Konsequenzen dieser Forschungen für das praktische Leben?

Es hat seit Gründung unsrer Akademie nicht an Stimmen gefehlt und fehlt auch jetzt nicht an solchen, welche die Rechtmässigkeit dieses Zusatzes beanstanden, und der Widerspruch kommt meist gerade aus solchen Kreisen, welche sich als eifrige Verfechter der wahren Wissenschaft ausgeben, und an deren Mitarbeit doch gerade einer Akademie der Wissenschaften nicht wenig gelegen sein muss, deren Urteil sie nicht ohne weiteres von der Hand weisen darf.

Grund genug für einen Sekretär dieser Akademie, der in erster Linie verpflichtet ist, für das Gedeihen dieses Institutes zu sorgen, die wissenschaftliche Frage einmal näher ins Auge zu fassen:

Welches ist der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie?

I.

Welches ist der praktische Beruf der Wissenschaft? Wir fragen zunächst: Hat diese Frage auch einen Sinn? und sodann: Wie haben wir uns diesen praktischen Beruf zu denken?

Einen Sinn zunächst hat diese Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft, nach der Aufgabe, welche die Wissenschaft an der Praxis des Lebens zu lösen hat, nur dann, wenn sich beide, das Erkennen und das Leben, nicht von

Hause aus in einem unversöhnlichen Gegensatze befinden, so dass das eine das andere ausschliesst. Ist das der Fall?

Die Genesis erzählt uns von zwei Bäumen, welche an der Pforte des Menschengeschlechts standen, von dem Baum des Lebens und von dem Baum des Erkenntnisses des Guten und des Bösen. Aber beider zugleich durfte der Mensch nicht geniessen, im Besitz des einen musste er auf den des anderen verzichten. Er ass von dem Baum der Erkenntnis und er verlor den Baum des Lebens.

Tritt uns nicht in dieser Erzählung der Gegensatz zwischen Wissen und Leben, Theorie und Praxis, Erkennen und Handeln, verständiger Reflexion und unmittelbarem Empfinden in klassischer, vorbildlicher Weise als ein allgemein menschlicher, in der menschlichen Natur begründeter und darum notwendiger, fast wie verewigt, entgegen? Und zieht sich nicht auch wie ein roter Faden das eherne Gesetz durch die Kulturgeschichte der Völker, dass mit der erwachenden Verstandesreflexion, dem entwickelten Wissen, der ausgebildeten theoretischen Erkenntnis das unmittelbare Leben, welches voll und frei aus den Tiefen des Gemüts strömt und dem Menschen im Anschauen des Schönen und Wahren, im thatkräftigen Üben des Guten Friede und Freude gewährt, mehr und mehr erstickt und verdirbt? Ja erkennen wir nicht in jener Erzählung so recht einen Spiegel für den Zustand der Gegenwart? Das Wort des Dichters: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod", scheint es in diesem Zustande nicht seine Bestätigung zu finden und zwar am deutlichsten auf dem wichtigsten Lebensgebiete, dem der Religion? Im vorigen Jahrhundert, dem Zeitalter allgemeiner religiöser Erkaltung, unter der herrschenden Verstandesreflexion begraben, ist die Religion in unsrer Zeit in jedem tieferen Gemüte als Sache des Lebens wieder aufgestanden. Aber eine bestimmte Richtung des Wissens und der Wissenschaft hat sich für die Religion als zerstörend erwiesen. Die wissenschaftliche Bildung ist, wie es scheint, in unsrer Zeit höher gestiegen als in irgend einem anderen Jahrhundert. Sie will alles ohne Unterschied ihren Gesetzen unterwerfen. Sie hebt das eigentümliche Wesen der Religion auf und lässt sie nur in der Form der dunklen Ahnung

bestehen, die sie, die Wissenschaft, erst zum Verständnis zu führen hat. Nicht viel anders verhält es sich mit dem sittlichen Handeln, mit dem ästhetischen Empfinden.

Somit scheinen auch heute nur noch zwei Wege sich uns zu öffnen wie einst dem ersten Menschen. Vor uns liegt das Leben des religiösen Gemüts mit seinem unerschöpflichen Frieden, in dem die Religion allen Zwiespalt des Daseins auflöst, mit dem heiligen Ernst, mit dem sie alle Gebiete des Daseins durchdringt, und das sittliche Leben in Kirche und Staat mit seinen praktischen Zwecken und Aufgaben. Auf der anderen Seite die Wissenschaft mit ihrem ruhig erhabenen Bewusstsein, mit ihrer eisigen Kälte, mit dem scharfen Blick, der bis in die innersten Gebiete des Lebens hindurchdringt. Aber beides nicht zugleich, im Besitz des einen müsste der Mensch auf das andere verzichten.

Wäre das der Sinn jener Erzählung und bestände wirklich eine unausfüllbare Kluft zwischen Erkennen und Leben, so dass beides sich notwendig ausschlösse, so könnte man selbstverständlich von einem praktischen Beruf der Wissenschaft nicht reden.

Aber diese Voraussetzung ist falsch. Denn was wäre die Folge jener Trennung? Wenn so die Erkenntnis von dem Leben, und das Leben von der Erkenntnis sich loslöst, wird es beiden zum Segen gereichen? Das religiös-sittliche Leben des Gemüts mit seiner Praxis wird gewiss nicht aufhören sich zu entwickeln; aber es wird leicht der Schwärmerei oder einer blinden Hingebung an eine äussere, gesetzliche Autorität verfallen. Dann wird jene knechtische Furcht vor der Wissenschaft entstehen, und im engen Zusammenhang damit wird jene praktische Vielthätigkeit in Kirche und Staat, ohne dass sie es merkt, immer seichter und äusserlicher werden. Und das Erkennen andererseits, wenn es das Leben selbst mit seiner zersetzenden Kritik in lauter Verstandesabstraktionen aufgelöst hat und nur das Gebiet des bloss Endlichen und Sichtbaren zu seinem Gegenstande machend, in einen unversöhnlichen Gegensatz theoretisch wie praktisch ausgeht, wird im nackten Materialismus oder ödem Pessimismus enden, der alle Ideale der menschlichen Seele für Illusionen erklärt und mit Mephistopheles spricht: Alles was ist, ist wert, dass es zugrunde geht,

und wenn diese Wissenschaft ja ein praktisches Motiv hat, so kann es nur das des Nihilismus, der zerstörenden Anarchie sein.

Aber gerade aus diesen Folgerungen ersehen wir, dass eine Trennung des Erkennens und des Lebens nicht bloss für die religiös-sittliche Praxis verderblich, sondern auch für die Erkenntnis selbst heillos wäre. Keine Philosophie, sagt Schelling, die etwas auf sich hält, wird zugestehen, dass sie in Irreligiosität endet. Das gilt gewiss von jeder Wissenschaft; aber wenn es ihr begegnet, dass sie von verkehrten Voraussetzungen ausgeht? Wenn der Naturforscher, statt sich auf das Gebiet der sichtbaren Schöpfung zu beschränken und dort den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu suchen, seine Grenzen überschreitet und allgemeine Urteile fällt, die weit hinausgehen über die seiner Forschung und seinen Kräften gesetzten Schranken? Wenn der Geschichtsforscher umgekehrt die für die Naturforschung massgebende genetisch-entwickelnde Methode ohne weiteres auf die Erzeugnisse des menschlichen Geistes überträgt als die vermeintlich alleinseligmachende, wenn er einer atomistisch-mechanischen Weltanschauung, die wir dem Naturforscher, der sich in den bescheidenen, ihm gewiesenen Grenzen hält, gern lassen wollen, huldigt und den gesamten ethisch-geschichtlichen Prozess des menschlichen Lebens, einschliesslich des geistigen und sittlich-religiösen Lebens, nach Art eines mit Notwendigkeit sich entwickelnden Naturprozesses betrachtet, ohne den Faktor des selbstbewussten, freien Willens des Menschen zu berücksichtigen? Oder wenn ein Philosoph, der die Aufgabe, die gesamte Wirklichkeit, also einschliesslich der religiösen und sittlichen Lebensmächte, auf ihre letzten Gründe und tiefsten, innersten Zusammenhänge hin zu prüfen und, soweit es möglich ist, begreiflich oder doch verständlich zu machen, wenn solch ein Philosoph, mag er auch Meister der Logik und Dialektik, ja auch in den Naturwissenschaften und der Mathematik zu Hause sein, über die Thatsachen des religiösen und sittlichen Lebens innerhalb der Menschheit aburteilt, ohne dass er einen Sinn und Verständnis dafür besitzt, da ihm die sittlichen Bedingungen dazu abgehen, da es ihm an der inneren Erfahrung des Herzens, an der Disposition des Gemütes fehlt, wenn der

im Angesichte der höchsten Realität im Leben der Menschheit, gegenüber der Thatsache des Christentums und seiner fast auf allen Gebieten des Lebens hervortretenden Neuschöpfungen sich mit der wohlfeilen Redensart abfindet, dass es ja Wunder überhaupt nicht geben könne — so nennen wir dieses Verfahren einfach unwissenschaftlich, und wenn dann sich ein klaffender Gegensatz herausstellen sollte zwischen Erkennen und Leben, Wissenschaft und religiös-sittlicher Praxis, so haben wir hier die Schuld zu suchen in den falschen Voraussetzungen des Vertreters der Wissenschaft, in der unzulänglichen Kraft, der mangelnden Empfänglichkeit, der unvollkommenen geistigen Organisation des einzelnen denkenden Menschen. Dagegen die Wissenschaft als solche, d. h. die echte, wahre Wissenschaft, mit dem sittlichen Geist der Besonnenheit, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Treue, Aufgeschlossenheit des ganzen Menschen für die gesamte Wirklichkeit — diese hat mit jenen Fehlern, Irrtümern, Missgriffen nichts zu schaffen.

Welches ist nun das Ergebnis dieser unserer allgemeinen Betrachtung? Nur eine verirrte Richtung des Wissens kann sich in Zwiespalt setzen mit den höchsten Realitäten des sittlichen und religiösen Lebens. Und so ist denn nicht das der Sinn jener Erzählung vom Baum des Erkenntnisses und des Lebens, dass dem Menschen von Hause aus die Erkenntnis des Guten und Bösen untersagt wäre, wie hätte sie auch sonst der einzig Heilige und Reine besitzen können? Sondern das ist der Sinn: Wer zu der Wahrheit geht durch Schuld, dem wird sie nicht ein erfreuliches Licht, sondern eine verzehrende Flamme werden, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ein solches mit Schuld behaftete Erkennen, das wie der Goethesche Faust sich von den guten Mächten der Religion und Sittlichkeit freiwillig losgesagt hat und nun unerfüllbare und widerspruchsvolle Forderungen an das Leben stellt, wiederum zerstörend auf das Leben und die Wirklichkeit zurückwirkt. Aber dann ist es eben nicht mehr der Geist der wahren Wissenschaft, die Vernunft, die besonnene, umsichtige, langsam und bedächtig, aber sicher fortschreitende Forschung, welche nicht bloss auf das Einzelne, auf die Teile sieht, sondern zum Ganzen vordringt und das Einzelne im

Ganzen schaut und versteht, welche nach den innersten Gründen und tiefsten Zusammenhängen des Daseins, des inneren und des äusseren Lebens forscht, sondern da ist es dann die einseitige abstrakte Richtung des Denkens, das sophistische Raisonnieren auf der schwankenden Grundlage einer oberflächlichen Zeitweisheit, jener kecke, zuversichtliche, und doch so beschränkte Weltverstand, der mit wenig Witz und viel Behagen über alles aburteilt und im Grunde doch nur so herzlich wenig versteht.

Liegt die Sache aber so, dann hat die Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft einen guten, vernünftigen Sinn. Aber wie haben wir uns diesen Beruf zu denken? Mit dieser Frage treten wir unsrer eigentlichen Aufgabe näher. Ein Blick auf den Entwicklungsgang des deutschen Geistes, der deutschen Bildung in der Neuzeit soll uns die Antwort darauf geben. Es giebt nach der Geschichte zwei Lösungen, eine unzulängliche vom Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes und eine für unsre hier vertretenen Interessen und Zwecke allein zureichende, vom Standpunkte der Vernunft, des Geistes wahrer Wissenschaft.

Der erstgenannte Standpunkt ist vertreten durch die Aufklärung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals beherrschte jener auf das einzelne, sinnliche und sichtbare gerichtete sogenannte gesunde Menschenverstand die gesamte Kultur und Bildung unseres Volkes. Das Nützliche war sein höchstes, fast einziges Interesse, die Wissenschaft war ihr Mittel und Werkzeug dieses Nützliche zu schaffen, ja die Kunst, die Poesie wurde diesem Zwecke untergeordnet. In der besten Absicht, mit der komisch-naiven Miene des Weltverbesserers nahm man sich überall für die Hebung des materiellen Volkswohles auf und entwickelte eine in ihrer Weise ganz achtbare gemeinnützige Thätigkeit. Aber über dieses sinnlich-irdische Leben und sein Wohlsein hinaus reichte der Blick nicht, der geistige Gesichtskreis war ein beschränkter; es war eine der Idee und dem Ideal abgewandte Richtung. Als Vertreter der echten Wissenschaft können wir sie nicht betrachten. Diese ganze Richtung kommt daher trotz ihres ausgesprochen praktischen, gemeinnützigen Charakters für die Lösung der Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft nicht in

Betracht. Denn die Wissenschaft der Vertreter der Aufklärung ist die einseitige, auf die äusserlichen Zwecke des sinnlichen Lebens und seiner materiellen Bedürfnisse gerichtete Weisheit des beschränkten Verstandes, und das Praktische, welches die Wissenschaft im Auge hat, war das lediglich sinnliche Gemeinwohl, die Glückseligkeit des Diesseits.

Der Verstand, sagt Kant, ist das Vermögen der Begriffe, die Vernunft das Vermögen der Ideen. Ist der Verstand der Schöpfer der niederen Kultur, so ist die Vernunft die Schöpferin der höheren Kultur der Menschheit. Die niedere wissenschaftliche Bildung kann sich mit den Ergebnissen einer die sichtbare Welt durch Begriffe und Gesetze bemeisternden mathematisch geschulten Verstandesbildung begnügen, und wir wollen sie in ihrem Kreise achten und ehren. — Die höhere wissenschaftliche Bildung strebt nach einer Natur und Menschheit umfassenden Weltanschauung an der Hand jenes höheren Erkenntnisvermögens des menschlichen Geistes, welches wir die Vernunft, das Ideenvermögen nennen. Diese höhere sogenannte Vernunftwissenschaft, welche auf den Grund und Zusammenhang der Dinge, auf die Erforschung der Ideen, der höchsten Zweckgedanken der Welt und des Lebens gerichtet ist, verhält sich zu den höchsten, den religiösen und ethischen Mächten des Lebens, wie sie sich im Gemüt offenbaren und den sittlichen Willen des Menschen bewegen, nicht feindlich, sondern durchaus freundlich; ja, jene Ideen, jene höchsten Zweckgedanken, deren Erforschung und Feststellung recht eigentlich die Aufgabe der Vernunftwissenschaft ist, sind selbst religiöser, sittlicher, ästhetischer Natur, es sind die höchsten Normen des Guten, Wahren und Schönen, des Ewigen und Heiligen, wie sie dem Menschengeist auf Grund der allgemeinen wie der besonderen Offenbarung des lebendigen und persönlichen Gottes in der Welt anschaulich entgegentreten und im Gemüte sich ihm unmittelbar erschliessen. Die Vernunft vernimmt diese im unmittelbaren Elemente des Glaubens gemütsmässig gegebenen höchsten Realitäten und findet in Natur und Geschichte die Abschattungen derselben.

Diesen im besten Sinne des Wortes zugleich idealen und praktischen Beruf der Wissenschaft hat vom Standpunkte einer echt philosophischen spekulativen Vernunft-

betrachtung aus, im Gegensatze zu dem Dualismus des Franzosen Descartes, des Begründers der mechanischen, Körper und Geist, Gott und Welt trennenden Weltanschauung, im Gegensatz zu des holländischen excommunizierten Juden Spinoza Gott und Welt, Geist und Leib wesentlich einssetzenden pantheistischen oder monistischen Weltbetrachtung, gegenüber endlich dem Sensualismus und rationellen Empirismus des Engländers Locke und seiner bis heute von den praktisch-verständigen Engländern vertretenen, auf das Nützliche gerichteten Anschauung, unter den Deutschen zuerst derjenige grosse Gelehrte vertreten, den wir als den eigentlichen Begründer der im engeren Sinne deutschen Bildung der Neuzeit ansehen dürfen, der grosse Gelehrte und Staatsmann Leibniz, der geistige Urheber und Schöpfer der Erfurter Akademie der Wissenschaften, welche nach dem Muster der fast gleichzeitig gegründeten Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eingerichtet ward.

Leibniz überragt durch sein umfassendes gelehrtes Wissen alle seine Zeitgenossen. Aber das Grosse an ihm ist, dass er, während er auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften Meister war, den Geisteswissenschaften und den religiösen Dingen ein ebenso lebhaftes Interesse zuwandte, dass er, gleich gross als Theologe, Philosoph, Naturforscher und Mathematiker unablässig thätig war zur Überbrückung der konfessionellen Gegensätze, tonangebend und schriftstellerisch bahnbrechend selbst auf dem Gebiete der Heidenmission, ebenso praktisch wie spekulativ, in seinem ganzen umfassenden und tiefgehenden Denken und Forschen, Wirken und Schaffen so recht als das Vorbild einer zugleich auf die Förderung des wahrhaft Praktischen, im niederen wie im höheren Sinne Gemeinnützigen gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen erscheint, ein lebendiger Beweis, dass die Wissenschaft und Praxis sich nicht gegenseitig ausschliessen, sondern be stimmt sind, sich gegenseitig zu fördern und zu ergänzen.

Von diesem Manne ausgehend, der befruchtend und anregend auf alle nachfolgenden grossen Denker und Dichter unseres Volkes bis in die Gegenwart hinein gewirkt hat, entrollt sich vor uns der regelrecht fortschreitende Entwicklungsgang des deutschen Geisteslebens — ein Stück Kulturgeschichte

einziger Art, wie es kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat. Wurde Leibniz durch seinen Schüler Christian Wolff, den Begründer der Popularphilosophie der Aufklärung, missverständlich und einseitig aufgefasst, so tritt nun der Königsberger Philosoph Kant in diese Lücke und führt Leibniz an einem Punkte über sich selbst hinaus. War nämlich bei Leibniz noch zu sehr der auf das Quantitative, den Umfang, die Masse des Wissens gerichtete Geist des Gelehrten massgebend, wog der spekulative, auf die höchsten Dinge der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt im Reich der Natur oder der Notwendigkeit wie im Reiche der Freiheit und der Gnade gleicherweise gerichtete Drang so weit vor, dass es nicht zu einer eigentlichen Wertbestimmung des Wissens kam, so tritt uns dieser Gesichtspunkt nun bei Kant entgegen, indem er die theoretische Vernunft der praktischen unterordnet und als höchste Autorität nicht die denkend erkennende Vernunft und den kritischen Verstand, sondern den handelnden, auf das Gute gerichteten Willen setzt und damit den ethischen, also echt praktischen Gesichtspunkt für die Wertschätzung der Dinge in den Vordergrund stellt.

An Kant knüpft nun die durch Lessing eingeleitete, durch Goethes lebendiges Vorbild befruchtete, durch Schiller philosophisch begründete ästhetische Richtung an, die zugleich die ethische Anschauung Kants in wesentlichen Punkten ergänzt, berichtigt und vervollkommnet. Kants und Schillers ethisch-ästhetische Ansichten aber werden durch den geistvollen Theologen und Philosophen Schleiermacher spekulativ begründet, vertieft, abgeschlossen und schliesslich auf ihre positiv-christliche, religiöse Grundlage zurückgeführt.

Überall tritt uns bei diesen grossen Trägern und Bahnbrechern der deutschen Geistesbildung die lebendige Verbindung des wissenschaftlichen und ethisch-praktischen Geistes entgegen, nicht zum wenigsten auch bei dem alternden Goethe in der dritten Periode seines schriftstellerischen Wirkens und Schaffens, in der erst in der neuesten Zeit recht gewürdigten, wesentlich durch Leibniz und Kant bestimmten „Periode seiner Vollendung."

Hier setzt dann unter der Einwirkung der Romantik die grosse religiöse und nationale Bewegung der Be-

freiungskriege ein mit ihrer neuen Würdigung der Kirche und des Volkstums. Und nunmehr feiert die Wissenschaft selbst nach ihren einzelnen Zweigen eine Auferstehung, eine an die grosse religiös-politische Bewegung sich anschliessende Wiedergeburt in der sogenannten historischen Schule, die auf allen Gebieten des Wissens neue fruchtbare Anschauungen zutage fördert in Männern wie Neander, den beiden Humboldts, den Gebrüdern Grimm, Savigny und Leopold von Ranke.

Allen diesen Männern schwebt ein Ideal von Bildung vor, welches erhaben ist über den Gegensatz des Lebens und des Erkennens, das vielmehr beide Mächte und Richtungen in lebendiger, organischer Durchdringung erfasst. Alle diese grossen Männer sind aber auch einig in der Bekämpfung des unwissenschaftlichen Geistes einer auf das lediglich Nützliche, Sichtbare und Endliche gerichteten Aufklärung des beschränkten Alltagsverstandes, welcher sich anmasst, die grossen, geschichtlich gegebenen Wirklichkeiten nach willkürlichen, vorgefassten Begriffen zu meistern, ohne die Fähigkeit und den ernsten Willen zu besitzen, sich liebend in sie zu versenken und sie so zu verstehen und zu würdigen. Sie sind vielmehr die Vertreter einer humanen, echt menschlichen, den Menschen nach der Gesamtheit seiner Anlagen als ein organisches Ganze nach allen seinen Kräften, Phantasie und Vernunft, Verstand und Sinnlichkeit, Religion und Sittlichkeit entwickelnden und darstellenden Bildung.

Aber diese höhere allgemein menschliche, unter der Einwirkung des antiken Geistes der römisch-griechischen Völker, von einem Leibniz geahnte, von Herder angestrebte, von Goethe dargestellte, von Schiller und Schleiermacher philosophisch begründete universelle und zugleich ethisch-ästhetische Bildung, welche seitdem das Ziel aller angesehenen Vertreter der deutschen Wissenschaft geblieben ist, würde doch in ihrer Idealität unpraktisch, d. h. unwirksam in den weiteren Kreisen des Volkes bleiben, wenn sie sich nicht, wie einst der echte Humanismus zur Zeit der Reformation, in den Dienst derjenigen konkreten, geschichtlich gegebenen sittlichen Gemeinschaften stellte, in welchen der religiöse und ethische Geist seine ordnungsmässige Pflege und Förderung findet und aus dem derselbe immer wieder neue Kraft und Nahrung zieht, um

dann wieder erhaltend und befruchtend, entwickelnd und fördernd auf die Kultur und Bildung der nachfolgenden Generation einzuwirken. Der einzelne verdankt seine Bildung zunächst dem engeren Kreise seines Lebens und Wirkens, dem er angehört, seinem Volk und Vaterland, dem Stück Erde, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen. Keine sittliche Bildung ohne die Pflege und Förderung des Volkstums! Aber zum Volkstum gehört neben gemeinsamer Sprache, Sitte und Recht, auch die gemeinsame Religion. Kein Volkstum ohne Religion, und unter allen Religionen der Erde nimmt wiederum die christliche Religion eine so einzigartige und alle anderen Religionen durch ihren sittlichen Geist überragende Stellung ein, dass gegen diese Religion, kulturgeschichtlich betrachtet, eine andere kaum in Betracht kommt. Kein Volkstum also, sagen wir, ohne Christentum; es ist das tiefste religiös-sittliche Band, das uns mit anderen gebildeten Völkern der Erde verbindet und uns mit ihnen zu einer sittlichen Einheit zusammenschliesst, die Grundlage aller echten Humanität und Bildung. Und jene universelle, humane Kultur und Bildung, welche den edlen Geistern am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts als Ziel vorschwebte, es war ein Ideal, welches schon als solches, als reines Gedankending, als blosse Phantasieschöpfung, ohne Rücksicht auf ihre Verwirklichung betrachtet, nur auf dem Boden des Christentums entspringen konnte.

Soll es aber zur Verwirklichung dieses Ideales kommen, so dürfen wir Deutschen uns nicht mehr mit dem puren Idealismus begnügen, wir müssen praktisch werden, wir müssen als Deutsche ehrliche und aufrichtige Realpolitik auch auf dem Gebiete der Wissenschaft treiben, ich meine, wir müssen uns in der Verwirklichung unserer Ideale eng anschliessen an den uns gegebenen Grund und Boden unserer geistigen und sittlichen Wirksamkeit, ohne den alle unsere schönsten Ideale in der Luft schweben und phantastisch werden. Die Pflege des Volkstums hat keinen Sinn und Zweck ohne den bewussten Anschluss an die bestimmte rechtliche Organisation aller diesseitigen, und zwar nicht bloss der materiellen, sondern auch der geistigen und sittlichen Kräfte, die wir Staat nennen. Keine wahre Volksbildung ohne ein ausgeprägtes staatliches Bewusstsein! Die grossen Errungenschaften der Jahre 1866 und

1870 weisen uns mit Notwendigkeit darauf hin, und die Wissenschaft ist sich nach dieser Seite ihres praktischen Berufes immer klarer bewusst geworden. Sie hält es für ihre schönste Aufgabe, durch Verbreitung echt volkstümlicher Geschichtskenntnisse und der nötigen Rechtsbegriffe das staatliche und nationale Bewusstsein zu heben und zu pflegen. Auch die Schulen greifen hier mit ihrer Erziehung und mit dem Unterricht ein und wirken indirekt auf die Pflege bürgerlicher Tugenden, des Gemeinsinns und der opferfreudigen Hingabe an das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft, der Stadt und des Staates, dem der einzelne angehört.

Aber der Begriff des Volkstums ist, wie gesagt, nicht der höchste. Alle ethische und nationale Kultur bedarf der Ergänzung und Vertiefung durch den christlichen Geist. Kein wahres und gesundes Volkstum ohne echtes, lebendiges Christentum, keine nationale Bildung ohne christliche Bildung, d. h. keine Bildung des Verstandes, der Phantasie, des Willens ohne die rechte Bildung des Herzens, des Gemütes. Diese aber kann nur das Christentum dem Menschen geben. Nur das Wort vom Kreuz heisst uns gründlich mit dem angeborenen Egoismus, der Sünde im Herzen brechen und die Gnade Gottes in Christo als einzigen Rettungsanker in allen Nöten zuversichtlich ergreifen. Nur der christliche Glaube ist zugleich die Quelle rechter Demut und rechter Liebe zum Nächsten, und damit das wirksamste Heilmittel gegen alle sozialen und sittlichen Schäden unsres Volkslebens, andrerseits aber auch die Krone aller echt menschlichen Bildung. Nur der lebendige Christusglaube ist der sichere Grund jener Hoffnung, welche auch in den schwersten Nöten und Kämpfen der Wirklichkeit den Menschen getrost das Haupt emporheben lässt, die Quelle jenes erhabenen Idealismus, der trotz aller Hemmung des Reiches Gottes auf Erden den Menschen unverwandt auf das sicher und klar erkannte Ziel der Vollendung der Welt und des Menschen blicken lässt, welche uns der auferstandene Heiland erschliesst, und jene Ausdauer und Geduld im Kampfe mit der Weltsünde und Weltnot verleiht, ohne welche nichts wahrhaft Gutes hier auf Erden gelingt. Wenn nach Schleiermacher geistige Vorzüge ohne sittliche Gesinnung keinen Wert haben, so sagen wir weiter, dass weder eine geistige noch eine

sittliche Bildung, die sich vom Boden des Christentums loslöst, wahren Wert hat, und dass vollends eine nationale Kultur und Bildung, welche sich in einer dem Christentum entgegengesetzten Richtung entwickeln wollte, früher oder später dem Untergang anheimfallen müsste, da sie mit Bewusstsein den Ast absägt, auf dem sie sitzt, die Quelle vergräbt, aus der sie allein ihre Kraft schöpft, sich ihre Lebensadern unterbindet. Eine lediglich ethische und nationale Kultur, die von diesem wichtigsten Faktor der geistigen uud sittlichen Bildung unseres Volkes absieht, wird früher oder später in den antiken Intellektualismus einer einseitigen Verstandeskultur oder in einen unklaren Kunstenthusiasmus zurücksinken und andrerseits durch eine einseitige Pflege nationaler und partikularer Interessen zur chauvinistischen Selbstverherrlichung und damit zum Raçen- und Klassenkampf führen. Also kein Volkstum, vor allem kein deutsches Volkstum ohne wahres, lebendiges Christentum! Wie allein nämlich das Christentum dem einzelnen Menschen zur rechten Selbsterkenntnis verhilft, so giebt es auch dem einzelnen Volk die Erkenntnis nicht bloss seiner Vorzüge, sondern auch seiner Schranken, Mängel und Fehler. Hier hat nun auch die Wissenschaft ihres echt praktischen und nationalen Berufes zu walten, indem sie — die Kulturgeschichte wie die politische Geschichte, die Sprachwissenschaft wie die Rechtswissenschaft — unser Volk zu tieferer Selbsterkenntnis führt und auf den inneren Zusammenhang unseres Volkslebens mit dem Christentum, auf die Lichtseiten, aber auch auf die Schattenseiten unseres Volkscharakters hinweist.

Aber wir müssen diesen praktischen Beruf der Wissenschaft noch konkreter und bestimmter fassen. Das Christentum ist kein blosses Gedankending, kein platonischer Staat, kein blosses religiös-sittliches Ideal, das sich hier auf Erden nie verwirklicht, sondern beständig nur Gegenstand unsres Strebens wäre, nein, es ist That und Wahrheit, es ist die allerrealste, konkreteste und bestimmteste Macht, die es giebt. Es hat sich geschichtlich verkörpert in der christlichen Kirche. Wie nun alle patriotische Begeisterung für Volk und Vaterland nichts als Redensart bleibt, wenn sie nicht auch thätige Teilnahme, lebendiges Interesse, kräftiges handelndes Eintreten für den Staat zeigt, in welchem der Geist des Volkes sich eine recht-

lich bestimmte Organisation behufs eigener Selbsterhaltung und Fortentwickelung gegeben hat, so ist auch alles anerkennende Reden über christliche Kultur, christliche Gesittung und Bildung nichts als blosses Phrasengeklingel ohne das lebendige Interesse und die thätige Teilnahme für die religiöse Gemeinschaft, in welcher sich der christliche Geist eine geschichtlich bestimmte Gestalt gegeben, in der er sich verleiblicht hat als einem Organ und Werkzeug seines Wirkens in der Welt, nämlich die Kirche.

Nun fragt ja die Wissenschaft zunächst nicht, zu welcher Religion sich der einzelne Mann der Wissenschaft bekennt; aber sie hat, wie der Staat, das grösste Interesse daran, dass er überhaupt religiös ist. Denn die ausgesprochene Irreligiosität ist unverträglich mit der Pflege wahrer Wissenschaft, wie auch mit der Bekleidung eines höheren Staatsamtes. Ebenso fragt eine wissenschaftliche Gesellschaft nicht, zu welcher Kirche sich eins ihrer Glieder bekennt, welcher christlichen Konfession es angehört. Aber sie hat allerdings ein grosses Interesse daran, dass der, welcher ein Christ sein will, auf die Kirche, zu der er gehört, auch etwas hält. Denn eine Verachtung der Kirche setzt Indifferentismus, Gleichgültigkeit in den wichtigsten Dingen voraus, und diese ist unverträglich mit dem Geist der Pietät und Treue, der Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und sittlichen Strenge gegen sich selbst, den jede echte Wissenschaft von ihren Vertretern fordern muss. Und gerade der religiös-indifferente und gleichgültige Mensch ist am wenigsten geneigt und fähig, andere, die auf ihre religiösen Überzeugungen etwas halten, zu dulden. Nur wer selbst eine festausgeprägte und charakteristisch bestimmte religiöse Überzeugung sich selbständig erworben hat und dieselbe in seiner eigenen religiösen Gemeinschaft bethätigt, wird wahrhaft imstande sein, auch die lebendige und charakteristische religiöse Überzeugung und Handlungsweise anderer zu achten und sie zu dulden.

Verbindet sich nun in den Vertretern der Wissenschaft mit dem sittlichen Ernst religiöses Interesse und thätige Teilnahme für die Kirche, so wird man sich des praktischen Berufes der Wissenschaft auch nach dieser Seite hin in vollem Masse bewusst sein. Es liegt in der Natur der Sache und ist in der Aufgabe der Wissenschaft begründet, welche dem Men-

schen ein getreues Bild der Wirklichkeit verbunden mit einem möglichst vollkommenen Verständnis derselben zu geben hat, dass jede in die sichtbare Erscheinung tretende Kraft von der Wissenschaft nach Massgabe ihrer Wirkung und der Bedeutsamkeit ihrer Folgen gewürdigt wird, wie im Gebiete der Natur, so im Gebiete der Geschichte. Wie sollte die Wissenschaft nun ihren Blick verschliessen dürfen gegen diejenige geschichtlich gegebene Macht, von der die weitaus bedeutendsten Wirkungen ausgegangen sind, welche die Bildung und Gesittung der Völker auf allen Gebieten in durchgreifender Weise bestimmt, erneuert, umgewandelt hat? Dies gilt aber ohne Zweifel von der christlichen Kirche und ihrer Wirksamkeit auf Erden, wenn wir dieselbe, abgesehen von allen verschiedenen Schattierungen, Richtungen und Gegensätzen geistiger und sittlicher Art, als ein geschichtlich gegebenes Ganze ins Auge fassen. Die Wissenschaft, vorab die Wissenschaft der Theologie, insbesondere die Kirchengeschichte hat diese geschichtlich gegebene Grösse in ihrer ganzen Bedeutung unbefangen und wahrheitsgemäss zu würdigen.

Vor allem aber ist es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, dass der deutsche protestantische Christ nicht unbekannt ist mit den einzigartigen Verdiensten, welche sich die Kirche der Reformation, die evangelische Kirche, um die Hebung und Förderung deutsch-nationaler Kultur, Bildung und Gesittung in der Neuzeit erworben hat, Verdienste, wie sie jeder unbefangene Litteratur- und Kulturgeschichtschreiber zu würdigen weiss und kein besonnener Katholik, so fest er auch von der Wahrheit seiner religiösen Anschauung überzeugt sein mag, in Abrede stellen wird. Denn die gesamte Neuzeit mit ihren Errungenschaften auf allen Gebieten des geistigen wie des politischen Lebens steht ja auf den Schultern der Reformation. Die Wissenschaft hat hier den wichtigen praktischen Beruf zu erfüllen, aufklärend, berichtigend, würdigend in dieser Hinsicht vor allem in den Kreisen unsrer Gebildeten zu wirken, da die immer auch hier noch verbreitete Urteilslosigkeit weniger vielleicht auf Gleichgültigkeit als auf einer wahrhaft erstaunlichen Unkenntnis beruht.

Blicken wir zurück. Es kam uns darauf an, eine allgemeine Frage zu erörtern, deren befriedigende Beantwortung

die Voraussetzung für die Existenzberechtigung unserer Akademie bildet, die nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft überhaupt. Wir legten dar, dass von einem praktischen Beruf der Wissenschaft neben ihrer selbstverständlichen rein theoretischen Arbeit, welche ihren Zweck und Wert in sich selbst hat, nur unter der Voraussetzung die Rede sein kann, dass zwischen Erkennen und Leben — das letztere Wort vor allem im tieferen Sinne des religiös-sittlichen Lebens aufgefasst — kein von vornherein gesetzter und darum unversöhnlicher Gegensatz besteht. Wir gaben im Anschluss an die Erzählung der Genesis von den beiden Bäumen des Paradieses zu, dass dieser Gegensatz in Wirklichkeit uns häufig entgegentritt, dass er aber, wo er vorhanden ist, nicht in der Natur der Sache begründet, mithin notwendig ist, sondern dass er auf einem Fehler beruht, nämlich auf einer Verirrung der Wissenschaft, wie sie aus der einseitigen Verstandesreflexion entspringt, dass aber die wahre Wissenschaft, welche den Grund und Zusammenhang mittelst der in die Tiefe dringenden, regelrecht fortschreitenden Vernunft zu erforschen sucht, wie der Gang der deutschen Bildung der Neuzeit in ihren Hauptvertretern von Leibniz bis Goethe zeigt, den religiösen und sittlichen Interessen nicht nur nicht fremd ist, sondern neben der ästhetischen Richtung eine durch und durch religiöse und sittliche Tendenz aufweist, dass mithin die Wissenschaft, weit entfernt bloss Selbstzweck zu sein und sich von den Mächten des Lebens loszulösen, vielmehr einen eminent praktischen Beruf hat, indem sie an ihrem Teile neben der Kunst, neben der Sittlichkeit und Religion an der Erreichung des höchsten Zweckes, einer höheren allgemein-menschlichen, wie zugleich vaterländischen und christlichen Bildung mitarbeitet und als schönste Frucht der Ausübung dieses ihres praktischen Berufes in der Pflege, Stärkung und Förderung eines bestimmt ausgeprägten staatlichen wie kirchlichen Bewusstseins erblickt.

Von hier aus eröffnet sich uns der Blick in die Aufgabe, welche unsrer Erfurter Akademie gestellt ist.

II.

Akademieen der Wissenschaften verdanken ihren Ursprung zunächst einem rein gelehrten Interesse und verfolgen von Hause aus rein gelehrte Zwecke. Auf diesem Standpunkte befinden sich noch heute fast alle Akademieen des In- und Auslandes. Die Mitglieder derselben sind ausschliesslich Gelehrte, Männer der Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes, im Gegensatze zur Praxis, Männer, welche sich nicht nur, wie alle höheren Beamten, auf der Universität eine höhere wissenschaftliche Bildung erworben, sondern, welche die Beschäftigung mit der Wissenschaft zu ihrem und zwar zum ausschliesslichen Lebensberuf erwählt haben, also meist Universitätslehrer, Gelehrte im engeren Sinne des Wortes, welche das Bedürfnis empfinden, die neuen Ergebnisse ihrer selbständigen wissenschaftlichen Forschung einem Kreise mitstrebender Fachgenossen darzulegen, um darüber je nachdem ihr Urteil zu hören. Diese Mitteilung hat einen Sinn; denn ein jeder darf darauf rechnen, von seinen Kollegen verstanden zu werden, da alle die gleiche philosophische Bildung besitzen, welche die Voraussetzung gelehrter Werke und Abhandlungen ist. Ausserdem verfolgen diese Mitteilungen den Zweck, mit den Fortschritten bekannt zu machen, welche die wissenschaftliche Forschung in den verschiedenen Fächern aufzuweisen hat, und den Blick zu erschliessen in den Organismus, das in sich geschlossene Ganze der Wissenschaften, deren zusammenfassende Darstellung und übersichtliche Gliederung die Aufgabe des höchsten Zweiges der Wissenschaft, der philosophischen Forschung, ist.

Es ist nun ein bedeutsames Moment, dass zur Gründung solcher Akademieen in Deutschland gerade derjenige Philosoph den wirksamsten Anstoss gegeben hat, in dessen umfassendem Geiste zuerst der Gedanke des Organismus der Wissenschaften entsprungen ist und von dem der für die wissenschaftliche Methode der Neuzeit überhaupt so wichtige Begriff der Entwickelung zuerst angewandt und durchgeführt, nämlich der bereits erwähnte Leibniz.

Diesem gelehrten, rein wissenschaftlichen Bildungszweck dient nun in erster Linie auch die Erfurter Akademie, und zur

Lösung dieser Aufgabe möchte sie noch jetzt einen, wenn auch immerhin bescheidenen Beitrag geben. Denn wiewohl die Mitglieder derselben meist zugleich Männer der Praxis, nicht Universitätslehrer sind, so wird es ihnen doch an dem rechten wissenschaftlichen Sinn und Interesse nicht fehlen Auch werden sie je nachdem in einem besonderen Fache tiefere selbständige wissenschaftliche Studien und demgemäss auch neue Ergebnisse ihrer Forschung aufzuweisen haben, welche geeignet sind, die Wissenschaft überhaupt in einem Punkte zu erweitern und zu fördern.

Aber der geniale Leibniz, der geistige Urheber unserer Akademie, blickte weiter. Er war nicht bloss der erste bedeutende Vertreter einer umfassenden, fast in allen Gebieten der Wissenschaft heimischen Gelehrtenbildung in Deutschland, er hat der Wissenschaft noch ein höheres ethisches und praktisches Ziel gesteckt, indem er sie in eine innere fruchtbare Beziehung zum Leben zu setzen suchte und den Anstoss gab zur Entwicklung und Förderung jener sogenannten allgemeinen, alle geistig irgendwie interessierten Kreise des Volkes umfassenden Bildung. Leibniz hatte ein lebhaftes Bewusstsein davon, dass die Wissenschaft, um fruchtbringend fürs Leben zu werden und somit eine einschneidende Wirkung zu entfalten, aus dem engeren, abgeschlossenen Gelehrtenkreise heraustreten müsse, dass die Wissenschaft nicht bloss Selbstzweck sei, sondern zugleich als Mittel zu einem höheren Zwecke dienen müsse, dass nicht die Gelehrsamkeit das höchste Ziel der Wissenschaft sei, sondern die Bildung des einzelnen, ja des ganzen Volkes.

Wenn er diesen Bildungszweck der Wissenschaft im Geist jener Zeit etwas eng und einseitig bestimmt und ihm die nächstliegende Beziehung auf das Nützliche, das Gemeinnützige, das Gemeinwohl giebt, wenn er mit dem Wort: Alles was wahr ist, ist zugleich nützlich — den Grafen von Boyneburg veranlasst hat, diesem Gedanken in der Stiftung der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften einen bleibenden konkreten Ausdruck zu geben, so war er doch weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen in der Weise der beschränkten, an ihn sich anschliessenden Denkweise der Aufklärung lediglich auf das materielle Gemeinwohl zu beschrän-

ken; er meint vielmehr das, was wir vorhin als den praktischen Beruf der Wissenschaft bezeichnet haben. Nicht die einseitige Fassung des Ausdruckes, sondern die weitschauende Absicht des genialen Mannes, das Ziel, was er im Auge hat, ist massgebend für uns. Es ist kein anderes als jene echt deutsche und christliche, ebenso praktisch als ideal gerichtete, weil echt ethische Bildung, wie sie die an Leibniz anschliessende und durch die grossen Denker und Dichter unsres Volkes vertretene Entwicklung des deutschen Geistes uns vor Augen stellt.

Im Sinne jener echt deutschen Bildung, welche den Gegensatz von Wissenschaft und Leben überwunden hat, weil sie aus dem religiös-sittlichen Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Treue und Gewissenhaftigkeit des Glaubens und der Liebe geboren ist, welcher zugleich das Leben des einzelnen Menschen wie der Völker erfüllen soll und allein ihr wahres Wohl verbürgt, ladet unsere Akademie ein jedes neu ernannte Mitglied zur Mitarbeit ein, indem sie ihm zuruft auf dem ihm übersandten Diplom:

„Auf den einsamen Höhen verweilend, zu denen das Geräusch der menschlichen Werkthätigkeit nicht hinaufreicht, mag die Wissenschaft geeigneter sein, Ehrfurcht und Staunen zu erwecken; will sie aber Dank und Liebe ernten, so steige sie herab, dem friedlichen Wirken der Völker sich fördernd anzuschliessen. Diesen hülfreichen Verkehr des Wissens mit dem werkthätigen Leben zu vermitteln, das ist die Aufgabe, welche sich die Akademie gestellt hat. So oft sie, dem wissenschaftlichen Streben ihre Achtung bezeugend, ein neues Mitglied sich beigesellt, hofft sie eine Bürgschaft mehr dafür gewonnen zu haben, dass die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage."

Die Erfurter Akademie ist diese Früchte nicht schuldig geblieben. Ein Blick auf die Geschichte beispielsweise der letzten 30 Jahre würde das an der Hand von Daten und Zahlen nachweisen, aber ich darf die heutige Festversammlung nicht mit trockenen statistischen Notizen belasten. Sie hat ihre doppelte Aufgabe, ihre wissenschaftliche und ihre praktische, nach Kräften zu erfüllen gesucht, die er-

stere vorzugsweise in ihren ordentlichen Sitzungen, die letztere in ihren öffentlichen Versammlungen.

Sie ist sich selbstverständlich bewusst, nicht die einzige wissenschaftliche Gesellschaft zu sein, welche den in ihren Statuten und in ihrem Diplom ausgesprochenen Gedanken in unserer Stadt vertritt. Seit ihrer Stiftung hat unser Volksleben die tiefgreifendsten Umwandlungen erlebt. An der Ausgleichung der Gegensätze zwischen Wissenschaft und Leben wird von allen Seiten gearbeitet. Die Naturwissenschaften haben einen nie gesehenen Aufschwung genommen und in jeder Hinsicht fördernd und hebend auf das werkthätige gewerbliche Leben eingewirkt. Die Technik hat sich in erstaunlichem Masse vervollkommnet. Handwerker- und Gewerbevereine sorgen für weite Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten. Andrerseits befriedigen Geschichts- und Altertumsvereine das wissenschaftliche Bedürfnis durch Mitteilung interessanter archäologischer und lokalgeschichtlicher Einzelheiten, wie ausgeführter kulturgeschichtlicher Einzelbilder.

Soll die Akademie als selbständige wissenschaftliche Gesellschaft sich neben dieser mehr im engeren Sinne des Wortes gemeinnützigen, oder neben den mehr im engeren Sinne gelehrten Bestrebungen und Gemeinschaften behaupten, so hat sie ihre Kräfte zu verdoppeln, nicht um mit jenen blühenden, von der Gunst und der thätigen Teilnahme weiterer Kreise getragenen Vereinigungen zu konkurrieren, sondern um, wo es möglich oder nötig ist, eine leer gelassene Lücke auszufüllen und so einem bestimmten Bedürfnisse zu genügen.

Das kann sie aber erfolgreich nur, wenn sie gleich weit entfernt von einem geistlosen gelehrten Spezialismus wie von einem plattverständigen, auf das Alltägliche beschränkten Nützlichkeitssinn ihre Aufgabe erfasst und stetig erfüllt in dem Sinne jener aus dem Geiste echter Wissenschaft geborenen, ebenso ideal wie praktisch gerichteten Bildung, wie sie den grossen Denkern und Dichtern unseres Volkes am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts als Ziel vorgeschwebt hat und wie wir sie uns nach ihren allgemeinsten Umrissen vorgeführt haben, einer Bildung, welche nicht einreisst und zerstört, sondern baut, welche den ganzen Menschen

nach Gemüt und Willen, Vernunft und Gefühl, Verstand und Phantasie befriedigt, welche ferner, indem sie den an den gediegenen Gehalt und die geschmackvolle Behandlung des Gegenstandes zu stellenden idealen Forderungen entspricht, zugleich den geistigen Gesichtskreis erweitert und die Herzen veredelt, welche endlich, indem sie durch Stärkung der religiössittlichen Gesinnung die höchsten Güter unseres Volkes, Vaterland und Christentum, Staat und Kirche, schätzen und lieben lehrt, echt praktisch den Willen bewegt zum thatkräftigen Eintreten für die Erfüllung der höchsten Zwecke des Reiches Gottes.

Möchte es der Akademie gelingen, durch die fernere opferwillige und selbstlose Hingebung eifriger Mitarbeiter diesem Ziele näher zu kommen! Möchte es ihr auch zur Erfüllung ihrer Aufgabe weder an der wohlwollenden Förderung von seiten der hohen Behörden, noch an der lebendigen Teilnahme der für alle echt gemeinnützigen Zwecke so warm interessierten gebildeten Bürgerschaft unsrer Stadt fehlen! Das walte Gott!

Die

Lagenverhältnisse von Erfurt.

Festvortrag

gehalten

in der öffentlichen Versammlung der Akademie

am 20. Juni 1894

als am 90. Geburtstage ihres langjährigen Vicepräsidenten

des Herrn Oberregierungsrats Dr. Frhrn. von Tettau

von

Prof. Dr. A. Kirchhoff
in Halle.

Kein Geringerer als Martin Luther hat die Behauptung ausgesprochen, dass an der Stätte, die Erfurt trägt, eine Stadt liegen müsse. In seinen „Tischreden" hat er das geäussert und es aus der hohen Fruchtbarkeit der Stadtumgebung gefolgert, die er mit einer Schmalzgrube verglich. „Da", sagte er, „muss eine Stadt stehen, wenngleich sie wegbrennte." Wie ein Phönix also werde Erfurt hier immer von neuem erstehen, so naturnotwendig sei an dieser Stelle eine Stadtsiedelung.

Gewiss sind es immer die unmittelbaren und augenfälligsten Vorzüge einer Örtlichkeit gewesen, die den Menschen zur Ansiedelung bewogen; unter diesen spielt neben dem Vorrat guten Trinkwassers die Bodenfruchtbarkeit eine grosse Rolle, ja sie gehört zugleich zu denjenigen Siedelungsgrundlagen, welche allen Wechsel der Zeiten überdauern, die Weiterblüte einer Siedelung am sichersten gewährleisten.

War jedoch der Grund und Boden der Metropole Thüringens von jeher wegen seiner Fruchtspende begehrenswert für den Menschen? Das müssen wir schon darum in Abrede stellen, weil auch diese Scholle deutscher Erde doch wohl nichts Essbares von selbst darbot aus dem Füllhorn ihrer Pflanzenschätze als höchstens Beeren am Gesträuch des Dikkichts oder Holzäpfel und Holzbirnen, und weil die ersten Menschen, die schweifend hier durchs Gerathal zogen, sicherlich keine Ackerbauer waren. Ja damals, als der Mensch zusammen mit dem Mammut und dem wollhaarigen Nashorn Thüringen bewohnte, lag während der grossartigsten jener Eiszeiten, deren unser Vaterland mehrere nach einander mit eingeschalteten Wärmeperioden durchlebt hat, die Erfurter Gegend im diluvialen Gletschereis für Jahrhunderte begraben.

Die ungeheure Eisdecke jener Tage, die sich von ihrem skandinavischen Ursprungsherd über Finnland und die aus-

gefrorene Ostsee nach dem nordwestlichen Russland und nach der norddeutschen Niederung vorgeschoben hatte, drang zwischen dem Harz und dem sächsischen Bergland tief nach Thüringen hinein. „Aufwärts pflügend“ rückte dies lebenvernichtende Inlandeis von der heute nach Halle und Leipzig genannten Tieflandsbucht vor bis über Weimar, Erfurt, Gotha und Mühlhausen. Wie gewaltig die Dicke der Eismasse selbst hier an ihrem Südsaum gewesen ist, erkennen wir daraus, dass die Geschiebe der Grundmoräne dieses riesigsten Eiskuchens, den je Europa sah, von der Gera-Aue nördlich von Erfurt bis auf die Höhe der Cyriaksburg hinaufreichen. Die untrüglich auf skandinavische Herkunft weisenden roten granitartigen Gneisblöcke liegen seit dem Abschmelzen des Eises bis zur Stunde auf dem ihnen so fremden Boden auch des Thüringer Landes. Wir finden diese Irrblöcke an der Landstrasse von Erfurt nach Dittelstedt, in diesem Dorfe selbst wie in Linderbach und Niedernissa. *)

Der grossen kühlfeuchten Eiszeit scheint eine völlig gegensätzliche Trockenperiode auf dem Fusse gefolgt zu sein. Steppengräser übergrünten das eisfrei gewordene Erdreich, Steppentiere von der Kirgisensteppe und der weiten Steppenflur Südrusslands wanderten herein, unter ihnen der Hamster, der nachmals von der „Kultursteppe“ des Thüringer Ackerbaues sehr unbescheiden Nutzen zog. Trockene Winde häuften den ungeschichteten gelbbraunen Lösslehm auf, den dann die darüberwachsende Grasnarbe festigte. Auch der Erfurter Landschaft ist dieser überaus fruchtbare Löss zu teil geworden. Westliche Winde herrschten offenbar schon damals bei uns vor, denn zumal am Westgehänge der Thäler, das dann den stillen Winkel bildete, zeigt sich der Löss gehäuft, so in einer hohen Wand dicht am linken Gera-Ufer oberhalb des Flusseintritts in die Brühler Vorstadt Erfurts bei der Gesundheitsquelle.

Ein Flussthal hat demnach unzweifelhaft schon in der diluvialen Steppenzeit hier bestanden, ja es muss schon während der grossen Eiszeit vorhanden gewesen sein; vermutlich hat

---

*) E. E. Schmid, Erläuterungen zur geol. Spezialkarte von Preussen und den Thür. Staaten. Nr. 357, Blatt Erfurt. Berlin 1875. S. 6.

sogar bereits im Tertiäralter die Gera dies Erfurter Thal gefurcht. Die Geröllschotter des Gerathals stammten immer aus Süden; stets fanden sich unter ihnen die Porphyre der gegenwärtigen Wiegenstätte des Flusses. Die Gera schloss mithin von jeher die Gegend von Erfurt an den Thüringerwald an.

Indessen noch gar viele Jahrhunderte hindurch, nachdem längst Eis- und Steppenzeit vorüber, blieb die Ausweitung des Gerathales, die den Fluss bei Hochheim betritt, übersumpft. Es ist bedeutungsvoll, dass die Gera-Aue abwärts von Erfurt bis zur Unstrut keinerlei Reste aus der Steinzeit entdecken liess, so viele deren zu Tage gefördert wurden aus dem festen Boden des östlichen und namentlich des westlichen Höheneinschlusses der Aue. Die Erfurt umragenden Höhenzüge waren schon in jener Vorzeit bewohnt, als der Mensch auch in Thüringen noch kein Metall kannte, sondern seine Geräte nur aus Stein und Thon, Holz, Horn und Knochen formte, den Hirsch mit der scharfen Feuersteinspitze seines Pfeiles erlegte. Insbesondere befand sich im Süden Erfurts, am Nordrand des Steigerwaldes, eine Wohn- und Begräbnisstätte von Steinzeitmenschen. *) Jedoch von Erfurt selbst fehlen die Beweise einer steinzeitlichen Siedelung **), so gewiss einzelne Funde von Gerätschaften aus der Steinzeit bezeugen, dass naturgemäss schon damals der Mensch wenigstens als Jäger und Durchzügling an und zwischen den Erfurter Geraarmen sich blicken liess. Hirschbrüllen durchhallte zur Brunstzeit jedes Herbstes die Buschwaldung des späteren Baugrundes von Erfurt; nach den Hirschen benannte man ja nachmals einen Teil des Brühls. Was in geschichtlichen Zeiten der Erfurter Chronist als Denkwürdigkeit verzeichnete, dass ein mächtiger Zehnender bei Hochwasser in der Geraflut zur Stadt geschwommen sei, das war damals ein gewöhnliches Geschehnis.

Eins der auffälligsten Zeugnisse für Behinderung von Siedelungsanlagen durch morastigen Boden liefert mitten im dorf-

---

*) Zschiesche, Beitrag zur Vorgeschichte Thüringens (im 13. Heft der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde für Erfurt, 1887, S. 273). Vergl. auch die beigefügte lehrreiche Karte.

**) Dicht vor der alten Stadtgrenze finden sich aber solche (im nichtalluvialen Boden) vor dem Andreasthor und am südwestlichen Abhang des Petersberges. Zschiesche a. a. O. S. 273, 275.

reichen Mittelthüringen das langgezogene Dreieck, dessen Südspitze da liegt, wo sich die umfangenden Flussarme, Gera und schmale Gera, kurz vor dem Austritt aus dem Erfurter Weichbild trennen, um sich nicht wieder zu vereinigen. Diese ganze, noch jetzt von tafelebenen Rieden grösstenteils erfüllte Fläche ist, so weit sie sich nordwärts gegen die Unstrut ausdehnt, abseits der beiden Flussarme bis in die Breite von Gebesee ohne ein einziges Dorf. Jede Schwemmlandebene trocknet von ihrem flussaufwärts belegenen Ende her ab, weil die Wasserentziehung beim allmählichen Tiefereinnagen der Rinnsale dem Gesetz der Schwere gehorchend sich von oben nach unten vollzieht. Folglich verwandelte sich auch das Schwemmland am Norddrittel der Gera zuerst an seinem Südende bei Erfurt in gangbaren, für Siedelung brauchbaren Boden. Und gerade an dieser Stelle treten zum letztenmal beträchtlichere Höhen anstehenden Gesteins hart ans linke Flussufer, während weiterhin dieser Höhenrand gen Nordwesten zurückweicht in der Richtung nach den Fahnerschen Höhen. Es sind die Keuperfelsen des Petersberges, der Domhöhe, der Cyriaksburg. Am Fusse dieses Höhenzuges, insbesondere im Schutz des am weitesten nach dem nördlichen Flachland vortretenden Petersberges, ist Erfurt erbaut worden als Siedelung an einer Furt durch die Gera. Zwar wissen wir, dass es ursprünglich der Siedelungen mehrere waren: Schilderode im Nordwesten schmiegte sich dicht an den Petersberg und reichte anscheinend nicht aufs rechte Flussufer hinüber, das Brühl erwuchs nur langsam als Dörfchen auf den buschbewachsenen Flussinseln im Südwesten; aber der zwischen beiden entstandene eigentliche Furtort, der sich also wohl von Anfang an auf rechtem und linkem Gera-Ufer entfaltete, verschmolz mit Schilderode bereits im frühen Mittelalter, später ebenfalls mit dem Brühldorf, das noch längere Zeit als Vorort ausserhalb des städtischen Mauerrings verblieb.

Der sichere Beweis für die Entstehung Erfurts als Furtort liegt in seinem Namen, der in seiner ältesten Form Erpesfurt kaum etwas anderes bedeuten kann als die Wohnstätte Erpos an der Furtstelle der Gera. Erpo ist ein vormals nicht seltener deutscher Personenname gewesen. Die Sage macht den Gründer der Stadt Erfurt zu einem Müller, und wohl unzweifelhaft

drehen sich noch zur Stunde Mühlräder an der Stelle am Gera-Ufer, wo das älteste Haus unserer Stadt einst stand *). Am meisten scheint mir die nachmals von der Krämerbrücke überwölbte Flussgegend Anspruch darauf zu haben, die Erpo-Furt gewesen zu sein; auf sie führte die gewiss uralte Zentralstrasse vom Petersberg durch die nun verschwundene Fingerlingsgasse und in deren geradliniger Fortsetzung die Breite (jetzige Markt-) Strasse nach dem Fischmarkt und setzte sich dann über den Wenigenmarkt fort durch die Meimergasse (nachmals Eimergasse genannt), vor der Kaufmannskirche vorbei nach dem Krämpferthor, dem alten Ostthor der Stadt. Nur sind die nachher so zahlreich in und abwärts von Erfurt angelegten Wassermühlen wohl erst späterer Erfindung; lange noch wird man sich wie in der Steinzeit damit beholfen haben, das Getreide mit der Handmühle zu mahlen. Indessen zum Durchwaten, Durchreiten und Durchfahren der Gera bot jene Örtlichkeit offenbar beste Gelegenheit, denn, abgesehen von der in nächster Zukunft der Wiederzuschüttung verfallenden Wilden Gera, die zum Schutz des östlichen Stadtmauerzuges erst später künstlich abgezweigt wurde, strömte der Fluss zwischen der netzartigen Zerspaltung im Brühl und der Gabelung unweit des Andreasthores im Norden nur auf der Strecke von der heutigen Langen Brücke ab in einem einheitlichen, breiteren, doch um so seichteren Bett als sogenannter Breitstrom, durchsetzt von sandigen Werdern, wie man solche später u. a. zum Ausbau der Krämerbrücke mitbenutzte.

Die Akropolis Erfurts, seine Burghöhe, war der Petersberg, der beim Volk noch lange nach Gründung des Petersklosters Merwigsberg hiess, nach einem z. B. auch in der Nordhäuser „Merwigslinde“ anklingenden volkstümlichen Thüringerwort für altgeschichtlich Geweihtes. Dort soll noch in christlicher Zeit ein alter Königshof gestanden haben, und ebendorthin weisen die in ihrer Entstehung dunklen Stadtvogteigerechtsame der Grafen von Gleichen, nach deren Löwenwappen am nachmals vermauerten Westthor, das zur Burg

*) Inzwischen sind gerade die beiden Mühlen an den nach ihnen benannt gewesenen Mühlstegen dicht oberhalb der Krämerbrücke wegen des in Vorbereitung begriffenen Brückenbaues daselbst abgebrochen worden.

führte, dieses selbst das Lauenthor genannt wurde. Einer Nierengestalt im Umriss gleichend lagerte Alt-Erfurt vor den westlichen Anhöhen; am weitesten sprang in den bogigen Niereneinschnitt derjenige Felsenhügel ostwärts vor, an dessen der Stadt zugekehrtem schroff abfallenden Rand die beiden ehrwürdigen Kirchenbauten, der Dom und die Severikirche, sich noch heute erheben, das Stadtbild so prächtig krönend, mit ihrem gen Himmel ragenden doppelten Turmdreizack das weithin schauende Wahrzeichen Mittel-Thüringens. Vermutlich waren diese Felsen als Stätten heidnischer Götterverehrung bereits dem Volke heilig, ehe Bonifatius hier die Mutterkirche des Christentums für Thüringen stiftete.

Eben damals und durch Bonifatius selbst fällt der erste Lichtstrahl schriftlicher Geschichtsüberlieferung auf diese Ansiedelung. Bonifatius nennt sie in dem Schreiben, das er im Jahre 742 an den Papst Zacharias richtete, „eine schon lange bestehende Stadt heidnischer Ackerbauer“. Viele Jahrhunderte also mochten schon verflossen sein seit jener Zeit, in der nur das Wild den Jäger an diese Stätte lockte oder den Fischer der fischreiche Fluss, an dessen vor alters erkleckliche Ausbeutung noch der Name des Fischersandes erinnert. Man hatte längst die hohe Fruchtbarkeit des Erfurter Bodens verwerten lernen, und in der fleissigen Landbestellung wurzelte seitdem immerdar der bürgerliche Wohlstand. Um die Höhen der Stadtumgebung, ja weit in die Stadt selbst hinein grünten Weingärten, im Laufe des Mittelalters trat zum Getreidesegen der Fluren vor allem der Waidbau, den erst der moderne Mitbewerb des Indigos niederbrach, später zumal auf dem herrlichen Dreienbrunnenfeld zwischen Steiger und Cyriaksburg feinster Gemüsebau. Das Erzstift Mainz, das Erfurt wie seine zweite Residenz betrachtete, erwarb sich schon frühzeitig Verdienste um den Erfurter Garten- und Gemüsebau; den tiefgründigen Humusboden im Hirschbrühl wenigstens liess es durch (wahrscheinlich flämische) Gärtner urbar machen. Wenn aber noch heutigentages abwärts von Hochheim „an den Dreien Brunnen“ ein immer grünender Garten, wie er uns in ganz Deutschland sonst nirgends begegnet, selbst den flüchtigen Blick auf der Eisenbahn Hindurchfahrender fesselt durch seine holländische Regelmässigkeit von lauter parallelen Rechtecken

der Gemüsebeete, geschieden immer von je einer „Klinge", einem breiten Flachkanal, in dem man die berühmte Erfurter Brunnenkresse zieht und aus dem man zugleich die angrenzenden Beete mit Wasserschaufeln begiesst, dass die zersprühenden Wasserstrahlen in der Sonne wie Garben flüssigen Silbers erglänzen, so müssen wir darin auch den Vorteil preisen, dass die Klingen ihr vortreffliches Wasser unmittelbar aus den „drei Brunnen" am Fusse des Steigers erhalten, die infolge ihres Aufquellens aus grösserer Tiefe selbst in harten Wintern sehr selten gefrieren.

Ausserdem jedoch macht sich dabei, wie bei dem Flurenreichtum um Erfurt überhaupt, nicht zum wenigsten in der umfangreichen Blumenzucht auf ganzen Ackergebreiten, dieser Signatur Neu-Erfurts, das günstige Klima der wohlgeschützten Niederungslage bemerkbar. Freilich erfährt Erfurt mitten im Winter manchmal eine unerwünschte Wirkung seiner Lage am Rand der tief eingesenkten Gera-Unstrut-Mulde, bei nur 200 m Seehöhe: bringt der Dezember oder der Januar windstille Tage mit steigendem Luftdruck, so sammelt sich die vom Thüringerwald ruhig abfliessende Höhenluft im südthüringischen Becken, dort staut sich der Abstrom zu einem „See kalter Luft", der oft Tage, ja Wochen lang nicht schwindet und um so kälter wird, je mehr etwa eine dicke Schneelage die Zuleitung der Bodenwärme absperrt, während die Gebirgszinnen zu Zeiten dieser merkwürdigen Verkehrung der Wärmeabnahme nach oben in ihr Gegenteil milder Temperatur sich erfreuen, tagsüber von wärmenden Sonnenstrahlen unter blauem Himmel getroffen. *) Sogar die Durchschnitts-Temperatur des Januar zeigte sich z. B. 1885 unter solchen Umständen in Erfurt kälter als auf dem 700 m höheren Gipfel des Inselsberges, ja in der Nacht vom 20. auf den 21. Januar 1885 sank das Thermometer in Erfurt fast um 18° tiefer als auf dem Inselsberg, nämlich unter — 23° **). Vor derartigen Frostunbilden pflegten die

*) Assmann, Der Einfluss der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland (im 1. Band der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1886) S. 557—560, Karte 4 und 5. Vergl. auch Regel, Thüringen, I. Teil. Jena 1892. S. 320—324.

**) Assmann, Das Wetter. Meteorol. Monatsschrift. II. Jahrg. 1886. S. 43 f.

Alt-Erfurter ihre Weinstöcke zu schützen, indem sie dieselben, wie die Ostturkestaner es immer noch thun, vor Beginn des Winters in das Erdreich senkten. Sind aber die unfreundlichen drei Wintermonate vorbei, so leitet der März, Erfurts wolkenfreister Monat, eine sonnige Zeit ein, die bis zum September anhält und in der sich der Himmel im Monatsdurchschnitt kaum über die Hälfte, nie zu $^3/_5$ bewölkt. Diese sonnige Klarheit, die Seltenheit von Nebeltagen *), sowie die Ermässigung der Summe des jährlichen Niederschlags auf 519 mm wird dadurch verursacht, dass unsere Stadt in guter Deckung liegt gegen die sie hauptsächlich treffenden Winde aus NW., W. und besonders SW. **), weil diese Winde sich ihrer Wolkenlast und ihrer Feuchtigkeit zum guten Teil vorher entledigen müssen am Harz, Eichsfeld und Thüringerwald ***). Trotzdem bleibt noch zur genüge Regen übrig, um die Erfurter Fluren in den Monaten zu befruchten, die für den Bodenertrag die entscheidenden sind, denn auf die vier Monate vom Mai bis August verteilt sich fast die Hälfte des Erfurter Gesamtniederschlags †). Dieses wohlthätige Masshalten aller klimatischer Faktoren tritt recht deutlich hervor, wenn wir die doch nur 100 m höher, aber weit ungeschützter gelegene Nachbarstadt Gotha zum Vergleich heranziehen mit ihrem viel rauheren Winter, ihrer wesentlich längeren Frostperiode ††), ihrem überhaupt unfreundlicheren Wetter.

Erfurt ist die vom Sonnenschein meistbegünstigte Stadt unter den grösseren Städten Thüringens. Kein Wunder daher, wenn die volle Frühlingspracht hier schon in den ersten Maitagen mit dem Erblühen des Flieders einsetzt wie kaum anderswo im Lande, wenn der Roggen schon am 27. Juli schnittreif zu sein pflegt, der Weizen schon am 11. August †††). Doch so schmuck und reich sich diese Landschaft ausnimmt

*) Regel a. a. O. S. 367.

**) Koch, Resultate 28jähriger Witterungs-Beobachtungen in Erfurt (Abdruck aus den Jahrb. der Kgl. Akademie zu Erfurt IX, 1877), S. 111.

***) Vergl. die Karten 6 und 7 bei Assmann, Einfluss der Gebirge.

†) Regel a. a. O. S. 319.

††) Erfurt hat durchschnittlich 51, Gotha 71 Tage mit Minustemperatur nach Supan (Petermanns Mitteilungen, Jahrg. 1887, S. 170).

†††) Lucas in der Zeitschr. Irmischia, Jahrg. 1882, S. 95 ff.

mit ihrem anmutigen Wechsel von Berg und Thal, wenn herab von der frisch belaubten uralten Eichenwaldung auf der Muschelkalkplatte des Steigers der grüne Teppich mannigfaltigen Anbaues sich aufrollt, — Erfurts geschichtliche Grösse ist nicht vornehmlich erzielt worden durch das Erträgnis seines Bodens, sondern durch Gewerbe und Handel, die allerdings wesentlich mit auf dem Landbau beruhten. Verriet uns doch schon der Name der Stadt, dass sie sogar ihren Ursprung dem Verkehr dankt und zwar einem westöstlichen Strassenverkehr, der hier die Geralinie schnitt. Wir brauchen nicht viel zu suchen, welche Strasse das gewesen. Thüringens Flachland scheidet sich durch Hainleite-Finne in die nördliche Mulde, durchflossen von unterer Unstrut mit Helme, und das grössere Südbecken mit oberer Unstrut, Gera, Ilm. Das offene Eingangsthor, das vom Eisenacher Westen durch die Hörschelfurche *) in diese Beckenlandschaft einführt, leitet ganz naturgemäss den Verkehrsweg gen Osten weiter über Gotha nach Weimar, von wo Ilm- und Saalthal den Ausgang zur nordostdeutschen Niederung bilden, nur dass die noch lange währende Versumpfung des Saalthales bei Kösen **) die alte Strasse etwas seitwärts auf die Hochfläche ablenkte über Buttelstedt und Eckartsberga. Genau da, wo die Strasse von Eisenach über Gotha nach Weimar, d. h. die grosse Schlagader des deutschen Verkehrs von Frankfurt a. M. über Leipzig in den ferneren Osten und Nordosten, das durch die Mitte des thüringischen Südbeckens verlaufende Gerathal quer schneidet, ist Erfurt erwachsen, eine echte Zentralstadt Thüringens, nicht zwar im geometrischen Sinn, aber als naturgegebener Verkehrsmittelpunkt des Beckens, der südlichen Hauptmasse Thüringens. Am meisten ähnelt die Lage der Stadt im Kreuzungspunkt der westöstlichen Hauptverkehrsader ihres Landes mit der nordsüdlichen derjenigen von Prag inmitten des böhmischen Verkehrskreuzes. Denn obwohl stets der Verkehr durch Thüringen zufolge der Behinderung durch den Harz im N., durch den Thüringerwald

*) Die alte Hursila oder Horsilaha heisst im Volk durchaus nur Hörschel, nicht Hörsel, wie auf den Karten steht, die doch das Dorf an der Mündung des Flüsschens ganz richtig Hörschel benennen.

**) Rossner, Der Name des Klosters Pforta. Naumburg 1893. S. 7 f.

im S., andrerseits zufolge der fördernden Thalwege, die jetzt der Halle-Kasseler Bahn und der Thüringer Eisenbahn dienen, vorwiegend in westöstlicher Richtung strömen muss, so machte gleichwohl die Zwischenlage Thüringens zwischen Süddeutschland und dem norddeutschen Tiefland auch einen meridionalen Durchweg erwünscht, gebieterisch forderte einen solchen nicht minder das Bedürfnis einer inneren Verknüpfung zwischen Nord- und Südthüringen. Die Unstrut selbst hatte diesen Verbindungsweg vorgezeichnet durch ihren Durchbruch am Fusse der Sachsenburg im Norden von Erfurt. So entstand das Erfurtische Strassenkreuz als lebensvoller Ausdruck sowohl der vom Bodenbau bedingten Vorrangstellung Erfurts für den Verkehr vor allen anderen Städten Thüringens als auch der Thatsache, dass dieses Land das Herz Mitteleuropas ausmacht, das Zentrum Deutschlands in seinem alten Umfang. Erfurt war die Mitte der Mitte.

Von den grossen süddeutschen Handelsplätzen Augsburg und Nürnberg zog die abseits des rheinischen Westens meistbenutzte Verbindungsstrasse zwischen Süd- und Norddeutschland das Rednitzthal herab und bog nach Überschreitung des schmalen Thüringerwaldkammes ins Gerathal ein, das auf der Strecke Plaue-Arnstadt-Erfurt die genaue Fortsetzung der Rednitzlinie Fürth-Bamberg darstellt. Von Erfurt nordwärts ging der Strassenzug über Weissensee durch die Sachsenburger Lücke mit Umgehung des Harzes auf der Linie Sangerhausen-Aschersleben nach Magdeburg oder nordwestlich über Halberstadt auf Lübeck oder Hamburg; ein anderer Strassenzug zweigte sich von Weissensee ab zur westlichen Umgehung der argen Verkehrsschranke der breiten Gebirgsmasse des Harzes, das war die Strasse über Nordhausen und Nordheim ins Weser- oder Emsland *).

Erfurt, der einzige Ort, wo sich alle Hauptstrassen Thüringens trafen, ward natürlich der Sammepllatz von Zuzüglern aus allen Landesteilen; eine Urkunde von 1288 lehrt uns durch Angabe der Herkunft zahlreicher Bürgerfamilien erkennen, wie diese Bürgerschaft sich ausgestaltete durch Zuwanderung von

---

*) Heller, Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig. Dresden 1884. S. 27.

Stadt- und Landbewohnern aus ganz Thüringen *). Vor allem war Erfurt der Hauptmarkt des Landes für Nahrung und Getränk, Kleidung und Gerät, wie es Nikolaus von Siegen in den Worten ausdrückte: „Ganz Thüringen nährt und wärmt sich aus Erfurt“ **). Für den Thüringerwald spielte diese Stadt eine ähnliche Rolle wie gegenwärtig München für die ihm näheren Teile der Alpen. Der Waldmann tauschte hier Holzkohlen und Eisen, Holzwaren und Flechtwerk um gegen Getreide, Gemüse, Bier und Wein.

Aber weit über die engeren Landesgrenzen reichte der Warenumsatz des Erfurter Marktes. Schon unter Karl dem Grossen gingen diese Handelbeziehungen weit hinaus in den slawisch gewordenen Osten. In einzelnen Häuflein hatte sich damals slawische Siedelung fast über ganz Thüringen verbreitet, hauptsächlich jedoch über dessen Osten; Erfurt war zeitweilig Grenzplatz für den Vertrieb deutscher Erzeugnisse nach den Slawenlanden, sodass Kaiser Karl hier einen Beamten einsetzte, um die von ihm verbotene Ausfuhr von Waffen und Rüstungen in die deutschfeindlichen Gebiete überwachen zu lassen ***). Welch ein anziehendes Bild der Schätze aus Nähe und Ferne, der gewerblichen Erzeugnisse Gesamt-Deutschlands müssen Erfurts Warenlager vollends geboten haben in der Blüteperiode der Stadt während des 14. und 15. Jahrhunderts! Da fuhren Tag für Tag die Güterfrachten vom Rhein und den Niederlanden durchs Brühler-Thor, die niedersächsischen durchs Andreas-Thor, die von Magdeburg, Lübeck und Hamburg durchs Johannis-Thor, die von Leipzig und der Lausitz durchs Krämpfer-Thor, die vogtländischen und böhmischen durchs August-Thor, an dessen Stelle später das Schmidtstedter-Thor trat, die italienischen, schwäbischen, bayrischen und fränkischen auf der Nürnberger Strasse durchs Löber-Thor.

Die Erfurter Bürger durften in jenen Zeiten sich rühmen, dass ihre Stadt im Warenvertrieb einem Herzen gleiche, von und nach dem das Adersystem das ganze deutsche Vaterland durchziehe. Rhein- und Frankenweine, Kastanien und welsche Nüsse, die Gewürze des Morgenlandes trafen da zusammen

*) Kirchhoff, Erfurt im 13. Jahrhundert. Berlin 1870. S. 50 f., 149 ff.

**) Nikolaus von Siegen, herausgegeben von Wegele, S. 487.

***) Mon. Germ. histor. Leges I. S. 133.

mit der vielverlangten Ausbeute der Heringsgründe der skandinavischen Küste und dem nordischen Metall. Wenn Erfurt seinerseits ausser seinen Bodenerträgnissen, besonders seinem Waid, dem „goldnen Vliess“ des Erfurter Wohlstands, die mannigfachsten Erzeugnisse des eigenen Gewerbefleisses in diesen bunten Warenaustauch lieferte, so war es selbst dabei durch einen bedeutungsvollen mittelbaren Vorteil seiner Ortslage begünstigt. Denn eben deshalb, weil beinahe alle Güter, die, wenn auch nur als Durchfuhrware, Thüringen berührten, Erfurt passieren mussten, erfreute sich diese Zentralstadt seit frühem Mittelalter des wertvollen Stapelrechtes, kraft dessen alle ausserthüringischen Frachten in Erfurt zollfrei waren, wenn sie eine kurze Frist hier „niedergelegt“, d. h. zu Ansicht und Kauf abgeladen wurden *). Hierdurch wie durch die später erteilten, leider gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Leipzigs Gunsten wieder zurückgezogenen wichtigen Erfurter Messprivilegien war es in ganz Thüringen nirgends so leicht und so billig sich mit den Gütern dieser Welt zu versehen wie in Erfurt, nirgends aber auch so bequem wie hier die Fortschritte des Handwerks Mitteleuropas kennen zu lernen bis hin zur Tuchweberei von Gent.

Wie klar die Alt-Erfurter sich dessen bewusst waren, dass der Reichtum und somit die Macht ihres Gemeinwesens vor allem aus den weitreichenden Beziehungen ihres Handels und Gewerbes die Nahrung ziehe, erhellt aus ihrer Fürsorge für die Sicherung der Landstrassen, aus ihren häufigen Kämpfen, Schulter an Schulter mit den beiden Reichsstädten Thüringens, Nordhausen und Mühlhausen, gegen friedhässige Fürsten und Herren, auch aus dem Erwerb von festen Schlössern wie Kapellendorf, Tonndorf, Mühlberg, Vippach, um von ihnen aus durch Reisige die meistbefahrenen Handelswege zu beschirmen **). Wie frisch spiegelt sich diese Fürsorge in

*) Kirchhoff, Die ältesten Weistümer der Stadt Erfurt. Halle 1870, S. 171. Vergl. Erhard, Diplomatische Geschichte des Erfurtischen Handels- und Gewerb-Wesens älterer Zeiten. (Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des Preuss. Staates, herausgegeben von v. Ledebur, 1. Bd., 1836, S. 89—128 und 196—236.)

**) Über diese Erwerbungen handelt eingehend v. Tettau in seiner Geschichtlichen Darsellung des Gebietes der Stadt Erfurt (mit einer historischen Karte). Erfurt 1887.

den wackeren Waffenthaten der wehrhaften Erfurter Bürgerschaft zum Bruch der Raubritterburgen unter Rudolf von Habsburg, zum Teil unter den Augen des Kaisers selbst, und auch darin, dass die sieghaften Kämpen Waidsamen in die Burgtrümmer streuten, als sollten die bald aufspriessenden goldgelben Blüten verkünden: das waren Erfurter Streiche zum Schutz der Erfurter Arbeit!

Bis in unser Jahrhundert blieb Erfurt der Sitz des sächsischen Geleitswesens, d. h. der mit den übrigen Rechten der früheren Landgrafen von Thüringen erworbenen einträglichen, indessen nicht alle Zeit streng eingehaltenen Verpflichtung der sächsischen Fürsten, gegen gute Bezahlung die Thüringer Heerstrassen in leidlichem Stand zu halten und vor räuberischen Unthaten zu bewahren. Auch in dieser Verlegung des Geleitssitzes nach der nie sächsisch gewesenen Stadt spricht sich offenkundig Erfurts Bedeutung aus als vornehmstes Zentrum des Strassennetzes, folglich auch des wirtschaftlichen und geistigen Verkehrs Mittel-Deutschlands seit Alters. Dennoch machte die Stadt gegenüber der heutigen Ausdehnung und modernen Behäbigkeit selbst in der Zeit ihrer höchsten Machtfülle einen dörflichen Eindruck: die meisten Häuser waren bis zu der schrecklichen Feuersbrunst von 1472 mit Stroh oder Schindeln gedeckt; neben grossartigen Kirchenbauten und manchem prächtigen Patrizierhaus sah man viel kleine, ärmliche Häuschen, zumal in den Vorstädten; in der Regel diente jedes städtische Wohnhaus nur einer Familie zum Obdach. Sonach wird das mittelalterliche Erfurt wohl wie gleichzeitig Nürnberg niemals viel über 20000 Einwohner besessen haben *). Freilich schwankte die Bewohnerzahl stossweise auf und nieder bei dem Kindersegen der Familien, welchem auf der anderen Seite Hungersnöte und verheerende Krankheiten in schauerlich häufiger Aufeinanderfolge entgegenarbeiteten, wie überall bei uns in der „guten alten Zeit“. Gegen Ausgang des Mittelalters, berichtet uns der Chronist Konrad Stolle, hätten die Familien der Erfurter Bürger meist 10—12 Köpfe gezählt, „denn innewendig zwenzig Jahre war nie kein recht Sterben gewest“.

---

*) Kirchhoff, Beiträge zur Bevölkerungs-Statistik von Erfurt. Erfurt 1871. S. 30 ff., 39, 58 ff.

Aus der mittelalterlich umwallten, mit der Aussenburg auf der Cyriakshöhe versehenen Stadt war in der Neuzeit eine starke Festung geworden, besonders seit man die Friedensstätte des Petersklosters zu einem sehr festen Bollwerk ausgebaut hatte. Das bot zwar Schutz in Kriegszeiten, wie denn zu wiederholten Malen im 30jährigen Krieg Bauern und Städter Thüringens weit und breit hinter Erfurts Mauern Zuflucht fanden. Indessen diese Stellung Erfurts als Hauptfestung des Thüringer Landes, so ganz und gar geboren aus der zentralen Lage sowie aus der zur Verteidigung (abgesehen von der bedenklichen Nähe der Steigerhöhe) günstigen Bodenplastik, erwies sich unter Umständen als höchste Gefahr für die Stadt. Was der grosse Kurfürst von Brandenburg einst befürchtete, als Ludwig XIV. dem Kurfürsten von Mainz die Truppen stellte zur Ueberwindung Erfurts, ja diese Stadt schliesslich mit französichen Waffen erobern liess, — das traf durch den „korsischen Emporkömmling“ in unserem Jahrhundert zu. Napoleon machte es mit Deutschland wie im Altertum Philipp von Macedonien mit Griechenland; er benutzte einige wenige feste Plätze, die er besetzen liess, als „Fussfesseln“, um das ganze Land zu knebeln. Erfurt allein vermochte ihm als Fussfessel für das innerste Deutschland zu dienen, uud zu unsäglichem Jammer der Bewohner hielt sich die zäh verteidigte Franzosenfeste bis zum preussischen Bombardement, als längst die Franzosen aus dem übrigen Deutschland schon verjagt waren. Welchem Schicksal wäre Erfurt noch in der zwölften Stunde seiner Festungszeit verfallen, wenn in jenen bangen Junitagen von 1866 der starrsinnige König von Hannover durch einen Handstreich Erfurt genommen und sich von hier aus zur Wehr gesetzt hätte?

Nun ist für immer diese gefahrvolle Wirkung ihrer Lage von unserer entfestigten Stadt abgewendet. Nur die Vorteile ihrer Lage zu geniessen unter dem kraftvollen Schutz des neuen Reichs, das bleibt fortan ihr Beruf. Schon hat sie zauberschnell den engen Ring der Festungswälle durchbrochen, sie reicht mit ihren schmucken, neuen Strassen bis an die alte Wawet, in deren Laubgeflüster einst die Hermunduren Gottes Odem andachtsvoll fühlten. Nie ist Erfurt so gross und so volkreich gewesen wie heute. Aber wenn es auch noch so rüstig fortfährt, seine

Bodenschätze, seine unvergleichliche Lage in Landbau, Industrie und Handel zu verwerten, so wird es doch gut sein, der Altvordern eingedenk zu bleiben, die auf der nämlichen Scholle unter viel schwierigeren Verhältnissen Grösseres vollbrachten. Erfurt ist von jeher Thüringens Hauptstadt gewesen, nicht nach politischem Rang, sondern nach seiner Leistung in Krieg und Frieden. Das erhöht seinen Ruhm. Aber falsch wäre es, diese hegemonische Stellung in Arbeitsleistung bloss auf das materielle Gebiet beschränkt zu glauben, das Vollbringen auf den höheren Stufen menschlicher Thätigkeit, denjenigen der Kunst und der Wissenschaft, zu übersehen. Erfurts höchste Blütezeit, in der es fast selbständig wie ein Freistaat handelte, war zugleich die Zeit seiner schönsten geistigen Entwicklung, die den materiellen Aufschwung erst recht adelte, so gewiss sie von diesem selbst getragen ward. Mehr als alle andern Thaten jener Aera wirkt eine um die ganze Erde nach, derengleichen sich keine zweite Stadt des deutschen Mittelalters rühmen kann — eine Geistesthat unvergesslicher Hoheit: hundert Jahre vor Amerikas Entdeckung schuf Erfurt seine Universität.

Derartige Grossthaten darf man der ihrer politischen Selbständigkeit entkleideten Stadt nicht zumuten. Doch gerade gegenwärtig legt die wohlgelungene Thüringer Gewerbe-Ausstellung beredtes Zeugnis dafür ab, mit wie neidloser Freudigkeit der volle Kranz der thüringischen Städte Erfurt als ihren Vorort anerkennt, zugleich wie Erfurt als grösste, bestgelegene und schon darum leistungsfähigste Stadt des Landes auf wirtschaftlichem Feld die Palme verdient. Aber nicht der Stoff, sondern der Geist regiert die Welt! Mitteninne zwischen den vornehmen Fürstensitzen im Ost und West mit ihrem reichen künstlerischen wie wissenschaftlichen Leben darf Erfurt seines Daseins Inhalt nicht ausfüllen mit bloss materiellem Schaffen oder die ideale Zuthat zum Leben etwa bloss suchen im Reich der Töne, im Bühnenspiel. Es muss mit stolzem Ehrgeiz seiner Vorzeit gedenken, wo diese Stadt gerade geistig alle die Zwerge um sich her glänzend überstrahlte. Eigen sind ihm noch aus früheren Zeiten seine Gelehrtenschule, seine amplonianische Bibliothek, seine Akademie. Dazu traten Lehranstalten neueren Zuschnitts, Museen, wissenschaftliche und technische Vereine. Auf diesen älteren wie jüngeren Herd-

stellen gilt es jenes heilige Vestafeuer zu schüren, das erst in der Neuzeit allen Erdfesten leuchtet und hier in Erfurt einstmals am allerhellsten aufloderte: die wissenschaftliche Klarheit und Wahrheit des Denkens. Kein Mann hat hierzu seit Dalberg so viel gethan wie der, den wir heute feiern. Ein Fremder ist er hierhergekommen und doch so ganz der Unsrige geworden in einem langen, rastlos thätigen Leben, dass wir in ihm geradezu die persönliche Verkörperung der geistigen Interessen Erfurts im 19. Jahrhundert verehren. Erfurt wird aufwärts gehende Bahnen wandeln, so lange es schaffensfreudig emporblickt zu den Leitsternen am Himmel seiner neueren Grösse: Dalberg und Tettau!

Gedenkrede

auf

Dr. Wilhelm Frhrn. von Tettau,

gehalten

am 17. Oktober 1894

in der öffentlichen Trauerfeier der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Professor Dr. W. Heinzelmann,

Sekretär der Akademie.

Hochverehrte Leidtragende!

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Tiefergriffen haben wir uns hier vereinigt, um dem Schmerze über einen schweren, unersetzlichen Verlust, der uns betroffen hat, einen öffentlichen und gemeinsamen Ausdruck zu geben. Unsere ernste Feier gilt dem Andenken des am 3. Oktober 1894 früh 1 Uhr sanft entschlafenen, nunmehr in Gott ruhenden langjährigen Vicepräsidenten und Ehrenmitgliedes der hiesigen Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, des Ehrenbürgers unserer Stadt, Herrn Oberregierungsrats a. D. Dr. Freiherrn von Tettau, des Mannes, der es verstanden hat, sich die allgemeine Liebe und Verehrung in einem Masse zu erwerben, wie es wohl noch keinem Bürger unserer Stadt vergönnt war.

Kaum vier Monate sind vergangen, da waren wir in eben diesen Räumen zu einer seltenen Feier versammelt, es galt, den 90. Geburtstng des nunmehr Heimgegangenen festlich zu begehen *). In erhebender Weise wetteiferten damals alle Teile unserer Bürgerschaft, dem ehrwürdigen Greise diesen Tag zu einem recht festlichen zu gestalten; und es schien, als hätte die Freude darüber den hochbetagten Mann verjüngt. Auf bewunderungswürdige Weise gab er seinem Dank für die vielen Beweise der Verehrung und besonderen Auszeichnung, die ihm zu Teil geworden, mit fester Hand einen schriftlichen Ausdruck. Die Fülle der Jahre hatte wohl sein Haar gebleicht, aber Herz und Sinn, Geist und Gemüt waren frisch und gesund. Wir durften hoffen, ihn noch auf längere Zeit den Unseren nennen zu können.

*) Es war am 20. Juni 1894.

Gott hatte es anders beschlossen. Wider Erwarten schnell raffte ihn jene im Alter so gefährliche Krankheit dahin, der er früher so oft schon in des Geistes Kraft getrotzt hatte. Nun hat dieses edle, für alles Gute, Wahre und Schöne erglühende, für des Volkes und der Seinen Wohl, für der Stadt Bestes, des Vaterlandes und der Kirche Heil so warm empfindende Herz aufgehört zu schlagen, und dieser klare, bis ans Ende seines irdischen Daseins rastlos wirkende und schaffende Geist, der des Wissens Schätze in wohlgeordneter Fülle verwahrte und immer neue Gebiete der Erkenntnis zu umfassen strebte, er weilt und wirkt unter uns nicht mehr. Trauernd blicken wir ihm nach, und über dem stillen Grabe des Entschlafenen ringt sichs aus so manchem Herzen:

Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr —!

Denn er war unser! So bekennt nicht bloss der engere Kreis der Angehörigen, die in zärtlicher Liebe und Verehrung sein Andenken hoch und teuer halten, so bezeugts auch in gerechter Anerkennung seiner Verdienste in weiten Kreisen unser Volk und das Vaterland, dem er 61 Jahre lang in schwerer Zeit als einer der rührigsten und thatkräftigsten Staatsbeamten treulich gedient hat.

Er war unser — so wird bis in die fernsten Zeiten hin mit freudiger Genugthuung die gesamte Bürgerschaft der Stadt Erfurt bekennen im Hinblick auf alles das, was sie der segensreichen, aufopferungsvollen und uneigennützigen Thätigkeit dieses einen Mannes verdankt.

Er war unser — so wird es auch die grosse Anzahl von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinigungen und Gesellschaften bekennen, die er nicht bloss durch den guten Klang seines Namens in der Achtung der Mitbürger gehoben, sondern denen er auch als Leiter und Ordner, als belebender Mittelpunkt mit Rat und That zur Seite gestanden hat — und nicht zuletzt unter ihnen und nicht am wenigsten auch unsere Akademie, deren Mitglied er während seines ganzen Aufenthaltes hier in Erfurt, also fast ein halbes Jahrhundert lang, deren Vicepräsident, stellvertretender

Leiter und Vorsitzender er seit mehr als zweiundvierzig Jahren gewesen ist.

Wenn nun aber gerade die hiesige Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften sich innerlich gedrungen fühlte, der von ihr veranstalteten Gedenkfeier einen weiteren Rahmen zu geben, nachdem die anderen beiden Vereine, deren persönlicher Mittelpunkt der Entschlafene in nicht geringerem Masse gewesen ist, ich meine unter den wissenschaftlichen Gesellschaften den hiesigen Geschichts- und Altertumsverein, unter den gemeinnützigen Vereinigungen den hiesigen Gartenbauverein, des hochverdienten Entschlafenen bereits im engeren Kreise ihrer Genossenschaft in pietätvoller Weise gedacht haben, so weiss sie sich vor allen anderen Gesellschaften insbesondere zugleich deshalb berufen, ihrer tiefen Trauer einen feierlichen und zugleich öffentlichen Ausdruck zu geben, weil sie sich klar bewusst ist, durch den Hintritt dieses allgemein verehrten und verdienten Mannes eine Persönlichkeit verloren zu haben, die nicht bloss für die Entwickelung des geistigen wie des gewerblichen Lebens unserer Stadt eine gewissermassen einzigartige Bedeutung hat, sondern in der sich auch der den hochherzigen Stiftern unserer Akademie vorschwebende Gedanke einer lebendigen, organischen Verbindung von Wissenschaft und Leben in einer fast vorbildlichen, mustergültigen Weise verkörpert, ja in deren vielseitiger, umfassender, zugleich wissenschaftlicher und gemeinnütziger Thätigkeit die Königliche Akademie wie die Bürgerschaft dieser Stadt ihre geistigen und sittlichen Ziele verwirklicht erblickte.

Als am 22. März des Jahres 1832 Goethe die Augen schloss, brach Schelling, im Vollgefühl des unersetzlichen Verlustes, der Deutschland betroffen hatte, in die Klage aus: Unser Vater ist tot! Wusste er doch, dass auch die deutsche Philosophie der Neuzeit das Beste, was sie besass, dem grossen deutschen Dichter verdankt. Zuckte nicht auch durch unsere Seelen, hochverehrte Anwesende, eine ähnliche Empfindung, als uns die erschütternde Nachricht von dem Tode des verdientesten Bürgers unserer Stadt überraschte, der uns wie ein ehrwürdiger Zeuge der vergangenen Zeit und zugleich als ein lebendiger Beweis von der ruhigen Thatkraft des die Gegen-

wart erfüllenden Geistes erschien, und zu dem wir mit einer einzigartigen dankbaren Verehrung emporblickten?

O, er war unser! — Und doch sicherlich, er wird uns unverloren bleiben. Das Bild seines Lebens und Wirkens wird nicht schwinden aus unseren Herzen, denn das Gedächtnis des Gerechten bleibt in Segen. Selig sind, so sang es uns soeben der Chor aus der Höhe tröstend ins Herz, die Toten, die in dem Herrn sterben; ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Sie folgen ihnen nach und geleiten sie zum Throne Gottes, sie folgen ihnen aber auch nach in der Menschen Gedächtnis, sie werden aufgezeichnet in die Tafeln der Geschichte zum ewigen Gedächtnis hier auf Erden. In dankbarer Erinnerung erwägen wir sie, uns und den künftigen Geschlechtern zur Lehre, zur Mahnung, zur Nacheiferung. Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wenn nun mir als dem zeitigen Sekretär der Akademie die ebenso ehrenvolle als schmerzliche Pflicht obliegt, in dieser Stunde in kurzen Zügen ein Bild von dem Wirken des Mannes zu entrollen, dem in den letzten Jahren näher getreten zu sein ich zu den glücklichsten Fügungen meines Lebens rechnen darf, so kann es ja freilich nur ein sehr bescheidenes Gedenkblatt sein, das ich im Augenblick auf das Grab des Abgeschiedenen lege. Denn wer könnte in einer kurzen Spanne Zeit ein so reiches Menschenleben erschöpfend vorführen? Sind uns doch auch ganze Abschnitte dieses Lebens zur Zeit noch unbekannt. Über die Jugendentwicklung, das verborgene Werden und Wachsen dieses seltenen Menschen wissen wir nichts, und von seinen ersten Mannesjahren wissen wir nur so viel, als er selbst in der von ihm im Jahre 1878 herausgegebenen urkundlichen Geschichte der Tettau'schen Familie für gut befunden hat mitzuteilen. Um so näher liegt es, dass ich mich auf die umfassende wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit, die er während seines fast 50jährigen Wirkens in unserer Stadt zum Segen seiner Mitbürger entfaltet hat, beschränke. Der mir lediglich für den vorliegenden Zweck in hochherziger und dankenswerter Weise gestattete Einblick in ungedruckte Aufzeichnungen versetzt mich

in die angenehme Lage, auch für diese wichtige Zeit den Heimgegangenen selbst reden zu lassen.

Und so will ich Ihnen denn, hochverehrte Anwesende, an der Hand der hier uns mitgeteilten zuverlässigen Thatsachen das uns allen bekannte Bild seines Lebens und Wirkens in festen Zügen, doch in etwas schärferen Umrissen vor Augen führen. Lassen Sie mich das zu zeichnende Bild einrahmen, indem ich mit einem Rückblick auf die seiner Ankunft in Erfurt vorausgegangenen wichtigeren Ereignisse seines Lebens beginne und mit einer kurzen Charakteristik des Heimgegangenen schliesse.

I.

Wilhelm Johann Albert Freiherr von Tettau stammt aus dem preussischen Zweige jenes weitverbreiteten, altehrwürdigen Adelsgeschlechtes, dessen Vertreter sich von jeher durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit, durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, durch unerschütterliche Königstreue und gewissenhafte Pflichttreue, sowie seit dem 18. Jahrhundert auch durch hohe wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet haben. Es ist keine fade Übertreibung, wenn wir auf Grund eingehender Kenntnis der von ihm selbst urkundlich dargelegten Familiengeschichte behaupten: In ihm hat sich der Familiengeist die bis jetzt vollste und reinste Ausprägung gegeben, alle jene schätzenswerten Eigenschaften, welche wir bei den Ahnen zerstreut antreffen, treten uns bei unserm Tettau wie zum schönsten Strausse vereinigt entgegen.

Er ist als der älteste Sohn des Geheimen Justizrats und Direktors der General-Landschaft Ernst Alexanders von Tettau am 20. Juni 1804 zu Marienwerder geboren. Er empfing seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium und dem Grauen Kloster zu Berlin, sowie auf dem Gymnasium zu Marienwerder, widmete sich dann auf den Universitäten zu Königsberg, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaft und betrieb daneben, namentlich in Berlin, besonders eifrig geschichtliche Studien unter Leopold von Rankes bewährter Leitung. 1826 trat er bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder als Auskultator ein, ging jedoch bald nach seiner Beförderung zum

Referendarius auf Veranlassung des damaligen Regierungs-Präsidenten, nachherigen Staatsministers von Flottwell, zur dortigen Regierung über.

Als im November 1830 die Revolution in Polen ausbrach, hielt die Regierung von Marienwerder es für geboten, einen Beamten, auf den sie sich verlassen konnte, in den polnischen Teil von Westpreussen zu entsenden. Die Wahl fiel auf Tettau. Er entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages dermassen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, dass er zu dem bald darnach frei gewordenen Posten eines Landrates des Konitzer Kreises berufen ward. Die grosse Staatsprüfung für Verwaltungsbeamte legte er am 31. Januar 1835 ab. Im Jahre 1836 wurde er zum Provinziallandtags-Abgeordneten gewählt. Bald darauf als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern für Gewerbeangelegenheiten berufen, erhielt er den Auftrag, als königlicher Kommissarius die sehr zerrütteten finanziellen Verhältnisse der Stadt Elbing zu ordnen und es gelang ihm dies auch vortrefflich. Nachdem er am 29. Mai 1839 zum Rat der Regierung zu Liegnitz ernannt worden war, hat er auch in dieser Stellung mehrere verwickelte und wichtige Aufträge auszuführen gehabt, für deren befriedigende Durchführung ihm am 19. Oktober 1846 der Rote Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen wurde, obgleich er sich erst seit etwa drei Jahren im Besitze des Roten Adlerordens vierter Klasse befand. Am 18. Juni 1847 wurde er zum Oberregierungsrat und Dirigenten der Abteilung des Innern bei der Regierung zu Erfurt ernannt. Wie schon früher im Jahre 1831 die Stadt Konitz gethan hatte, so verlieh ihm diesmal Liegnitz bei seinem Abgange das Ehrenbürgerrecht.

In Erfurt nahm der nicht lange nachher erfolgte Ausbruch der Revolution von 1848 seine amtliche, sowie seine ausserordentliche Thätigkeit in hohem Grade in Anspruch. Er selbst hat erst vor einigen Jahren ein sprechendes und wahrheitsgetreues Bild von der ausserordentlich aufopfernden patriotischen Thätigkeit in dieser bewegtesten und politisch interessantesten Zeit seines Lebens an der Hand von Aufzeichnungen, die er auf Grund persönlicher Erinnerung niedergeschrieben hatte, im hiesigen Geschichts- und Altertumsverein

mitgeteilt. Es ist daher nicht nötig, auf diese Epoche näher einzugehen. Nur dies eine will ich erwähnen, dass er lange Zeit der Leiter des „Vereins für konstitutionelle Monarchie", oder, wie er später hiess, des „patriotischen Vereins" war und sich als Hauptführer der königstreuen Partei und deren Kandidat bei der Wahl für die Nationalversammlung den Hass der von einem Krackrügge, Berlepsch, Straube und anderen Hitzköpfen und Abenteurern geleiteten demokratischen Partei zuzog, die ihn nebst einigen Gleichgesinnten in die Acht erklärte und das damals von ihm bewohnte Stürcke'sche Haus am Anger mit einem dreifachen Kreuz bezeichnete, damit aber die dreifache Strafe der Plünderung, Misshandlung und Tötung seiner Bewohner über dasselbe verhängte. Tettau war in jenem Jahre, dessen Tollheiten in den Unruhen des 24. November ihren Gipfel erreichten, der persönliche Mittelpunkt, um den sich alle Wohlgesinnten scharten, wir nennen unter ihnen als die rührigsten den General von Hedemann, den Realschul-Direktor Koch, den späteren Sekretär der Akademie, dem Tettau damals näher trat, den Direktor der höheren Töchterschule Schubert, der die Geschichte dieses zweiten tollen Jahres von Erfurt beschrieben hat, den Buchhändler Karl Müller, den äusserst thätigen Photographen Gustav Schmidt und den wackeren Patrioten, Buchdruckereibesitzer Cramer, den Herausgeber der „Erfurter Zeitung". Kurz, Tettau war damals der bestgehasste Mann in Erfurt.

Nicht lange sollte es dauern, so wurde er der populärste Mann in Erfurt. Die alsbald erfolgte Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe gab seinem gewaltigen Thätigkeitsdrange eine andere Richtung, er wandte sich nunmehr friedlicheren Bestrebungen wissenschaftlicher und gemeinnütziger Art zu. Das führt uns auf die Höhe unserer Aufgabe.

II.

Wir geben zunächst an der Hand seiner Aufzeichnungen ein Bild von seiner vielseitigen, in wissenschaftlichen Vereinen entwickelten Thätigkeit und haben hier vor allem seiner Beziehungen zu den beiden ersten wissenschaftlichen Gesellschaften unsrer Stadt, zu der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften und zum hiesigen Geschichts- und Altertumsverein zu gedenken.

Als Tettau nach Erfurt kam, hatte er sich nicht blos als Verwaltungsbeamter durch sein aussergewöhnliches, in der Lösung schwieriger Aufgaben bewährtes Geschick, sondern auch durch seine litterarische Thätigkeit einen Ruf erworben. Drei Werke waren bereits von ihm veröffentlicht; in diesen hatte er sich schon das Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit abgesteckt; das Feld, welches er später so erfolgreich bearbeitete, war das der Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften, insbesondere das der historischen Einzelkritik, der Volkssage, der Stadt- und Familiengeschichte, vor allem das der Topographie und Statistik.

Die Akademie der Wissenschaften, damals die einzige freie wissenschaftliche Vereinigung in Erfurt, zögerte daher nicht, den Mann, der sich durch ein grösseres Werk, nämlich seine 1846, kurz vor seiner Ankunft in Erfurt erschienene „Topographisch-statistische Übersicht des Regierungsbezirks Liegnitz (I) in der Gelehrtenwelt bekannt gemacht hatte, in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Nicht erst im Jahr 1848, sondern nach seinen eigenen Aufzeichnungen bereits am 13. November 1847 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied, im Jahre 1852 wurde er Vicepräsident und ist es bis kurz vor seinem Tode geblieben, so dass er also 42 Jahre lang an der Spitze der Akademie stand.

Er hat während dieser Zeit den thätigsten Anteil an dem wissenschaftlichen Leben dieses Instituts genommen. Etwa vierzehn Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände sind von ihm gehalten:

1848 über den Ursprung der romanischen Poesie;

1850 über die Entstehung der stehenden Gesandtschaften in dem heutigen Europa;

1854, am 15. Oktober, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelms IV., sprach er über die wissenschaftliche Macht des preussischen Staates;

1857 über die bei Andisleben und bei Ziegenrück gefundenen Altertümer.

Mit dem Jahre 1859 beginnt jene wissenschaftliche Thätigkeit, welche Tettau's Ruf in der Gelehrtenwelt begründet hat.

Aus Vorträgen, die er in der Akademie hielt, während der Realschuldirektor Koch das Sekretariat verwaltete, der dasselbe von da ab nach Cassels Abgang nach Berlin bis zu seinem im September 1891 erfolgten Tode bekleidet hat, sind jene auf Erfurts Vergangenheit bezüglichen bedeutenderen geschichtlichen Arbeiten herausgewachsen, welche dann in die Jahrbücher der Akademie aufgenommen sind und zu den wertvollsten Aufsätzen derselben gehören.

1860 hielt Tettau in der Akademie einen Vortrag über das staatsrechtliche Verhältnis von Erfurt zum Erzstift Mainz. Derselbe ist später veröffentlicht und fand bei der Kritik die wohlwollendste Aufnahme. Die Arbeit hat das Verdienst, eine lange bestrittene Frage zu einem sicheren Abschluss gebracht zu haben. Der berühmte Historiker Heinrich Leo in Halle äussert sich im 5. Band seiner „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches“ (S. 1009) über diese Schrift: „Herr von Tettau hat diese Stellung der Stadt Erfurt — ihre Zwitterstellung — in meisterhafter Klarheit dargelegt.“

Als würdiges Seitenstück zu ihr ist die aus einem 1866 in einer Sitzung der Akademie gehaltenen Vortrage entstandene Abhandlung: „Die Reduktion von Erfurt und die ihr vorausgegangenen Wirren“ anzusehen. Sie fand den vollen Beifall des Konrectors Dr. Helbig in Dresden, der sich Jahre lang mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes beschäftigt hatte, ohne mit seiner Arbeit fertig geworden zu sein, und dem nun nichts als eine kleine Nachlese zu Tettaus Arbeit übrig geblieben war.

Die 1870 erschienene Schrift über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert gab einen Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Litteratur, und zwar zur vergleichenden Sagenkunde. Sie führte zum Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Romanisten Professor Konrad Hofmann, der früher in Erlangen, zuletzt in München war, sowie mit dem Herausgeber deutscher Volkslieder, dem Oberregierungsrat Mittler in Kassel.

Endlich sind noch zwei umfangreichere Schriften von ihm in den Jahrbüchern der Akademie veröffentlicht, die uns einen Einblick in seine ausgebreitete Sprachenkenntnis gewähren, nämlich die im Jahre 1873 erschienene Arbeit über die

epischen Dichtungen der finnischen Völker, insbesondere die Kalewala, und die 1890 gedruckte Abhandlung über des Grafen Dr. Franzes von Viamonte in spanischer Sprache abgefasste Chronik Kaiser Karl V. von seiner ersten Ankunft in Spanien 1516 bis zu seiner Abreise nach Italien 1528, die Tettau ursprünglich aus einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift für den Abdruck in der Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart bearbeitet hat. Die erstgenannte, mit grosser Sorgfalt ausgeführte Schrift wurde sehr günstig von Fachmännern beurteilt. Die Gesellschaft für finnische Litteratur zu Helsingfors, welche nur Gelehrte ersten Ranges aufnimmt, ernannte Tettau zu ihrem Mitgliede und lud ihn 1881 zu ihrer Jubelfeier ein.

Hatte sich Tettau durch diese, auch entlegneren litterarischen Gegenständen zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt Deutschlands, ja Europas erworben, so war er doch weit entfernt, seine Kraft zu zersplittern. Vielmehr kehrte er immer wieder mit besonderer Vorliebe zu seinem Hauptfelde, der Geschichte der Stadt Erfurt, zurück, mit der er sich wie mit seiner zweiten Heimat auf's Engste verwachsen zeigte. Ja, mit doppeltem Eifer gab er sich noch in hohem Alter, nach seiner im Jahre 1881 erfolgten Entlassung aus dem Staatsdienste, dieser Aufgabe hin. Nicht weniger als zehn Schriften, unter ihnen einige von bedeutendem Umfange und anerkanntem Werte, sind noch in dieser Zeit von ihm veröffentlicht und zum Teil in den Jahrbüchern der Akademie erschienen; unter ihnen erwähnen wir nur folgende als die wichtigsten:

1883 eine übersichtliche Darstellung der in Erfurt und dessen Umgegend gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände;

1885 Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt;

1886 eine geschichtliche Darstellung des Gebietes der Stadt Erfurt;

1887 Erfurts Unterwerfung unter die Mainzer Landeshoheit;

1889 Beiträge zur Kunstgeschichte von Erfurt, besonders zur Geschichte der Künstlerfamilie Friedemann;

endlich das wertvolle, umfangreiche Werk:

1890 Beschreibende Darstellung der alten Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Erfurt und des Erfurter Landkreises.

Ohne Zweifel war ein Mann von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit und zugleich von so einflussreicher Lebensstellung in hohem Grade geeignet, die Akademie nach aussen würdig als Vicepräsident derselben zu vertreten, und es lag gewiss nicht an ihm, wenn dieses ehrwürdige wissenschaftliche Institut seit den siebziger Jahren allmählich den früheren Ruf einbüsste und zuletzt einer fast völligen Lethargie anheim fiel. Denn der Schwerpunkt lag hier nicht in der Thätigkeit des Vorsitzenden, sondern in der des Sekretärs, welcher die Verantwortung trug für das wissenschaftliche Gedeihen der Akademie. Letzterer aber liess es mit der Zeit an dem nötigen Eifer fehlen, und Tettau's Bemühungen, ihn in Bewegung zu setzen, erwiesen sich als erfolglos. Die mit dem Amte eines Vicepräsidenten verbundenen Obliegenheiten aber beschränkten sich auf einige Repräsentationsakte von rein symbolischer Bedeutung. So hatte er bei den zur Feier des Geburtstages des erlauchten Protektors der Akademie, Seiner Majestät des Königs, berufenen öffentlichen Versammlungen das Lebehoch auszubringen, dem eine kurze Ansprache vorausging.

Die interessanteste Sitzung der Akademie während der Zeit, wo Tettau den Vorsitz führte, war die, welche am 19. Juli 1854 zur Feier des 100jährigen Bestehens der Akademie abgehalten wurde, sowie die, welche in Gegenwart des damaligen ersten Präsidenten, des Prinzen Adalbert von Preussen, stattfand, in welcher dieser in feierlicher Rede von Tettau, als seinem Vertreter in den Präsidialgeschäften, begrüsst wurde, und der Akademie sodann ein Exemplar der Beschreibung der Reise seines Sohnes, des Freiherrn von Barnim, durch Afrika übergab, wie denn die Akademie bereits früher ein Exemplar von der Beschreibung der eigenen Reise des Prinzen durch Brasilien empfangen hatte. Nach jener Sitzung war Tettau der Mittagsgast des Prinzen, der ihm seine Photographie überreichte.

Unter den während Tettaus Präsidium aufgenommenen Mitgliedern war wohl eines der bedeutendsten der bekannte General von Radowitz, nach Tettau's Urteil ein Mann von der vielseitigsten Bildung, von regstem Interesse für Wissen-

schaft und Kunst, begabt mit einer seltenen Schärfe des Verstandes und einem bewunderungswürdigen Gedächtnisse. Stundenlang konnte er über die schwierigsten wissenschaftlichen Gegenstände in der Akademie in ununterbrochenem Redeflusse frei sprechen, indem er sich bei seinem Vortrage nur eines kleinen Zettels bediente, auf welchem einige Namen und Zahlen verzeichnet waren. Tettau stand in näherem persönlichen Verkehr und in beständigem Briefwechsel mit diesem interessanten Manne, einem der edelsten Vertreter der romantischen Kulturepoche unseres Jahrhunderts.

* * *

In weit höherem Grade noch als die Akademie der Wissenschaften nahm der im Jahre 1864 unter seiner wesentlichen Mitwirkung gegründete Verein für die Geschichte und Altertumskunde den vielbeschäftigten und gelehrten Mann in Anspruch. Dreissig Jahre lang hat er hier bis kurz vor seinem Tode den Vorsitz geführt. Hier war er ganz in seinem Elemente, wenn er als Vorsitzender die neu eingegangenen Druckschriften der Versammlung vorlegte und sie beurteilte, wobei er vollauf Gelegenheit fand, seine umfassenden geschichtlichen und bibliographischen Kenntnisse, sowie seine staunenswerte Belesenheit zu zeigen. Wiederholt hat Tettau den Erfurter Geschichtsverein nach aussen vertreten. Im Jahre 1868 tagte die Generalversammlung des Centralvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt. Für die Mitglieder derselben war als Festgabe bestimmt das von ihm abgefasste Schriftchen: „Erfurt in seiner Vergangenheit und Gegenwart“, das im Jahre 1880 in 2. Auflage erschienen ist. Man hatte ursprünglich ein Kupferwerk mit kurzem erläuternden Text geplant. Als aber eine zur Herstellung der Kupfer vom Minister lange vorher erbetene und auch in Aussicht gestellte Unterstützung später plötzlich zurückgezogen ward, musste man sich in elfter Stunde entschliessen, an Stelle des Kupferwerkes ein Buch treten zu lassen, bei welchem der Text die Hauptsache bildete und dem nur einige Photographieen beigegeben waren. Tettau brachte es fertig, diesen Text im Verlauf einer Woche, die er obenein krank im Bette zubrachte, abzufassen.

* * *

Es konnte nicht ausbleiben, dass Tettau, da er in dem Rufe stand, in einigen Zweigen des Wissens, wie namentlich in der Geschichte der Stadt Erfurt und seiner Umgebung, wie im Gebiete der Genealogie und Heraldik, eine Autorität zu sein, allmählich in einen ausgebreiteten litterarischen Verkehr mit bedeutenden Gelehrten trat, da er häufig Antwort zu geben hatte an Privatpersonen wie an Behörden, welche sich an ihn mit Fragen wandten, sowie, dass er von vielen bedeutenden Gelehrten-Gesellschaften zum Mitglied, ja zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Ich darf mich hier auf das Wichtigste beschränken. Seine durch den Erfurter Geschichts- und Altertumsverein vermittelte Bekanntschaft mit dem Vorsitzenden der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, Professor Dümmler in Halle, gab den Anlass zur Aufnahme Tettaus in diese Kommission und folgeweis zur Abfassung verschiedener, bereits erwähnter wertvoller, die Stadt Erfurt betreffender geschichtlichen und statistischen Werke, sowie zu seiner Ernennung zum Doktor der Philosophie und zur persönlichen Bekanntschaft mit hervorragenden Vertretern der geschichtlichen Forschung, wie dem Gymnasialdirektor Gustav Schmidt in Halberstadt, dem Geheimen Archivrat von Mülverstedt in Magdeburg, den Professoren Köstlin, Lindner, Opel und Hertzberg in Halle, dem Professor Kawerau in Kiel, dem Archivrat Jacobs in Wernigerode, dem Pfarrer Otto in Merseburg, vor allem dem 1893 als Professor in Kiel verstorbenen, aus Erfurt stammenden Geschichtsforscher Dr. Schum, mit dem Tettau in lebhaftem brieflichen und persönlichen Verkehr stand.

Dasselbe gilt von dem Prof. Paulus Cassel. Tettau schätzte ihn als einen Mann von bedeutendem Wissen und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Gebiete der Sagenkunde, von hervorragendem Talente für die freie Rede und von promptem Witze. Zur Zeit, als das Unionsparlament hier in Erfurt tagte, mit einer politischen Mission von der Regierung betraut, machte er sogleich Tettaus Bekanntschaft und benutzte fleissig dessen schon damals viel begehrte umfangreiche Bibliothek. Anfangs anspruchslos und bescheiden, ward er bald als gefeierter Liebling der Damen eitel. Er liess

sich in Büssleben taufen, „auf seinen Charakter blieb dies aber wohl ohne wesentlichen Einfluss“, wenigstens überwarf er sich bald mit seinen früheren Freunden wie mit denen, welche nach seinem im Jahre 1869 stattfindenden Abgange nach Berlin mit ihm in persönliche Beziehung traten, nie jedoch mit Tettau, mit dem ihn innige Freundschaft bis zu seinem 1892 plötzlich erfolgten Tode verband. Die ihm von Tettau gewidmete, in einer ordentlichen Sitzung der Akademie verlesene und dann im 19. Hefte der Jahrbücher 1893 veröffentlichte Gedenkrede ist die letzte litterarische Arbeit des Entschlafenen. Sie zeugt, wie alle seine Werke, von scharfer Beobachtungsgabe und entwirft ein sprechendes und getreues Bild dieses seltsamen Gelehrten mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, ein schönes Denkmal zugleich der Freundestreue, der ungeschminkten Wahrheitsliebe, so wie der ungeschwächten Geisteskraft des 90jährigen Greises.

Unter den grossen Geschichtsschreibern unserer Tage, mit denen Tettau in brieflichen Verkehr trat, sind besonders zwei Männer zu erwähnen, Leopold v. Ranke in Berlin und Heinrich Leo in Halle. Letzterer hatte sich an Tettau gewandt mit der Bitte um Nachrichten über seine aus Erfurt stammende Familie, er schrieb ihm einen interessanten Brief über die Zustände während Erfurts Belagerung in den Jahren 1813 und 14, die er selbst mit erlebt hatte. Doch ward der Briefwechsel durch die schwere Erkrankung und den bald erfolgten Tod Leo's früh abgebrochen. Von anderen ansehnlichen Gelehrten erwähnen wir den Königlich bayerischen Hofrat Dr. Franz Trautmann in München, der mit einer Erfurterin, der Tochter des Consistorialrats Grosse, einer Schwester des bekannten Dichters Julius Grosse, verheiratet war und Tettaus Arbeiten in kritischen Zeitschriften beurteilte. Ferner den Professor und Hofrat Dr. Konrad Beyer in Eisenach, später in Stuttgart, den Herausgeber und Biographen Rückerts. Er verfasste einen Auszug aus Tettaus Schrift über die epische Poesie der finnischen Völker und bewirkte die Aufnahme eines auf Tettau bezüglichen Artikels in das Pierersche Konversationslexikon. Endlich Graf Ludwig Utterodt auf Neu-Scharffenberg bei Eisenach, Professor Adalbert von Keller in München und Freiherr Louis Ferdinand von Eberstein in Dresden.

Unter den für ihn besonders ehrenvollen Ernennungen hervorragender wissenschaftlicher Gesellschaften erwähne ich nur die am 17. Dezember 1872 stattfindende Ernennung Tettaus zum Ehrenmitgliede des Münchener Altertumsvereins, eine Auszeichnung, die sonst nur regierenden Fürsten zu teil wird. Der damalige Präsident dieses Vereins, der bekannte Kunsthistoriker Ernst Förster, hatte Tettau kennen gelernt, als er seine Frau, Sophie Förster, eine beliebte Konzert-Sängerin, nach Erfurt begleitete. Diese war damals vom Erfurter Musikverein engagiert, dessen erster Vorsteher Tettau war. Förster hatte Gelegenheit, Tettaus Kupferstichsammlung zu bewundern.

Das führt uns auf eine Seite im litterarischen Leben und Wirken des Entschlafenen, die wir nicht übergehen dürfen, da sie dazu dient, das Bild von seiner ausgebreiteten gelehrten Thätigkeit zu ergänzen und zu vervollständigen. Es ist der ausserordentliche Sammeleifer Tettaus, der zu gewissen Zeiten in eine Leidenschaft auszuarten drohte und sich gleicher Weise auf die Beschaffung von Büchern, von Ölbildern und Kupferstichen wie von Münzen erstreckte. Bereits bei seiner Übersiedelung von Liegnitz nach Erfurt verfügte er über eine stattliche Bibliothek; in Erfurt vermehrte sich dieselbe dermassen, dass zur Zeit des Unionsparlaments der Abgeordnete Simson, der bekannte spätere Präsident des Reichsgerichts, Tettau schlechtweg den „Mann mit der grossen Bibliothek“ nannte. Bald zählte sie über 36000 Bände, unter ihnen viele erste Drucke und bibliographische Seltenheiten und Merkwürdigkeiten. Geradezu staunenswert aber war seine mit grossem Fleiss, mit Umsicht und Geschick durch Ankauf auf Auktionen und sonst allmählich entstandene Gemälde- und Kupferstich-Sammlung. Unter den 200 Ölbildern, die Tettau besass, befand sich ein echter Murillo, vielleicht auch ein Original von Rafael. Seine Kupferstichsammlung belief sich auf weit über 100000 Blatt, sie war aufs beste geordnet, alle Meister vom Jahre 1462 bis auf die Gegenwart waren vollständig vertreten. Auch seine Münzsammlung enthielt manche Seltenheiten.

Doch Tettau hing an diesen kostbaren Schätzen des Gelehrten, des Sammlers, des Kunstkenners und -liebhabers nicht

in der Weise, dass er sich von ihnen abhängig gemacht hätte; er zeigte, dass er frei war von der schon in Sebastian Brants Narrenschiff gerügten Schwäche mancher Gelehrten, die nicht Herren, sondern Sklaven ihres Besitzes sind. Fern von jener wurmstichigen Buchgelehrsamkeit, wie sie uns Goethe in der Gestalt des Wagner im Faust geschildert hat, und durchdrungen von dem einzigen Werte der freien Persönlichkeit, der alle Schätze der Welt, auch die höchsten geistigen Schätze der Kunst und Wissenschaft weit überragt, verstand er es, auch seiner Leidenschaft bei Zeiten entgegenzutreten und sich seine persönliche Freiheit zu wahren, indem er sich nach seiner zweiten Heirat nach und nach aller jener herrlichen Schätze bis auf den zehnten Teil entledigte und sie auf dem Wege der Auktion und des Kaufs veräusserte.

* * *

Ein Mann, der eines solchen Aktes sittlicher Selbstentäusserung fähig war, konnte bei aller seiner anerkannten und umfassenden Gelehrsamkeit doch kein einseitiger und engherziger Gelehrter sein, er wollte und konnte sich nicht selbstsüchtig in selbsterworbenen Schätzen vergraben, er musste auch, wie er als Patriot in der Zeit der Not selbstlos dem Vaterlande diente und alle seine Kräfte für den sittlichen Zweck der Rettung des bedrohten inneren Friedens und der Ordnung des Gemeinwesens aufgeboten hatte, den unwiderstehlichen Drang selbstloser geistiger Mitteilung an Andere, und zwar nicht bloss an gleichstehende Fachgenossen, an Gelehrte, sondern auch an einen weiteren Kreis der Gebildeten empfinden.

Das führt uns auf die sittliche Seite seines Wirkens, auf seine im engeren Sinne des Wortes gemeinnützige Thätigkeit.

* * *

Tettaus von den Ahnen ererbter hervorstechender Gemeinsinn offenbarte sich in erster Linie auf dem Gebiete, auf welchem er nach seiner ganzen inneren Richtung zu Hause war, auf dem des geistigen Lebens, der Kunst und Wissenschaft. Aber er blieb durchaus nicht hierauf beschränkt;

der energischen politischen Thätigkeit des Patrioten trat alsbald zur Seite eine für seinen Gelehrtenberuf geradezu bewunderungswürdige gemeinnützige Thätigkeit, die sich auf die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere die Hebung des wirtschaftlichen Lebens der niederen Klassen, ferner auf die Ausschmückung des Lebens bezogen. Endlich und nicht zum Wenigsten offenbarte er sich auf dem Gebiete des kirchlichen Gemeindelebens.

Vor allem liess es sich Tettau angelegen sein, durch Veranstaltung öffentlicher wissenschaftlicher Vorträge den Bildungsstand der höheren Schichten der Erfurter Gesellschaft zu heben. Er zeigte hier, dass er es verstand, die reichen Schätze seines Wissens in einer gebildeten und gemeinverständlichen Sprache für ein weiteres Publikum flüssig und fruchtbar zu machen. Er ward bei diesem Bestreben aufs beste unterstützt durch den kunstsinnigen General v. Radowitz und seine feingebildete Gemahlin.

Zunächst hielt er in den Jahren 1852 und 53 auf Veranlassung des Generals von Radowitz drei kunstgeschichtliche Vorträge, über die Angelika Kaufmann (1852), über Salvator Rosen (1853) und über die Geschichte der Technik der graphischen Künste, namentlich der Kupferstichkunst und des Holzschnitts (1854), daran reihten sich andere Vorträge geschichtlichen, schönwissenschaftlichen und psychologischen Inhalts, über Karl von Dalbergs Übernahme der Erfurter Statthalterschaft, über Torquato Tasso und den Hof von Ferrara, über die Jungfrau von Orleans, über das zweite Gesicht der Schottländer. Die beiden letztgenannten Vorträge fanden solchen Beifall in der Damenwelt, dass sie mehrere Male auf Wunsch der Generalin von Radowitz in einer zu diesem Zweck gegebenen Damengesellschaft wiederholt werden mussten.

Gleichzeitig war er darauf bedacht, den Kunstsinn der Erfurter zu bilden und zu veredeln durch Vorführung klassischer Werke der bildenden Kunst. Wesentliche Verdienste erwarb er sich um den Thüringer Kunstverein, der unter der fachmännischen Leitung des Professors Dietrich segensreich wirkte, nach dessen Tode aber bald einging und dann später durch den noch jetzt hier bestehenden Verein für Kunst und Kunstgewerbe ersetzt wurde. Tettau gehörte zu

den Gründern jenes Vereins und erhielt durch denselben Gelegenheit, mit bedeutenden Künstlern in brieflichen Verkehr zu treten. Auch zur Ausschmückung Erfurts mit solchen Kunstwerken, welche die wichtigsten Epochen der Geschichte der Stadt darstellten oder mit Denkmälern berühmter Männer, die sich um Erfurt besonders verdient gemacht hatten, war Tettau überall thätig. Ihm gebührt ein wichtiger Anteil an dem Zustandekommen der Janssen'schen Bilder im Festsaale des Erfurter Rathauses, sowie des Reichardt- und Lutherdenkmals. Seinen Bemühungen ist es auch zu verdanken, dass es der Stadt Erfurt gelang, die dem Kunsthändler Apell zu Dresden, einem geborenen Erfurter, gehörende Sammlung von wertvollen, auf Erfurt bezüglichen Kunstdrucken und Zeichnungen zu erwerben.

* * *

Dieser uneigennützigen Thätigkeit aber zur Beförderung der allgemeinen Bildung durch Weckung und Pflege des Sinnes für Kunst und Wissenschaft ging bei Tettau zur Seite eine nicht minder umfassende und grossartige Thätigkeit rein praktischer und im engeren Sinne gemeinnütziger Art, welche sich unmittelbar auf die Hebung des bürgerlichen Gemeinwohls und die Pflege des kirchlichen Gemeindelebens richtete.

Die Zahl der im engeren Sinne gemeinnützigen Vereine, welchen Tettau als Mitglied angehörte, war Legion. Wir erwähnen von den auf das bürgerliche Gemeinwohl gerichteten Vereinen nur solche, bei deren Begründung er mitgewirkt oder welche er längere oder kürzere Zeit geleitet hat.

Er gab den ersten Anstoss zur Bildung des Handwerkervorschussvereins, welcher den Zweck verfolgte, Handwerkern durch Vorschüsse über augenblickliche Verlegenheiten hinwegzuhelfen und dieselben durch Tilgung jener in regelmässigen kleinen Raten ans Sparen zu gewöhnen. In der Generalversammlung vom 4. August 1849 wurde Tettau zum Obervorsteher gewählt. Der Verein hat grossen Nutzen gestiftet und besteht noch jetzt in erweiterter Gestalt unter dem Namen: Neue Erfurter Vorschussbank. Die Teilnahme an diesen Angelegenheiten brachte Tettau in nähere Verbindung mit

den Erfurter Handwerkern überhaupt und namentlich mit den damaligen Bestrebungen zur Besserung ihrer inneren Verhältnisse wie ihrer staatlichen Lage. In dem Innungsverein, in welchem Tettau den Vorsitz führte, und in den Handwerkertagen, auf welchen er regelmässig erschien, fanden dieselben ihren Ausdruck.

Tettaus Verdienste nach dieser Richtung hin wurden auf der Generalversammlung der Handwerkervereine am 11. März 1861 durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Innungsvereins unter Überreichung eines prachtvoll ausgestatteten Diploms anerkannt.

Die „Erfurter Zeitung" hob damals hervor, die Errichtung der Handwerkervorschusskasse sei einzig und allein Tettau zu verdanken. Mit wahrer Liebe und unermüdlichem Eifer habe er dieses Werk angefangen und mit Hülfe des hierzu zusammengetretenen Komités weiter verfolgt. Mit der grössten Bereitwilligkeit und Humanität habe er den Handwerkern sowohl in dem Innungsverein als auch in dem späteren Handwerkerverein seine Zeit geopfert und mit Rat und That zur Seite gestanden, was wohl ohne Ausnahme alle Handwerker Erfurts bezeugen mussten. Ein ähnlicher, nur nicht ausschliesslich für die Handwerker, sondern für alle Stände, besonders auch für die Handarbeiter bestimmte Verein war der Sparverein. Ausgehend von der Erwägung, dass während der Wintermonate die arbeitenden Klassen weniger Gelegenheit zum Verdienen und höhere Ausgaben hätten als in der guten Jahreszeit, wollte man die Ersparnisse in der letzteren Zeit beginnen und sich dann ansammeln lassen, damit sie beim Beginn des Winters den Sparern mit einer Prämie aus der städtischen Kasse unter Gewährung eines Rabatts zurückgezahlt werden könnten. Man fing hier mit Sparen an, und dasselbe sollte dann zur Gewohnheit werden. Auch in diesem Verein war Tettau der erste Leiter.

Der Zweck, die Gewerbsamkeit zu fördern und in ihren Bestrebungen zu unterstützen — jedoch mehr aus technologischen wie lehrhaftem Gesichtspunkte — verfolgte der Gewerbeverein durch Vorträge, Fragebeantwortungen, Diskussionen und Ausstellungen. Auch an diesem Verein nahm Tettau regen Anteil. Die im Jahre 1878 stattfindende grössere

Ausstellung von Kraft- und Arbeitsmaschinen für das Kleingewerbe wurde von ihm als Präsidenten des Ausstellungskomités in Gegenwart von Reuleaux und anderen Koryphäen in diesem Fache mit einer Rede eröffnet.

Ein noch bedeutenderes Interesse wandte er jedoch dem Gartenbauverein zu, in welchem er bis kurz vor seinem Tode den ständigen Vorsitz geführt hat. Die grossen internationalen Gartenbauausstellungen vom Jahre 1864 und 1876, sowie die am 18. Juni 1872 abgehaltene Versammlung der allgemeinen Gesellschaft zur Beförderung des Gartenbaues im deutschen Reiche nahmen unter Tettaus Vorsitz einen glänzenden Verlauf. Bei der grossen Ausstellung vom Jahre 1876, deren Erfolg nur durch das ungünstige Wetter etwas beeinträchtigt wurde, war die Anordnung unvergleichlich schön, und der Blick von der Festhalle auf der Friedrich Wilhelmshöhe über das Ausstellungsgebiet, das dasselbe abschliessende Thor, eine Nachahmung des Triumphbogens des Septimus Severus, bis zur Stadt und über die Stadt hinaus, war ebenso grossartig wie reizend. Den Glanzpunkt dieser festlichen Tage bildete aber doch die Anwesenheit der Kaiserin Augusta. Tettau fiel als Präsident des Gartenbauvereins die Verpflichtung zu, die Kaiserin nicht nur auf dem Wege durch die Strassen der in schönstem Festschmuck prangenden, in einen Blumengarten verwandelten Stadt und beim Besuche der Hauptmerkwürdigkeiten des Rathauses und des Domes, sondern auch bei der Besichtigung der die Ausstellung bildenden Gegenstände zu geleiten und die anwesenden Aussteller vorzustellen. Er hatte dabei Gelegenheit, den Mut der hohen Frau zu bewundern, welche sich durch die grundlosen und schlüpfrigen Wege nicht abhalten liess, einen Rundgang durch den Ausstellungsplatz zu unternehmen. Auf dem unmittelbar daran sich schliessenden Ständefest zu Merseburg, bei welchem auch Tettau zugegen war, sprach die Kaiserin letzterem ihre hohe Befriedigung aus über das in Erfurt Erlebte und trug ihm ihren innigen Dank an den Gartenbauverein auf. In Baden-Baden, wohin sie gleich darauf ging, bezeichnete sie dem Grafen Flemming gegenüber, dessen Vater früher Präsident der Regierung in Erfurt gewesen war, den von ihr in Erfurt verlebten Tag als den schönsten ihres Lebens. Einen grossen

Anteil an dem Gelingen dieses schönen Festes hatte ohne Zweifel der Vorsitzende des Vereins. In gerechter Würdigung seiner Verdienste bemerkt der Bericht über die 50jährige Wirksamkeit des Erfurter Gartenbauvereins vom Jahre 1888 über Tettau: „Als Vorsitzender hat er dem Gartenbauverein viele und wichtige Dienste geleistet und leistet sie trotz seines hohen Alters noch heute. Die demselben gesteckten Ziele fest im Auge, mit den parlamentarischen Formen wohl vertraut und geübt, die Arbeit grosser Versammlungen zu leiten, immer auf der Wacht, wenn es gilt, Anlass zu Missvergnügen und Zerwürfnissen aus dem Wege zu räumen, jedem gerecht zu werden, durch seine ganze Persönlichkeit geschickt den Verein nach allen Seiten hin würdig zu repräsentieren und seine Interessen zu vertreten, hat er dem Vertrauen, das die Direktion in seine Hand gelegt, jeder Zeit in vollstem Masse entsprochen."

Aber des hochverdienten und thatenfrohen Mannes opferwilliger Gemeinsinn bethätigte sich nicht bloss auf dem Gebiete des geistigen Lebens in Kunst und Wissenschaft, nicht bloss auf dem des bürgerlichen Lebens, sondern — und zwar nicht am letzten — auch auf dem des kirchlichen Gemeindelebens. Im Gegensatze zu der gerade in den höheren Kreisen verbreiteten religiösen Gleichgültigkeit hat Tettau stets die lebendige Beteiligung am Gemeindegottesdienst wie an der Feier des heiligen Abendmahls für eine heilige Pflicht erachtet. Unkirchlich ist er nie gewesen; er war nicht bloss ein wackerer und königstreuer Patriot, ein in jeder Hinsicht pflichttreuer und gewissenhafter Staatsbeamter, ein opferwilliger Bürger der Stadt, er war auch ein guter Christ, und von einem angeblichen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben konnte bei ihm, dem scharfen Denker, dem vielseitigen und gründlich gebildeten Gelehrten, dem geachteten Vertreter der Wissenschaft, gerade deshalb keine Rede sein, weil er nicht zu den oberflächlichen Vielwissern und einseitigen Gelehrten, sondern zu den wahrhaft Gebildeten gehörte, für die es keine echte Wissenschaft ohne ernstes, sittliches Streben und keine wahre Sittlichkeit ohne lebendige persönliche Frömmigkeit giebt. Aber erst die mit dem Jahre 1873 in der preussischen Landeskirche erfolgte Einführung der neuen Kirchengemeinde-Ordnung

gab seinem Thätigkeitsdrange Gelegenheit, die Gesundheit und Kraft seines evangelischen Christentums auch durch bewusste und werkthätige Förderung der Ziele des kirchlichen Gemeindelebens zu bewähren, als er zuerst in den Kirchengemeinderat der hiesigen Kaufmannskirche eintrat, sodann in ihr später zum Vertreter des Patrons, des Magistrats, bestellt ward und als Mitglied der Kreissynode den grösseren kirchlichen Versammlungen beiwohnte. Von da an gab es kein bedeutsames Ereignis im bewegten kirchlichen Leben unserer Stadt, an dem er nicht thätigen Anteil genommen hätte. Als im Oktober 1881 die landeskirchliche Evangelische Vereinigung, die sogenannte Mittelpartei, in Erfurt ihre dritte Generalversammlung abhielt, wählte sie Tettau zu ihrem Vorsitzenden, der seitdem Mitglied des Vorstandes des Erfurter Zweigvereins blieb. Als hier am 10. November 1883 mit einer fast noch nicht dagewesenen allgemeinen Teilnahme und einem seltenen Glanze die 400jährige Wiederkehr von Luthers Geburtstage begangen ward, wurde Tettau Vorsitzender des Komités. Seiner Umsicht und Thätigkeit war es vor allem zu verdanken, dass die Festteilnehmer, unter ihnen 800 Studenten, sicher untergebracht wurden, und jenes Fest in jeder Hinsicht befriedigend verlief, welches zur Kräftigung des evangelischen Bewusstseins so viel beigetragen hat. Gewissermassen als Einladung dazu war vorher von ihm in einer Versammlung der Kreissynode auf Veranlassung des Vorstandes derselben am 4. Juli 1883 ein Vortrag gehalten, der allen, die ihn gehört haben, unvergesslich bleiben wird. Der damals schon 79jährige, ehrwürdige Greis sprach in langen, wuchtigen, aber übersichtlichen Perioden mit einer fast jugendlichen Kraft völlig frei mit dem Brustton warmer persönlicher Überzeugung von den Segnungen der Reformation, die der ganzen Neuzeit, nicht zum wenigsten auch unsern katholischen Glaubensbrüdern zu gute gekommen seien. Obwohl er sich darin aller Angriffe auf die katholische Kirche enthielt, so entrüsteten sich doch, wie begreiflich war, die Ultramontanen nicht wenig über diese Rede. Aber wenngleich er selbst eine durch und durch friedliche und massvolle Natur war, jede andere Überzeugung achtete und auch früher mit eifrigen Katholiken, wie einem Radowitz und Trautmann, freund-

schaftlich verkehrt hatte, so konnte ihn doch das jetzt, zumal da die Zeiten gegen früher sich im Punkte der Duldung Andersgläubiger auf jener Seite völlig geändert hatten, nicht abhalten, seine eigene evangelische Überzeugung offen zu bekennen. Als am 5. Oktober des Jahres 1886 hier in Erfurt der evangelische Bund, nicht zum Angriff auf die Gegner, sondern zur Abwehr der masslosen gegnerischen Angriffe und zur Wahrung der durchaus berechtigten deutsch-protestantischen Interessen gegründet ward, hat Tettau an dessen Stiftung teilgenommen und gehörte seitdem dem Vorstande des Erfurter Zweigvereins als Stellvertreter des Vorsitzenden an. Er war einer der fleissigsten Besucher der regelmässigen Versammlungen des Bundes. Auch hat er zu den Gründern des Vereins für Reformationsgeschichte gehört.

So hat Tettau den Pflichteifer und die Treue, die er in seinem ganzen Leben und Wirken zeigt, auch auf kirchlichem Gebiete bethätigt.

III.

Selbstverständlich konnte eine solche Treue nicht unbelohnt bleiben. Der Staat erkannte die wertvollen Dienste seines rührigen Beamten durch den Kronenorden zweiter Klasse an, der ihm bei seiner im Jahre 1881 stattfindenden Entlassung überreicht wurde, er zeichnete den verdienten Gelehrten durch die höchste Ehre aus, die einem Manne der Wissenschaft in unserem Lande zu teil werden kann, durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Tettau nahm diese Anerkennung als wohlverdienten Lohn der Treue entgegen, nicht als ob er danach gegeizt oder darum gebuhlt hätte. Denn seine Seele war in ihrer anspruchslosen Schlichtheit, in ihrer selbstlosen Einfalt und Erhabenheit frei, wie von kleinlichem Neid und von niedriger Eifersucht, so auch von eitlem Ehrgeiz. Konnte er doch jederzeit, wenn er wollte, ausruhen in dem Bewusstsein der guten That, in der süssen Befriedigung, welche die Pflichterfüllung, die treue, gewissenhafte Arbeit selbst dem edlen Herzen gewährt. Gerade deshalb aber musste ihm, dem selbstlos und mit treuer Hingabe andern dienende Mann mit dem warmen Herzen voll Liebe und Treue

als der schönste Lohn, der ihm für seine selbstlosen Bemühungen, für seine vielseitige gemeinnützige Thätigkeit werden konnte, die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Mitbürger gelten. Und diese ist ihm denn auch in reichlichstem Masse zu teil geworden. Wie wetteiferten doch alle Stände der Gesellschaft, ja die gesamte Bürgerschaft, insbesondere die Körperschaften, denen er gedient hatte, ihm diese Liebe und Verehrung zu bezeugen, ihre freudige Teilnahme bei seinem im Jahre 1875 gefeierten 50jährigen Dienstjubiläum und erst noch vor Kurzem in diesem Jahre bei der Feier seines 90. Geburtstages. Wie allgemein, wie innig und tief ist nun die Trauer über seinen Hintritt!

Denn er war unser! So sprechen wir noch einmal, als die da trauern über einen unersetzlichen Verlust, aber doch nicht als die, welche keine Hoffnung haben, sondern vor allem mit freudigem und demütigem Dank gegen den Geber aller Güter, der uns diesen trefflichen Mann geschenkt, der uns allen zum Segen gesetzt und der vielen von uns mehr war, über dessen reiches, volles, thätiges Leben man die Überschrift setzen darf:

Viel Arbeit — viel Liebe!

Viel Arbeit! Rastlose, zweckvolle Thätigkeit bis in sein höchstes Alter — das war sein Leben. Er hat es meisterlich geübt, das „Nulla dies sine linea“, — kein Tag verlottert —, das Solonische „Man lernt nie aus!“ Und doch war er in seiner ausgebreiteten Thätigkeit fern von jeder oberflächlichen Vielwisserei und von jeder zersplitternden Vielgeschäftigkeit. Nein! Was er ergriff, das führte er durch, und was er trieb, das trieb er gründlich, da legte er seine ganze Seele hinein. Mit der geschlossenen Kraft, mit der zähen Ausdauer, mit dem weiten Umblick eines antiken Charakters, dem nichts Menschliches fremd bleibt, und der sich stets als lebendiges Glied des grossen Ganzen der menschlichen Gesellschaft weiss, gab er sich hin an hohe Ziele und ruhte nicht eher, als bis er sie erreicht hatte. Aber er wahrte in allem, zugleich echt antik, die weise Selbstbeschränkung, das Ebenmass, welche die ruhige Besonnenheit, die überlegene Selbstbeherrschung an die Hand giebt. Darum zerrieb er seine Kräfte nicht, sondern erhielt

und stärkte sie. Aber durch und durch antik, ist dieser Charakter doch zugleich durch und durch deutsch. Antik war nur die Schale an ihm, die Kraft und Form des Denkens und Handelns, deutsch dagegen der edle Kern.

Viel Arbeit! Aber auch — viel Liebe! Darum ward ihm das Leben voll Mühe und Arbeit, das er führte, so köstlich. Er kannte und übte das Goethe'sche: Lust und Liebe sind die Fittiche zu grossen Thaten. Er war frei von der unsittlichen Triebfeder, die auch die besten Thaten des antiken Menschen befleckt, von dem eitlen Ehrgeiz eines unlautern, egoistisch-beschränkten Herzens. Nichts als Liebe zur Sache trieb ihn und beseelte ihn bei allem seinem Thun auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf dem des Lebens. Er begehrte nichts für sich, er wollte in seiner Einfalt und Schlichtheit nur das Gute und Rechte, das ihm geboten war. Er erfüllte gewissenhaft seine Pflicht, aber nicht als Sklave, sondern als Freier, d. h. aus Liebe und daher mit Treue. So war er in seiner Einfachheit, Einfalt, Schlichtheit und Treue durch und durch deutsch. Aber endlich auch durch und durch ein Christ!

Viel Arbeit — viel Liebe zu den Menschen, denen er uneigennützig half, zu seinem Gott, den er in Treuem diente. Er kannte das Geben, welches seliger ist denn Nehmen; es war ihm ein inneres Bedürfnis, zu geben, mitzuteilen aus seinem Schatz, jedem gern zu dienen, wo er konnte und wie er konnte. Und wer viel Liebe säet, wird auch viel Liebe ernten; gebet, so wird euch gegeben, das erfuhr er stets im engsten Familien- und Freundeskreise, wie im weiteren Kreise der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft, wie in den weitesten Kreisen der Wissenschaft. Aber seine Liebe und Menschenfreundlichkeit hatte auch den rechten Grund. Es war die Liebe des Kindes Gottes, welche aus ihm redete und handelte.

Viel Arbeit und viel Liebe auch zu seinem Gott und Heiland, dem er in allem diente, den er ehrte, von dem das Beste, was er that und hatte, in kindlich-demütigem Gebet zu erflehen, ihm ebenso süsse Gewohnheit wie heilige Pflicht war, an den er glaubte, auf den er hoffte.

Und diese Liebe — sie hört nimmer auf, sie hat ewigen Wert und wird ihn samt seinen Werken geleiten bis an den Thron Gottes, jene Liebe, welche in gläubiger Zuversicht wie in einfältiger Demut sprechen darf: Aus Gnaden bin ich, das ich bin —, die alles Dem bescheiden und dankbar zu Füssen legt, der's gegeben hat, und die in ihrer selbstlosen Treue eingeht zu ihres Herrn Freude.

Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen — mit diesen Worten durfte er sein müdes Haupt in Frieden hinlegen. Und nun wird er's in noch ganz anderem, tieferem Sinne erfahren, was der Chor aus der Höhe ihm zu seinem 90. Geburtstage an eben dieser Stätte ins Herz sang: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. — Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn ewiglich.

Wir aber, die wir im Geist noch trauernd an seinem Grabe stehen, werden sein Bild in unseren Herzen treu bewahren und rufen ihm übers Grab zu die schlichten und innigen Worte unseres Dichters:

Er entschlief, sie gruben ihn hier ein,
  Leiser, süsser Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
  Düft' um sein Gebein! —
Bis ihn Jesus Christus, gross und hehr,
  Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
  Und mir war er mehr.

Have, pia anima!



B. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1894/95.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Aus der Chronik der Akademie.

Bevor wir über die geschäftliche und die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademie während des letzten Jahres berichten, haben wir zweier Ereignisse zu gedenken, welche für die geschichtliche Entwickelung der Akademie von hervorragender Bedeutung geworden sind. Das eine, ein hocherfreuliches, ist die Feier des 90. Geburtstages des langjährigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau; das andere, ein überaus schmerzliches, betrifft den von der Akademie, wie von der ganzen Bürgerschaft der Stadt Erfurt tief betrauerten, wenige Monate später erfolgten Heimgang des allverehrten Mannes. Über beide wichtigen Ereignisse geben wir in dem folgenden einen eingehenden Bericht.

a. Bericht über die Feier des 90. Geburtstages des Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau.

Sobald man den Tag des seltenen Festes in Erfahrung gebracht hatte, wurden im Schosse des Senates die nötigen Vorbereitungen zur Feier getroffen. Man gedachte dem Jubilar einen Band der Jahrbücher der Akademie als Festgabe zu widmen und ihm zu Ehren eine öffentliche Festversammlung zu veranstalten, an welche sich ein Festessen anschloss. Dazu sollten sämtliche Mitglieder der Akademie, auch die auswärtigen und die

Ehrenmitglieder, eine Einladung erhalten. Besonders galt es, eine grössere Anzahl von wissenschaftlichen Abhandlungen zu einem stattlichen Bande zu vereinigen und vor allem von dieser Seite die Akademie würdig zu vertreten. Es gelang, innerhalb eines halben Jahres zwölf wertvolle, mehr oder minder umfangreiche Aufsätze, welche meist von Erfurter Mitgliedern, aber auch zum Teil von auswärtigen Mitgliedern, besonders von solchen, welche früher in Erfurt gelebt und den Jubilar persönlich kennen und schätzen gelernt hatten, rechtzeitig in Druck zu geben. In diesen Abhandlungen waren fast sämtliche Zweige der Wissenschaft vertreten, besonders aber der von dem Jubilar vor allem gepflegte Zweig der Geschichtswissenschaft mit 5 Aufsätzen. Es erschien eine litterargeschichtliche Abhandlung vom gegenwärtigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt: „Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum“; eine geschichts-philosophische vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann: „Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers“; eine psychologische von Herrn Gymnasialdirektor Leuchtenberger, jetzt in Posen, früher in Erfurt: „Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert“; eine ästhetische von Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer in Erfurt: „Über die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina“; eine apologetische von Herrn Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen: „Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums“; eine archäologische von Herrn Gymnasiallehrer Dr. Schreiber, jetzt in Schleusingen, früher in Erfurt: „Die heutige Limesforschung am Pauluswall“; eine medicinische vom Königl. Geh. Sanitätsrat Herrn Dr. Axmann in Erfurt: „Giebt es spezifisch trophische Nerven?“ Ferner eine lokalgeschichtliche von Herrn Oberlehrer und Stadtarchivar Dr. Beyer: „Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382“; eine sprachgeschichtliche von Herrn Professor Dr. Bernhardt in Erfurt: „Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden“; eine mathematische von

Herrn Professor Hellwig: „Über die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen"; eine biblisch-theologische von Herrn Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel in Berlin: „Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes"; endlich eine weltgeschichtliche von Herrn Realschuldirektor Dr. Venediger in Erfurt: „Die deutsche Kaisersage". Allen verehrten Mitgliedern, welche durch ihre in uneigennützigster Weise dargebotenen wissenschaftlichen Beiträge dieses schöne litterarische Unternehmen der Akademie unterstützt haben, sei nochmals an dieser Stelle aufs Wärmste gedankt.

Mittlerweile war am Anfang Mai des Jahres 1894 die weltberühmte Thüringer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung feierlich eröffnet. Erfurt, die anmutig gelegene, altehrwürdige Metropole Thüringens, wurde das Reiseziel unzähliger Fremder, welche von nah und fern herbeiströmten, um die durch die Eigenart und die Gediegenheit der ausgestellten Gegenstände, wie durch die geschmackvolle Anordnung und den ästhetisch so wirkungsvollen Gesamteindruck hervorragende Ausstellung zu schauen, an deren Zustandekommen neben der rührigen Thätigkeit des Vorstandes, besonders der beiden ordentlichen Mitglieder unserer Akademie, des Herrn Rechtsanwalts Dr. Weydemann und des praktischen Arztes und Stadtverordneten Herrn Dr. med. Loth, auch die um die Hebung des Gewerbfleisses und aller schönen Künste in Erfurt so hochverdiente verehrte Gemahlin des Vicepräsidenten der Akademie, Frau Oberregierungsrat Adolfine Freifrau von Tettau, als Vorsteherin und rastlos thätige und umsichtige Leiterin der Abteilung für Frauenarbeiten und Handfleiss, einen so bedeutenden Anteil hatte. Mit Spannung sahen die Mitglieder der Akademie und die inzwischen durch den Senat in Kenntnis gesetzten Behörden der Stadt, die Körperschaften, welche dem Jubilar besonders nahe standen, weil er ihnen in langjähriger, aufopferungsvoller Thätigkeit seine Dienste gewidmet hatte, sowie die gesamte Bürgerschaft Erfurts, welche ihrer Verehrung gegen den Jubilar durch einen Fackelzug einen festlichen Ausdruck zu geben gedachte, dem Ehrentage ihres ältesten Ehrenbürgers entgegen, dessen Feier auf dem Hintergrunde der allgemeinen durch die Ausstellung

herbeigeführten Freude sich zu einer besonders glänzenden zu gestalten versprach.

So nahte der 20. Juni 1894. Der Senat der Akademie hatte bereits am Anfang des genannten Monats ihre Festprogramme an sämtliche Mitglieder, wie an die Festgäste aus der Stadt versandt. Die Tagesordnung war in folgender Weise festgesetzt:

1. Begrüssung des Jubilars in dessen Wohnung durch den Senat der Akademie 10 Uhr vormittags;
2. Eröffnung der Festversammlung 11 Uhr Vormittags durch Gesang des Erfurter Männergesangvereins und durch eine Ansprache des Senatsmitgliedes Herrn Direktor Neubauer;
3. Einleitender Vortrag des Sekretärs der Akademie Professor Dr. Heinzelmann: „Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie."
4. Festvortrag des ordentlichen Professors an der Universität zu Halle, Herrn Dr. Alfred Kirchhoff: „Die Lagenverhältnisse von Erfurt."
5. Gemeinschaftliches Mittagessen der Mitglieder der Akademie und der Ehrengäste um 2 Uhr im Saale der Ressource.
6. Gemeinsame Besichtigung der Thüringer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung um 4½ Uhr unter Führung des Mitgliedes der Akademie und des ersten Vorsitzenden des Ausstellungs-Vorstandes, Herrn Dr. med. Loth.
7. Gesellige Zusammenkunft im Restaurant auf dem Ausstellungsplatze.

Leider hatte man sich genötigt gesehen, von einem officiellen, auf weitere Kreise berechneten Festessen Abstand zu nehmen, da der Jubilar aus Gesundheitsrücksichten seine persönliche Teilnahme an einem solchen Essen ablehnen musste. Eine heimtückische, längere Krankheit hatte den hochbetagten Greis in der für sein Alter so gefährlichen Frühjahrszeit heimgesucht. Schon bangten die Seinigen um sein teures Leben, und es schien fast, als sollte es ihm nicht vergönnt sein, den schönen Tag zu feiern. Aber dank seiner ausserordentlich zähen und glücklichen Natur genas er wider Erwarten schnell,

die Besorgnis schwand, und mit froher Hoffnung durfte man dem Ehrentage des sich wieder voller geistiger Frische erfreuenden Jubilars entgegensehen.

Der auf einen Mittwoch fallende 20. Juni war ein herrlicher Sommertag. Bereits in der Frühe wurde der Jubilar durch eine von der Kapelle des 3. Thür. Infanterie-Regiments und von der Ausstellungskapelle des Herrn O Rudolph gebrachte Morgenmusik begrüsst. Bereits von 9 Uhr ab brachten die Behörden und die Körperschaften der Stadt ihre Glückwünsche dar. Um 10 Uhr erschien eine Deputation des Senates der Königlichen Akademie in der Wohnung des Jubilars, bestehend aus den Herren Gymnasialdirektor Thiele, Apotheker Dr. Biltz, Professor Dr. Breysig und dem Sekretär der Akademie. Das älteste Mitglied des Senates, Herr Apotheker Dr. Biltz, beglückwünschte den ehrwürdigen Greis namens des Senates mit folgender tiefempfundener Ansprache:

Hochverehrter Herr Ober-Regierungsrat,
Hochzuverehrender Herr Vice-Präsident!

Wenn in diesen Stunden unzählige dankbare und frohbewegte Herzen diesem trauten Herde zueilen, dessen Feuer heut einem seltenen und hohen Festtage leuchtet, und wenn Alles, was dies Feuer in langen, reichgesegneten Jahren vielen Tausenden liebreich gespendet in seiner unerschöpflichen, zum Höchsten und Edelsten anregenden Wärme, nun zurückstrahlt in den Kundgebungen innigsten Dankes, reinster Freude, heissester Segenswünsche — so begrüssen auch wir, dieser dankbaren Empfindungen voll, den herrlichen Tag aufs Freudigste und erlauben uns, Ihnen hochverehrter Herr Jubilar, als dem allverehrten und geliebten Vicepräsidenten unserer Akademie, im Namen ihrer Mitglieder und aus tiefstem Herzensgrunde zu dem durch Gottes Gnade Ihnen geschenkten 90. Geburtstage zu gratulieren: mit dem Ausdruck unserer innigsten Freude über dies Ihr teures Haus und die weitesten Kreise hochbeglückende Ereignis bringen wir Ihnen unsere aufrichtigsten, in unserer Verehrung, Liebe und Dankbarkeit tiefbegründeten Segenswünsche zu diesem seltenen Festtage dar!

Müssen wir aber im Drang der Stunden darauf verzichten, von Allem zu reden, was uns so tief und so froh bewegt, so darf ich, da mir ja als ältesten unter uns das Glück zu teil geworden ist, hier zu Ihnen zu sprechen, wohl nicht nur als Mitglied unserer Akademie, sondern auch als dankbares Erfurter Kind reden und kann mir darum nicht versagen, an die weit zurückliegende, aber mir noch treu vor der Seele stehende Zeit Ihres ersten Eintritts in die hiesigen Kreise zu erinnern und laut zu rühmen, wie Sie — ein Fremdling damals meiner geliebten Vaterstadt — dieselbe doch vom ersten Tage an, dem unvergesslichen Dalberg gleich, in Ihr Herz geschlossen und ihr wie kein Anderer seitdem auf allen Gebieten, deren keinem ich in seinen Dankesäusserungen hier vorgreifen darf, unvergängliche Dienste geleistet, uns Bürgern ein unvergleichliches Beispiel edelsten Gemeinsinns gegeben und unser Aller Herzen gewonnen haben, weil Sie uns das Ihrige geschenkt! Wie schön aber trifft dies Bild in beiden Beziehungen den engern Kreis unserer Akademie, in welcher Sie, hochverehrter Herr Vicepräsident, durch fast 5 Decennien segensreich gewirkt und in unermüdlichem Walten Ihres Geistes und Ihrer Liebe dem Dienste menschlicher Bildung und Wohlfahrt in Belehrung, Anregung, Ermutigung das fruchtbarste Leben gegeben haben — Sie selbst propter fructus gratior!

Und dann, wie haben wir aufs Beglückendste in diesem engern Kreise empfunden, wie sie auch in Ihrer hohen Stellung und bei Ihrer allumfassenden, beherrschenden Gelehrsamkeit doch einem Jeden die leutseligste Beurteilung seiner Leistungen und ein warmes Interesse an seinen eigenen Angelegenheiten zeigten, ihm in denselben hülfreich und förderlich waren und in der Bethätigung der grössten unter den christlichen Segnungen alsbald und für immer selbst die Liebe mehrten, die uns heute in unsern, wie in unzähligen Herzen, thätig und bemüht ist, Ihren Ehrentag zu schmücken. Möchte es unserer Akademie gelungen sein, diesen seltenen Tag, den sie allezeit unter ihren teuersten Erinnerungstagen nennen wird, mit der Widmung des durch den Senat Ihnen heute ehrerbietigst überreichten XX. Bandes ihrer Jahrbücher

zu schmücken und für dessen Inhalt Ihr gewohntes liebreiches Verständnis treugemeinter Absicht zu finden.

So bitten wir Sie denn herzlich, die Versicherung unsrer unbegrenzten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit im Ausdruck unsrer innigsten Glückwünsche zu Ihrem 90. Geburtstage freundlich entgegen zu nehmen, und möge Gottes Gnade Ihrem ehrwürdigen Jahreskranze noch manches gute und freundliche Jahr in Gesundheit und Wohlergehen hinzufügen, möge Seine Gnade über Ihrem ganzen teuren Hause walten, vor allem über der unvergleichlichen liebenden Hand, welche Ihnen aufs treueste und fürsorglichste zur Seite steht, und möchten wir so noch oft, oft Ihrem Geist- und Herzensgüteblickenden Auge begegnen und allezeit darin die Erfüllung unseres innigsten Wunsches lesen: Ihre reinste Befriedigung am köstlich stillen Lebensabend!

Das walte Gott!

Sodann wurde dem Jubilar ein Prachtband des 20. Heftes der Jahrbücher der Akademie als Jubiläumsschrift namens der ganzen Königlichen Akademie überreicht. Der stattliche, circa 28 Bogen starke Band enthielt folgende Widmung, welche wir an dieser Stelle nicht umhin können noch einmal zum Abdruck zu bringen. Sie lautet:

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Freiherr!

Es gereicht uns zu besonderer Freude, durch Darbietung des nachfolgenden Bandes unserer Jahrbücher dem innigen Danke einen Ausdruck zu geben, den wir Ihnen schulden für die hohen Verdienste, die Euer Hochwohlgeboren Sich um die Förderung und Erhaltung einer ehrwürdigen wissenschaftlichen Gemeinschaft erworben haben, der Sie über vierzig Jahre lang als Vorsitzender Ihre besten Kräfte widmeten.

Seit Jahrzehnten als einer der ersten Kenner und eifrigsten Pfleger der Wissenschaften und Künste in unserer Stadt und weit über die Grenzen derselben bekannt, ein würdiger Nachfolger der Boineburg und Dalberg, als ein Gelehrter von seltenem Umfang des Wissens und vielseitigstem Interesse, auf den verschiedensten, auch entlegeneren Gebieten der Litteratur mit einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen

Schriften ein sicheres Urteil über ihren Wert, sowie einen klaren Einblick in den Stand der Forschungen verbindend, haben Sie als ein Meister in dem Fache der Lokal- und der Familiengeschichtschreibung nicht bloss Ihr reiches Wissen in zahlreichen Schriften dargelegt und den gelehrten Kreisen durch Ihre Vorträge und Abhandlungen die dankenswerteste Anregung und Belehrung gegeben, sondern Sie haben, dem Sinnspruche unserer Akademie getreu, auch die Anwendung dieses Wissens auf das praktische Leben nie ausser acht gelassen und demzufolge an den gewerblichen Bestrebungen unserer Stadt, deren Ehrenbürger Sie sind, seit vielen Jahren einen hervorragenden Anteil genommen.

Wie Sie aber andererseits, weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen im Sinne einer engherzigen und einseitigen Nützlichkeitslehre zu fassen und den praktischen Beruf der Wissenschaft auf die Pflege und Förderung der materiellen Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft einzuschränken, als gründlicher Kenner des klassischen Altertums, als begeisterter und thatkräftiger Patriot, als warmer evangelischer Christ lebhaft durchdrungen sind von der Überzeugung, dass die Wissenschaft erst dann ihren im besten Sinne gemeinnützigen, praktischen Beruf wahrhaft erfüllt, wenn sie ihre schönste Aufgabe darin erkennt, mit den ihr zugewiesenen Mitteln durch Weckung und Pflege des Sinnes für das Gute und Schöne, das Edle und Grosse, das Ewige und Heilige den höchsten Zwecken des Lebens zu dienen, das haben Sie, hochverehrter Herr Freiherr, im allgemeinen dadurch bewiesen, dass Sie die reichen Schätze Ihres Wissens und Ihrer Lebenserfahrung vor allem in den Dienst der wichtigsten und umfassendsten sittlichen Gemeinschaften, des Vaterlandes und der Kirche, in letzter und höchster Beziehung des Reiches Gottes auf Erden stellten, insbesondere aber dadurch, dass Sie als ein rechter Mann des Volkes noch vor kurzem der von unserer Akademie angeregten Bearbeitung von Preisschriften über die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen durch Pflege und Verbreitung einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung die lebhafteste thätige Teilnahme entgegen brachten.

Hochgeschätzter Herr Freiherr!

In gerechter Würdigung und warmer Anerkennung alles dessen, was die Akademie Ihrem rührigen und zielbewussten Wirken, wie Ihrem persönlichen Vorbilde verdankt, widmen wir Ihnen diesen Band unserer Jahrbücher als ein Zeichen unserer unwandelbaren Verehrung unter herzlicher Anwünschung des reichsten göttlichen Segens für Ihren Lebensabend.

Möge Ihnen Gott der Herr die seltene Geistesfrische, deren Sie Sich beständig erfreuen, auch fernerhin erhalten und nach seiner Gnade in vollem Masse an Ihnen erfüllen die Verheissung des 92. Psalms, V. 13—16!

Erfurt, im Juni 1894.

Der Senat und die Mitglieder
der Königlichen Akademie.

Unmittelbar an die Deputation der Königlichen Akademie schloss sich die der Königlichen Regierung zu Erfurt. Herr Regierungspräsident von Brauchitsch, Ehrenmitglied der Akademie, überbrachte neben den gemeinsamen Glückwünschen der Regierungsbehörden dem Jubilar die demselben von Seiner Majestät dem Kaiser zu seinem Ehrentage verliehene goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberbürgermeister Schneider erschien an der Spitze einer Abordnung der städtischen Behörden und überreichte namens der Stadt Erfurt eine künstlerisch ausgeführte Adresse folgenden Wortlauts:

Hochwohlgeborener Herr Oberregierungsrat!
Hochzuverehrender Ehrenbürger der Stadt Erfurt!

Der Tag, an welchem Sie das 90. Lebensjahr beschliessen, giebt uns die erwünschte Veranlassung, Ihnen erneut unsern aufrichtigen Dank auszusprechen für die seltenen Verdienste, welche Sie in rastloser Thätigkeit in hoher, einflussreicher Beamtenstellung um unser Gemeinwesen im allgemeinen, insbesondere aber auch um die Förderung von Kunst und Wissenschaft, um die Hebung und Pflege von Gartenbau und Gewerbe in unserer Stadt sich erworben haben. Es gereicht uns zu ganz besonderer Freude, Ihnen hochverehrter

Herr Ehrenbürger unserer Stadt, Namens Ihrer Mitbürger an diesem Ihrem 90. Geburtstage, den zu erreichen nur Wenigen beschieden ist, zugleich die herzlichsten Glückwünsche aussprechen zu dürfen. Möge es Ihnen noch lange vergönnt sein, in ungetrübter Geistes- und Körperfrische der wohlverdienten Ruhe sich zu erfreuen und unserer Stadt wie bisher Ihre wertvollen Dienste zu leisten. Die besten Wünsche der Stadt für Ihr Wohlergehen werden allezeit ihre Begleiter sein.

Eine Deputation des evangelischen Ministeriums zu Erfurt, bestehend aus dem Senior desselben, Herrn Superintendenten D. Dr. Bärwinkel, sowie den Herren Pastor Wagner und Diakonus Lic. Dr. Schulze, brachte ihre Glückwünsche mit folgenden, vom Senior des Ministeriums gesprochenen Worten dar:

Hochverehrter Herr Oberregierungsrat!

Sie sehen in uns eine Deputation des hiesigen evangelischen Ministeriums, das Ihnen durch uns zu dem heutigen seltenen Jubeltage die herzlichsten Glückwünsche entbietet. Die 90 Lebensjahre, welche Ihnen durch Gottes Gnade geschenkt worden sind, waren nicht ohne Bedeutung auch für die Kirche Erfurts und ihre Geistlichen. Lange Zeit haben wir mit Ihnen in amtlicher Beziehung gestanden, und wir fühlen uns heute noch gedrungen, Ihnen unseren herzlichsten Dank für das Wohlwollen auszusprechen, das Sie stets dem evangelischen Ministerium bewiesen haben. Doch auch ohne diese amtlichen Beziehungen ist uns Ihr Leben und Ihre rastlose Thätigkeit in unserer Stadt überaus wertvoll geworden. Wir haben nicht zu reden von Ihren Verdiensten für den Gartenbau und für das Aufblühen von Handel und Gewerbe in unserer Stadt. Auch ist es nicht unser Beruf, Sie zu feiern als den Mann der Wissenschaft, insonderheit als den ersten Erforscher und Kenner der Geschichte unserer Stadt. Aber das dürfen wir nicht verschweigen, was Sie für die Kirche und das kirchliche Leben in unseren Gemeinden gethan. Sie haben nicht blos als langjähriger Ältester der Kaufmannsgemeinde und Mitglied unserer Kreissynode mit dazu beigetragen, dass das kirchliche Leben

Erfurts in gesunden Bahnen geblieben ist, Sie haben vor allen Dingen einen wesentlichen Anteil gehabt an dem Gelingen des grossartigen Lutherfestes, welches am 8. August 1883 unsere Lutherstadt gefeiert hat. Auch ist das herrliche Lutherdenkmal, welches wir am 31. Oktober 1889 enthüllen durften, nicht ohne Ihre Mitarbeit zustande gekommen. Hierfür und für noch so manches andere, was Sie zur Hebung kirchlichen Lebens und Weckung evangelischer Gesinnung gethan, sei Ihnen heute noch einmal der Dank des evangelischen Ministeriums, und ich darf wohl auch sagen, der evangelischen Gemeinden unserer Stadt dargebracht. Möge der treue Gott, der Sie so reich im Amt und in der Familie gesegnet und Ihnen vergönnt hat, auch ausserhalb Ihres Amtes viel Gutes zu stiften und viele edle Bestrebungen zu fördern, möge dieser treue Gott Sie auch ferner in seinen Schutz nehmen! Möge die Erinnerung an Ihr arbeitsreiches Leben und die allseitige Anerkennung, die Ihre segensreiche Thätigkeit geerntet, Ihnen den Lebensabend versüssen, und möge Ihnen der Hinblick auf das, was Ihnen zu schaffen durch Gottes Gnade gelungen ist, die Beschwerden des Alters erleichtern! Gott erhalte Sie noch lange Ihrer Familie und unserer Stadt und schenke ihnen endlich nach vollbrachtem Lauf einen seligen Heimgang! Das sind die Glückwünsche, die wir Ihnen zu bringen haben. Wir bitten Sie, dieselben freundlichst annehmen zu wollen, und hoffen, dass der allmächtige Gott dazu Ja und Amen sagen wird.

Vorstandsmitglieder des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Erfurt überraschten den Jubilar durch Aushändigung einer vom ordentlichen Mitgliede der Akademie Herrn Pastor Oergel verfasste Schrift über das „Collegium majus zu Erfurt", welche mit mehreren von Herrn Regierungsbaumeister Erlandsen gefertigten Abbildungen des Collegium majus versehen war. Ausserdem überreichte der Vorstand des Erfurter Gartenbauvereins dem bisherigen Vereinsvorsitzenden eine reich ausgestattete Glückwunschadresse, in welcher der Jubilar zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt wurde. Endlich brachten die Herren Dr. med. Loth und Patentanwalt Thier im Namen des Erfurter Ge-

werbevereins dessen Glückwünsche in einer Adresse zum Ausdruck.

Mit einer für sein hohes Alter bewundernswerten körperlichen und geistigen Frische erwiderte der Jubilar alle an ihn gerichteten Glückwünsche der so zahlreichen Deputationen aufs herzlichste.

Um 11 Uhr vormittags begann die von der Königlichen Akademie zu Ehren des Jubilars veranstaltete

öffentliche Festversammlung.

Das Festlokal, der grosse Saal in Vogels Garten, war aufs geschmackvollste von dem Erfurter Gartenbauverein dekoriert. Eine zahlreiche Versammlung von Damen und Herren aus den höheren Kreisen der Gesellschaft, wie aus der Bürgerschaft Erfurts hatte sich bereits seit $10^{1}/_{2}$ Uhr in dem Saale eingefunden. Von 11 Uhr an versammelten sich die vollzählig erscheinenden einheimischen Mitglieder der Akademie im Festanzug und nahmen auf den vier vordersten Sitzreihen zur Rechten vor der etwas höher gelegenen festlich geschmückten und mit einem Brustbilde Seiner Majestät des Kaisers versehenen Bühne des Saales Platz, während die auswärtigen Mitglieder der Akademie und die von der Akademie geladenen einheimischen Ehrengäste sich auf den vier vorderen Sitzreihen zur Linken unmittelbar vor der Rednerbühne gruppierten. Bald nach 11 Uhr war der Jubilar in Begleitung von seinen Angehörigen zu Wagen von zwei Mitgliedern des Senates aus seiner Wohnung abgeholt. Beim Eintritt desselben in den Festsaal um $11^{1}/_{4}$ Uhr erhob sich die ganze Festversammlung, die Mitglieder des Senates geleiteten den Jubilar an seinen in der Mitte des Saales unmittelbar vor der Bühne befindlichen, von den Ehrenmitgliedern der Akademie umgebenen, geschmackvoll mit Guirlanden dekorierten Ehrensitz, an welchen sich zur Linken unmittelbar vor der Rednerbühne die Angehörigen des Jubilars anschlossen.

Sobald der Jubilar sich gesetzt hatte, stimmte der Erfurter Männer-Gesangverein, welcher, von Herrn Kantor Sieffarth geleitet, auf der der Bühne gegenüberliegenden Empore des Saales sich aufgestellt hatte, den von Löwe komponierten 23. Psalm „Der Herr ist mein Hirte“ an. Während

dessen nahm der Senat seinen Platz an dem auf der Bühne befindlichen Tische ein.

Als die letzten weihevollen Klänge des höchst ausdrucksvoll vorgetragenen Psalms verklungen waren, ergriff Herr Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer das Wort, um namens des Senates der Akademie die Festversammlung durch folgende Ansprache zu eröffnen:

Hochansehnliche Festversammlung!

Festlich überaus und von seltener Art ist die Veranlassung, die uns heute hier zusammengeführt hat. Der verehrte Vicepräsident unserer Akademie, Herr Oberregierungsrat Freiherr Dr. von Tettau begeht heute seinen neunzigsten Geburtstag in einer Frische und Rüstigkeit, wie sie mit einem so hohen Alter sich nur selten verbunden findet, und wie sie als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes angesehen werden muss. Herr von Tettau hat seit 42 Jahren die hiesige Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften geleitet, ihre Sitzungen nicht nur anberaumt, sondern mit der grössten Regelmässigkeit selbst abgehalten, ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen veranlasst und erhebliche und wichtige Beiträge dazu geliefert, den Verkehr mit vielen anderen wissenschaftlichen Gesellschaften und Anstalten geführt; er ist, unterstützt von dem langjährigen, treuen Sekretär der Akademie, Herrn Direktor Dr. Koch, sowie seit dessen Tode von seinem rührigen Nachfolger, Herrn Professor Dr. Heinzelmann, die Seele der Akademie und damit, ich darf es wohl sagen, der wissenschaftlichen Bestrebungen in unserer Stadt und einem weiteren Umkreise derselben gewesen. Herr von Tettau hat bei der Wahrnehmung dieser Geschäfte mit der Ungunst der Verhältnisse insofern zu kämpfen gehabt, als der Akademie ihre natürliche Grundlage durch die Aufhebung der Erfurter Universität entzogen war. Er hat diesen Kampf nicht gescheut; er hat ihn rühmlich, ehrenvoll bestanden. Er hat es durchgesetzt, dass diese Akademie doch etwas mehr blieb als eine ehrwürdige Reliquie, dass sie den mancherlei banausischen Strömungen der Zeit gegenüber den Sinn für wissenschaftliches Denken und Erkennen wach hielt und schärfte, jungen Talenten Anregung zum Weiterstudium gab, ältere Männer vor Verknöcherung in ihrem Beruf bewahrte.

Kann sie sich mit ihren stolzen Schwestern in Universitätsstädten und Königssitzen nicht in eine Linie stellen, so darf sie dafür getrost darauf hinweisen, dass sie den Verkehr mit dem Leben der Wirklichkeit, seinen Geschäften und Bedürfnissen nicht verschmäht und zu seiner Durchdringung mit dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit manches beigetragen hat. An diesen Verdiensten hat Herr von Tettau den wesentlichsten Anteil gehabt. Wir sehen ihn zu unserer Freude hier unter uns. Möge es Ihnen, verehrter Herr Jubilar, beschieden sein, sich noch lange in Kraft und Gesundheit Ihres Werkes zu freuen und es in dem Geiste, den Sie ihm verliehen, auf der Grundlage, die Sie ihm geschaffen, weiter gedeihen zu sehen! Ich darf mich zum Dolmetsch der Gefühle machen, die uns alle beseelen, wenn ich sage, dass wir Ihr ferneres Leben mit den herzlichsten Wünschen begleiten. Und so eröffne ich in Stellvertretung des ältesten Senatsmitgliedes die heutige öffentliche Festsitzung und erteile dem Sekretär der Akademie, Herrn Professor Dr. Heinzelmann, das Wort zu seinem einleitenden Vortrage.

Hieran schlossen sich die beiden in dem oben mitgeteilten Programm angekündigten Vorträge, der einleitende Vortrag des Sekretärs der Akademie Professor Dr. Heinzelmann über das Thema: „Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Akademie“ und der Festvortrag des Professors an der Universität zu Halle Herrn Dr. Alfred Kirchhoff über „Die Lagenverhältnisse von Erfurt“. Beide Abhandlungen sind in diesem Hefte (S. 1 ff. und S. 25 ff.) vollständig zum Abdruck gebracht.

Die gegen 2 Uhr beendigte Festfeier nahm einen erhebenden Verlauf. Die Spitzen der Behörden und die ansehnlichsten Bürger der Stadt Erfurt waren der an sie ergangenen Einladung gefolgt. Aus der distinguierten Versammlung heben wir in erster Linie hervor die beiden Ehrenmitglieder der Akademie Seine Excellenz den Herrn Staatsminister a. D. Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen und den Herrn Regierungspräsidenten von Brauchitsch, welche zur Rechten und zur Linken des Jubilars sassen; Seine Excellenz den Herrn Generallieutenant von Oidtman, die Regiments-Kommandeure Herrn Generalmajor von Häseler und Herrn

Oberst Oberg, Herrn Oberbürgermeister Schneider und den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Geheimrat Lochner, Herrn Oberregierungsrat Lucanus und Herrn Oberregierungsrat Dr. Geutebrück, von den auswärtigen Mitgliedern der Akademie neben dem Festredner Herrn Professor Dr. Kirchhoff Herrn Professor Dr. Franz von Liszt aus Halle, Herrn Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat, vortragenden Rat im Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Staatsministerium Dr. Schuchardt aus Gotha, Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Schultze aus Jena und Herrn Stadtpfarrer Lic. Hummel aus Schwaigern in Württemberg.

Die genannten Herren nahmen auch teil an dem um $^{1}/_{2}$3 Uhr nachmittags beginnenden, in dem festlich ausgeschmückten und mit einer vortrefflichen Büste des leider durch sein hohes Alter am persönlichen Erscheinen verhinderten Jubilars versehenen kleinen Saale der Ressource stattfindenden gemeinschaftlichen Mittagessen, welches etwa 50 Gedecke zählte, in behaglichster Stimmung verlief und durch eine lange Reihe geistvoller und launiger Toaste gewürzt war. Die Reihe der Trinksprüche eröffnete Seine Excellenz der Herr Staatsminister von Lucius mit einem Toast auf Seine Majestät den Kaiser. Herr Direktor Neubauer toastete auf den Jubilar, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele gedachte in launigem Trinkspruche der Familie des greisen Geburtstagskindes, Herr Professor Dr. Breysig liess den Festredner Herrn Professor Kirchhoff leben; der auswärtigen und Ehrengäste gedachte Herr Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange; Professor Dr. Heinzelmann toastete auf die durch den an der Spitze einer Deputation des Schützenkorps der Stadt als Gast erschienenen Schützen-Oberhauptmann Herrn Gärisch vertretene Erfurter Bürgerschaft. Der letztgenannte Trinkspruch wurde von Herrn Oberbürgermeister Schneider mit einem Toaste auf das fernere Blühen und Gedeihen der Akademie erwidert. Herr Professor Kirchhoff gedachte des Herrn Staatsministers Dr. von Lucius, welcher mit einem Hoch auf die Stadt Erfurt antwortete.

An das Festmahl schloss sich um $^{1}/_{2}$6 Uhr eine gemeinsame Besichtigung der Ausstellung unter der kundigen Führung des Herrn Dr. Loth und des Rechtsanwalts Herrn Dr. Weydemann. Noch längere Zeit blieben die Mitglieder

der Akademie mit den auswärtigen Gästen im Restaurant auf dem herrlich gelegenen Ausstellungsplatze in traulichem und anregendem Gespräche vereinigt, bis der aus der Mitte der Bürgerschaft der Stadt Erfurt zu Ehren des Jubilars veranstaltete grossartige Fackelzug in die Stadt zurückrief. Derselbe nahm einen sehr schönen und erhebenden Verlauf. Von 8½ Uhr an ordneten sich auf dem am Dom gelegenen Friedrich-Wilhelmsplatze die verschiedenen Vereine zum Festzuge. Unter der bewährten Leitung des Oberführers der „Freiwilligen Turner-Feuerwehr", Herrn Klempnermeister und Stadtverordneten Ludwig, gestaltete sich der Fackelzug zu einem imposanten Schauspiel; mehrere tausend Personen beteiligten sich an demselben. Die Mitglieder der Feuerwehr, sowie Turner bildeten die Spitze und deckten die Flanken. Im Zuge marschierten Mitglieder des Bürger-Schützenkorps, des Gewerbevereins, des Gartenbauvereins und des Gärtnervereins „Flora", der Innungen der Schuhmacher, Schneider, Dachdecker, Pflasterer, Steinsetzer und Maurer. Die Mitte des Zuges bildeten zahlreiche Mitglieder der 19 Vereine des Erfurter Sängerbundes mit der Bundesfahne und am Schluss marschierten 500 Mitglieder des „Evangelischen Arbeitervereins". Ein hohes vorangetragenes Transparent, auf welchem die Worte leuchteten: „Evangelischer Arbeiterverein", kennzeichnete diese stattliche Korporation. Acht Fahnen gaben dem Zuge, welcher von drei Musikkorps unterbrochen wurde, eine schöne Zierde. Der Fackelzug bewegte sich zunächst durch die Kettenstrasse, über die Langebrücke nach der Regierungsstrasse. Die Mitte — der Erfurter Sängerbund — nahm vor dem Hause, in dessen erster Etage der Gefeierte wohnte, Aufstellung. Vor Beginn der Ovation wurde ihm vom Schriftführer des Bundes, Herrn Voigt, das Gesangs-Programm überreicht. Zunächst stimmte der Bund den Gesang „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" an. Dann durchbrauste das herrliche Lied: „Mein Thüringen, aus dem ich schied", die mit Tausenden von Menschen angefüllten Strassen. Als drittes Lied wurde: „Das Herz gehört dem Vaterland" gesungen. Hierauf brachte der Reichstagsabgeordnete Herr Schneidermeister Jacobskötter dem Jubilar ein Hoch aus, in welches Alle begeistert mit einstimmten. Die Hochrufe pflanzten

sich weiter fort nach dem Hirschgarten und Anger hin. Der Jubilar, welcher während dieser festlichen Kundgebung nebst seiner Gemahlin am offenen Fenster sich befunden hatte, erhob sich und sprach mit warmen Worten seinen Dank für die ihm erwiesene Ehrung aus. Abermals ertönten Hochrufe, dann setzte sich der Fackelzug wieder in Bewegung. Lange dauerte es, bevor die Menschenwogen sich glätteten. Trotz des ungeheuren Andrangs ward die Ruhe und die öffentliche Ordnung nirgends gestört. Der Fackelzug nahm seinen Weg über den Anger, durch die Schlösser-, Neue- und Marktstrasse nach dem Friedrich-Wilhelmsplatz zurück. Inmitten desselben lohete bald ein kolossaler, aus zusammengeworfenen Fackelresten bestehender Scheiterhaufen zum Nachthimmel empor. Dann erfolgte der Abmarsch der einzelnen Vereine in bester Ordnung, von denen einige in Vogels Garten noch zum Schluss einen fröhlichen Kommers veranstalteten.

So endete die höchst gelungene, von der Akademie veranstaltete und von der lebhaftesten Teilnahme der gesamten Bürgerschaft Erfurts getragene Feier des 90. Geburtstages des allverehrten Vicepräsidenten der Akademie, welche nicht bloss den Mitgliedern der Akademie, sondern der ganzen Stadt Erfurt in unvergesslicher Erinnerung bleiben wird.

b. Bericht über den Heimgang des Vicepräsidenten der Akademie und die ihm zu Ehren veranstalteten Trauerfeierlichkeiten.

Mit bewunderungswürdiger Körperkraft und Geistesfrische hatte der ehrwürdige Jubelgreis die Gratulationscour und die Strapazen überstanden, welche ihm die Teilnahme an den öffentlichen, ihm zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten auferlegten. Wer ihn unmittelbar nach jenem festlichen Tage sah, war erstaunt über die Rührigkeit und Gesprächigkeit des hochbetagten, so heiteren und liebenswürdigen Mannes, den die Freude über alle ihm erwiesene Liebe und Verehrung verjüngt zu haben schien und der es sich nicht nehmen lassen wollte, nicht bloss schriftlich, sondern sogar persönlich den Veranstaltern der Festlichkeiten zu danken. Leider hatte er dabei seine, durch manche früheren Beschwerden des Alters geschwächten

Körperkräfte überschätzt; der lebhafte Geist, das warme, menschenfreundliche Herz hatte ihn eine Zeit lang über die Gebrechen des Alters hinweggehoben. Aber auf die Dauer sollte die zähe Natur nicht im stande sein, denselben Trotz zu bieten. Einige Wochen waren vergangen, da stellten sich die zuletzt gewichenen, besorgniserregenden Krankheitsanfälle wieder ein. Der Greis, welcher bis dahin noch fast sämtlichen Körperschaften, denen er seine langjährigen Dienste in unermüdlicher Aufopferung gewidmet hatte, als lebendiges, regelmässig zu ihren Sitzungen erschienenes Mitglied angehört, der in den angesehenen Körperschaften, in der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in dem Gartenbauverein und in dem Geschichts- und Altertumsverein zu Erfurt, sogar noch den Vorsitz geführt hatte, sah sich endlich genötigt, den dringenden Bitten der mit zärtlicher Hingabe für ihn sorgenden Gattin und Tochter nachzugeben, den Vorsitz in den letztgenannten Gesellschaften niederzulegen und seinen Austritt aus den übrigen Körperschaften zu erklären. Niemand würde es ihm verargt haben, wenn er dies in kürzester Form gethan hätte. Aber sein edeldenkendes Gemüt verwehrte ihm diese Art der Mitteilung. In längeren, selbst abgefassten und mit fester Hand niedergeschriebenen ausführlichen Schriftstücken teilte er seinen Entschluss mit und wiederum in längeren Anschreiben gab er später, als man ihn von verschiedenen Seiten zum Ehrenmitglied ernannt hatte, den innigen Gefühlen der Dankbarkeit, die ihn beseelten, einen zugleich durch ihre edle Bescheidenheit rührenden Ausdruck.

Bereits am 2. September des Jahres 1894 richtete der verehrte Vicepräsident, der bis dahin gewissenhaft und pflichttreu an jeder Sitzung der Akademie teilgenommen hatte, da es ihm, wie er hervorhob, seine wiederholten Krankheitsanfälle unmöglich machten, die Wohnung zu verlassen, ein ausführliches Schreiben an den Senat der Akademie mit der Bitte, ihn von dem Amte eines Vicepräsidenten zu entbinden und die Wahl einer andern Persönlichkeit in seine Stelle zu bewirken. Zugleich begründete er nach allen Seiten seine Ansicht über die Qualifikation der vier für dieses Amt in Betracht kommenden und bereits früher in Aussicht genommenen Mitglieder der Akademie in einer Weise, welche für die dem

90jährigen Greise bis zuletzt verbliebene Klarheit und Schärfe des Urteils ein glänzendes Zeugnis ablegte. Schweren Herzens willigte der Senat ein. Das zugleich die Ernennung des aus seinem Amt scheidenden Vicepräsidenten zum Ehrenmitgliede der Akademie unter Übersendung des betreffenden Diploms mitteilende Schreiben des Senates ward von ihm durch folgendes Schreiben erwidert, das wir, da es sein letztes gewesen ist, nicht umhin können im Wortlaut hier anzuführen:

Erfurt, 15. September 1894.

Obgleich die Worte, mit denen in dem sehr geehrten Schreiben vom 12. d. M. die Verdienste, welche ich mir um die Akademie erworben haben soll, besprochen werden, jedenfalls von mir als in nur sehr geringem Masse verdient und daher in hohem Grade überschwenglich angesehen werden müssen, so kann ich dieselben doch als ein für mich ebenso erfreuliches als ehrenvolles Zeichen des mich sehr beglückenden Wohlwollens des verehrlichen Senats und der nachsichtigen Beurteilung meiner, mehr in dem guten Willen und meinem Interesse als in wirklichen Thatsachen bestehenden Leistungen betrachten, und ich statte daher meinen innigen und tiefgefühlten Dank demselben dafür hierdurch ab. — Es versteht sich: dass ich mit gleichem Danke meine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie annehme, so wie, dass ich auch ferner bereit sein werde, jede sich mir irgend darbietende Gelegenheit, im Interesse derselben zu wirken, mit Eifer und Hingabe zu benutzen.

Wenige Tage nach dieser letzten Äusserung verfiel der teure Mann in eine gefährliche Lungenentzündung, aus der er nicht wieder genesen sollte. In der Nacht am 3. Oktober früh 1 Uhr entschlief er sanft.

Ein reiches, thatenfrohes, überaus gesegnetes Menschenleben hatte sich ausgelebt. Die Widmung, die der ihm zu seinem 90. Geburtstage verehrten Jubiläumsschrift der Akademie vorangestellt war, hatte mit einem Segenswunsche unter Hinweis auf das Wort der heiligen Schrift Psalm 92, V. 13—16 geschlossen. Es lautet: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Ceder auf Libanon. Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vor-

höfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, dass sie verkündigen, dass der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm.“

Dieses bekannte Wort von der ewigen Jugend hat sich an dem Heimgegangenen erfüllt. Frisch und kräftig ist ihm der Geist, heiter und froh in seinem Gott, teilnehmend und liebevoll gegen die Seinigen wie alle, die ihm sich nahten, ist ihm das Herz geblieben bis an sein Ende, und der Tod ward ihm zum Engel des Friedens, der ihn geleitete in ein herrlicheres und lieblicheres Jenseits. Wir glauben nicht indiskret zu sein, wenn wir hier noch einige kleine, scheinbar ganz unbedeutende und doch für den Tieferblickenden so bezeichnende Züge aus seinen letzten Lebenstagen mitteilen, die uns einen Blick in sein Inneres gewähren. — Von seinem beständig regen wissenschaftlichen Interesse zeugt folgender Zug. Wenige Wochen vor seinem Tode, als ihn die Krankheit bereits ans Bett gefesselt hatte, ward ihm einer von den zahlreichen Gelehrten, mit denen er bis in sein hohes Alter in schriftlichem und persönlichem Verkehr stand, gemeldet. Die zärtlich um ihn besorgte Gattin will ihn nicht vorlassen, er aber besteht darauf, dass der Gast zu ihm an sein Bett geführt werde. Er kommt und wird aufs freundlichste begrüsst. Eine halbe Stunde bleiben die beiden in lebhaftem Gespräch, Altes und Neues aus dem Gebiete der archäologischen und geschichtlichen Forschung tauschen sie aus. Es war herrlich, herrlich! — gesteht der Greis seiner Gattin, als der Gast sich nach einer halben Stunde entfernt hatte. — Von seinem lebendigen, bis ans Ende festgehaltenen sprachlichen Interesse und seinem unermüdlichen Lerneifer zeugt ein anderer Zug. Tettau pflegte noch im späten Alter regelmässig ausländische, namentlich englische Journale zu lesen. Unbekannte Vokabeln pflegte er im Lexikon nachzuschlagen und sich zum Auswendiglernen zu notieren. Kurz vor seinem Tode klagte er seiner Gattin, das Lernen der Vokabeln wolle nicht mehr recht nach Wunsch von statten gehen. — Von seiner grossen Bescheidenheit zeugt folgender Zug. Drei Wochen vor seinem Tode führte der Greis in der Unterredung mit dem Schreiber dieses das Gespräch auf die Qualifikation eines an seiner Statt zu wählen-

den Vorsitzenden des Geschichts- und Altertumsvereins. Ich bemerkte, es werde schwer halten, einen passenden Nachfolger zu finden und liess das Wort „Polyhistor“ fallen. Da fiel Tettau lebhaft ein: „Ja, Polyhistor!. Das bin ich! In allem Möglichen habe ich mich versucht, mit allem Möglichen mich beschäftigt, mit der finnischen und spanischen Litteratur vom äussersten Nordosten bis zum fernsten Südwesten Europas und schliesslich doch nichts Ordentliches geleistet.“ Eine Äusserung bescheidener Selbstironie, wie sie uns gerade auf den Höhen der Bildung häufig begegnet, in ähnlicher Weise verblüffend wirkend, wie die bekannte Lessing'sche Äusserung — Ich bin kein Dichter u. s. w. — am Schluss der Hamburgischen Dramaturgie, im Ganzen gewiss unberechtigt und doch nicht ohne eine Beimischung richtiger Empfindung der der eigenen Natur und Begabung gesetzten Schranken. Mochte sie nun bei Tettau auf dem richtigen Gefühle beruhen, dass es seinem ausserordentlich umfangreichen, durch bewundernswerten gelehrten Sammelfleiss erworbenen und durch ein mittelst beständiger, treuer Übung zur Virtuosität entwickeltes Gedächtnis unterstützten Wissen an der entsprechenden philosophischen Vertiefung fehle, jedenfalls war ich im Hinblick auf den Schluss vollberechtigt, ihm aufs Entschiedenste zu widersprechen unter Hinweis auf das Gebiet der Lokal- und Familiengeschichte, wie Statistik, auf welchem Tettau an der Hand gründlicher Spezialstudien Mustergültiges von bleibendem wissenschaftlichen Wert geliefert hat. Endlich ein Zug, der auf die Quelle seiner anspruchslosen Bescheidenheit, wie seiner Herzensgüte hindeutet. Zwei Tage vor seinem Tode, als man bereits das Schlimmste befürchtete, sieht die an seinem Bette wachende Gattin den Schlummernden plötzlich erwachen und unruhig aufblicken. Auf ihre Frage, was ihm fehle und was er wünsche, antwortet der Greis, wie empört über ein schweres Unrecht, das er begangen: „Hätte ich doch beinahe vergessen zu beten!“ Er war eingeschlummert und hatte dabei vergessen, wie er sonst stets zu thun pflegte, zuvor seine Seele in kindlichem Gebete dem treuen Gotte zu befehlen. Sobald er erwachte, fiel ihm die Unterlassung dieser süssen Herzensgewohnheit als eine Pflichtversäumnis aufs Gewissen — ein schöner Beweis, wie ernst er es mit der Erfüllung der höchsten wie der kleinsten Pflich-

ten nahm. Erinnert dieser rührende Zug kindlicher Einfalt und aufrichtiger Frömmigkeit nicht an Kaiser Wilhelm I.? — Und wie Claudius in seinem schönen Abendlied die fromme Einfalt mit der kindlichen Freude zusammenstellt, so konnte sich der alte Mann auch herzlich mitfreuen, wenn in seiner Umgebung sich die unbefangene Heiterkeit einen herzhaften Ausdruck gab. Da pflegte er dann wohl des Heilands Wort anzuführen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ — Wie so echt menschlich und christlich! Nun war er selbst als rechtes Kind Gottes eingegangen zu seines Herrn Freude.

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung! Thut es doch dem Herzen so wohl, Derer mit innigem Dank zu gedenken, denen wir so viel verdanken. Mit einem Manne wie Tettau, der mehr noch als durch seine ausgebreitete verdienstvolle Thätigkeit, deren wir in der Gedenkrede auf den Entschlafenen gerecht zu werden suchten, durch seine Persönlichkeit, durch sein blosses Dasein auf seine Umgebung gewirkt hat, ist eine ganze Kulturperiode, ein ganzes Jahrhundert zu Grabe gegangen. Es war jene grosse Zeit, welche unter der Nachwirkung des Geistes edler, auf die allseitige, harmonische Ausgestaltung des ganzen Menschen nach Geist, Gemüt und Wille gerichteten Humanität stand, der von den Vertretern unsrer klassischen Litteratur, einem Herder, Schiller und Goethe, ausging. Unsere Zeit hat nur einzelne Teile in der Hand, ihr fehlt das lebendige Band, welches die Teile zum Ganzen verknüpft. Daher wird es uns heutzutage so schwer, jene Männer und ihre Nachfolger auch nur recht zu verstehen und zu würdigen. Aber eins können wir, in dankbarer Verehrung ihrer gedenken und wo möglich ihnen nacheifern, um sie, wenn auch nicht im ganzen, so doch im einzelnen zu erreichen.

Diese dankbare Verehrung äussert sich aufs schönste, wie wenige Monate vorher beim Jubelfeste des 90jährigen, so in den tiefempfundenen Nachrufen und der allgemeinen aufrichtigen Teilnahme unmittelbar nach dem Heimgange Tettaus, bei seinem Begräbnis und bei der ihm zu Ehren von der Akademie veranstalteten Trauerfeierlichkeit.

Zunächst kommen hier die von den zahlreichen Körperschaften, welchen Tettau bei seinen Lebzeiten nahe stand, in den Zeitungen veröffentlichten Nachrufe in Betracht, als ein schönes Zeugnis einmal von der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche der Verstorbene genoss, sodann aber auch von der vielseitigen Begabung desselben und dem ausserordentlichen Umfang seiner Thätigkeit. Sie dienen dazu, das Bild seines Wirkens zu vervollständigen; es sei uns daher verstattet, etwas näher auf sie einzugehen.

Der Nachruf der Königlichen Akademie lautet:

„Am 3. Oktober d. J. früh 1 Uhr entschlief im 91. Lebensjahre der langjährige, hochverdiente Vicepräsident und das Ehrenmitglied der hiesigen Königlichen Akademie gemeinnützigerWissenschaften, unser hochverehrter und innigstgeliebter Herr Oberregierungsrat a. D.,

Dr. phil. Wilhelm Freiherr von Tettau,

Inhaber der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

„Wir verlieren in dem Heimgegangenen einen umsichtigen, bis in sein hohes Altar rastlos thätigen Förderer unserer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Bestrebungen, der mit einer staunenswerten, durch hervorragende litterarische Leistungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens bewährten Gelehrsamkeit ein seltenes Mass von Herzensgüte verband, der durch seine selbstlose Hingebung an hohe ideale Zwecke uns zur Nacheiferung anfeuerte und durch seine im persönlichen Verkehr bewiesene edle Bescheidenheit und heitere Liebenswürdigkeit unser aller Hersen gewann.

Wir werden dem unvergesslichen Entschlafenen ein treues und dankbares Andenken bewahren.

Erfurt, den 4. Oktober 1894.

Der Senat der Königlichen Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften."

Der vorstehende Nachruf wurde an folgende neun Zeitungen versandt: Der „Allgemeine Anzeiger" und die „Thüringer Zeitung" in Erfurt, die „Weimarische Zeitung" in Weimar, die „Gothaische Zeitung" in Gotha, die „Saale-Zeitung" in Halle a. S., die „Magdeburgische Zeitung" in Magdeburg, „Die Post" und die „Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung" in Berlin, die „Allgemeine Zeitung" in München.

Aber nicht bloss die Akademie, auch viele andere Körperschaften der Stadt Erfurt erachteten es für eine naheliegende und selbstverständliche Pietätspflicht, dem Heimgegangenen unmittelbar nach seinem Tode warmempfundene Nachrufe zu widmen. Der Vorstand des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt widmete dem ältesten Mitgliede des Vereins und dem langjährigen Vorsitzenden desselben folgenden Nachruf: „Einem Leibniz vergleichbar an umfassendem Wissen, ein unsterblicher Polyhistor im wahren Sinne des Wortes, hat der Verewigte vor allem um die Geschichtschreibung Erfurts sich Verdienste erworben. Seinem grossen Interesse für die Geschichte unserer Stadt verdankt unser Verein seine Entstehung, seiner anregenden Thätigkeit verdankt er die Erfolge, die er aufzuweisen hat. Auf das tiefste betrauern wir das Hinscheiden unseres bisherigen ersten und einzigen Vorsitzenden, dessen liebenswürdiges und allezeit hilfsbereites Wesen nicht nur uns, sondern auch allen Freunden historischer Forschung weit über Erfurts Grenzen hinaus unvergesslich sein wird.“

Der Vorstand des Vereins für Kunst und Kunstgewerbe hebt in seinem Nachruf hervor: „Wir verlieren in dem Verewigten einen unermüdlichen, rastlos schaffenden Förderer unserer Bestrebungen. Mit feinstem Verständnis für alle Zweige der Kunst ausgestattet, hat er durch Anregung und Beispiel in hervorragendster Weise dazu beigetragen, das Verständnis für künstlerische Interessen in unserer Stadt zu erwecken und zu beleben.“

Der Präsident und die Mitglieder der Königlichen Regierung bemerken in ihrem Nachruf: „Freiherr von Tettau hat dem hiesigen Regierungs-Kollegium 34 Jahre lang als Ober-Regierungsrat und Abteilungs-Dirigent angehört und während dieser ungewöhnlich langen Zeit sich stets durch eine unermüdliche Pflichttreue, hervorragendes Wissen und seltenen Fleiss ausgezeichnet. Aber auch seit er im Jahre 1881 nach 61jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten war, hat er den Aufgaben der Regierung mit fast unveränderter geistiger Frische stets das lebhafteste Interesse bewahrt. Sein Andenken wird bei uns allezeit in hohen Ehren gehalten werden.“

Der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Erfurt rühmen von ihm: „In einem langen gesegneten Leben hat der Verewigte sich unvergessliche Verdienste um unser Gemeinwesen erworben. Durch die Lauterkeit seines Charakters, die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine unermüdliche, stets opferbereite Schaffenskraft ist er seinen Mitbürgern ein leuchtendes Vorbild geworden. Sein Andenken bleibe in Segen für alle Zeiten."

Der Gemeinde-Kirchenrat der Kaufmanns-Kirche zu Erfurt bemerkte in seinem Nachrufe von ihm: „Seit Einführung der Synodalordnung (1873) hat er unsere Gemeinde-Vertretung, seit 1884 dem Gemeinde-Kirchenrat angehört. Für alle kirchlichen und Gemeinde-Angelegenheiten hat der Heimgegangene stets ein warmes Herz und das lebhafteste Interesse gehabt, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung hat er uns Rat und That jederzeit gern dargeboten; sein segensreiches Wirken, seine Treue und Gewissenhaftigkeit, seine selbstlose, friedliche und freundliche Gesinnung bewahren ihm unter uns ein dankbares Gedächtnis."

Der Vorstand des evangelischen Bundes beklagte, durch seinen Heimgang einen schweren Verlust erlitten zu haben, und hob hervor: „In einem gelegentlich seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede an uns gerichteten Schreiben hat er noch jüngst am 5. September erklärt, dass er dem evangelischen Bunde nicht bloss mit vollster Überzeugung, sondern auch mit innigem Interesse angehöre. Wir können das nur dankbar bestätigen und werden dem Verewigten eine verehrungsvolle Gesinnung bewahren für alles, was er zur Förderung idealer Bestrebungen und auch für unsere Sache gethan hat."

Der Gartenbau-Verein rühmt in seinem Nachruf: „Wie allen Lebensinteressen unsrer Stadt, so hat er auch den Bestrebungen unseres Vereins stets die regste Teilnahme und die treueste Förderung angedeihen lassen. Dreiundzwanzig Jahre ist er unser Vorsitzender gewesen; unter seiner Leitung ist die grosse internationale Gartenbau-Ausstellung des Jahres 1876 zu stande gekommen. Unser Verein wird ihm und seinen Verdiensten stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren."

In ähnlicher Weise spricht sich namentlich auch der Gewerbeverein in seinem Nachruf anerkennend über den

Heimgegangenen aus: „Fast 50 Jahre hatte der Gewerbe-Verein die Ehre, den Entschlafenen unter seine Mitglieder zählen zu dürfen. Stets freundlich, stets hilfsbereit, gab er aus dem reichen Schatze seines Wissens Belehrung und Anregung, wo immer er damit unsere Bestrebungen fördern konnte, und bis in die letzten Tage noch durften wir uns seines lebhaften Interesses und seiner thätigen Mitarbeit erfreuen. — Was auch der Gewerbe-Verein Erfolgreiches und Nutzbringendes geschaffen, fast stets ist es eng verknüpft mit dem Namen des Entschlafenen, und wie auf allen den weiten Gebieten, welche sein Wissen und Können beherrschte, hat er auch bei unseren Bestrebungen stets in den vordersten Reihen gestanden. Aufrichtige Dankbarkeit errichtet ihm ein dauerndes Denkmal."

Ebenso warm lauten die Nachrufe des Bürger-Schützen-Korps und des Gärtner-Vereins „Flora".

Diesen zahlreichen Beweisen allgemeiner Liebe und Verehrung entsprechend gestaltete sich denn auch das Sonnabend den 6. Oktober nachmittags halb 4 Uhr von der Leichenhalle des Aussenfriedhofes aus stattfindende Leichenbegängnis des Ehrenbürgers der Stadt Erfurt zu einer erhebenden Feier. Die Mitglieder der Königlichen Akademie waren vollzählig erschienen; alle Behörden und die ansehnlichsten Körperschaften der Stadt waren vertreten. Trotz des ungünstigen Wetters waren Hunderte herbeigekommen, um dem um das Gemeinwesen der Stadt und dessen Geschichte hochverdienten Mann das letzte Geleit zu geben. Die geräumige Leichenhalle vermochte nicht alle Teilnehmer der grossen Trauerversammlung zu fassen. Umstrahlt vom Glanze zahlreicher Kerzen stand der Sarg inmitten eines Blumen- und Blattpflanzen-Hains und fast verdeckt von den zahlreichen Blumenspenden der Liebe und Verehrung aus der Nähe und Ferne. Die herrlichste Blumengabe hatte die Stadt Erfurt gewidmet: Ein gewaltiger Kranz von Lorbeerzweigen trug in seinem unteren Teile eine Fülle der seltensten Blumen sowie Bouquets aus Palmenwedeln. Aus dem Oval des Kranzes leuchtete das palmenumschlossene, aus Amobien und scharlachroten Georginen bestehende, trauerumflorte „Erfurter Rad" hervor. Eine prächtige Schleife mit der Widmung: „Ihrem unvergesslichen Ehrenbürger — die dankbare Stadt Erfurt" gab dem formvollendeten,

von der Firma J. C. Schmidt hergestellten Trauerschmuck den Abschluss. Die Trauerrede hielt der an der Kaufmannskirche angestellte Geistliche, Herr Pastor Schmidt, im Anschluss an das Wort Lukas 2, V. 29. 30: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ Er gab in grossen Zügen ein getreues Bild von dem Wirken und der Persönlichkeit des Heimgegangenen. — Unter den Klängen des von der Stadtkapelle gespielten Chorals: „Jesus, meine Zuversicht“ wurde der Sarg zur Gruft getragen. Dem Sarge voran trug ein Sohn des Verstorbenen, Herr Willy Freiherr von Tettau, Sekonde-Lieutenant im 2. Garde-Regiment z. F., auf sammtenem Kissen die zahlreichen hohen Orden seines Vaters. Ein ansehnliches Trauergefolge schloss sich an. Am Grabe spielte die Kapelle nach dem üblichen Gebet und Segen des Geistlichen: „Wie sie so sanft ruhn.“

Um das Andenken des Verewigten noch besonders zu ehren, berief die Königliche Akademie auf Mittwoch den 17. Oktober abends 6 Uhr eine öffentliche Versammlung sämtlicher Mitglieder zu einer im grossen Saale von Vogels Garten abzuhaltenden Gedächtnisfeier und hatte zu derselben zahlreiche Einladungen ergehen lassen. Als Leidtragende waren die Gemahlin und die Tochter des Verstorbenen, Frau Adolfine Freifrau von Tettau und Fräulein Helene Freiin von Tettau, zugegen, ausserdem die als Ehrengäste geladenen Vertreter der höchsten Militär- und Zivilbehörden. Die kunstfertige Hand der Dekorateure hatte unter der kundigen Leitung des Zeichenlehrers Herrn Sondermann den Raum in ein stimmungsvolles Kleid gehüllt. Aus dem schwarz drapierten Bühnenraum blickte, umgeben von einem Lorbeer- und Palmengebüsch, zwischen zwei geschmackvollen Kandelabern die Büste des Mannes, dem die Erinnerungsfeier galt, und sinnend ruhte das Auge manches Anwesenden auf den vielen Tausenden der Stadt so wohl bekannten Zügen. Nachdem der Erfurter Männergesang unter Leitung des Herrn Kantor Sieffarth den Chor: „Selig sind des Himmels Erben“ in künstlerischer Vollendung vorgetragen hatte, bestieg der zeitige Sekretär der Akademie, Professor Dr. Heinzelmann, die Rednerbühne, um in einer längeren Gedächtnisrede dem tiefen Schmerz über den

unersetzlichen Verlust, welcher die Akademie und die Stadt Erfurt betroffen, einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, sodann einen Überblick über die ausgebreitete, rastlose und segensreiche wissenschaftliche, wie gemeinnützige Thätigkeit, welche der Heimgegangene während seines Aufenthaltes in Erfurt entfaltete, zu geben und zum Schluss ein Bild seiner anziehenden Persönlichkeit zu entrollen. Der weihevolle, vortrefflich gesungene Chor: „Auferstehn, ja auferstehn" beschloss die erhebende Trauerfeier. Die Trauerrede wurde auf besonderen Wunsch weiter Kreise unsrer Stadt in dem „Allgemeinen Anzeiger für Stadt und Kreis Erfurt" veröffentlicht und ist in diesem Jahresheft (S. 43 ff.) abgedruckt. Noch einmal sei auch an dieser Stelle der verehrten Gemahlin des Entschlafenen für die dem Festredner zu dem genannten Zwecke gütigst zur Verfügung gestellten, für die Familie bestimmten Aufzeichnungen des verewigten Herrn Gemahls aufrichtig gedankt.

II. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Juli 1894 bis zum 15. Februar 1895.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends, im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 14 Sitzungen statt, unter ihnen 4 Senatssitzungen, 2 ordentliche, 6 öffentliche und 2 Festversammlungen. Über die in denselben verhandelten Gegenstände berichten wir unten ausführlicher (Abschnitt III).

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren folgende 2 Mitglieder:

1) Das auswärtige Mitglied Professor am Gymnasium zu Zerbst Herrn Dr. Karl Krause am 31. August 1894 (Nekrolog s. unten Abschnitt IV),

2) den langjährigen Vicepräsidenten, zuletzt Ehrenmitglied der Akademie Herrn Oberregierungsrat a. D. Dr. phil. Wilhelm Freiherrn von Tettau am 3. Oktober 1894. (S. Abschnitt I und die Gedenkrede S. 43).

b. Neu ernannt sind im ganzen 25 Herren:

1) An Stelle des oben genannten verstorbenen Herrn von Tettau ist als Vicepräsident der Akademie durch Beschluss des Senates vom 20. Oktober 1894 (S. unten S. 117) das frühere Senatsmitglied Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele gewählt. Wir schalten hier einen Lebensabriss des jetzigen Vicepräsidenten der Akademie und eine Übersicht über die von ihm veröffentlichten Schriften ein.

Dr. Richard Thiele, geb. am 30. December 1846 zu Schwenda i. Harz (Kreis Sangerhausen), Sohn des Pastors Dr. Thiele daselbst, evangelischer Konfession, wurde auf dem Gymnasium zu Nordhausen und der lateinischen Hauptschule zu Halle a. d. S. vorgebildet, bezog Ostern 1866 die Universität Leipzig, um klassische Philologie und deutsche Sprache und Litteratur zu studieren, siedelte Ostern 1868 nach Halle über, wo er am 16. November 1869 zum Dr. philos. promoviert wurde, und am 23. Juli 1870 das Examen pro facultate docendi bestand. Schon vorher war er seit Ostern 1870 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der lateinischen Hauptschule zu Halle eingetreten, wo er von Michaelis 1870 bis ebendahin 1871 sein pädagogisches Probejahr ableistete; an derselben Anstalt blieb er als ordentlicher Lehrer und Inspektor auf der Pensionsanstalt bis Michaelis 1874 thätig. Zu jener Zeit wurde er als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Wesel berufen, Michaelis 1876 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Bochum, an welchem er drei Jahre blieb, auch von Ostern 1878 bis Ostern 1879 das Direktorat interimistisch verwaltete. Michaelis 1879 wurde er zum Direktor am Fürstl. Lippeschen Gymnasium Leopoldinum zu Detmold ernannt, Ostern 1884 aber in gleicher Amtseigenschaft an das Königliche Gymnasium zu Ratibor berufen, das er bis zum Eintritt in seine am 1. Juni 1892 erfolgende Versetzung als Direktor an das Königl. Gymnasium zu

Erfurt verwaltete. Am 6. Juni 1892 wurde er durch Beschluss des Senates zum Mitglied der Akademie, am 10. Dezember 1892 zum Mitgliede des Senates ernannt.

Litterarische Publikationen des Vicepräsidenten bis zum Jahre 1894.

1. 1872. Prolegomena ad hymnum in Venerem Homericum quartum.
2. 1874. Der codex Mosquensis der Homerischen Hymnen, Philologus XXXIV.
3. 1876/77. Im Verein mit Fr. Schröter: Lessings Hamburgische Dramaturgie, 2 Bde.
4. 1877, 22. März Festrede.
5. 1878. Die deutsche Frau im Mittelalter.
6. 1879. Thomas Abbts Anteil an den Briefen die neueste Litteratur betreffend.
7. 1881. Eva Lessing, ein Lebensbild, Bd. I.
8. 1888. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III.
9. 1891. Vorlagen zum Uebersetzen für die Prima des Gymnasiums.
10. 1891. Zur Gestaltung der lateinischen Lektüre im Gymnasium. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.
11. 1892. Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische für angehende Studierende der klassischen Philologie.
12. 1893. Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum.
13. 1895. Im Verein mit Fr. Schröter: Lessings Hamburgische Dramaturgie, Ausgabe für Schule und Haus.

Ausserdem viele Recensionen und kleine Abhandlungen in: Ztschr. f. deutsche Philol. v. Zacher, „Gymnasium", Philolog. Rundschau, Neue philol. Rundschau, Fleckeisens und Masius' Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd., Berliner Gymnasialzeitsschrift, Pädagogisches Archiv u. a.

2) Zu Ehrenmitgliedern wurden folgende vier Herren ernannt:

Dr. Wilhelm Freiherr von Tettau am 12. September 1894, † am 3. Oktober ej. a.;

sodann am 20. Oktober:

Se. Excellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Herr von Pommer-Esche in Magdeburg,

der Landeshauptmann der Provinz Sachsen, Herr Graf von Wintzingerode in Merseburg,

der Prorektor der Universität zu Halle, Herr Professor D. Willibald Beyschlag;

3) zu Mitgliedern des Senates sind neu ernannt worden folgende drei Herren, welche bisher ordentliche Mitglieder waren:

Herr Oberregierungsrat Lucanus,
Herr Professor Dr. Bernhardt und
Herr Professor Hellwig.

4) Zu ordentlichen Mitgliedern in Erfurt am 20. Oktober folgende vier Herren:

Herr Divisionspfarrer Falke,
Herr Landgerichtsdirektor Herrmann,
Herr Rechtsanwalt Dr. Weydemann,
Herr Rechtsanwalt Dr. Martinius;

5) zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern folgende 16 Herren; und zwar am 14. September:

Herr Dr. Eduard Sievers, ordentlicher Professor an der Universität zu Leipzig,

Herr Professor Dr. Valentin Hintner, Oberlehrer am akademischen Gymnasium in Wien;

sodann am 20. Oktober:

Herr Archivrat Dr. Keller in Münster i. W.
- Geh. Regierungsrat Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwich in Halle,
- Professor Dr. Behring in Halle,
- Geh. Hofrat Oberbibliothekar Dr. Pertsch in Gotha.
- Geh. Hofrat Dr. Ruland und
- Hofrat Prof. Dr. Suphan in Weimar,

die Universitäts-Professoren:

- Geh. Justizrat Prof. Dr. Thon,
- Prof. D. Dr. Nippold,
- Prof. Dr. Eucken und
- Prof. Dr. Stintzing in Jena,
- Pfarrer Wiegand in Mittelhausen,
- Pfarrer Dr. Schmidt in Sachsenburg,

Herr Domdiakonus Bithorn in Merseburg,
- Dr. phil. Kurt Breysig, Privatdozent an der Universität zu Berlin.

3. Bereits am 18. April 1894 hatte der Senat der Akademie beschlossen, auf die durch den Rektor und Senat der Universität Halle an die Akademie im März hj. a. ergangene Einladung zu der 200jährigen am 2. August 1894 stattfindenden Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg den Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann nach Halle zu senden und dem Rektor wie der Universität durch denselben die Glückwünsche der Akademie unter Überreichung einer geschmackvoll ausgeführten Gratulationstafel zu entbieten. Der Sekretär der Akademie entledigte sich dieses ehrenvollen Auftrages in der angegebenen Weise an jenem erhebenden, allen Teilnehmern unvergesslichen Feste. Die von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele abgefasste Gratulationstafel hatte folgenden Wortlaut:

Quod bonum, felix, faustum sit!
Universitati illustrissumae Fridericianae Halensi
cum Vitebergensi consociatae,
almae artium liberalium nutrici,
quae die secundo mensis Augusti anni MDCCCLXXXXIV
diem natalem est actura,
quo die ducenti anni elapsi sunt, ex quo Fridericus ille tertius,
elector Brandenburgicus magnificentissimus et splendidissimus,
hanc litterarum sedem optumam et inclutissimam condidit,

Academia regia scientiarum utilium, quae est Erfurti,

ad studia colenda ante hos fere centum et quadraginta annos ab artium bonarum fautoribus condita et ab litterarum Maecenatibus aucta et adiuta, sociis clarissumis, inter poetas Goethio et Schillero, Alexandro de Humboldt inter homines doctos, optimo iure glorians, quae quodammodo ab universitate litteraria Erfurtensi celeberrima, de antiquitatis studiis renatis primum, diu, multum bene merita, postea temporum iniquitate inter arma exstincta per hereditatem studia civilia colenda accepit, in quo litterarum ludo pervetere et clarissumo Martini Lutheri, Germanorum hominum principis, animo studium est iniectum fidei christianae vere evangelicae restituendae, atque unde

Augustus Hermannus Franckius, olim in Thuringorum metropoli apud Augustinianos verbi divini minister, rabie adversariorum e patria eiectus Halas commigravit, ut decus esset universitati recens conditae, quae tamquam in locum nostrae universitatis successit et Saxonibus Borussorum sedes Musarum facta est,

Votis pientissumis pro perpetua academiae Fridericianae Halensis salute nuncupatis,

omnia fausta, felicia, fortunata precans,
ea, qua par est, reverentia
ex intima animi sententia gratulatur
ac voluntatis et fidei documentum
hanc tabulam esse voluit.
(L. S.)

Die in sauberem, elegantem Druck auf feinstem Papier hergestellte und mit einer geschmackvollen Kante versehene, in eine kunstvoll gearbeitete Kapsel geschlossene Tafel überreichte der Sekretär der Akademie in der in der Aula der Universität in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Braunschweig abgehaltenen Festversammlung an Seine Magnificenz den zeitigen Rektor der Universität Halle, Herrn Professor D. Beyschlag. Die nachfolgende Ansprache, mit der er dieselbe zu überreichen gedachte, die ihm jedoch selbstverständlich wegen der grossen Anzahl von Gratulanten nicht vergönnt war, wirklich zu halten, mag hier eine Stelle finden:

„Aus der für die Geschichte des Humanismus und der Reformation wie der evangelischen Kirche Deutschlands so bedeutsamen altehrwürdigen Hauptstadt Thüringens, von der die Universität Halle einen August Hermann Francke und Breithaupt empfing, welche den Geist der neuen Hochschule in der Zeit ihrer ersten Blüte wesentlich mit bestimmten, habe ich die Ehre im Auftrage des Senates der dortigen Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften als deren zeitiger Sekretär und in Stellvertretung ihres durch sein hohes Alter am persönlichen Erscheinen verhinderten Vicepräsidenten Freiherrn von Tettau, eines Ehrendoktors der Universität Halle, dieser altberühmten Hochschule zu ihrer 200jährigen Jubelfeier die aufrichtigsten und ehrerbietigsten Glückwünsche zu überbringen. Unsere Akademie,

vor bald 150 Jahren gegründet durch Männer von dem weitschauenden Blick eines Leibniz und mit dem praktischen Gemeinsinn eines Thomasius, hat die Aufgabe, die Wissenschaft nicht bloss im engeren Gelehrtenkreise um ihrer selbst willen zu pflegen und zu fördern durch Mitteilung neuer, selbständiger Forschungen, sondern sie auch in steter lebendiger Berührung mit der Praxis, mit dem wirklichen Leben, ihren Bedürfnissen und Anforderungen zu erhalten und ihre gesicherten Ergebnisse für das Leben fruchtbar zu machen, sei es behufs Vervollkommnung der Technik zur Hebung der materiellen Kultur und des bürgerlichen Gemeinwohls, sei es aber auch behufs angemessener Pflege und Bearbeitung der idealen, ethisch-geschichtlichen und literarischen Zweige der Wissenschaft zur Förderung und Verbreitung einer höheren ethischen, echt nationalen und christlichen Kultur und Bildung. Unsere Akademie zählte am Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit eines Freiherrn von Dalberg die klassischen Vertreter der Bildung unseres Volkes, einen Goethe und Schiller, die Gebrüder Humboldt und andere Zierden der deutschen Wissenschaft zu ihren Mitgliedern und darf gegenwärtig mehrere hochangesehene Lehrer und Vertreter dieser Hochschule zu den Ihrigen rechnen.

In gerechter Würdigung und gebührender Anerkennung alles dessen, was dieses ehrwürdige Institut und mit ihr die gesamte Bürgerschaft der Stadt Erfurt an wissenschaftlicher Anregung und ethischer Förderung mittelbar und unmittelbar der hervorragendsten Pflegestätte des geistigen Lebens unserer Provinz verdankt, widmet die Königliche Akademie der Universität Halle eine Votivtafel, auf welcher sie in lateinischer Sprache ihre Wünsche zum Ausdruck gebracht hat.

Dem mir gewordenen Auftrage, dieselbe Ew. Magnificenz zu überreichen, komme ich als früherer civis academicus dieser alma mater, der ich die Ehre habe, als einer Ihrer ältesten Schüler in der Zeit, wo Sie Ihr akademisches Lehramt antraten, zu Ihren Füssen gesessen zu haben, hierdurch mit um so grösserer Freude nach, als mir damit zugleich die erwünschte Gelegenheit geboten wird, den persönlichen Gefühlen unauslöschlicher dankbarer Verehrung gegen Ew. Magnificenz und die damals noch an dieser Hochschule wir-

kenden Männer, welchen ich mit so vielen meiner Genossen die fruchtbarsten und nachhaltigsten Anregungen für meine weiteren Studien und die ganze Richtung meines Denkens und Lebens verdanke, einen öffentlichen Ausdruck zu geben."

4. Die Bibliothek der Akademie hat nach Beschluss des Senates vom 14. November 1894 zufolge der neu geregelten Geschäftsordnung des Senates (S. Abschnitt V, No. 3 Schluss) einen neuen ständigen Verwalter erhalten in der Person des ordentlichen Mitgliedes Herrn Gymnasiallehrers Dr. Stange, welcher zugleich den Sekretär in äusseren Geschäften entlastet. Er hat bereits — seit Neujahr 1895 — sein Amt angetreten und in Gemeinschaft mit dem Sekretär einen neuen Lesezirkel (S. Geschäftsordnung Abschn. V, S. 3) ins Leben gerufen, in welchem die wertvollsten litterarischen Eingänge der Akademie nach einem für das ganze Jahr eingerichteten Turnus bei den einzelnen ordentlichen Mitgliedern der Akademie regelmässig umlaufen. Behufs zweckmässiger Auswahl der für den Lesezirkel des jedesmaligen folgenden Jahres zu bestimmenden Schriften werden zwei Mitglieder des Senates, welche zugleich das Amt eines Geschäftsführers der philosophisch-historischen bezw. mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie übernommen haben, in zwei zu dem Behufe angesetzten, innerhalb der Monate August und September stattfindenden ordentlichen Sitzungen regelmässig über die im jedesmaligen vorhergehenden und laufenden Jahre eingegangenen Druckschriften Bericht erstatten. Die beiden Herren Senatsmitglieder Professor Dr. Bernhardt und Professor Hellwig haben sich freundlichst bereit erklärt, dieses Amt zu übernehmen (S. Geschäftsordnung Abschnitt V, 3).

5. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

1) Vom Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele:

Was hat Preussen für Deutschland gethan. Ein Vortrag. 1894.

2) Vom Ehrenmitglied der Akademie, Seiner Excellenz dem

Herrn Staatsminister a. D. Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen:

Die Erfurter Familie Sebastian Lucius. Berlin 1894. Prachtexemplar.

3) Vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann:

Je zwei Exemplare der beiden Vorträge: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. Erfurt 1895, und:

Gedenkrede auf den Vicepräsidenten der Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Tettau. Erfurt 1895.

4) Vom ordentlichen Mitglied der Akademie, Herrn Divisionspfarrer Falke folgende beiden Schriften:

Die Lehre von der ewigen Verdammnis. Eisenach 1892; und:

Die geschichtlichen Thatsachen des Neuen Testamentes. Gütersloh 1893.

5) Vom auswärtigen Mitgliede der Akademie, Herrn Geheimen Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt in Gotha folgendes grössere Werk:

Handbuch der allgemeinen und speziellen Arzeneimittellehre und Rezeptirkunst. Braunschweig; und folgende 25 kleinere Schriften:

1. Lebensbeschreibungen berühmter Ärzte und Naturforscher, welche aus Thüringen stammen.
2. Biographische Mittheilungen über die im Herzogthum Gotha thätigen Ärzte.
3. Quaedam de effectu, quem privatio singularum partium nutrimentum constituentium exercet in organismum eiusque partes.
4. Über den Tod durch Ertrinken.
5. Über die Pest in Thüringen.
6. Über die schmerzhafte Compression der Nervi vagi als diagnostisches Hülfsmittel zur Erkennung von Krankheiten innerer Organe.
7. Absichtliche Vergiftungen beim Menschen mit Kali chloricum.
8. Behandlung der Vergiftungen mit Metalloiden.

9. Zur Casuistik und Statistik der Neubildungen in der männlichen Brust.
10. Mittheilungen über das häufigere Vorkommen von Krebs in gewissen Gegenden und über die Ätiologie desselben.
11. Die intraorbitalen Geschwülste des Sehnerven.
12. Zur Geschichte der Tracheotomie bei Croup und Diphtherie, besonders in Deutschland.
13. Die Bade- und Kurorte Thüringens im Sommer 1884.
14. Handbuch der allgemeinen und speciellen Arzneimittellehre und Receptirkunst.
15. Über die Anwendung des Magnesialhydrats als Gegenmittel gegen arsenige Säure und Quecksilberchlorid.
16. Mittheilungen über neuere Arzneimittel.
17. Die Kola-Nuss.
18. Zur Geschichte der Anwendung des Chloroforms gegen die asiatische Cholera.
19. Erwürgung einer Mutter durch ihren 19jährigen Sohn, bei welchem Akte eine Zerbrechung des Kehlkopfes bewirkt wurde.
20. Der 6. internationale Congress für Hygiene und Demographie zu Wien.
21. Briefe Hahnemanns an einen Patienten aus den Jahren 1793—1805.
22. Ergebnisse der Fleischschau auf dem städtischen Central-Schlachthofe zu Berlin.
23. Die ersten Mittheilungen und Versuche über den Hypnotismus bei Krebsen.
24. Die Loco-Krankheit der Pferde und des Rindviehs.
25. Über das Vorkommen von Actinomycose beim Elephanten etc.

6) Vom auswärtigen Mitgliede der Akademie Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenburg folgende wertvolle genealogische Werke:

Burgscheidungen.
Die Familie von Zobeltitz. Merseburg. 1888.
Die Familie von Dechen. Merseburg. 1890.
Die Familie von Wuthenau. Gr. Paschleben. 1893.

7) Vom auswärtigen Mitgliede Herrn Geheimen Hofrat Dr. Ruland in Weimar:
   Nachträgliches zur Hans Sachs-Feier in Weimar; und: Über die Gustav-Adolf-Ausstellung im Grossherzoglichen Museum zu Weimar.
8) Vom auswärtigen Mitgliede Herrn Diakonus Bithorn in Merseburg:
   5 Nummern der „Christlichen Welt": 1892, No. 48; 1893, No. 14; No. 26; No. 28; No. 34;
   Eine Abhandlung zum Programm des Gymnasiums in Merseburg Ostern 1894: Die Lehrweise Jesu nach den Synoptikern; und:
   Harnacks Theologie und die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart. Göttingen 1893.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt V, Statistische Nachrichten, No. 2) verzeichnet. Wir bitten, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften. Auch bitten wir, uns gütigst auf jede etwa vorhandene irrtümliche Angabe sofort aufmerksam zu machen.

Besonderen Dank sagen wir an dieser Stelle der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München und der Kaiserlich Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien für die uns gütigst übersandten Statuten, bezw. Geschäftsordnung und reglementarischen Bestimmungen, welche uns zur Feststellung unserer neuen Geschäftsordnung wesentliche Dienste geleistet haben.

c. Zum Schluss gereicht es uns zur besonderen Freude, hier erwähnen zu können, dass die oben genannte Comenius-Gesellschaft, mit der unsere Akademie jüngst in Tauschverkehr getreten ist, den Vicepräsidenten der Akademie,

Herrn Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele, durch Beschluss des Ausschusses derselben vom 15. Januar 1895 zum Diplom-Mitglied erwählt hat, um laut liebenswürdiger Zuschrift des Vorsitzenden der Comenius-Gesellschaft, Herrn Archivrat Dr. Keller zu Münster i. W., „den freundschaftlichen Beziehungen", die zwischen unserer Akademie und der Comenius-Gesellschaft „seit Bestehen der letzteren vorhanden gewesen sind", einen äusseren Ausdruck zu geben.

III. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 1. Juni 1894.

Die einzelnen Punkte des Programmes der auf den 20. Juni angesetzten zu Ehren des Herrn Vicepräsidenten Freiherrn von Tettau an seinem 90. Geburtstage stattfindenden öffentlichen Festversammlung, so wie der daran sich schliessenden Feierlichkeiten, werden im Anschluss an die vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, unterbreiteten Vorschläge festgestellt. Letzterer wird mit der Ausführung derselben beauftragt. (S. oben das Programm, Abschnitt I, S. 74.)

Zweite Sitzung.

Öffentliche Festversammlung zur Feier des 90. Geburtstages des Vicepräsidenten der Königlichen Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Frhrn. von Tettau im grossen Saale von Vogels Garten.

Erfurt, den 20. Juni 1894.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Versammlung ist oben im I. Abschnitt des Jahresberichtes S. 71 ff. gegeben. Über die Ansprache des Herrn Direktor Neubauer s. I. S. 83. Die

beiden vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann, und vom ord. Professor an der Universität Halle, Herrn Dr. A. Kirchhoff, gehaltenen Vorträge s. oben S. 1 ff. und S. 25 ff.

Dritte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 12. September 1894.

Die in dieser Sitzung gefassten Beschlüsse sind von einschneidender Bedeutung für die weitere Entwicklung der Akademie und bilden die Grundlage für die gegenwärtig in Druck gegebene und den einzelnen Mitgliedern der Akademie übersandte Geschäftsordnung des Senates der Akademie (S. unten Abschnitt V, 3), welche eine wesentliche Erweiterung der alten, vorläufig noch zu Recht bestehenden Statuten der Akademie vom Jahre 1817 bezw. 1819 in sich schliesst. Die Motivierung jener Beschlüsse liegt in den Verhandlungen jener Sitzung vor, über welche ein ausführliches, von dem Sekretär der Akademie abgefasstes Protokoll zu den Akten genommen ist. Wir meinen den Wünschen der geehrten Mitglieder der Akademie entgegenzukommen, wenn wir jenes Protokoll in seinem ganzen Umfange an dieser Stelle veröffentlichen. Dasselbe ist nachträglich von sämtlichen Mitgliedern des Senates genehmigt worden. Es lautet, wie folgt:

Beginn der Sitzung 5¼ abends. Anwesend sämtliche Mitglieder des Senates mit Ausnahme des Herrn Realgymnasialdirektors Prof. Dr. Zange.

Der unterzeichnete Sekretär der Akademie übernimmt auf Beschluss der gegenwärtigen Mitglieder des Senates den Vorsitz der Versammlung und unterbreitet derselben seine Vorschläge behufs Beschlussfassung.

1. Den nächsten Anlass zur Berufung der Versammlung bot ein unter dem 2. September d. J. an den Senat übersandtes und zu Händen des Herrn Apotheker Dr. Biltz gegebenes Schreiben des bisherigen langjährigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau, in welchem derselbe mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seine Kränklichkeit den Senat bittet, ihn von dem Amte eines Vicepräsidenten zu entbinden und die Wahl einer an-

deren Persönlichkeit in seine Stelle zu bewirken. Der Senat beschliesst die Absendung eines Erwiderungsschreibens an den verehrten Herrn, in welchem demselben der Dank für die der Akademie geleisteten Dienste ausgesprochen und ihm von der durch den Senat beschlossenen Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Akademie Kenntnis gegeben werden soll. Der unterfertigte Sekretär teilt eine diesbezügliche Vorlage mit. Dieselbe wird vom Senat genehmigt. Das zugleich mit dem Schreiben abzusendende Diplom soll von sämtlichen Mitgliedern des Senates unterzeichnet werden. Beides ist am 14. September abgesandt und durch ein Dankschreiben des Herrn von Tettau erwidert worden, welches vom 15. September datiert ist.

2. Der Senat wendet sich nunmehr dem zweiten Hauptpunkte der gemeinsamen Beratung zu, der Frage nach der Wahl eines neuen Vicepräsidenten. Das oben erwähnte Schreiben des Herrn von Tettau vom 2. Septbr. enthält bereits Vorschläge in dieser Richtung. Der Sekretär ist indes der Ansicht, dass man vorläufig von der persönlichen Frage noch Abstand zu nehmen habe und dagegen sich vorher über die rein sachliche Frage zu verständigen habe, ob es überhaupt eines neuen Vicepräsidenten bedürfe. Man könne diese Bedürfnisfrage bejahen einmal mit Rücksicht auf die Geschäftsführung und sodann mit Beziehung auf eine etwa erforderliche Repräsentation der Akademie nach oben. Was den ersten Punkt betreffe, so fehle es leider der Akademie überhaupt an einer bestimmten Geschäftsordnung; die Statuten enthielten über die besonderen Geschäfte, die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten so gut wie nichts, geschweige denn dass sie sich herbeigelassen hätten, die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs gegen einander abzugrenzen. Man sei also bei der Entscheidung dieser Frage lediglich auf die Praxis, die bestehende Observanz angewiesen. Nun stehe es fest — der unterzeichnete Sekretär konnte sich dabei auf ein ausdrückliches Zugeständnis des langjährigen bisherigen Vicepräsidenten Herrn von Tettau berufen, — dass seit ca. 40 Jahren, d. h. seit dem Zeitpunkt, wo der Professor Paulus Cassel und nach ihm der Direktor Koch das Amt eines Sekretärs der Akademie bekleideten, fast sämtliche Geschäfte

der Akademie ausschliesslich von dem zeitigen Sekretär besorgt worden seien. Letzterer habe gegenüber dem Vicepräsidenten eine durchaus selbständige Stellung eingenommen, er sei in Wahrheit „die Seele der Akademie“ gewesen, und der Vicepräsident habe thatsächlich keine andere Bedeutung als die einer ornamentalen Spitze der Akademie gehabt. In diesem und keinem anderen Sinne habe auch der unterzeichnete Sekretär als Nachfolger des Direktor Koch das ihm von dem bisherigen Vicepräsidenten namens des Senates der Akademie übertragene schwere und verantwortungsvolle Amt eines Sekretärs der Akademie aufgefasst, angenommen und verwaltet. Wenn er seine durchweg auf selbständiger Initiative beruhenden, dem Senate unterbreiteten Vorschläge zumteil dem bisherigen Vicepräsidenten vorher mitgeteilt habe, so sei das als eine im vorliegenden Falle selbstverständliche, durch das hohe Alter des ehrwürdigen Vicepräsidenten gebotene Pietätsrücksicht zu beurteilen; in der angegebenen Sachlage aber werde dadurch nichts geändert. Sei dies nun der seit c. 40 Jahren thatsächlich bestehende Zustand, so liege kein zwingender Grund vor, die angeregte Frage nach der Unentbehrlichkeit des Amtes eines Vicepräsidenten hinsichtlich der Geschäftsordnung zu bejahen. — Ähnlich verhalte es sich in Bezug auf die Repräsentation der Akademie nach oben. Wolle man aber gleichwohl die Frage nach der Unentbehrlichkeit eines Vicepräsidenten bejahen, so habe man, bevor man zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten schreite, im Interesse der Herstellung oder Erhaltung eines guten persönlichen Einvernehmens zwischen den Vertretern der beiden wichtigsten Ämter der Akademie den klaffenden Riss, der zwischen der seit Jahren üblichen Observanz und den gegenwärtig noch geltenden Statuten besteht, zu beseitigen, indem man entweder auf dem Wege einer Änderung bezw. Erweiterung der vorhandenen Statuten oder durch Beschaffung neuer Statuten die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs bestimmter gegen einander abgrenze und rechtlich festlege.

In der an diese Darlegungen sich anschliessenden Diskussion machte Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele zu der in Rede stehenden Bedürfnisfrage geltend: So lange Seine Kgl.

Hoheit der Prinz Georg von Preussen noch am Leben und im thatsächlichen Besitze des Amtes eines Präsidenten der Akademie sei, könne man eines Vicepräsidenten nicht entbehren, da letzterer die Interessen und Rechte des abwesenden, in Berlin wohnenden Präsidenten wahrzunehmen habe. Man müsse also unter den gegenwärtigen Umständen zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten schreiten; doch sei er damit einverstanden, dass vor der Wahl desselben die Obliegenheiten des Vicepräsidenten und des Sekretärs statutenmässig festgelegt werden. Der Senat beschliesst demgemäss.

3. Der Sekretär tritt nunmehr der Frage nach der Notwendigkeit und der Art der ins Auge zu fassenden Statutenänderung näher. Die erste Frage meint derselbe unbedingt bejahen zu sollen mit Rücksicht auf die seit Aufstellung und Genehmigung der neuen Statuten der Akademie vom Jahre 1819 völlig veränderten äusseren und inneren Verhältnisse derselben, namentlich hinsichtlich der Bestimmungen über die Zusammensetzung des Senates, die Zahl und den Wohnort seiner Mitglieder, die Ämter desselben, die Sitzungen u. s. w. Fast kein einziger Paragraph der Statuten könne heutzutage in der vorliegenden wörtlichen Fassung festgehalten werden. Da nun die Statuten nach keiner Seite hin dem wirklichen Thatbestande, noch auch den realen Bedürfnissen entsprechen, so sei nicht eigentlich eine Änderung der gegebenen Statuten, sondern eine Beschaffung von Grund aus neuer Statuten durch Gründe der Zweckmässigkeit, ja durch moralische Gründe geboten. Am empfindlichsten aber berühre der Mangel einer Geschäftsordnung. Die Geschäftsordnungsfrage sei von der Statutenfrage insofern zu trennen, als letztere mehr exoterischer Art und vor der Hand nicht unbedingt notwendig entschieden zu werden brauche, erstere dagegen als esoterischer Art sogleich ins Auge zu fassen sei, da sie vor der Wahl eines neuen Vicepräsidenten in den wichtigsten Punkten zu entscheiden sei. Der Senat sei nach §. 21 der Statuten berechtigt, die Wahl des Vicepräsidenten durch Kooptation zu vollziehen, lediglich ihm liege es auch ob, die Geschäftsordnung festzustellen. Für dieselbe kommen nach Ansicht des u. Sekr. vor allem folgende Punkte in Betracht:

1) Die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs sind in der Weise gegen einander abzugrenzen, dass ersterem die Repräsentation der Akademie nach aussen und nach oben, die Oberaufsicht über die äusseren Geschäfte und die Leitung der Senatssitzungen obliegt, letzterem dagegen in erster Linie die Fürsorge für das innere wissenschaftliche Leben und Gedeihen der Akademie besonders durch persönliche Bemühungen um geeignete Vorträge der Mitglieder, sodann aber auch die Redaktion der Jahreshefte und die damit notwendig verbundene Oberaufsicht über den Druck und den buchhändlerischen Vertrieb derselben, vor allem auch die Leitung der ordentlichen Sitzungen und der in denselben etwa stattfindenden Diskussion zufällt.

2) Der Sekretär ist nach zwei Seiten hin von Geschäften zu entlasten; ein Teil der äusseren, repräsentativen und formalen Geschäfte, die er bis jetzt stillschweigend mit versehen hat, fällt dem Vicepräsidenten zu, wie z. B. die Einladung zu den Senatssitzungen, sowie die Vorbereitung derselben u. a., sodann giebt der Sekretär, um sich ausschliesslich seiner Hauptaufgabe widmen zu können, jedoch nach selbständigem Ermessen, eine Reihe von rein mechanischen Geschäften, wie z. B. die Abfassung und Vervielfältigung von Einladungsschreiben, Zeitungsinseraten u. s. w., besonders auch die Buchung sämtlicher neu eingegangenen Druckschriften an einen neu zu bestallenden Bibliothekar ab.

3) Der Bibliothekar, der zugleich die Stelle eines zweiten Schriftführers vertritt und dessen Geschäftskreis im einzelnen neu festzustellen ist, erhält für seine Mühewaltung ein entsprechendes Honorar, während der Sekretär vom Jahre 1895 ab, wofern die Königl. Staatsregierung nicht ihren jährlichen Zuschuss mindestens verdoppelt, auf ein Honorar verzichtet, und sein Amt wie der Vicepräsident als ein Ehrenamt verwaltet.

Was nun das bei den Neuaufstellungen einzuschlagende Verfahren betreffe, so sei zwar in erster Linie die geschichtliche Überlieferung und die bestehende Praxis der Erfurter Akademie massgebend; doch würde es sich empfehlen, auch die an anderen deutschen Akademieen der Wissenschaften, wie an der zu Berlin, Göttingen, München und Wien zu Recht be-

stehenden reglementarischen Bestimmungen thunlichst zu berücksichtigen. Der Sekretär hat sich dem entsprechend an die genannten Akademieen mit der Bitte um Übersendung der Statuten und der Geschäftsordnung gewandt und die gewünschten Schriftstücke bereits erhalten.

In der nachfolgenden Diskussion erklärt sich Herr Direktor Dr. Thiele zunächst grundsätzlich damit einverstanden, dass das Amt des Sekretärs auch statutenmässig gehoben und gegenüber dem des Vicepräsidenten in seiner Selbständigkeit erhalten werde, ja er geht in einigen Punkten noch über die nach dieser Seite von dem u. Sekr. gemachten Vorschläge hinaus. Insbesondere billigt er es, dass der Sekretär in den ordentlichen Sitzungen den Vorsitz führe, überhaupt sei die Stellung des Sekretärs möglichst der des Sekretärs anderer Königl. Akademieen anzunähern. Er schliesst noch einige Wünsche an betreffs der von dem Sekretär zu verteilenden neu eingehenden Druckschriften, deren Hauptinhalt in kurzen mündlichen Vorträgen von seiten der dazu aufzufordernden Mitglieder mitzuteilen sei. Der Sekretär verspricht vorläufig unter der Hand, so weit es ihm möglich sei, dahin wirken zu wollen. Doch sei die Erfüllung dieses Wunsches durch eine ins Leben zu rufende gründliche Neuorganisation des Instituts bedingt, nach welcher sich die ordentlichen Mitglieder zur Übernahme bestimmter, regelmässig wiederkehrender Leistungen zu verpflichten hätten. Nähere Bestimmungen darüber könnten nur nach Beschluss einer Generalversammlung sämtlicher ordentlicher Mitglieder getroffen werden; letztere habe sich über die neuen Statuten schlüssig zu machen. Das von Herrn Direktor Neubauer erhobene Bedenken, es möchte das Amt des Vicepräsidenten durch die geplante Erhebung des Sekretärs herabgedrückt werden, und es werde sodann schwer fallen, jenes Amt mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen, wurde von den übrigen Mitgliedern des Senates nicht geteilt.

Schliesslich entschied sich der Senat, von einer eingehenderen Diskussion über die vom Sekretär gemachten Vorschläge (S. oben S. 114) vorläufig absehen zu wollen, und einigte sich zu folgenden Beschlüssen:

1. Der Senat ist gewillt, zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten zu schreiten.

2. Bis zur Vollziehung der Wahl wird der zeitige Sekretär der Akademie interimistisch mit dem Vorsitz betraut.
3. Der Wahl eines neuen Vicepräsidenten soll die Feststellung der Hauptpunkte einer Geschäftsordnung der Akademie vorangehen.
4. Der Sekretär wird ersucht, eine diesbezügliche Vorlage dem Senat zu unterbreiten.
5. Über diese Vorlage wird der Senat in einer Mittwoch den 17. Oktober d. J. abends 6 Uhr in Vogels Garten stattfindenden Sitzung beraten und sich schlüssig machen. Dieselbe ist vorher den Mitgliedern des Senates zur Kenntnis zu bringen.

Schluss der Sitzung: abends 7 Uhr.

Erfurt, den 29. September 1894. **Prof. Dr. Heinzelmann,**
Sekretär der Akademie.

Vierte Sitzung.

Öffentliche Versammlung sämtlicher Mitglieder zur Gedächtnisfeier für den am 3. Oktober 1894 verstorbenen Vicepräsidenten der Königl. Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Tettau im grossen Saale von Vogels Garten.

Erfurt, den 17. Oktober abends 6 Uhr.

Die Beschreibung der Trauerfeier s. oben S. 87 ff.; die Gedenkrede des Sekretärs der Akademie s. S. 43 ff.

Fünfte Sitzung.

Sitzung des Senates in der Wohnung des Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Herrn Apotheker Dr. Biltz, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 20. Oktober 1894.

Der interimistisch mit dem Vorsitz betraute Sekretär der Akademie gedenkt zunächst des am 3. Oktober verstorbenen Herrn Vicepräsidenten. Die Anwesenden erheben sich, das Andenken des Heimgegangenen ehrend, von den Plätzen. Dann teilt der Vorsitzende einige auf dieses traurige Ereignis bezügliche Briefe mit. Es wird beschlossen, das nächste Heft als Gedenkbuch zu Ehren des Verstorbenen herauszugeben.

Dasselbe soll die in der Festversammlung zur Feier des 90. Geburtstages des Verewigten gehaltenen Vorträge und Ansprachen, wie die vom Sekretär bei der Gedächtnisfeier zu Ehren des Verstorbenen gehaltene Trauerrede bringen, auch soll es mit einer guten Photographie des vormaligen Vicepräsidenten geschmückt werden. Dann beschliesst der Senat verschiedene Neuernennungen, stellt die Termine der Vorträge für die ordentlichen Sitzungen und die öffentlichen Versammlungen fest und geht dann zu den beiden Hauptgegenständen der Beratung über.

1. Es handelt sich zunächst um die Feststellung der einzelnen Hauptpunkte der Geschäftsordnung. Dieselben werden fast sämtlich nach den Vorschlägen des Vorsitzenden angenommen.

2. Darauf wendet sich der Senat zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten. Nachdem die dabei in Betracht kommenden formellen Gesichtspunkte, betreffend die Gültigkeit der Wahl durch Kooptation entsprechend dem §. 22 der Statuten der Akademie, sowie das Wahlverfahren vom Vorsitzenden erörtert und einige von einem Mitgliede des Senates erhobene Bedenken von ihm beseitigt worden sind, wird beschlossen, die Wahl zwischen den vier vom verewigten Vicepräsidenten in seinem vorletzten, an den Senat gerichteten Schreiben vom 2. September 1894 namhaft gemachten Herren zu treffen. Es sind die Herren Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt, Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt in Gotha, Oberregierungsrat Lucanus und Senior D. Dr. Bärwinkel, beide in Erfurt. Der Senat wählte nunmehr auf Vorschlag des Vorsitzenden den Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele durch Zuruf einstimmig zum Vicepräsidenten der Akademie. Derselbe nahm die Wahl dankend an. Der Vorsitzende begrüsste sodann den neuen Vicepräsidenten und brachte ihm seine Glückwünsche dar, ebenso die übrigen Mitglieder des Senates.

Der Vorsitzende hob schliesslich hervor, dass die durch den Senat vollzogene Wahl nach den Statuten als perfekt anzusehen sei und keiner Zustimmung weiter von Seiten des Präsidenten der Akademie noch auch der Mitglieder der Akademie bedürfe, dass aber selbstverständlich dem Präsidenten,

wie den Ehrenmitgliedern und auswärtigen Mitgliedern der Akademie das Ergebnis der Wahl sogleich mitzuteilen, wie andererseits der neu gewählte Vicepräsident in einer demnächst zu berufenden Versammlung den ordentlichen Mitgliedern vorzustellen sei. Der Senat beschloss demgemäss.

Schluss der Sitzung $8^1/_4$ Uhr abends.

Sechste Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, Mittwoch den 31. Oktober 1894.

1. Der Sekretär der Akademie eröffnet die Versammlung als Vorsitzender mit dem Hinweis auf den schweren Verlust, der die Akademie betroffen hat durch den am 3. Oktober d. J. erfolgten Hintritt ihres langjährigen bisherigen Vicepräsidenten, des um die Erhaltung, Pflege und Förderung der Akademie, wie aller wissenschaftlichen und gemeinnützigen Interessen in unserer Stadt so hochverdienten Herrn Oberregierungsrat a. D. Dr. phil. Wilhelm Freiherrn von Tettau, verliest ein Schreiben der verwitweten Frau Adolfine Freifrau von Tettau, in welchem hochdieselbe für die mannigfache, von seiten der Akademie ihr bewiesene innige Teilnahme, besonders für die erhebende, am 17. d. M. zu Ehren des Heimgegangenen veranstaltete Gedächtnisfeier ihren tiefempfundenen Dank ausspricht, und fordert die anwesenden 20 Mitglieder der Akademie auf, sich vor Eintritt in die geschäftlichen Verhandlungen zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen zu erheben. Dies geschieht.

2. Nach Abwickelung der üblichen Geschäfte — Vorstellung neuer Mitglieder, Mitteilung der wichtigsten gedruckten und schriftlichen Eingänge u. s. w. — liest der Vorsitzende die Protokolle der beiden letzten Senatssitzungen vom 12. September und vom 20. Oktober d. J. (s. oben S. 110 und 111) vor. Der neu erwählte Vicepräsident wird sodann von dem vorsitzenden Sekretär der Versammlung begrüsst und den Mitgliedern vorgestellt. Der Vicepräsident erwidert die Begrüssung durch eine Ansprache. Dieselbe wird durch den vorsitzenden Sekretär kurz erwidert.

Letzterer fordert die anwesenden Mitglieder auf, sich zu Ehren des neuen Vicepräsidenten von ihren Plätzen zu erheben. Dies geschieht.

3. Hierauf entspinnt sich eine längere Diskussion über die Frage, ob es rätlich bezw. notwendig sei, zur Änderung der vorliegenden, durch eine Kabinetsordre vom 1. September 1819 bestätigten Statuten zu schreiten. Von einer Seite wird diese Frage verneint und diese Ansicht folgendermassen begründet. Allerdings könne man sagen, dass eine neue Geschäftsordnung, falls sie erhebliche Abweichungen von dem früheren statutenmässig festgelegten Verfahren in sich schliesse, mit Notwendigkeit auch eine Änderung der Statuten nach sich ziehe. Allein die Hauptpunkte der Geschäftsordnung, welche übrigens eine lediglich innerliche Angelegenheit des die Geschäfte der Akademie leitenden Vorstandes, d. h. des Senates, sei, könnten, falls ein Bedürfnis dazu vorliege sie ausdrücklich schriftlich zu fixieren, immerhin so gefasst werden, dass dadurch die Statuten in ihrem Wortlaute nicht berührt werden, und mithin die Geschäftsordnung, da die Statuten nichts Bestimmtes über dieselbe enthielten und auch in den Akten der Akademie nichts darüber zu finden sei, zwar praeter legem, aber doch nicht contra legem seien. Letzterer Art seien nun aber wohl einige vom Sekretär verlesenen, vom Senate beschlossenen Änderungen. Da es nun ratsam sei, von einer Änderung der Statuten, die bei allen denjenigen Korporationen, die sich auf eine Kabinetsordre stützten, höchst misslich und schwierig sei, vorläufig abzusehen, andrerseits aber eine genaue Kenntnis der Geschäftsordnung auch für alle ordentlichen Mitglieder von grösstem Interesse sein müsse, wenn auch zuzugeben sei, dass dieselben nach dem Wortlaut der Statuten eine lediglich beratende, nicht aber eine beschliessende Stimme hätten, da die Entscheidung in allen wichtigen geschäftlichen Fragen ausschliesslich in den Händen des Senates ruhe, so empfehle es sich, die verlesenen Hauptpunkte der Geschäftsordnung sämtlichen ordentlichen Mitgliedern durch den Druck zugänglich zu machen uud sie durch den Sekretär mittelst eines Anschreibens bis zur nächsten Sitzung übersenden zu lassen, damit dieselbe des weiteren darüber beraten könne.

4. Die Versammlung tritt diesem Vorschlag bei. Auch die Mitglieder des Senats erklären sich damit einverstanden, den Beschluss über die Änderung der Statuten vorderhand noch zu vertagen. Die Versammlung beschliesst:

1) Von einer Abänderung der Statuten wird vorläufig Abstand genommen.
2) Der Senat wird gebeten, die Hauptpunkte einer Geschäftsordnung aufzusetzen, dieselben durch den Druck festlegen und ein gedrucktes Exemplar derselben jedem einzelnen ordentlichen Mitgliede der Akademie zugehen zu lassen.
3) In der nächsten, auf den 12. Dezember angesetzten ordentlichen Sitzung soll über diesen Gegenstand gemeinsame Beratung gepflogen werden.

Schluss der Sitzung 8¼ Uhr abends.

Siebente Sitzung.

Erste öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule.

Erfurt, den 7. November 1894.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Divisionspfarrer Falke aus Erfurt hält einen freien Vortrag über das Thema: Buddha, Mohammed, Jesus".

„Drei Weltreligionen", so begann der Redner seinen geistvollen und äusserst fesselnden Vortrag, „stehen heute einander gegenüber im letzten Entscheidungskampfe, die eine, 2½ Jahrtausend alt, erstarrt, mumienhaft, die Mönchsreligion des Buddhismus auf Ceylon, in Siam, Birma, in Tibet und in der Mongolei; die andere, das Schwert in der Faust und den Koran in der Linken, kraftvoll vorwärts schreitend im fanatischen Missionseifer, der Islam in der Türkei, in Kleinasien, Persien und Nordafrika, und die dritte, die Religion des Kreuzes, das Christentum in Europa. Welcher von den Dreien wird die Palme der Weltherrschaft endlich zu teil werden? Sicherlich derjenigen, welche die Wahrheit in sich trägt. Welcher Religion ist aber die eine, volle, reine Wahrheit geworden? Die Wahrheit und Göttlichkeit einer Religion offenbart sich nicht bloss, wie Lessing in der Ringparabel seines Nathan es darstellt, in Werken der Liebe und in der

Erzeugung frommer gottergebener Gesinnung, sondern vor allem auch in der Kraft, die Menschen sittlich zu erneuen, sie innerlich umzuwandeln. Dazu aber kommt noch ein zweites geschichtliches Moment. Der wichtigste Massstab zur Beurteilung einer Religion ist die Persönlichkeit des Stifters. Denn nach der sittlichen Beschaffenheit des Religionsstifters richtet sich der Wert oder Unwert des von ihm ausgehenden Werkes. Der Redner hat sich als Aufgabe gesetzt, die Persönlichkeiten der Stifter der drei genannten Weltreligionen, Buddha, Mohammed und Jesus, vergleichend vor Augen zu führen. Er entrollt zunächst in kurzen, kräftigen und anschaulichen Zügen an der Hand geschichtlich verbürgter Thatsachen ein Lebensbild der drei Religionsstifter und wendet sich der vergleichenden Betrachtung der religiös-sittlichen Eigenart der drei Religionsstifter zu, um schliesslich die Frage nach der Wahrheit ihrer Lehre zu entscheiden. Buddha fehlt bei allen seinem hochgespannten Erlöser-Selbstgefühl, bei seiner mönchischen Entsagung und seinem ungemessenen Tugendstolz die menschlich empfindende Seele, das fühlende Herz. Das gilt auch von dem ganzen Buddhismus. In der buddhistischen Religion giebt es keinen persönlichen Gott; Sehnsucht nach ihm, Gebet und Glaube sind dort ganz fremde Begriffe. Der Mensch ist sein eigener Gott. Aber erdrückend wirkt auf das dadurch erzeugte Selbstgefühl die fatalistische Weltanschauung mit ihrem ehernen Gesetze der Seelenwanderung, nach welchem jede That unbarmherzig die ihr entsprechenden Folgen nach sich zieht, sie nimmt Atem, Hoffnung und jede Lebensfreudigkeit. Der Buddhist betrachtet daher die Welt als ein Jammerthal und sehnt sich, aus seinem Joch, seinem elenden Einzeldasein herauszukommen, ins Nichts aufgelöst und so „erlöst“ zu werden. Der Buddhismus ist gar keine Religion, er ist auch keine Philosophie, sondern er ist nur eine seelenmörderische Ethik von radikalem Nihilismus. Er ist nichts als eine rein passive, alle Lebensfreude ertötende und allen Fortschritt, wie alle innere Entwickelung und Ausbildung vernichtende Duldermoral, die nur zulässt, alles über sich ergehen lässt, nur zusieht, aber nicht aus Liebesabsicht handelt, nicht rettet, heilet,

tröstet. Brütender Stumpfsinn ist die sittliche Frucht dieser Moral, eine sittliche Erneuerung, eine Umwandlung und Stärkung des innern Menschen kann von ihr selbstverständlich nicht ausgehen; damit hat sich der Buddhismus selbst das Urteil gesprochen.

Mohammed steht als Mensch, als sittliche Persönlichkeit, tief unter Buddha, denn auch seine wissenschaftlich bedeutendsten Kenner müssen zugeben, dass er seinen Prophetenruf mit scheusslichen Lastern befleckt hat; er war in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Wollüstling, ein Mörder und Betrüger; Sprenger, der grösste Kenner Mohammeds, nennt ihn „einen Heuchler und Schurken". Aber seine Lehre ist besser als er selbst; denn er hat sie nicht aus sich selbst, sondern er hat sie von andern erhalten. Es sind die Grundlehren des späteren Judenchristentums, die er einfach in seine Religion herübergenommen und für neue Offenbarungen ausgegeben hat. Der starre, fatalistisch gefasste Monotheismus mit seiner äusserlichen Werkgerechtigkeit und seiner einseitigen Betonung der möglichst sinnlich ausgemalten jenseitigen Strafen und Belohnungen im Himmel und in der Hölle als Antriebs- und Abschreckungsmitteln der Sittlichkeit. Die ganze Religiosität des Islam besteht gegenüber dem mit despotischer Machtvollkommenheit die Geschicke der Menschen leitenden Gottes, bei dem die christlichen Eigenschaften der Güte und Barmherzigkeit zurücktreten, in blinder Ergebung und unbedingter Unterwerfung. Eine innere Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungs-Möglichkeit fehlt ganz und gar. Im Gegenteil erzieht diese Religion vielmehr zum Hochmut und zur Selbstgerechtigkeit. Buddha verlegte das Wesen der Religion nach innen, Mohammed mehr in das äusserliche Thun. Buddha will die Seele ertöten und den Menschen von seinem Ich befreien; Mohammed führt im Gegenteil die Seele erst recht in die Fesseln des Lebens hinein. Seine Ethik ist weiter nichts als eine Fülle unzusammenhängender Gebote, die uns die Weihe des göttlichen Geistes durchaus vermissen lassen. Die bestehende Haremswirtschaft mit der Herabwürdigung des Weibes, die trotz Staatsverbot doch offen betriebene Sklaverei,

der Despotismus der Machthaber, der Fanatismus der Massen und die überall hervortretende hochmütige Werkgerechtigkeit lassen deutlich erkennen, wie wenig der Islam im stande ist, seine Anhänger sittlich umzubilden. Es fehlt ihm das streng sittliche Gefühl, welches in sich selbst den heiligen Massstab des Handelns trägt, und vor allem mangelt ihm die vorbildliche Persönlichkeit des Stifters, die in die Höhe zieht. Der Islam ist eine weltliche Religion mit irdischen Zielen; er ist ein despotisches Prinzip im Gewande der geborgten juden-christlichen Form; er ist und bleibt Theokratie. Er wird darum stets der geistlich-sittlichen Bildung eines Volkes hemmend im Wege stehen, kann aber mit seinem Monotheismus und seinem Abhängigkeitsgefühl von Gott viel eher eine Brücke zum Christentum bilden, als der geist- und seelenverderbende Buddhismus.

Allein das Christentum besitzt die Kraft, die Menschen innerlich zu erneuern und zwar vor allem in der für das Wesen dieser Religion massgebenden Bedeutung der Persönlichkeit ihres Stifters. Jesus Christus, der Gottes- und Menschensohn, der von sich sagen darf: Ich und der Vater sind eins, hat ein grösseres Selbstbewusstsein besessen als alle anderen Menschen. Aber dieses sein ungeheueres Selbstgefühl offenbart sich in jener in der Welt einzig dastehenden Liebe, welche sein ganzes Leben in allen seinen Äusserungen beherrscht und durchdringt und die bei seinem Leiden und Sterben ins Unermessliche sich steigert. Diese Persönlichkeit übersteigt alle menschliche Grösse, sie ist ein Wunder. Und dennoch ist sie kein Schemen und Schatten, keine fleisch- und blutlose himmlische Gestalt, sie ist menschlich durch und durch. Christus hat sich weder Allwissenheit, noch Allmacht, noch absolute Vollkommenheit beigelegt. Er steht vor uns wie ein Mensch, er ist sinnlich beschränkt und entwickelt sich in echt menschlicher Weise, auch die Prüfung und Anfechtung ist ihm nicht erspart. Aber er steht vor uns wie ein vollendeter Mensch, und seine spezifisch menschlichen Eigenschaften haben wieder das Wunderbare an sich, dass sie uns mit unwiderstehlicher Gewalt an ihn ketten. Es ist nicht allein seine gewaltige Geistesgrösse, die uns anzieht, es ist besonders ein Zwiefaches, seine alles bezwingende, hoheitsvolle, harmo-

nische Charaktergrösse und seine, im demütigen und zuversichtlichen Gebet sich offenbarende unbedingte Abhängigkeit von Gott. Das ist der biblisch-historische Christus. In dieser einzigartigen, Buddha und Mohammed weit hinter sich lassenden Persönlichkeit tritt uns etwas absolut Ursprüngliches und Übernatürliches im eigentlichen Sinne entgegen; in ihm tritt uns Gottes unmittelbares, schöpferisches Wirken in nie geahnter Herrlichkeit an den Tag. — Und göttlich gross wie er selbst ist auch das durch ihn gestiftete Christentum. Wenn Buddha der zum Nichts verurteilten Seele den Gott nimmt und sie im selbstmörderischen Kampfe auf sich selbst stellt voller Ekel gegen Welt und Sein, wenn Mohammed die Seele erzittern macht vor dem unabänderlichen Willen des heiligen Gottes und ausserdem noch die Seele, anstatt sie über die Welt zu erheben, in dieselbe verstrickt durch allerlei äusseres Werk und sinnliche Hoffnung, so bringt Christus uns die Gewissheit eines himmlischen Vaters, der nichts will, als völlige Hingabe der Seele an ihn; er bringt uns damit eine Religion, die zugleich demütigt und erhebt, zur Erkenntnis der Sünde führt und sittlich erneuert. Und was die Hauptsache ist: Mitten hinein in diese Liebesreligion stellt er sich selbst. Erst durch ihn hindurch, den Sohn des Vaters voller Gnade und Wahrheit, führt der Glaube den Menschen in die Kindesstellung zu Gott. Der Buddhismus und der Islam können bestehen auch ohne centralen Mittelpunkt ihrer Stifter. Die Wahrheit des Christentums aber steht und fällt mit der Person Jesu Christi, weil er sie allein verbürgt mit seinem Leben, seinem Tode und seiner Auferstehung. Und diese Religion passt für alle, für Juden und Heiden, für Gebildete und Ungebildete, für Grosse und Kleine, vor allem für die Mühseligen und Beladenen; sie hat allein in sich die Kraft, Völker zu erziehen und das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes nach allen Seiten zur reinsten Ausgestaltung zu bringen. Sie ist die einzige Erlösungsreligion, deren Wahrheit jeder an sich und in sich erfahren kann, der mit empfänglichem Herzen in sie eintritt.

Der Redner schloss seinen gedankenreichen, lichtvollen und überzeugenden Vortrag mit folgendem vergleichenden

Rückblick auf die drei von ihm betrachteten Weltreligionen: „Dem Christentum allein gebührt die Siegespalme. Der Buddhismus ist die Religion der Vernichtung, der Islam die Religion der Selbstgerechtigkeit und des Fleisches, das Christentum die Religion der erlösenden Liebe. Buddha treibt aus dem Leben hinaus, Mohammed in das Leben hinein, Jesus allein erhebt uns darüber. Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltselig, das Christentum weltüberwindend. Buddha ist darum nur ein weltflüchtiger Ascet, dessen Bahnen zu folgen der Persönlichkeit den Tod bringt; Mohammed ein sittlich verwerflicher Theokrat, dessen Islam die Seele in Ketten schlägt und unfrei macht; Jesus allein ist der Heiland, dessen Religion das Reich Gottes auf die Erde gebracht hat. Sein ist der Sieg. — Mag auch der Bodhi-Baum seine Zweige schattend breiten über 450 Millionen Menschen, mag auch der Halbmond des Islam noch immer vorwärts schreiten und mit Feuer und Schwert die Geister bändigen, die Axt ist ihnen beiden doch schon an die Wurzel gelegt, und Erfolge mancherlei Art weisen prophezeiend in die Zukunft. Das Kreuz ist das Siegeszeichen der Welt, und Buddha und Mohammed werden sich einmal, wenn die Stunde gekommen ist, vor ihm neigen und werden mit allen Zungen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, bekennen, dass in keinem anderen Heil, dass auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi."

Achte Sitzung.

Sitzung des Senates

in dem Sitzungssaale der Königl. Regierung, 6 Uhr abends.

Erfurt, den 14. November 1894.

1. Der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, eröffnet als Vorsitzender des Senates die Sitzung mit einem Hinweis auf die Tagesordnung. Hauptgegenstand derselben ist die gemeinsame Beratung und Beschlussfassung über die von dem Sekretär zufolge den Senatsbeschlüssen vom 12. September und 20. Oktober d. J. abgefasste Geschäftsordnung des Senates. Im Anschluss an die

zunächst stattfindende allgemeine Diskussion beschliesst der Senat:

a) Es soll ein neues Amt, das eines ständigen Bibliothekars, geschaffen werden. Der Inhaber dieses Amtes soll aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder gewählt werden und eine vom Senate bestimmte feste Remuneration von 100 Mark erhalten. Der Senat erwählt das ordentliche Mitglied Herrn Gymnasiallehrer Dr. Stange zum Bibliothekar der Akademie. (Derselbe hat sich später bereit erklärt, das Amt anzunehmen.)

b) Übergehend zur speziellen Diskussion beschliesst der Senat, dass die Überschrift des zu druckenden Schriftstücks lauten soll:

Geschäftsordnung des Senates der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt,

sowie, dass die einzelnen Hauptabschnitte desselben folgende Überschriften tragen sollen:

A. Allgemeine Bestimmungen.
B. Besondere Bestimmungen.
C. Instruktion für den Bibliothekar.

Die einzelnen Bestimmungen sollen durch fortlaufende Paragraphen bezeichnet werden.

Sodann werden vom Vicepräsidenten einzelne Verbesserungen mehr redaktioneller Art in Vorschlag gebracht, welche der Senat billigt und dem Sekretär zur Berücksichtigung bei der Redaktion des Schriftstückes empfiehlt. Letzterer wird aufgefordert, dasselbe drucken zu lassen und ein Exemplar desselben jedem ordentlichen Mitgliede zu übersenden, und zwar unter Beifügung eines gedruckten Zirkulars, durch welches die Mitglieder aufgefordert werden, bis zum 5. Dezember a. c. ihre Wünsche betreffs einzelner Punkte, bezw. ihre Abänderungsvorschläge dem Sekretär schriftlich einzureichen. Nur die schriftlich vorher eingereichten Vorschläge sollen von dem Senate in Erwägung gezogen werden, damit die am 12. Dezember stattfindende ordentliche Sitzung nicht übermässig belastet werde.

2. Betreffs des zugleich als Denkschrift zu Ehren des verstorbenen Vicepräsidenten Herrn von Tettau zu veröffentlichenden nächsten (XXI.) Jahresheftes wird bestimmt,

dass dasselbe ausser den beiden vom Sekretär und Herrn Professor Dr. Kirchhoff aus Halle bei Gelegenheit der Feier des 90. Geburtstages des Verewigten gehaltenen Vorträgen, so wie der vom Sekretär bei der zum Gedächtnis des Verstorbenen veranstalteten Trauerfeier gehaltenen Gedenkrede keine weiteren wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten soll, da das Kapitalvermögen der Akademie durch die Herausgabe der letzten beiden kurz nach einander veröffentlichten, sehr umfangreichen Jahreshefte und durch andere in den letzten vier Jahren erfolgten ausserordentlichen Ausgaben bereits sehr in Anspruch genommen worden ist. Dagegen soll das Jahresheft eine ausführliche Beschreibung sowohl der 90. Geburtstagsfeier, wie der Trauerfeier nebst den bei dieser Gelegenheit kundgegebenen Ansprachen und Nachrufen, so wie auch eine eingehende Darlegung der über die Geschäftsordnung gepflogenen Verhandlungen des Senates nebst einem Abdruck der an sämtliche Mitglieder der Akademie zu versendenden Geschäftsordnung selbst enthalten.

3. Der Rendant der Akademie, Herr Apotheker Dr. Biltz, macht Mitteilungen betreffs des gegenwärtigen Standes des Vermögens der Akademie. Die Akademie besitzt gegenwärtig ein Kapital von

4500 Mark

in Staatspapieren. Da

die Zinsen	167 Mark,	
der jährliche Staatszuschuss	392 -	
die Extra-Einnahmen circa	30 -	betragen,
so sind Summa circa	589 Mark	

jährlich verwendbar für die Zwecke der Akademie, wenn das Kapital unangetastet bleiben soll. Davon aber gehen ab 271 Mark an laufenden Ausgaben, mithin bleiben nur circa 318 Mk. übrig.

Seit dem Jahre 1889 ist der Zuschuss des jährlichen Beitrages des Präsidenten der Akademie Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preussen in Wegfall gekommen. Derselbe belief sich auf jährlich c. 180 Mark.

Der Rendant giebt ferner die laufenden Ausgaben für das Jahrbuch seit 1884 an:

1884	2328	Mark,
1892	1191	-
1893	1386	-
1894	1371	- ,

durchschnittlich betragen dieselben seit 13 Jahren pro Jahr = 781 Mark, früher weniger.

4. Hieran schliesst sich eine Verhandlung betreffs der Frage, ob der Vicepräsident künftig ausser dem Sekretär jede einzelne Rechnung unterschreiben soll. Die Frage wird verneint. Es genügt, dass der Sekretär, an den sämtliche Rechnungen der Akademie einzusenden sind, dieselben prüft und dem Rendanten zur Zahlung überweist. Dagegen soll der Vicepräsident die vom Rendanten auszustellende Jahresrechnung entlasten.

Schluss der Sitzung 8 Uhr abends.

Neunte Sitzung.

Zweite öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule abends 6 Uhr.

Erfurt, den 28. November 1894.

Das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Domdiakonus Bithorn aus Merseburg, spricht in freier Rede über: „Die Bedeutung der Phantasie im menschlichen Geistesleben."

Der Redner führte unter Beibringung zahlreicher treffender Beispiele im Einzelnen Folgendes aus: Die Phantasie ist die Fähigkeit der Seele, Anschauungen unabhängig von der Erfahrung zu kombinieren. Diese Unabhängigkeit ist allerdings keine unbedingte: alles menschliche Schaffen bleibt an das Material gebunden, das die Erfahrung darbietet, eine Schöpfung aus Nichts bleibt unserem Geiste versagt. Doch besitzen wir innerhalb der vorhandenen Grenzen ein hohes Mass freier Bewegung: wir sind nicht sklavisch an die gegebenen Formen und Bilder gebunden, sondern können über sie hinweg zu neuen Kombinationen fortschreiten. Welche Bedeutung hat nun dieses Vermögen, anschauliche Vorstellungen frei zusammenzufügen, für unser gesammtes Geistesleben? Ungehemmt von einer klaren Erkenntnis der Gesetze des Welt-

laufes kann sich der innere Bildsinn im Kinde entfalten. Ein echtes Kinderleben ist ohne Phantasie nicht denkbar. Was wäre ein Kind ohne Spiel, und was ein Spiel ohne Phantasie! Verödet würde die Kindheit erscheinen, wenn ihr die Fähigkeit verkümmert würde, von innen heraus eine Welt ganz eigener Art zu schaffen. Allein das Spiel darf nicht immer im Mittelpunkte des Lebens stehen: ernste Aufgaben treten an den Menschen heran, die anstatt des Tändelns ein zielbewusstes Streben erfordern. Doch wird darum die Phantasie für das reifere Lebensalter nicht bedeutungslos. Sie nimmt bei allen gesunden Naturen nur eine etwas andere Form der Bethätigung an als in der Kindheit. Sie setzt sich nicht mehr über alle Regeln willkürlich hinweg, sondern schmiegt sich der Erfahrung enger an. Alles verständnisvolle Hören oder Lesen von Schilderungen Anderer setzt die Mitwirkung der Einbildungskraft voraus, jede lebendige Erinnerung vollzieht sich nur mit ihrer Hilfe, sie ist die ständige Hilfsarbeiterin des Gedächtnisses. Wie die Vergangenheit, so rückt sie auch die Zukunft dem Bewusstsein näher; alle Hoffnungen und Befürchtungen sind mitbedingt durch das Bild, welches wir uns von den kommenden Tagen und Stunden entwerfen. So übt die Phantasie einen wesentlichen Einfluss auf die geistige Atmosphäre aus, in der wir täglich atmen, sie bestimmt den Wärmegrad des seelischen Daseins. Auch die höchsten geistigen Regungen können sich ohne ihre Hilfe nicht frisch und gesund entfalten. Allgemeine Tugendregeln lassen das Herz kalt, anschauliche Ideale nur erwecken Begeisterung. Das religiöse Leben sinkt da unter den Gefrierpunkt herab, wo starre Formeln allein regieren; zu warmer lebendiger Frömmigkeit erhebt sich das Gemüt nur, wenn das Übersinnliche durch die Einbildungskraft versinnlicht wird. Centrale Bedeutung hat die Phantasie für das künstlerische Schaffen. Das war in den Tagen der Romantik eine selbstverständliche Wahrheit; heute, in der Zeit eines einseitigen Realismus, ist das vormals Selbstverständliche viel umstritten. Der Phantasterei soll nicht das Wort geredet werden. Es giebt einen sogenannten Idealismus, der im Interesse der Kunst bekämpft werden muss. Künstler und Dichter können sich nur mit Hilfe scharfer Beobachtung der Natur und des Menschenlebens zu

fruchtbarem Schaffen erheben. Aber niemals wird aus der blossen Wiedergabe des Anstudierten ein grosses Werk hervorgehen. Eine Kunst, die nichts anderes sein will als eine Photographie der gemeinen Wirklichkeit, verdient ihren Namen nicht mehr. Vom echten Dichter wie von jedem wahren Künstler gilt das Wort: „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt, nnd sein Gefühl belebt das Unbelebte.“ Nicht die Alltagsfiguren des einseitigen Realismus, sondern die grossen Gestalten der Phantasie sind unsterblich: „was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“ Doch nicht nur Dichter und Künstler erheben sich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu unsterblichen Werken, auch jeder bahnbrechende Forscher bedarf ihrer im hohen Grade. Das gelehrte Handwerk kann zur Not auf ihre Mitwirkung verzichten, soll dagegen die Wissenschaft einen grossen, genialen Zug tragen, so muss die Phantasie zu Hilfe gerufen werden. Ein wissenschaftliches Genie darf nicht nur stark sein im Zerlegen, es muss auch gross sein im Zusammenschauen. Eine so bedeutsame Macht verdient die sorgfältigste Pflege. Der Erzieher muss besonders nach zwei Seiten hin seine Aufmerksamkeit richten, er muss ebenso auf Förderung des Wachstums, wie auf das Beschneiden wilder Triebe bedacht sein. Der Spieltrieb ist anzuregen und in die rechten Bahnen zu lenken; der Unterricht muss anschaulich gestaltet werden. Doch ist mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität der Anschauungsmittel zu legen: Überfülle verwirrt, weise Beschränkung dagegen gewöhnt an ein gründliches Durcharbeiten und regsames Weiterarbeiten. Ebenso wie auf Belebung muss auch auf Zügelung der Phantasie Bedacht genommen werden. Alle Freiheit ist doppelseitig, sie kann zu Segen, aber auch zum Fluche werden. Das gilt auch von der freien Kombinationsgabe unseres Geistes, von der Einbildungskraft. Sie kann sich in unserem Seelenleben als freundlicher Engel erweisen, aber auch als unheimlicher Dämon: „Furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft.“ Im Garten der Phantasie dem Grundsatze huldigen: „Lass wachsen, was da wachsen will“, ist äusserst gefährlich. Auch im späteren Leben noch ist beständige Kontrolle nötig. Die Überwachung der Einbildungskraft ist eine der wichtigsten

Aufgaben der Selbsterziehung, auch für das Phantasieleben ist das Wort zu beherzigen:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
Wer Grosses will, muss sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben."

Zehnte Sitzung.

Dritte öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 5. Dezember 1894.

Das auswärtige Mitglied der Akademie, der Dozent der Geschichte an der Universität Halle Herr Dr. R. Brode hielt einen Vortrag über das Thema: „Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg."

Ausgehend von der Weltstellung des Hauses Oranien, entwarf der Vortragende zunächst auf breitester Grundlage ein Bild von dem Zustande der Niederlande zum Beginn des dreissigjährigen Krieges. Das von den Oraniern geschaffene Gemeinwesen der Niederländischen Union reifte unter der 22jährigen Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich zu üppigster Machtfülle heran. Unter ihm ist der Haag zugleich die hohe Schule der Diplomatie, der Sammelpunkt aller, insbesondere auf Deutschland und die deutschen Verhältnisse bezüglichen Gesandtschaften; des Prinzen Feldlager die Stätte, in der Feldherren, wie Torstenson und Türenne, ihre militärische Schule durchmachen. — Als älteste Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien wurde Luise Henriette am 27. November 1627 im Haag geboren. Ihre Mutter war eine deutsche Gräfin, Amalie von Solms-Braunfels, eine energische Frau, die in den grossen, das niederländische Interesse berührenden Fragen lebte und webte und auch in Sachen Brandenburgs eine nachdrückliche Stimme gewann. Unter ihrer Obhut verlief im Haag und auf den Landsitzen der Umgegend die Erziehung Luise Henriettens und ihrer Geschwister, eines Bruders als ältesten, und mehrerer jüngeren Schwestern, streng calvinisch, ungelehrt und schlicht verständig. Gerade

das Naturell Luisens kam der also befolgten Erziehung auf das glücklichste entgegen. Der Grundton ihrer Seele bleibt auf Religion gestimmt. Zehn Tage, nachdem sie ihr neunzehntes Lebensjahr vollendet hat, wird sie dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Gemahlin angetraut. — Hier nahm der Vortragende Anlass, die Bedeutung der neuen Brandenburgischen Staatschöpfung, die aufbauende Arbeit und die politischen Entwürfe des jungen Kurfürsten zu schildern. Diesen Kombinationen entsprach es, dass sich dem Kurfürsten aus rein politischen Erwägungen zwei Projekte darboten, deren jedes bald im Preise sinkt, bald im Preise steigt, je nach Massgabe der durch die Haltung der politischen Mächte veränderten politischen Verkettungen: die schwedische und die holländische Heirat. Das erste hatte lange im Mittelpunkte der brandenburgischen Politik gestanden. Aber mitten in der Krise der westfälischen Friedensverhandlungen liess der Kurfürst den schwedischen Heiratsplan endgültig fallen. Am 7. Dezember 1646 ward seine Hochzeit mit der Prinzessin Luise Henriette im Haag gefeiert, bei des Statthalters steigender Kränklichkeit ohne Prunk und ohne fürstliche Gäste. Der junge Gemahl hatte als Kurprinz selbst längere Zeit in Holland verweilt und hier tiefgreifende Einwirkungen als Mensch und Staatsmann erfahren. An seinen Aufenthalt hat die Legende eine Jugendneigung geknüpft. Aber für den kundigen Beurteiler schwindet von der Romantik einer Jugendliebe, die nach langem Harren an ihr Ziel gekommen wäre, jeder Schimmer. — Die Kurfürstin Luise Henriette ist durch ihre Ehe, die die erste Hälfte der Regierung des Grossen Kurfürsten bis zum Ausbruche des Revolutionskrieges begleitet, der erste, unmittelbarste und ununterbrochen lebendigste Zeuge geblieben von dem neuen Aufbau der Dinge in unserem heimischen Staat. Nach einem wenig verlockenden Tausche lebte sie sich ein in die neuen Verhältnisse. In zwanzigjähriger glücklicher Gemeinschaft finden wir sie an der Seite ihres Gemahls, die Beschwerden der Reise wie die Fährlichkeiten des Feldlagers teilend. — Im neunten Jahre ihrer Ehe, 1655, am Geburtstage des Gemahls, am 6. Februar, gebar Luise Henriette den ersehnten Thronerben, Karl Emil, zwei Jahre darauf den späteren Kurprinzen und ersten König Friedrich. Eine der segens-

reichen Folgen ihrer Übersiedelung nach Berlin war der Sturz des Oberkämmerers Konrad von Burgsdorf, der, ein Mann der alten Art aus dem Lagerleben des dreissigjährigen Krieges, während der ersten zehn Jahre des Kurfürsten treuester Ratgeber gewesen war. — Mit der Staatsleitung des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, eines oranischen Parteigängers, kommt ein grosser Zug in die brandenburgische Politik, und in diesen Wirren der fünfziger Jahre, in einer vielgewundenen, vielverschlungenen Politik trat auch der Anteil Luise Henriettens auf das Glänzendste in die Erscheinung. Von des Kurfürsten gutem Rechte auf Pommern war sie tief überzeugt. Freilich, als sich dann der Wechsel der Allianz gegen das bisher verbündete Schweden vorbereitete (bei diesen Verhandlungen kam es zu Waldecks Entlassung), da war ihr bei diesem Wechsel nicht wohl. Tapfer jedoch folgte sie dem Kurfürsten auf den jütischen Kriegsschauplatz. Sie wohnte der Einnahme von Fridericia bei. Und als dann endlich der Friede geschlossen war, konnte sie sich mit dem hohen Gemahl des Siegespreises von Oliva freuen. — An den Nachfolger Waldecks, den Freiherrn Otto von Schwerin, knüpfte die Kurfürstin das engste Band. Er war ihr Oberhofmeister und zugleich Erzieher ihrer Söhne. Aus dem in französischer Sprache geführten Briefwechsel mit Schwerin tritt sie uns leibhaftig entgegen, diese zarte, zerbrechliche Gestalt mit dem tiefen, frommen Empfinden, dem lebendigen Anteil an Menschen und Erscheinungen, der Liebe zu ihren Söhnen und der hingebenden Sorge für den gestrengen und doch so gütigen Monsieur l'Electeur, selten von trüben Gedanken, von der Ahnung eines frühen Hinscheidens erfüllt. Sie starb, nachdem sie sich im Herbste 1666 bei der Vermählung ihrer jüngsten Schwester Maria mit dem Pfalzgrafen von Simmern zu Berlin und der daselbst stattfindenden Huldigung der Stände noch einmal im vollen Glanze der irdischen Grösse gesehen und den Winter darauf von 1666/67 bei ihrer Mutter, der Prinzessin-Witwe von Oranien, im Haag zugebracht hatte, im folgenden Frühling, erst im 41. Lebensjahre. Lungenkrank war sie aus den Niederlanden zurückgekehrt. In Halberstadt traf sie auf den ihr entgegeneilenden Kurfürsten, in Ziesar erwartete sie der Hofprediger

Stosch, in Lehnin empfing sie Schwerin mit den Prinzen. Am 8. Juni beschloss sie ihr kurzes, ihrem neuen Vaterlande geweihtes Leben. — Die Bestrebungen der Kurfürstin für die Vorzüge höherer Kultur, deren sich ihr Geburtsland erfreute, andere Seiten ihrer geistigen Persönlichkeit, wie ihr Verhältnis zu den Hofpredigern Bergius und Stosch, zu Ezechiel Spanheim, ihr Anteil am Gerhardt-Streit, konnten von dem Vortragenden nur gestreift werden. Ihrer zwar nicht schöpferischen, aber innig empfänglichen Anteilnahme am deutschen Kirchenliede wurde ebenfalls gedacht. Denn, dass sie selbst die ihr zugeschriebenen Kirchenlieder gedichtet habe, dagegen sprechen innere und äussere Gründe. Allein dadurch wird die Kurfürstin nicht geringer. Wenn ihr dieser Ruhmeskranz auch nicht zukommt, so wird sie uns doch als der milde Stern an des Kurfürsten Seite wert bleiben, als eine Gestalt, der Verehrung und der Liebe würdig.

Elfte Sitzung.

Sitzung des Senates im Sitzungssaale der Königlichen Regierung, abends 5 Uhr.

Erfurt, den 12. Dezember 1894.

1. Der Vicepräsident liest, nachdem er die drei neu ernannten Mitglieder des Senates, die Herren Lucanus, Bernhardt und Hellwig, begrüsst hat, die von den Herren Lucanus, Herrmann und Jacobsen schriftlich beantragten Änderungen zu der auf Beschluss der letzten Senatssitzung vom Sekretär in Druck gegebenen und den ordentlichen Mitgliedern übersandten neuen Geschäftsordnung des Senates vor und teilt zugleich die auf einem, vom Sekretär verfassten, die beantragten Änderungen übersichtlich zusammenstellenden Schriftstück verzeichneten Urteile der Senatsmitglieder mit.

2. Sodann tritt der Senat in die Beschlussfassung ein. (S. die unten Abschnitt V, No. 3 mitgeteilte Geschäftsordnung.)

§. 1. 2 unverändert angenommen.

§. 3 Z. 1 statt 7—12 ist zu lesen 8—16.

Z. 3 der Ausdruck „wichtigsten“ gestrichen. Zusatz: Der Senat ist beschlussfähig, wenn die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist.

§. 4. Der Schlusssatz gestrichen.

Zu §. 6 wird folgendes zu Protokoll gegeben: Der Senat beschliesst, dass, wie bisher, allen Mitgliedern der Akademie, welche von auswärts kommen, um einen öffentlichen Vortrag für die Zwecke der Akademie zu halten, die Reisekosten, und zwar in der Gestalt einer Eisenbahn-Rückfahrtskarte II. Klasse, vergütet werden sollen, und dass der Betrag den einzelnen Mitgliedern thunlichst vor Antritt ihrer Reise zu übersenden ist. Dagegen haben dieselben auf Diäten keinen Anspruch.

§. 7. Z. 3 bedeutenderer statt bedeutender.

Z. 5 „sei es" zu streichen.

Z. 9 Hochschulen statt „Universitäten".

Z. 10 Veröffentlichungen statt „litterarischen Publikationen".

Z. 11 Fächer statt „Fakultäten".

§. 8 Z. 2 und 3 soll lauten: „Beide sind Mitglieder des Senates".

Z. 3 ff.: „Sie verwalten, unbeschadet der Rechte des Vicepräsidenten und des Sekretärs, die besonderen Geschäfte ihrer Abteilungen und sorgen dafür, dass über bemerkenswerte, ihre Fächer betreffende Veröffentlichungen in ordentlichen Sitzungen der Akademie berichtet werde."

§. 9 und 10 unverändert.

§. 11. Schluss von Z. 7. 8 „ohne dessen" bis „entscheidet" zu streichen.

§. 12 Z. 4 „gegenüber" zu streichen.

Z. 5 „nach oben" und „hohen" zu streichen.

Z. 5. 6. „In allen" bis „eintreten" zu streichen.

Z. 14—17 zu streichen: „Es wird erwartet" bis „werden".

§. 13—17 unverändert.

§. 18. Schluss: Z. 8. 9 „und fordert" bis „führen" zu streichen.

§. 19 unverändert.

§. 20 Z. 2 „mehr" zu streichen.

§. 21 unverändert.

§. 22 Z. 11 „durchgreifenderer Art" zu streichen.

Z. 20. Rechtschreibung statt „Orthographie".

§. 23—26 unverändert.

§. 27 Z. 2. 3. Die Worte „in der“ bis „Grundsätzen“ zu streichen. Dafür ist zu setzen: „und führt das Protokoll in den ordentlichen Sitzungen der Akademie“.

3. Es wird beschlossen, 500 Exemplare der neuen Geschäftsordnung drucken zu lassen, davon sollen 100 an die Mitglieder verteilt, die übrigen zu den Akten genommen werden.

4. Auf Vorschlag des Sekretärs wird beschlossen, 100 für die Mitglieder bestimmten Exemplare des nächsten Jahresheftes mit je einem Bildnis (Kabinet-Photographie) des Herrn von Tettau nebst Facsimile seiner letzten Namensunterschrift vom 4. September 1894 versehen zu lassen. Der Hofphotograph Strnad in Erfurt fordert für 100 Stück in Kabinetform = 100 Mark. Diese Summe wird bewilligt.

5. Es wird beschlossen, von Neujahr 1895 ab den ins Auge gefassten Lesezirkel der Akademie in Thätigkeit treten zu lassen. Der Sekretär wird beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Bibliothekar der Akademie, Herrn Dr. Stange, das Nötige zu veranlassen. An einem bestimmten Tage in der Woche, am Montage, soll ein dafür zu besoldender Diener die betreffenden Bücher nachmittags aus der Wohnung der einzelnen Mitglieder der Akademie abholen. (Der Zirkel ist mittlerweile unter dem Namen „Akademischer Lesezirkel“ ins Leben getreten. S. oben S. 105.)

Schluss der Sitzung abends 6 Uhr.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung, abends 6¼ Uhr.

Erfurt, den 12. Dezember 1894.

Die Versammlung ist von 22 Mitgliedern besucht.

1. Der vorsitzende Sekretär der Akademie verliest die eingegangenen Briefe und die Titel der für die Bibliothek der Akademie übersandten Druckschriften. Er macht insbesondere aufmerksam auf die von dem Ehrenmitgliede der Akademie Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen und dem Herrn Pfarrer Dr. Schmidt in Sachsenburg übersandten wertvollen litterarischen Geschenke. (S. oben S. 106 u. 107.)

2. Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher liest einen wissenschaftlichen Vortrag über: „Hypnose und Suggestion". Der Gedankengang desselben war folgender.

Die Hypnose wurde bereits von Ägyptern, Griechen, Römern ausgeübt; auf Suggestion beruhten die Heilungen durch Händeauflegen von Seiten einiger Märtyrer, englischer und französischer Könige, durch die Reliquien, durch die Quellen von Lourdes etc. Pomponatius von Padua suchte zuerst diese Erscheinungen wissenschaftlich zu erklären, nach ihm waren in diesem Gebiete die bedeutendsten Forscher Anton Mesmer und seine Schüler, besonders der Marquis Chastenet de Puységur, ferner Braid, Liébault, Charcot. — Hierauf behandelt der Vortrag die Mittel zur Herbeiführung der Hypnose, die Frage der Hypnotisierbarkeit, schildert die verschiedenen Stadien der Hypnose, giebt eine Erklärung des Somnambulismus, so wie des Begriffes „Suggestion" und führt einige Beispiele an, wie die Vorstellung sich unter Umständen sogar in reale Empfindungen und deren Folgen umsetzt. Hieran schliesst sich ein Beispiel der „religiösen" Suggestion, einer in Lourdes erzielten Heilung. — Nun folgt eine Schilderung der Erscheinungen der Hypnose und, als deren wichtigste Eigenschaft, die Zugänglichkeit der hypnotisierten Person für die Suggestion. Durch diese lassen sich Lähmungen einzelner Glieder, Starre des ganzen Körpers, Analgesie, Illusionen und Hallucinationen erzeugen. Der Vortragende redet weiter von dem Verhalten des Erinnerungsvermögens, von posthypnotischen Suggestionen, vom Einfluss der Hypnose auf die Gesundheit der Versuchsobjekte und von den verschiedenen Ansichten der Nervenärzte über diesen Gegenstand. Den Schluss des Vortrages bildete die Verwendbarkeit der Suggestion als Heilmittel.

An diesen Vortrag knüpft sich eine kurze, von dem vorsitzenden Sekretär geleitete Debatte, in welcher die Frage nach der Strafbarkeit der Suggestion und die nach dem wesentlichen Unterschiede der hypnotischen Erscheinungen von den Thatsachen des christlich-religiösen Glaubens und insbesondere von den biblischen Wundern des neuen Testamentes berührt wurde.

3. Der Vorsitzende teilt die vom Senat beschlossenen Änderungen der Geschäftsordnung mit; ferner den Beschluss, dem nächsten Jahresheft das Bildnis des verstorbenen Vicepräsidenten Herrn von Tettau beizufügen. (S. oben S. 136.)

4. Der Vorsitzende verliest den Nekrolog des am 31. August a. c. verstorbenen auswärtigen Mitgliedes der Akademie Herrn Professor Dr. Karl Krause in Zerbst, wie derselbe ihm von der Witwe desselben übersandt worden war, vor.

5. Betreffs des auf Beschluss des Senates einzurichtenden Lesezirkels der Akademie entspinnt sich eine kurze Debatte. Schliesslich wird der Sekretär beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Sekretär gemäss dem Beschluss No. 5 der letzten Senatssitzung (s. oben S. 136) das Weitere zu veranlassen.

Schluss der Sitzung 7¾ Uhr abends.

Dreizehnte Sitzung.

Vierte öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 2. Januar 1895.

Der Privatdozent an der Universität zu Berlin, Herr Dr. phil. Kurt Breysig, hält einen Vortrag über das Thema: „Der Grosse Kurfürst und die preussischen Stände."

Folgendes waren die Hauptgedanken des interessanten Vortrages: Die Jahrhunderte, die vom Mittelalter zur Neuzeit hinüberleiten, sind erfüllt von dem Kampfe der aufsteigenden Monarchie mit den parlamentarischen Vertretungen der regierenden Klassen, die bis dahin die Leitung der Staaten fast ganz in den Händen gehabt oder doch aufs mächtigste beeinflusst hatten, insbesondere des Adels. Nirgends auf deutschem Boden ist das letzte entscheidende Stadium dieses Kampfes so heftig ausgefochten worden, wie in Ostpreussen. Hier stiess unter dem Grossen Kurfürsten die kräftigste fürstliche Gewalt mit dem stärksten und selbstbewusstesten Ständetum zusammen. Die ostpreussische Entwickelung der ständischen Verfassung war eine ganz eigentümliche gewesen: Die einzig dastehende Organisation des Ordensstaates hatte auch sie massgebend bestimmt. Zwischen der landfremden Aristokratie

der Deutschherren, die sich fort und fort aus den Reihen des gesamten deutschen Adels, niemals aber aus dem Lande selbst ergänzten, und der einheimischen deutschen Bevölkerung ist nie das Treuverhältnis entstanden, das damals fast jeden Quardratfuss deutschen Bodens an eine Dynastie fesselte. Die Ehelosigkeit der Ordensritter schloss sie vollends von der einheimischen deutschen Bevölkerung wie eine Kaste ab, und so ist nicht zu verwundern, das es, sobald der Orden verfiel, zum gewaltsamen Konflikt kam. Der Aufstand vom Jahre 1410 ward noch bewältigt, aber seine glücklichere Wiederholung führte zum dreizehnjährigen Kriege und zur Unterwerfung des Ordens unter die polnische Oberhoheit, zum Verlust Westpreussens. Auch die spätere Entwickelung der preussischen Verfassung ist durch diese verhängnisvollen Präcedenzfälle, durch den traditionellen Zusammenhang der Stände der benachbarten auswärtigen Macht vergiftet worden. Auch die Einführung eines monarchischen Regiments und der Übergang des Landes in die Hand eines mächtigen, auch sonst begüterten Herschergeschlechtes, haben daran nichts zu ändern vermocht, die Revolution von 1566 und die Revision der Verfassung im Jahre 1609, die beide aus der Verbindung der Stände mit Polen hervorgingen, sind Zeuge davon. Noch Friedrich Wilhelm stand einem übermächtigen Landtage gegenüber, dessen Klassenregiment ebenso ungerecht, wie die ständische Verwaltung schlecht und verrottet war. Die Durchsetzung der mit dem Schwerte und allen Künsten der verschlagenen Diplomatie erworbenen Souveränität, die Aufrichtung eines wahrhaft monarchischen Regimentes und vor allem die Begründung eines stehenden Heeres hat er nur in einem jahrelangen harten Streit den Ständen abringen können. Der Vortragende verfolgte die einzelnen Stadien dieses Kampfes. Es war das Meisterstück der inneren Politik des Grossen Kurfürsten, dass ihm dies alles gelang, ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen, und zugleich das schönste Dokument seiner menschlichen Gesinnung. Keine seiner Thaten bezeugt so wie diese, dass unter den drei herrschgewaltigsten unserer Fürsten er, der mit der Verstandesschärfe Friedrichs des Grossen die Herzensgüte unseres alten Kaiser Wilhelms I. vereinigte, der vielleicht der grösste Hohenzoller war, der

deutschen Empfindung und dem Gemüt unseres Volkes am nächsten stand.

Vierzehnte Sitzung.

Öffentliche Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, Sonnabend den 26. Januar 1895.

Die Festrede hielt der zeitige Sekretär der Akademie, Herr Professor Dr. Heinzelmann, über das Thema: „Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als das Kulturprinzip der Neuzeit.

Der Vortragende ging aus von dem fesselnden und ergreifenden Bilde, das uns Treitschke in seinem kürzlich veröffentlichten 5. Band der „deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" von den deutschen Zuständen in den der Märzrevolution vorangehenden 8 Jahren entrollt, verglich jene Zeit mit der Jetztzeit und wies auf das bekannte in Königsberg gesprochene Kaiserwort hin: „Auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung!" Diese Mahnung gelte vor allem dem gegenwärtigen Protestantismus in Deutschland, der, eingedenk der hohen, ihm durch die Reformation Luthers verliehenen Güter, in erster Linie berufen sei, an der religiösen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes zu arbeiten, da ihm die Zukunft gehöre. Im Anschluss hieran behandelte der Redner als Hauptgedanken seines Vortrags: Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit. Zuvörderst bezeichnete er das Prinzip des Protestantismus nach seiner formalen Seite als das Recht des einzelnen Menschen, als einer freien, nach Gottes Bilde geschaffenen Persönlichkeit, in den höchsten Angelegenheiten des Glaubens und des Gewissens — nach dem Vorgange Luthers in Worms und der evangelischen Fürsten und Stände in Speyer — selbst zu entscheiden und sich dabei statt der vom canonischen Recht des Mittelalters fälschlich als höchste entscheidende Macht

ausgegebenen Autorität des Papstes und der Kirche unmittelbar an Gott selbst und sein Wort, als an die allein und wahrhaft höchste und entscheidende Autorität, nämlich an die in der heiligen Schrift aufgezeichnete Heilsoffenbarung Gottes zu halten; sodann aber in materieller Hinsicht als den allein rechtfertigenden Glauben an die dem Menschen von Gott in dem Heiland Jesus Christus dargebotene sündenvergebende Gnade, wie ihn Luther unter schweren inneren Kämpfen nach seiner rettenden und den Menschen religiös und sittlich umwandelnden Heilskraft an seiner Seele erfahren und in seinen grossen reformatorischen Schriften, insbesondere in der berühmten Schrift von der rechten Freiheit eines Christenmenschen in einer hinreissenden, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Sprache seinen lieben Deutschen verkündigt hat. Dies sei das Realprinzip des Protestantismus, von hier aus seien, wie der Redner im zweiten Teile seines Vortrags nachwies, jene welterschütternden und welterneuernden Wirkungen auf allen Gebieten des Lebens, in Wissenschaft und Kunst, in Haus, Schule, Staat und Gesellschaft ausgegangen, durch welche eine neue Kultur im Gegensatz zu der des Mittelalters begründet sei, zunächst in Deutschland, dann aber auch in allen anderen germanischen Ländern; wie denn die germanischen Völker gerade durch die vollkommene Aneignung der von der Reformation ausgegangenen Kultur das Übergewicht über die romanischen, beim Katholicismus verharrenden Völker der Erde behaupteten. Er wies nun an der Hand der Thatsachen der neueren Kulturgeschichte, insbesondere auch an der Hand statistischer Belege nach, wie der Protestantismus durch die von ihm begründete Kultur das eigentlich beherrschende Prinzip der Neuzeit sei, wie die Segnungen, die von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers und von der von ihm im Bunde mit Melanchthon, dem edlen Vertreter des echten Humanismus, der wahren, dem evangelischen Glauben freundlichen und ihm dienenden Wissenschaft, in Kirche, Schule und Haus, in Staat und Gesellschaft ausgegangen sind, noch heute in deutschen Landen lebendig nachwirkten, wie der Protestantismus durch die auf dem Gebiete der Theologie und Kirche neugeschaffene geist-

liche Kultur in der Neuzeit den Vorrang behaupte vor dem weit hinter ihm zurückgebliebenen Katholicismus, der vielmehr das Beste, was er besitze, dem Protestantismus verdanke, und wie zugleich der gesamte weltliche Kulturfortschritt der gesamten Neuzeit sich fast auf allen Gebieten, nicht bloss auf dem geistigen und religiös-sittlichen Gebiete, sondern auch auf dem Gebiete des sozialen, kommerziellen und wirtschaftlichen Lebens, an protestantische Namen knüpfe. Aber wem viel gegeben sei, von dem fordere man auch viel. Nach gut protestantischer Auffassung seien da, wo hohe Rechte seien, auch heilige Pflichten zu erfüllen. Das führte den Redner auf den dritten Teil seines Vortrages. Er erörterte hier in genauerem Anschluss an das oben erwähnte Kaiserwort die Aufgaben, welche den bewussten Vertretern des Protestantismus in der Gegenwart, besonders in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht gestellt seien. Die erhebende Feier schloss mit einem vom Festredner ausgebrachten dreimaligen Hoch auf den Kaiser, in welches die ansehnliche Versammlung begeistert einstimmte.

IV. Nekrologe.

Wir geben im folgenden noch nachträglich den kurzen Lebensabriss zweier Mitglieder der Akademie, welche im Jahre 1893 gestorben sind, und schliessen daran den Nekrolog zweier im vergangenen Jahre 1894 heimgegangenen.

1. Der ordentliche Professor an der Königlichen Universität zu Göttingen Dr. phil. Hermann Sauppe, seit 1846 Mitglied der Akademie, ist am 15. September 1893 in Göttingen gestorben.

Der bekannte altklassische Philologe, einer der bedeutendsten Lehrer der Universität Göttingen, war am 9. Dezember 1809 zu Wesenstein bei Dresden geboren, studierte in Leipzig und wurde 1833 zunächst Gymnasiallehrer in Zürich. Dort habilitierte er sich zugleich an der Universität, wurde 1837 Oberbibliothekar an der Kantonal-Bibliothek und 1838 ausserordentlicher Professor der klassischen Philologie. 1845 folgte er einem Rufe als Direktor des Gymnasiums nach Weimar, 1846 wurde er als solcher zum auswärtigen korrespondierenden Mitgliede der Akademie ernannt. 1856 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Göttingen und Nachfolger von Karl Friedrich Hermann. Hier trat er mit dem altklassischen Philologen Ernst von Leutsch und mit Ernst Curtius in ein vertrauteres Freundschaftsverhältnis. Er übernahm neben diesen beiden Männern die Leitung der philologischen und pädagogischen Seminare und begann eine umfassende Lehrthätigkeit. Sauppes schriftstellerische Arbeiten sind vorzugsweise der sprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Sein Hauptverdienst beruht in den kritischen Ausgaben der attischen Redner. In weiteren Kreisen wurde sein Name bekannt durch die von ihm und von Haupt im Jahre 1848 begründete Weidmannsche Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Bis zum Schluss des Sommersemesters 1893 hat der hochbetagte Gelehrte noch unermüdlich

seinem akademischen Lehrberufe obgelegen. Ende August wurde ihm seine Gattin durch den Tod entrissen. Drei Wochen später folgte er ihr nach. Er starb in einem Alter von 84 Jahren.

2. Im Oktober des Jahres 1893 starb der Geh. Kanzleirat Dr. Brecht, Vorsteher des Zentralbüreaus im Justizministerium, 59 Jahre alt. Er gehörte zu den Begründern des „Vereins für die Geschichte Berlins“ und war lange Zeit Archivar desselben. Im Jahre 1877 wurde er auswärtiges Mitglied der Akademie zu Erfurt. Seine Dorfgeschichten von Tempelhof, Grünau und Friedrichsfelde sind musterhaft und haben bahnbrechend gewirkt. Sie brachten dem Nichtstudierten den Doktortitel. Gelegentlich der Abschiedssitzung vom alten Reichskanzler-Palais Wilhelmsstrasse 76 zu Berlin erhielt er das Diplom eines Magisters des freien Hochstifts zu Frankfurt am Main. Später wandte er sich dem Kriegervereinswesen zu und weihte alle neuen Fahnen in Berlin und Umgegend ein. Durch diese Thätigkeit erwarb er sich den Titel des „Fahnenpastors“. Endlich führte er Jahre lang die freiwilligen Sanitäts-Kolonien von Berlin und Umgegend. Der frühere Feldwebel avancierte infolge dessen zum Lieutenant z. D., eine Ehre, welche er nur noch mit dem Finanzminister Scholz teilte *).

3. Am 31. März 1894 starb zu Erfurt der Königliche Departements-Tierarzt Professor Dr. Jacoby im Alter von 73 Jahren. Der Verstorbene war seit dem Jahre 1868 ordentliches Mitglied der Akademie. Seit dem Jahre 1859 Bürger der Stadt Erfurt, hat er von hier aus als Departements-Tierarzt mit grossem Erfolge für die landwirtschaftlichen Interessen, besonders für Einführung einer rationellen Tierzucht gewirkt, nachdem er schon am 5. November 1851 zum Doktor der Philosophie promoviert war. Der Titel „Professor“ wurde ihm von dem Herzoge von Koburg-Gotha verliehen und von Sr. Maj. dem Könige von Preussen bestätigt. Von seinen Verdiensten um die Hebung der deutschen Viehzucht sei besonders die Gründung des Mitteldeutschen Pferdezuchtvereins und sein er-

*) Vorstehende Notizen sind mir durch die gütige Vermittelung des Buchdruckereibesitzers Herrn Cramer in Erfurt zugegangen.

Der Herausgeber.

spriessliches Wirken als Vorsteher der in Erfurt seit dem Jahre 1885 bestehenden Lehrschmiede erwähnt, deren Eleven heute schon nach Hunderten zählen. Professor Dr. Jacoby besass an Auszeichnungen: Den Roten Adlerorden 4. Klasse, den Kronenorden 3. Klasse, die Herzog Ernst-Medaille am grünweissen Bande, das Schwarzburgische Ehrenkreuz 2. Klasse, das Ritterkreuz 1. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens, sowie die Coburg-Gothaische Medaille für Kunst und Wissenschaft. Am 31. Mai des Jahres 1893 feierte Professor Dr. Jacoby sein 50jähriges Dienstjubiläum unter der warmen Teilnahme von Vertretern der Behörden und in Anwesenheit eines zahlreichen Kreises von Freunden und Verehrern. Auch die Akademie brachte dem Jubilar durch eine Deputation ihre Glückwünsche dar.

4. Am 31. August 1894 erlitt die Akademie einen schweren Verlust durch den Tod eines ihrer bedeutendsten auswärtigen Mitglieder, des Professors am Gymnasium zu Zerbst Herrn Dr. Karl Krause, einer wissenschaftlichen Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der Geschichte des Humanismus, welcher ihr seit dem Jahre 1892 angehörte.

Er ist am 24. September 1835 zu Sontra in Hessen geboren, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, ging 1853 zum Studium der Theologie und Philologie nach Bonn, 1854 nach Marburg, wo er die Examina in beiden Fächern ablegte 1857 und 1858. Nach Ableistung des Probejahres am Gymnasium zu Marburg ging er als sogenannter beauftragter Lehrer an das Gymnasium zu Hanau, wo er von 1859—68 wirkte. 1868 besuchte er die Centralturnanstalt in Berlin, lehrte dann bis 1871 am Gymnasium zu Rinteln a. W., von wo er Ostern 1871 an das Gymnasium („Franzisceum") zu Zerbst berufen wurde. An letzterem war er bis zu seinem Ende, seit 1881 als Professor, thätig.

Seine Studien über den Humanismus begann Krause 1863 mit einer kleinen Biographie des Arztes und Dichters Euricius Cordus, durch welche er zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete angeregt wurde. Diese galten zunächst dem Haupte des Erfurter Humanismus kurz vor der Reformation, Eobanus Hessus, dessen Leben, dargestellt im Rahmen der zahlreichen mit ihm in Berührung stehenden Gelehrtenkreise, 1879 erschien und von der Kritik sehr günstig beurteilt wurde. 1885 liess

er den Briefwechsel des Mutianus Rufus erscheinen, eine erste Sammlung und Veröffentlichung der handschriftlichen Briefe des bekannten Gothaer Humanisten. Sodann erschienen 1885 seine „Melanthoniana", Regesten und Briefe über die Beziehungen Melanchthons zu Anhalt und dessen Fürsten; 1892: „Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe" mit besonderer Berücksichtigung der Gillert'schen Bearbeitung (veröffentlicht in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie, Heft 19), sowie Euricius Cordus „Epigrammata". In demselben Hefte der Jahrbücher ist abgedruckt ein in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie zu Erfurt am 8. Juni 1892 gehaltener Vortrag: „Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Quellen." Im Nachlasse des Verstorbenen befinden sich ausserdem eine fast druckfertige Arbeit von ihm: „Satirische Dialoge des Eobanus Hessus", deren kleine fehlende Einleitung Herr Pastor Oergel in Erfurt gütigst übernehmen will, und eine ebenfalls fast vollendete Sammlung der Briefe des Eobanus Hessus.

Die Akademie verliert in dem, menschlich geredet, leider zu früh der Wissenschaft durch den Tod entrissenen Heimgegangenen einen durch gründliche und umfassende, von den Fachmännern sehr geschätzte Gelehrsamkeit, durch kritischen Scharfblick und eisernen Fleiss, sowie durch die Gabe gewandter und anschaulicher Darstellung ausgezeichneten Mann der Wissenschaft, dessen Name stets mit Ehren genannt werden wird.

V. Statistische Mitteilungen.

1. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1895 *).
Gesamtzahl: 106.

a. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

b. Ehrenmitglieder. (9.)

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Hoheit der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg, zu Friedrichsruh. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. 1894.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg 1892.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

c. Mitglieder des Senates. (9.)

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vice-Präsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Gymnasial-Professor Dr. Breysig. 1868.
„ Realgymnasial-Direktor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Oberregierungsrat Lucanus. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Bernhardt. 1877.
„ Realgymnasial-Professor Hellwig. 1857.

d. Ordentliche Mitglieder *). (27.)

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Realgymnasial-Professor Dr. Auermann. 1877.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann. 1859.
„ Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Maler Eduard von Hagen. 1891.
„ Landgerichtsdirektor Herrmann. 1894.
„ Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Kayser. 1863.
„ Pastor Dr. Lorenz. 1886.
„ Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
„ Geh. Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.
„ Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Realgymnasial-Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Oberbürgermeister Schneider. 1894.
„ Realgymnasial-Professor Schubring. 1877.

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter e., nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Gymnasiallehrer Dr. Stange. 1891.
„ Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Rechtsanwalt Dr. Weydemann. 1894.
„ Seminardirektor Wieacker. 1892.
„ Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder. (60.)

Herr Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Staatsrat Bergfeld in Weimar. 1858.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Dr. Breysig, Privatdozent an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Militäroberpfarrer Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Dr. Eucken, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Dr. Fischer, Direktor der höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
„ Dr. Gustav Freytag, Wirklicher Geheimer Rat, in Wiesbaden. 1895.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel in Berlin. 1892.
„ Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwich in Halle a. S. 1894.

Herr Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.

„ Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.

„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.

„ Gymnasial-Professor Dr. Heine in Magdeburg. 1885.

„ Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.

„ Dr. Hübschmann, o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität zu Strassburg. 1875.

„ Erster Stadtpfarrer Lic. Hummel in Schwaigern in Württemberg. 1893.

„ Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.

„ Archivrat Dr. Keller zu Münster in Westfalen. 1894.

„ Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1850.

„ Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.

„ Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.

„ Schulrat Dr. Kroschel, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.

„ Geh. Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.

„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.

„ Dr. Lindner, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

„ Dr. von Liszt, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.

„ Musikdirektor Meinardus in Bielefeld. 1892.

„ D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Geh. Hofrat Oberbibliothekar Dr. Pertsch in Gotha. 1894.

„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.

„ Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.

„ Hofrat Dr. Ruland in Weimar. 1894.

Herr Geh. Hofrat Dr. Scheibner, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.

„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

„ Realgymnasial-Direktor Dr. Schrader in Halle a. S. 1848.

„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.

„ Gymnasiallehrer Dr. Schreiber in Schleusingen. 1891.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

„ Geh. Hofrat Dr. Schultze, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.

„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.

„ Dr. Stintzing, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Gymnasial-Professor Hofrat Dr. Suphan in Weimar. 1894.

„ Gymnasial-Professor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

„ Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.

„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.

„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.

„ Pastor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.

„ Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.

---

2. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 104.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Bonn. Verein für Altertumsforschung in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein (Gewerbeblatt).
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter).
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwald-Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina).

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangs-Bescheinigung für das Jahr 1895 anzusehen.

Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Hanauer Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von und für Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Budapest. Magyar Tudományos Akadémie.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lehr- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Wien. Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und Russland.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

B. AMERIKA.

Albany. Scientific Council of the Dudley observatory.
Baltimore. John Hopkins university circulars.
Boston. Society of natural history.
Buffalo. Society of natural Sciences.
Cambridge. Harvard College.
Connecticut. Academy of arts et sciences.
Cordóba, Republica Argentine. Academia Nacional de Ciencias Cordóba.
St. Louis. The Academy of Science.
St. Louis. Missouri Botanical Garden.
New York. State Library.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
Salem, Massachusets. Tufts College Library.
Washington. Smithsonian Institution.
Washington. Smithsonian College.
Wisconsin. Academy of Sciences, Arts und Letters.

3. Geschäfts-Ordnung
des Senats der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

vom 12. Dezember 1894.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 1. Der gedeihliche Fortbestand der Akademie beruht auf dem vertrauensvollen und selbstlosen Zusammenwirken aller Mitglieder zur Lösung der dem Institute gesetzten wissenschaftlichen und gemeinnützigen Aufgaben unter der Leitung des an der Spitze stehenden Kollegiums, des Senates.

§. 2. Die der Akademie obliegende Arbeit ist teils wissenschaftlicher, teils geschäftlicher Art. An der wissenschaftlichen Arbeit sind alle Mitglieder beteiligt; die geschäftliche Arbeit fällt zum grössten Teile dem Senate zu, der die Organisation, d. h. die zweckmässige Teilung und die Leitung, der Gesamtarbeit der Akademie besorgt.

§. 3. Der Senat besteht aus einem Kollegium von 8 bis 16 gleichberechtigten Mitgliedern der Akademie, welches im Namen der Gesamtakademie deren Geschäfte leitet und über die Angelegenheiten der Akademie Beschlüsse fasst. Der Senat ist beschlussfähig, wenn die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist.

§. 4. Drei von den Senatsmitgliedern verwalten ständige Ämter mit bestimmten, innerlich gegen einander abgegrenzten Thätigkeiten, der Vicepräsident, der Sekretär und der Rendant der Akademie. Die übrigen Mitglieder des Senates werden je nach Bedürfnis zur Mitarbeit herangezogen.

§. 5. Sämtliche Mitglieder des Senates verrichten ihre Arbeit unentgeltlich.

§. 6. Es wird erwartet, dass alle Mitglieder der Akademie, in erster Linie die in Erfurt wohnenden ordentlichen Mitglieder, sich durch möglichst regelmässigen Besuch der Sitzungen, durch rege Teilnahme an den dort stattfindenden wissenschaftlichen Diskussionen, sowie durch von Zeit zu Zeit zu haltende Vorträge und bezw. durch wissenschaftliche Beiträge zu den in der Regel alljährlich zu veröffentlichenden Jahresheften an

der wissenschaftlichen Gesamtarbeit der Akademie beteiligen. Die Reihenfolge der Vorträge setzt der Sekretär fest, über die Zusammenstellung der Jahrbücher beschliesst der Senat auf Vorschlag des Sekretärs.

§. 7. Der Senat trägt dafür Sorge, dass die Akademie sich fortschreitend verstärkt durch Ernennung neuer ordentlicher Mitglieder, sowie auch bedeutenderer Vertreter der Wissenschaft zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern, welche bereit und geeignet sind, der Akademie mit Vorträgen streng wissenschaftlicher oder populärwissenschaftlicher Art zu dienen. Bei der Ernennung der Mitglieder kommen in erster Linie Männer in Betracht, welche ihre wissenschaftliche Vorbildung auf Hochschulen erhalten und ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit durch wertvolle Veröffentlichungen bewiesen haben. Dabei sind thunlichst alle Fächer gleichmässig zu berücksichtigen.

§. 8. Die philosophisch-historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse erhalten je einen Geschäftsführer. Beide sind Mitglieder des Senates. Sie verwalten, unbeschadet der Rechte des Vicepräsidenten und des Sekretärs, die besonderen Geschäfte ihrer Abteilungen und sorgen dafür, dass über bemerkenswerte, ihre Fächer betreffende Veröffentlichungen in ordentlichen Sitzungen der Akademie berichtet werde.

§. 9. Der Senat macht den Mitgliedern die wertvollsten litterarischen Eingänge durch einen Lesezirkel zugänglich, in welchem die bedeutendsten, der Akademie übersandten Zeitschriften regelmässig umlaufen.

§. 10. Der zur Entlastung des Sekretärs vom Senate angestellte Bibliothekar, der aus den ordentlichen Mitgliedern zu entnehmen ist, hat die Verwaltung der Bibliothek zu führen und setzt die vom Sekretär im Einvernehmen mit den Geschäftsführern der beiden Klassen zu bestimmenden Schriften in Umlauf. Derselbe erhält eine vom Senate festzusetzende jährliche Remuneration für die unter C. näher bestimmten, von ihm zu versehenden Geschäfte.

B. Besondere Bestimmungen.

§. 11. Das Amt des Vicepräsidenten und das des Sekretärs sind einander nebengeordnete Ämter. Beide teilen sich in der Weise in die ständigen Geschäfte des Senates, dass dem ersteren vor allem die Vertretung der Akademie nach aussen, dem letzeren die Fürsorge für das innere Leben, also für den wissenschaftlichen Betrieb des Instituts obliegt. Übrigens sind beide in allem, was sie im Namen der Akademie thun, dem Senate verantwortlich.

§. 12. Der Vicepräsident, der sein Amt an Stelle des Präsidenten der Akademie verwaltet, sofern letzterer ausserhalb Erfurts seinen Wohnsitz hat, vertritt die Würde und die Gerechtsame der Akademie nach aussen, dem weiteren Publikum wie den Staatsbehörden gegenüber. Wichtigere ausserordentliche Missionen hat er entweder allein oder in Gemeinschaft mit dem Sekretär im Auftrage des Senates zu vollziehen. Er hat die von der Akademie bei öffentlichen Gelegenheiten oder sonst zu empfangenden Ehrenbezeugungen entgegenzunehmen, wie die von ihr zu erweisenden auszurichten, sei es nun allein oder in Gemeinschaft des Sekretärs — je nach Beschluss des Senates.

§. 13. Dem Vicepräsidenten liegt in Gemeinschaft mit dem Sekretär die Oberaufsicht über sämtliche Geschäfte und Angelegenheiten der Akademie ob. Der Bibliothekar empfängt von ihnen seine Weisungen. Der Vicepräsident wird in Verhinderungsfällen vom Sekretär im Senate vertreten und vertritt seinerseits in gleichen Fällen den Sekretär in den ordentlichen Sitzungen.

§. 14. Der Vicepräsident begrüsst die neu eingetretenen Mitglieder in derjenigen ordentlichen Sitzung, in welcher sie zum ersten Male erscheinen, namens der Akademie. Er lässt die Aufforderung an die versammelten Mitglieder ergehen, den jüngst verstorbenen Mitgliedern die herkömmliche Ehre zu erweisen.

§. 15. Der Vicepräsident führt den Vorsitz in den Sitzungen des Senates. Er ladet zu denselben ein, bereitet dieselben unter Beihülfe des Sekretärs vor und besorgt im Einvernehmen mit demselben die Verteilung der Geschäfte an die

übrigen Mitglieder des Senates. Seine Stimme entscheidet bei Stimmengleichheit.

§. 16. Dem Sekretär liegt die Hauptarbeit der Akademie ob, namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht. Er führt daher in den ordentlichen Sitzungen der Akademie den Vorsitz.

§. 17. Der Sekretär beruft die ordentlichen, wie die öffentlichen, in der Regel an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends stattfindenden Versammlungen, bestimmt den Tag derselben und ladet zu denselben ein.

§. 18. Der Sekretär bereitet die ordentlichen Sitzungen vor, eröffnet und schliesst dieselben, legt die neuen Eingänge der Druckschriften vor und teilt wichtigere Briefe oder Beschlüsse des Senates von allgemeiner Bedeutung mit. Er erteilt demjenigen Mitgliede der Akademie, welches in der betreffenden Sitzung den wissenschaftlichen Vortrag hält, das Wort und stattet ihm im Namen der Akademie den Dank ab. Er leitet auch die etwa an den Vortrag sich anschliessende Diskussion.

§. 19. Der Sekretär vermittelt den Schriftenvertrieb der Akademie. Er empfängt und signiert sämtliche Drucksachen und erledigt die unter der Adresse der Akademie eingehenden Briefschaften. Er besorgt die Verteilung der betr. Druckschriften an die zur Durchsicht und Beurteilung derselben sich erbietenden Mitglieder.

§. 20. Der Sekretär hat das Recht, eine bestimmte Anzahl von Geschäften äusserlicher und mechanischer Art (z. B. Einladungsschreiben, namentlich solche behufs ausserordentlicher Versammlungen, ferner Zeitungsberichte und Zeitungsannoncen, sowie deren Vervielfältigung und dergl.) nach eigenem Ermessen an den Bibliothekar abzugeben.

§. 21. In jedem, zu irgend einem wissenschaftlichen oder litterarischen Zweck vom Senat gewählten Ausschuss, der aus den Mitgliedern der Akademie gebildet wird, z. B. behufs Feststellung einer Preisaufgabe und der Verteilung der damit verbundenen Arbeiten hat der Sekretär Sitz und Stimme.

§. 22. Der Sekretär redigiert die Jahreshefte der Akademie. Er führt die Oberaufsicht über den Druck und Vertrieb derselben, er bestellt den Drucker und den Verleger. Letztere sind verpflichtet, den Weisungen des Sekretärs nach-

zukommen. Die Verfasser der zu den Jahresheften eingelieferten Beiträge übernehmen die ausschliessliche Verantwortung für den Inhalt ihrer Abhandlungen. Die technische Ausführung dagegen überwacht und bestimmt der Sekretär, der für die rechtzeitige, saubere und technisch korrekte Herstellung des Jahresheftes verantwortlich ist. Sobald der Satz fertig ist, dürfen von Seiten der Verfasser keine den Druck verzögernde Änderungen mehr angebracht werden. Wiederholt Zuwiderhandelnde verzichten auf den Druck ihrer Abhandlungen. Die Verfasser erhalten die erste Korrektur vom Drucker zugesandt und können unter Umständen einen zweiten Korrekturabzug beanspruchen. Die letzte Korrektur aber übernimmt der Sekretär, ohne dessen Bewilligung kein Bogen dem Druck übergeben werden darf. Der Sekretär ist befugt, Änderungen rein technischer Art anzubringen; dagegen darf er sachliche Änderungen nur unter ausdrücklicher Zustimmung der Verfasser vornehmen. Die Rechtschreibung der Jahreshefte ist die neue preussische. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 2. Ausg. 1894.) Die Verfasser der Abhandlungen erhalten 50 auf Kosten der Akademie angefertigte Sonderabdrücke ihres Aufsatzes unentgeltlich, verzichten aber im übrigen auf ein Honorar.

§. 23. Der Sekretär vermittelt die Aufnahme neuer Mitglieder der Akademie. Er prüft die ihm von anderer Seite gemachten Vorschläge und unterbreitet sie samt den eigenen Vorschlägen dem Senate, der durch Stimmenmehrheit über die Aufnahme entscheidet. Er führt die Korrespondenz mit den neu aufzunehmenden Mitgliedern und stellt ihnen die von dem Vicepräsidenten wie von ihm zu unterschreibenden Diplome samt den Statuten der Akademie zu. Er teilt die Erwiderungsschreiben der neuen Mitglieder dem Senate, bezw. der ordentlichen Versammlung der Mitglieder der Akademie mit.

§. 24. Der Sekretär führt die Aufsicht über die Bibliothek der Akademie. Er beantragt, bezw. auf den Vorschlag des Bibliothekars, die Anschaffung neuer Bücher und bestimmt im Einvernehmen mit dem Bibliothekar die einzubindenden Bücher und Hefte.

§. 25. Der Sekretär hat sämtliche, für die Akademie einlaufenden Rechnungen zu prüfen und dieselben dem Rendanten der Akademie zur Zahlung zu überweisen.

§. 26. Der Rendant der Akademie verwaltet das Vermögen der Akademie. Er zahlt die Beträge für die von dem Sekretär ihm überwiesenen Rechnungen aus und empfängt die für die Akademie einlaufenden Gelder. Er legt alljährlich Rechnung und wird durch den Vicepräsidenten der Akademie entlastet.

C. Instruktion für den Bibliothekar der Akademie.

§. 27. Der Bibliothekar der Akademie verwaltet die Bibliothek der Akademie und führt das Protokoll in den ordentlichen Sitzungen der Akademie. Er übernimmt alle vom Vicepräsidenten oder vom Sekretär ihm überwiesenen Schreibarbeiten, wie insbesondere im Auftrage des Sekretärs die regelmässigen Einladungsschreiben zu den ordentlichen, öffentlichen und festlichen Versammlungen der Akademie. Er leitet und überwacht den von der Akademie behufs regelmässigen Umlaufs wichtiger, der Akademie übersandter periodischen Zeitschriften oder sonstigen Werke eingerichteten Lesezirkel.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



A. Abhandlungen.



Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen.

1. Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie, von Professor Dr. Heinzelmann . . . 1
2. Die Lagenverhältnisse von Erfurt, von Professor Dr. Kirchhoff 25
3. Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau, von Prof. Dr. Heinzelmann 43

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1894/95, vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann . 71

I. Aus der Chronik der Akademie.
 a. Bericht über die Feier des 90. Geburtstages des Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau . . 71
 b. Bericht über den Heimgang des Vicepräsidenten der Akademie und die ihm zu Ehren veranstalteten Trauerfeierlichkeiten 87

II. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juli 1894 bis zum 15. Februar 1895 98

III. Sitzungsberichte 109

IV. Nekrologe 143

V. Statistische Mitteilungen.
 1. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie . . 147
 2. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie in Tauschverkehr steht 152
 3. Geschäftsordnung des Senates der Akademie vom 12. Dezember 1894 156

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft XVII. 1892. Preis 2 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Gottlieb Leuchtenberger: Die Lebenskunst des Horaz. — Professor Dr. Heinzelmann: Über die Erziehung zur Freiheit. — Professor Dr. Breysig: Germanicus. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert. Professor Dr. Bernhardt: Die Fürwörter der Anrede im Deutschen (du, ihr, er, Sie). — Prof. Dr. Heinzelmann: Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie vom 28. Oktober 1891 bis 6. Januar 1892 und Nekrolog des verstorbenen Sekretärs der Königlichen Akademie Direktor Dr. K. F. Koch. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. — Preisaufgabe der Königlichen Akademie für das Jahr 1892.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVIII. 1892. Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Paulus Cassel: Gesammelte Schriften. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XIX. 1893. Preis 5 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrologe. — Professor Dr. Krause: Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe. — Professor Dr. W. Heinzelmann: Ueber den deutschen Volkscharakter. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann: Ueber vorbeugende Hygiene, eine Skizze. — Pastor G. Oergel: Die Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. — Professor Dr. Krause: Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Professor Dr. G. Brünnert: Sagenhaftes in der Geschichte. — Maler Eduard von Hagen: Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. — Musikdirektor Ludwig Meinardus: Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. — Postbaurat W. Tuckermann: Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. — Dr. Frhr. W. v. Tettau: Gedenkrede auf Professor Dr. theol. Paulus Cassel. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XX. 1894. Preis 5 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum. — Professor Dr. Heinzelmann: Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers. — Gymnasialdirektor Leuchtenberger: Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Ueber die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina. — Missionsinspektor Dr. Schreiber: Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums. — Gymnasiallehrer Dr. Schreiber: Die heutige Limesforschung am Paluswall. — Königl. Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Giebt es spezifisch trophische Nerven? — Oberlehrer Dr. Beyer: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1870 – 1882. — Prof. Dr. Bernhardt: Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden. — Professor Hellwig: Ueber die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen. — Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel: Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes. — Direktor der städtischen Realschule Dr. Venediger: Die deutsche Kaisersage. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. — Zwei Tafeln.




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

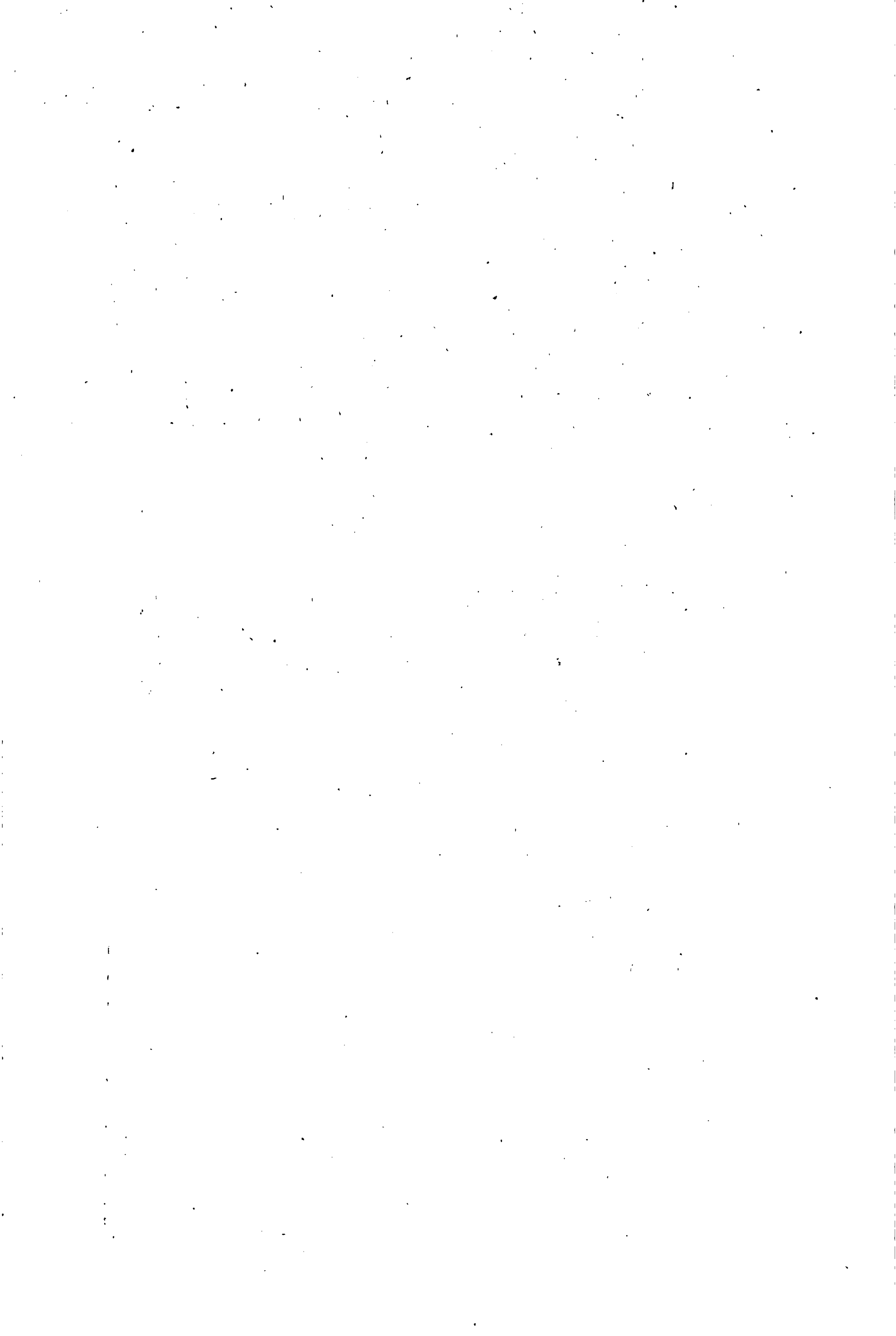
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXII.

ERFRUT, 1896.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Hugo Friedrich.)



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXII.

ERFRUT, 1896.
Verlag von Carl Villaret.

Inhalt.

Seite.

I. Abhandlungen.

1. Mitteilung eines Briefes von Eva Lessing an eine Verwandte, vom Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele 1
2. Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths, von Ebendemselben . . 7
3. Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit, vom Sekretär der Akademie, Professor Dr. Heinzelmann 33
4. Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen, von Dr. Zschiesche 51
5. Zur Erinnerung an Gustav Freytag, vom Schuldirektor a. D. Neubauer 89
6. Die schwedische Armee nach dem Prager Frieden und die Enthauptung des Obristen Joachim Ludwig von Seckendorf, vom Privatdozenten Dr. Brode 113
7. Die Geschichte des Sachsenspiegels, vom Landgerichtspräsidenten Herrmann 157
8. Die neueste Limesforschung zwischen Main und Neckar, vom Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber 174
9. Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Erfurter Quellen. Von Dr. Loth 203
10. Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie, vom Oberregierungsrat Lucanus 235

II. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1895/96, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann. . 251

a. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. März 1895 bis zum 30. April 1896 251

b. Sitzungsberichte 258

Seite

III. Nekrolog des Oberlehrers am Königl. Realgymnasium Professor Dr. Auermann, vom Vicepräsidenten der Akademie Gymnasialdirektor Dr. Thiele 280

IV. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1896 282

V. Statistische Mitteilungen 283

a. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie . . 283

b. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie im Tauschverkehr steht . . . . 288.

Ein Brief von Eva Lessing,

mitgeteilt von

Dr. Richard Thiele,

Gymnasialdirektor.



Lessings Liebesgeschichte hat man mit Recht eine Leidensgeschichte genannt. Schon im reiferen Mannesalter lernte er im Jahre 1767 in Hamburg Eva König kennen, Tochter des Kaufherrn Hahn in Heidelberg, geb. am 22. März 1736, vermählt am 2. August 1756 mit dem Kaufherrn und Seidenhändler Engelbert König; und als König, mit welchem Lessing innige Freundschaft verband, im Spätsommer 1769 in Venedig gestorben war, nahm sich Lessing seiner Wittwe und der vier verwaisten Kinder an, nach dem Vermächtnisse des Verblichenen, welcher beim Scheiden, gleichsam als ob er sein Ende geahnt hätte, ihn gebeten hatte: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an“ (s. R. Thiele, Eva Lessing, 1881, S. 17 f.). Aus der Freundschaft wurde Liebe, denn Frau Eva war Lessing geistig ähnlich: „Derselbe tiefe, klare und freie, treue und unerschütterliche Geist, dieselbe Liebe zur Wahrheit und Mut und Lust, für dieselbe einzustehen, dabei dasselbe Kinderherz, aber auch dasselbe Unglückskind wie der grosse Mann“ (a. a. O. S. V). Am 8. Oktober 1776 vermählte sich Lessing mit Eva König, aber schon am 10. Januar 1778 zerriss der Tod den nach langem Warten und schwerem Ringen geschlossenen Lebensbund. Jene kurze Zeit, es waren nur 15 Monate, war die glücklichste in Lessings durch Krankheit, Sorgen, Mühen und Enttäuschungen so vielfach getrübtem Leben, — Leiden, die man besonders in dem Briefwechsel Lessings mit Eva König (von Lachmann und Redlich in den Lessingbriefen, von Lessings Bruder Karl und zu unserer Zeit von Alfred Schöne trefflich in Sonderausgabe veröffentlicht) kennen lernt. Darum ist Lessings Schmerz bei dem Verlust der geliebten Frau auch so herbe, wie aus den herzzereissend-bitteren Worten hervorgeht, die er an Eschenburg und an seinen Bruder Karl in den Schmerzenstagen vom 10. bis zum 14. Januar 1778 schreibt.

Aus jener Zeit nun ist von Eva Lessing, die doch so viele treffliche Briefe einst an Lessing zu schreiben verstand, keine brief-

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft XVII. 1892. Preis 2 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Gottlieb Leuchtenberger: Die Lebenskunst des Horaz. — Professor Dr. Heinzelmann: Über die Erziehung zur Freiheit. — Professor Dr. Breysig: Germanicus. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert. Professor Dr. Bernhardt: Die Fürwörter der Anrede im Deutschen (du, ihr, er, Sie). — Prof. Dr. Heinzelmann: Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie vom 28. Oktober 1891 bis 6. Januar 1892 und Nekrolog des verstorbenen Sekretärs der Königlichen Akademie Direktor Dr. K. F. Koch. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. — Preisaufgabe der Königlichen Akademie für das Jahr 1892.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVIII. 1892. Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Paulus Cassel: Gesammelte Schriften. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XIX. 1893. Preis 5 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie, Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrologe. — Professor Dr. Krause: Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe. — Professor Dr. W. Heinzelmann: Ueber den deutschen Volkscharakter. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann: Ueber vorbeugende Hygiene, eine Skizze. — Pastor G. Oergel: Die Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. — Professor Dr. Krause: Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Professor Dr. G. Brünnert: Sagenhaftes in der Geschichte. — Maler Eduard von Hagen: Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. — Musikdirektor Ludwig Meinardus: Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. — Postbaurat W. Tuckermann: Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. — Dr. Frhr. W. v. Tettau: Gedenkrede auf Professor Dr. theol. Paulus Cassel. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XX. 1894. Preis 5 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum. — Professor Dr. Heinzelmann: Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers. — Gymnasialdirektor Leuchtenberger: Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Ueber die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina. — Missionsinspektor Dr. Schreiber: Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums. — Gymnasiallehrer Dr. Schreiber: Die heutige Limesforschung am Pauluswall. — Königl. Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Giebt es spezifisch trophische Nerven? — Oberlehrer Dr. Beyer: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370 – 1382. — Prof Dr. Bernhardt: Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden. — Professor Hellwig: Ueber die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen. — Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel: Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes. — Direktor der städtischen Realschule Dr. Venediger: Die deutsche Kaisersage. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. — Zwei Tafeln.




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

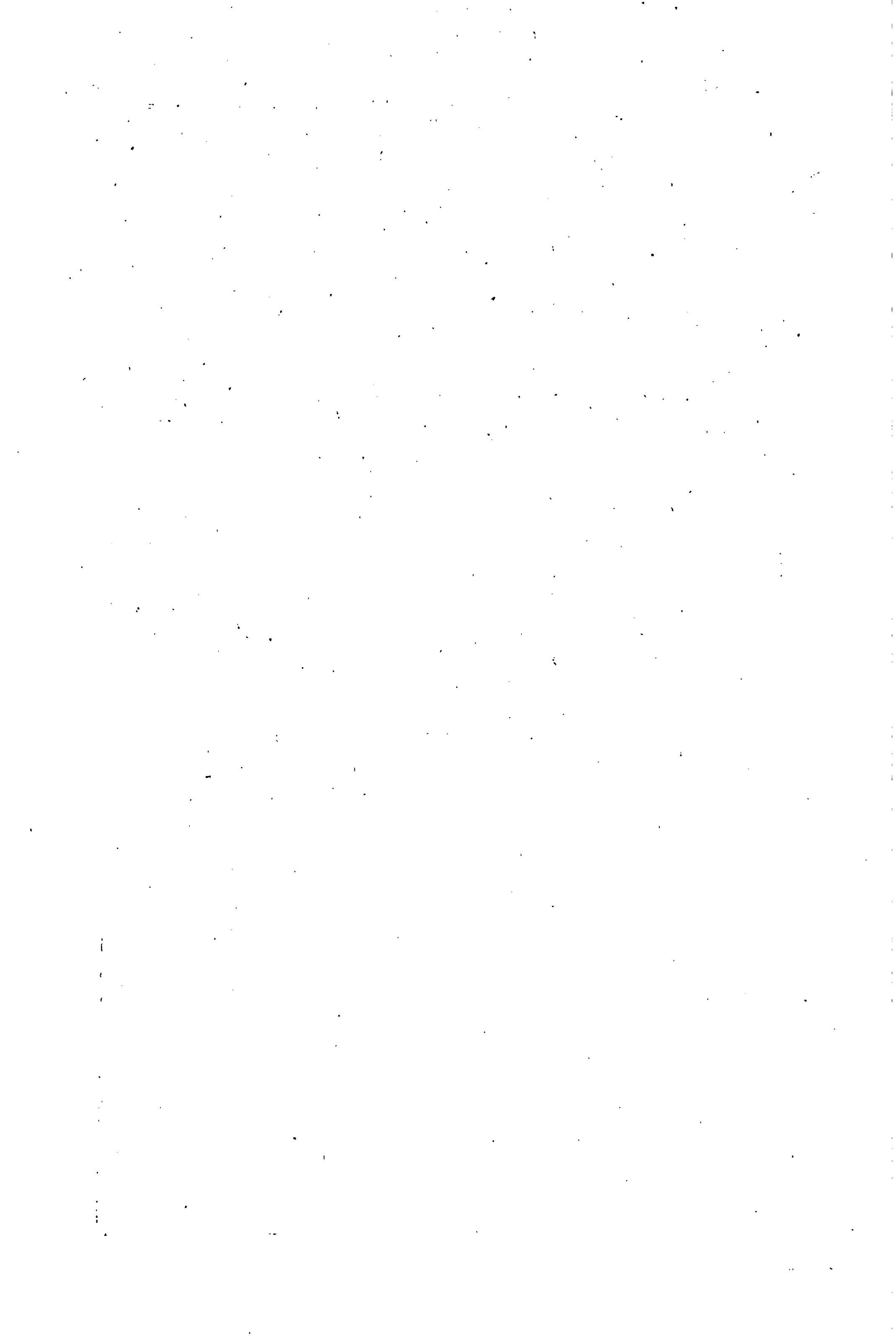
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXII.

ERFRUT, 1896.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Hugo Friedrich.)



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXII.

ERFRUT, 1896.

Verlag von Carl Villaret.

Es ist ein weitverbreiteter, sogar ziemlich allgemein geglaubter Irrtum, das Schaffen des Dichters für ein müheloses zu halten. In das Reich des Ideals vom Dichtergenius gehoben, verlangt und findet der Hörer oder Leser glatte und fliessende Form; und je gewaltiger und voller der Gedankenstrom dahinrauscht, desto nachhaltiger entnüchtert jedwede banale Wendung, desto mehr stört jeder holprige Vers. Aber nur wenige der Leser denken daran, dass das fertige und vollkommene Gedicht, wenn es wie aus einem Gusse vor dem staunenden und bewundernden Auge dasteht, oft das Ergebnis erst des mühevollsten Schaffens ist. Die Dichter freilich — wie viele Aussprüche von ihnen beweisen das nicht! — vergessen es meist selbst, und es ist gewiss ein schönes Vorrecht von ihnen, nur den vollen Frühlingstag zu sehen, zu loben und zu preisen, ohne an den nasskalten Morgennebel zu denken, der erst niedersinken musste, ehe das strahlende Tagesgestirn aus wolkenloser Höhe seine erwärmenden und belebenden Strahlen zur Erde entsenden konnte. „Ein Regenstrom aus Felsenrissen“ ist unserm Schiller der Gesang, „der mit Donners Ungestüm kommt“, also rasch und unaufhaltsam, ohne eigene Mühe und Arbeit, und Wieland nennt des Dichters Thun einen „holden Wahnsinn“, also unbewusstes und müheloses Schaffen. Die Wirklichkeit ist freilich meist ganz anders gewesen, und die neuere Zeit, welche mit pietätsvollem Sinne nicht bloss das äussere Leben unserer Geistesheroen mit Erfolg erforscht

hat und von ihm zu erzählen bestrebt ist, — sie hüte sich nur vor dem Uebermass und verfalle nicht in geradezu lächerliche Kleinigkeitskrämerei! — sondern auch mit Recht und erst recht das geistige Werden und Wachsen derselben zu verstehen gesucht hat, konnte sie nicht selten bei eingehendster und mühevollster Arbeit belauschen. Ich erinnere hier daran, wie die Dichter teilweise selbst in brieflichen Mitteilungen sich vertraulich äussern — und der Briefwechsel Lessings, namentlich aber der Goethes und Schillers geben vielfach Auskunft, auch z. B. die Ausleihebücher der Weimarer Bibliothek erzählen uns in rührender Weise, wie sorgsam ein Schiller gearbeitet hat, — oder wie teilweise es eine nähere Betrachtung ihrer handschriftlichen Entwürfe lehrt, so z. B. die „Breslauer Papiere“ Lessings, ersteres mehr bei grösseren und umfassenderen Werken, letzteres bei kleineren Schöpfungen, aber gerade durch das Detail, wenn auch viel weniger wichtig, so doch interessant und wissenswert. Dabei kommt es freilich nicht selten vor, dass die ersten Entwürfe, welche wir auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung kennen lernen, viel packender und wirkungsvoller, die späteren allerdings meist glatter sind; ich verweise des Beispiels halber auf den Anfang des Goethischen „König in Thule“, der ursprünglich so lautete:

„Es war ein König in Thule,
Einen goldenen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.“

Dieses bestätigt sich nun namentlich bei einem Dichter, welcher zwar nicht zu den Koryphäen unserer Litteratur zählt, aber doch dem deutschen Volke — trotz des giftigen Spottes eines Heinrich Heine — immer etwas galt und besonders seit seinen warmen patriotischen Ergüssen im grossen Kriegsjahre 1870/71 uns lieb und teuer geworden ist, bei

Ferdinand Freiligrath.

Bei ihm, der sich durch eine fliessende Form vor vielen anderen grösseren und gehaltvolleren Dichtern auszeichnet, wird schwerlich jemand ohne weiteres anzunehmen geneigt sein, dass ihm das Schaffen oft eine schwere, ja geradezu sauere Arbeit gewesen ist, welcher er mit solcher Peinlich-

keit und Gewissenhaftigkeit obgelegen hat, dass er nicht eher nachliess, als bis er vollkommene Glätte und störungslosen Fluss der Worte und Verse erzielt hatte, — freilich, wie wir nicht anstehen dürfen zu sagen, manches Mal auf Kosten der ursprünglichen Empfindung, welche frischer und natürlicher war. Es ist hierauf auch schon in dem verdienstlichen Werke von Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen, 2 Bände (1882), aufmerksam gemacht worden, namentlich mit Hinblick auf ein Convolut Freiligrathscher Autographen, welche auf der Detmolder Landesbibliothek aufbewahrt werden. Diese Manuscripte, zu deren näherer Benutzung Buchner (II. S. 345) geradezu auffordert und einladet — es sind 8 Gedichte! — stammen sämtlich aus Freiligraths früherer Zeit (1831—1836) und sind auf Anregung des früheren Detmolder Bibliothekars, Geheim. Ober-Justizrats O. Preuss, von Freiligrath im Jahre 1862 der Bibliothek seines Geburtsortes geschenkt worden, wie der folgende Brief Freiligraths an Otto Preuss (s. Buchner II S. 343 ff.) am 30. Juli 1862 in London geschrieben, beweist:

Lieber alter Freund!

Habe herzlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, deren Du mich würdigen willst! Was könnte mir angenehmer und willkommener sein, als die ersten Handschriften einiger meiner Gedichte in der Dir anvertrauten Bibliothek niederlegen zu dürfen, — in derselben Bibliothek, der ich mit meine frühesten Anregungen verdanke und als „Bibliothekspage" des guten alten Clostermeier, auf ihren Leitern hangend, bald in jenes rotgebundene Exemplar der ersten Ausgabe von Vossens Odyssee (mit dem Autographon des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildvollen Quartanten des Hawkesworthschen Reisewerkes mich vertiefte, statt die mir zum Aufstellen angewiesenen Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen.

So möge denn der Strom zur Quelle zurückkehren! Mit andern Worten: Ich schicke Dir ..... die nachstehend verzeichneten Manuscripte

1) Der Blumen Rache,
2) Der Scheik am Sinai,
3) Der Alexandriner,
4) Gesicht des Reisenden,

5) Der Tod des Führers,
6) O säh ich auf der Haide dort, Uebersetzung nach Burns,
7) Das Lever, Übersetzung nach Alfred v. Musset,
8) Bei Grabbes Tod.

— alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die andern weniger durchcorrigiert, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Teil von der komisch kontrastierenden Folie sonstiger Skripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verratend, dass sie hastig zwischen anderer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, dass es Eurer Teilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. Jedenfalls wirst Du mir zugeben, dass ich nicht eitel bin. Nicht mancher Poet, glaub' ich, liesse sich bei der Arbeit so belauschen, nicht mancher über die Schulter so aufs Blatt sehen. (Das weitere interessiert uns nicht.)

Es sind merkwürdige Einblicke, die uns hier in die Gedankenwerkstatt des Dichters eröffnet werden, lehrreich und anziehend! Ich habe diese 8 Gedichte abgeschrieben, von welchen merkwürdigerweise kein einziges eine Überschrift hat, deren sie späterhin nicht entbehren, indem ich sie mir von der Detmolder Bibliothek s. Z. entlieh; die Grundschrift habe ich schwarz geschrieben, die Änderungen mit roter Tinte; als massgebenden Text habe ich die editio princeps der Freiligrathschen Gedichte (erste Gesamtausgabe vom Jahre 1838) zu Grunde gelegt; eine auszugsweise Mitteilung meiner Beobachtungen findet sich bereits in Paul Lindaus Gegenwart vom Jahre 1882, hier aber mögen dieselben zuerst vollständig zusammengefasst werden. Wir glauben auch keine Indiskretion damit zu begehen, da ja der Dichter durch die Hingabe der Blätter an eine öffentliche Bibliothek darthat, dass es sich hier nicht um diskrete Heimlichkeiten oder der Öffentlichkeit sich entziehende Thatsachen handele.

Die Manuskripte haben für unsern Zweck eine sehr verschiedene Wichtigkeit. Von geringer Bedeutung sind die 4, mit Tinte auf verschiedenem Formate des Papieres geschriebenen Gedichte:

1) Der Alexandriner,
2) Gesicht des Reisenden,
3) Der Tod des Führers u.
4) Das Lever,

weil wir hier nach meiner Ansicht wohl nicht das allererste Brouillon des Dichters vor uns haben, sondern, wie ich vermute, das Manuskript für die Druckerei. Der Korrekturen sind nicht viele, und es sind teilweise wirkliche Verbesserungen im Ausdrucke; sie sind uns aber nur ein Beweis, dass der Dichter nicht zu feilen aufgehört hat, ja dies noch im letzten Augenblicke that.

Einzelne Beispiele mögen genügen! *)

1) Der Alexandriner.

Strophe 4 Vers 2 stand zuerst „zerreisst", dann „brecht", jetzt „zerbrecht" (Springriemen und Gebiss), — keine glückliche Änderung, denn das ursprüngliche „zerriss" passt allerdings nur auf Riemen, das jetzige „zerbricht" aber nur auf „Gebiss"; es ist also nur ein Zeugma durch ein anderes ersetzt. Im folgenden Verse ist das mattere „sprengst" hinan durch das wirkungsvoller schildernde „jagst" hinan ersetzt. Schwankend war der Dichter im vorletzten Verse, wo er erst matt schrieb: „lenk' ich langsam deine Schritt", dann aber „vorwärts", endlich „seitwärts dich", wirklich auch keine Verbesserung. — Übrigens stehen auf der anderen Seite des Manuskriptes folgende Verse:

„Werft ihm um den Hals ein End'
Tau! Zieht an! und es geschah,
Zuckend hieng der Delinquent
An des Mittelmastes Raa!"

— ich weiss nicht, woher sie sind; sie erinnern an die „Piratenromanze", finden sich aber dort nicht.

2) Gesicht des Reisenden.

Hier ist besonders die 9. Strophe bemerkenswert, die ganz umgestaltet ist.

Jetzt heisst es:

„Haltet aus! die Rosse schlagen! Jedermann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!

*) Beim Vortrage wurden die einzelnen Gedichte vorgelesen, hier nehmen wir an, dass der Leser die Gedichte Freiligraths zur Einsicht bereit hat.

Lasst sie immer Euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren."

Dies ist gewiss glatt; mir aber erscheint Freiligraths erster Entwurf viel packender, welcher lautete:

„Zittert nicht! die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Rosse!
Fürchtet nicht der grabentstiegnen Reiter dräuende Geberde!
Scheut die Flamme nicht, die stechend zuckt aus ihren Augenhöhlen!
Sprechet: Allah! — und vorüber sausen sie mit den Kameelen."

Die Holprigkeit des letzten Verses war es wohl besonders, die Freiligrath zur Änderung veranlasste.

3) Der Tod des Führers.

Nicht dasselbe günstige Urteil über die ursprüngliche Fassung fällen wir bei der einzigen wichtigen Änderung im „Tod des Führers", Strophe 6. Hier hiess es ursprünglich:

Sie, ach diese Glieder könnten,
Ruhn in heimscher Erde Schooss!
Um der Kinder willen reiss ich
Stark mich von der Heimat los;

Dieses änderte Freiligrath so um:

„Sie, — ach diesen Gliedern gönnte
Wohl die Heimat noch ein Grab!
Um der Kinder willen greif ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab," —

— gewiss treffender, aber mit einem Anakoluth im 1. Verse (Sie — diesen Gliedern gönnte ich), weil aus der ersten Fassung das „sie" stehen geblieben ist; ohne Kenntnis des ersten Entwurfes ständen wir vor einem sprachlichen Rätsel bezw. — vor einem Fehler!

Vollständig unverständlich schrieb Freiligrath am Anfang der 8. Strophe:

Ohne Führer jetzt
die den Greis bestatten will!

— und änderte nach mehreren Versuchen,

„Führerlos die bange Schaar jetzt"
oder: „Ratlos die verzagte Schaar jetzt" —
endlich: „Ratlos die verlass'ne Schaar jetzt,
Die den Greis bestatten will!"

Leider haben die Ausgaben das Ausrufezeichen nicht, das Freiligrath gesetzt und damit dem Satze einen ganz anderen Sinn gegeben hat.

4) Das Lever,
nach Alfred de Musset.

Auch hier ist in der 3. Strophe für eine prosaische Wendung:

Wohlan! ergreif den Zügel!
Zur Jagd; den Fuss zum Bügel!

jetzt das Bessere und die glättere Umstellung eingesetzt:

„Zur Jagd! frisch in den Bügel
Den Fuss; ergreif die Zügel,
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb!"

Dabei stehen noch 2 Strophen, und zwar die 2 ersten der Übersetzung, welche Freiligrath nach Alfred de Musset anfertigt und „Stanzen" überschrieb:

O, wie gern im Abendstrahle
Tief im Thale
Seh' ich, einem Totenmale
Ähnlich, schwarzer Münster Bau!

O, wie gern ich bei den finstern
hohen Münstern
Auf der Ritter Schwell' im Finstern
Kreuz und Weihekessel schau'!

5) Interessant ist noch das Manuskript von Burns schönem Liede „O säh ich auf der Haide dort", das durch Mendelssohns tiefempfundene herrliche Komposition bei uns in Deutschland zu einem echten und wahren Volksliede gemacht worden ist. Es ist ein einziges Oktavblättchen, auf welches der Dichter mit Bleifeder und mit einer einzigen leichten Korrektur in der 3. Zeile der ersten Strophe (anstatt: mit meinem Plaid vor seinem Zorn", jetzt: mit meinem Mantel vor dem Sturm") das Liedchen hingeworfen hat; er hatte die Übersetzung jedenfalls im Kopfe schon fertig, als er zur Feder griff.

Das waren bisher nur Einzelheiten, es bleiben uns aber noch 3 Manuskripte übrig, „Der Blumen Rache", „Der Scheik am Sinai" und „Bei Grabbes Tode". Aus ihnen können wir aber desto besser Freiligrath beim Schaffen belauschen. Es sind zweifellos die allerersten Entwürfe, die hier vor uns liegen, und der Dichter hat sie jedenfalls deshalb ausgewählt, weil er sie für besonders charakteristisch hielt.

Zunächst das bekannteste und beliebteste Gedicht unseres Freiligrath:

6) Der Blumen Rache.

Es ist das interessanteste der Manuskripte, und von ihm gilt besonders das Wort Lessings, das er bezüglich der Messiade Klopstocks sagte: „es sei beinahe noch lehrreicher zu wissen, was ein Dichter ausgestrichen, als was er stehen gelassen habe“. Das Gedicht ist in ziemlich verworrener Weise auf die Rückseite eines Briefes geschrieben, in welchem am 30. Sept. 1831 ein gewisser Schulte Freiligrath um Zurückbeförderung einzelner Bücher an die Weidmannsche Buchhandlung ersucht. Da nun das Gedicht zuerst in No. 49 des „Mindener Sonntagsblattes“ vom 4. Dezember 1831 erschien, so erhalten wir nebenbei durch unser Manuskript eine ziemlich genaue Fixierung der Entstehungszeit des Gedichtes: es ist also im Oktober bis November 1831 entstanden. — Die Niederschrift geschah mit Bleistift, und Freiligrath hat ziemlich viel geändert. Hierbei kann ich eine allgemeine, für den Dichter charakteristische Bemerkung nicht unterdrücken. Die schildernden Partieen des Gedichtes sind sehr fliessend niedergeschrieben, namentlich wo in reizender Detailmalerei die einzelnen Blumen erwähnt worden; hingegen da, wo die Handlung im Fortgange stockt und mit Reflexion zu einer neuen Phase übergeht, wird der Dichter unsicher, ändert auf das mannigfaltigste und kann gar nicht wieder in Fluss kommen. Das epische Element tritt eben bei Freiligrath ganz entschieden vor dem lyrischen zurück. Im einzelnen sind so Strophe 4 und 5 im heutigen Gedichte stark verändert; die erstere ist erst beim 3. Versuche gelungen, die andere fast bei jedem Worte verändert. Zum Beweise führe ich die 5. Strophe in der ersten Niederschrift an:

> Sieh, aus ihren Kelchen schweben
> Leichte luftige Gestalten,
> Wie geformt aus zartem Nebel;
> Kronen tragen sie und Schilde, —

jetzt viel schöner:

> Aus den Blütenkelchen schweben
> Geistergleiche Duftgebilde;
> Ihre Kleider zarte Nebel,
> Kronen tragen sie und Schilde.

Noch eine Bemerkung sei gestattet, die zwar nur auf ganz äusserlicher Thatsache fusst, aber doch das innere Schaffen des Dichters scharf beleuchtet. Bei aufmerksamem Lesen Freiligrathscher Gedichte bemerkt man nicht ohne Befremden den häufigen Gebrauch des Semikolons. In den Manuskripten findet sich dasselbe noch häufiger! Dies zeigt uns so recht, wie rasch, ja ungestüm dem Dichter die Gedanken zuströmten: nicht insichverschlungene und gegenseitig sich ergänzende, Schritt für Schritt sich entwickelnde Gedankencomplexe stellen sich bei ihm ein, sondern einzelnen aufsprühenden Funken gleich zucken sie in seinem Gehirne auf, und man kann es selbst an der Hast der Handschrift an vielen Stellen erkennen, wie die Hand des Schreibenden bemüht ist, rasch den aufleuchtenden Blitz zu fixieren, ehe er für immer wieder entschwindet, wie schon ein zweiter wetterleuchtet und zu rascher Niederschrift drängt, immer eine halbe oder höchstens eine ganze Zeile voll; so ist es namentlich in dem zuletzt von uns zu erwähnenden Gedichte: „Bei Grabbes Tode“.

Auch sind wir in die Lage gesetzt, 2 Strophen, die ungedruckt und damit bisher unbekannt geblieben sind, aus dem Manuskripte neu mitteilen zu können. Nach Strophe 3 hatte der Dichter folgende Worte geschrieben, die er dann wieder ausstrich:

„Doch geöffnet sind die Blumen,
Süssen Odem zu verschicken,
Und aus des Gemäuers Fugen
Tönt des Totenkäfers Picken.“

Ferner fehlen in der Handschrift die Strophen 14, 15 und 16 — sie sind also später hinzugedichtet, nachdem diejenige, welche nach Strophe 13 stand und denselben Gedanken, aber knapp und kurz wiedergab, weggestrichen war; jene Einzelstrophe lautete:

„O wie wunderschön am kühlen
Quelle, an den frischen Bächen
Als die Elfen froh zu spielen; — .
(Mit der Korrektur: Nachts im Elfenscherz zu spielen)
Doch wir wissen uns zu rächen.“

Mir persönlich gefällt die kürzere Fassung, welche in einer Strophe alles Nötige sagt, besser, als das Auseinandernehmen in 3 Strophen. Doch das ist Geschmackssache.

Unserem Ermessen nach aber hat Freiligrath andererseits richtig gehandelt, den Schluss des lieblichen Gedichtes so zu lassen, wie er ihn in fliessender Schrift in doppelter Fassung — durch kleine Umstellungen nur verschieden — abgefasst hatte, nicht aber Immermanns Änderung anzunehmen, die uns in einem Briefe desselben an Freiligrath vom 25. Juni 1838 (s. Buchner a. a. O. I., Seite 214) mitgeteilt wird. Immermann schreibt: „Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: „Der Blumen Rache“. Ich halte diess für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethen auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereignis (dass ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getötet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluss büsst meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubnis):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küsst der dunstge Reigen,
Zucken ihre weissen Glieder.

Da begrüsst der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen;

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getötet.

Will mir auch noch nicht gefallen (Uns auch nicht! sagen wir). Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagen, dass der Morgenwind das Fenster aufstösst, und dass davon die Geister verschwinden. Dass die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipiert, und so würde die prosaische Schlusszeile vermieden, ohne dass die Deutlichkeit leiden dürfte.“ — Soweit Immermann. — Das Prosaische des Schlusses hat nur er hineingebracht! Zwar nahm Freiligrath in seiner Antwort vom 24. Juli 1838 diese verwässernde Abänderung

mit den Worten an: „Würden Sie es als Plagiat ansehen, wenn ich sie [d. h. Immermanns Umschreibung] bei einer Umarbeitung des Gedichtes benutzte." Allein sein guter Geschmack hiess ihn später wieder davon Abstand nehmen, und so klingt das Gedicht, alles noch einmal umfassend, nach unserer Meinung gut und voll so aus:

„Blumenduft hat sie getötet."

Es folgt

7) Der Scheik am Sinai,

wahrlich, kein Loblied auf den Bürgerkönig Louis Philipp von Frankreich!

Dem nicht leicht zu fassenden Stoffe entsprechend, sind hier die Änderungen des Dichters sehr häufig und verbessern nicht nur einzelne Ausdrücke, sondern ganze Verse, ja Halbstrophen. Die Änderungen sind beinahe alle Verbesserungen, so dass es die Rücksicht gegen die berechtigte Selbstkritik, welche der Dichter so streng an sich selbst geübt hat, verbietet, Einzelheiten mitzuteilen, die ja auch ohnehin interesselos sind. Nur ein Gesichtspunkt mag eine Ausnahme rechtfertigen: nämlich um zu zeigen, wie reich des Dichters Phantasie war, dass ihm, selbst mit Beibehaltung desselben Reimes, nicht unbedeutende Änderungen gelangen. Wir vergleichen so Strophe 3, die in der ersten Fassung also lautete:

Gen Süden zieht ihr Heer in blitzender Colonne,
In Säbeln spiegelt sich die gelbe Wüstensonne,
Und gelber Wüstensand fliegt um das Mähnenhaar
Der Pferde. Kreischend fliehn die bräunlichen Kabylen,
Der Atlas nimmt sie auf u. s. w.

Jetzt: Gen Süden rückt das Heer in blitzender Colonne,
Auf ihren Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar,
Mit ihren Weibern fliehn die kreischenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf u. s. w.

Besser erschienen mir die 2 ersten Verse der 6. Strophe, die ursprünglich so lauten sollten:

Die Wälder funkeln von Orangen und Citronen,
Die dunkle Aloe wächst auf den Felsenkronen,

jetzt: Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunklen Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern.

Ebenso ist besser die ursprüngliche Fassung der Schlussstrophe, die ich allein hierhersetze:

> Der Emir nimmt das Gold und hält es seinen blinden
> Erloschnen Augen vor; er bebt; kaum kann er reden,
> Und schmerzlich lächelt er, als er die Worte spricht:
> Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne,
> Den Mann hier kenn' ich nicht, sein Haupt gleicht einer Birne
> Der, den ich meine, ist es nicht.

8) Endlich das tiefempfundene Stimmungsbild:

Bei Grabbes Tode.

Um das Gedicht würdigen zu können, setzen wir zuerst die Worte hin, welche Freiligrath kurz nach Vollendung des Gedichtes, am 30. September 1836, an Gustav Schwab schrieb: „Für das Morgenblatt lege ich ein Gedicht bei, das nicht minder auf Grabbes frühen Tod sein, als vielmehr den Eindruck zu schildern versuchen soll, den die Art und Weise, auf welche, und die Umgebungen, unter welchen ich ihn erfuhr, auf mich machte. Grabbe ist ein zertrümmerter Tempel; er ist grossenteils in und durch sich selbst zu Grunde gegangen!“ — Damit knüpfte er an die Worte Immermanns an, welcher Grabbe „eine grosse Natur in Trümmern“ genannt hatte, „aber diese Trümmer waren von Granit und Porphyr“. Und über die Entstehung des Gedichtes berichtet Freiligrath in einem Briefe an Isaak Molenaar vom 17. Dezember 1836 (s. Buchner I, Seite 235), nachdem er erwähnt hatte, dass ihn gerade bei rauschenden Vergnügungen ein Dämon der Melancholie oft packe, so auch im Lager bei Soest, wo Freiligrath damals bei seiner Mutter lebte: „Nun, dieser Dämon schüttelte mich auch eben, als mir Grabbes Tod auf die beschriebene Weise mitgeteilt wurde, und zwar von Menschen, die im Ganzen doch auch dem profanum vulgus angehörten und diese gewaltige, leider in und durch sich selbst zu Grunde gegangene Natur Grabbes weder zu würdigen, noch zu beklagen wussten. Mich selbst hatten sie auch mit albernen Komplimenten geärgert, — kurz ich wurde grimmig, gieng hinaus, und was zum Teil noch in dieser schlaflosen Nacht entstand, hast Du gelesen.“ Und $1^1/_4$ Jahr später schreibt er an Linna Schwollmann (am 17. Februar 1838, s. Buchner I, Seite 262): „Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestossen, bewegt und erschüttert! Mein Gedicht auf seinen

Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiss edlen, jedenfalls grossen und gewaltigen Natur, und so musst Du es auch beurteilen.“

Alle diese Empfindungen haben in dem Manuskripte einen unverkennbaren Ausdruck gefunden: es ist mit vielfachen Änderungen hingeschrieben, zuerst aber recht leserlich, und deshalb liegt wohl auch hier der allererste Entwurf nicht vor, welcher, wie Freiligrath in seinem Briefe vom 17. Dezember 1836 anführte, in der ersten schlaflosen Nacht entstanden war, die folgenden Strophen aber sind wie mit fliegender Hast hingeworfen, und es ist nicht leicht, zuletzt bei dem wirren Durcheinander der vielfach ausgestrichenen Zeilen des Dichters ersten Ausdruck wiederherzustellen. Im Grossen und Ganzen ist dieser kräftiger, sicherer und tiefer empfunden, ja oft wild und wirr; die Änderungen führen durchweg einen gemässigteren Ton ein: das Drängen und Stürmen des leidenschaftlichen Schmerzes erscheint gemilderter, aus dem masslosen Ungestüme klärt sich ein allerdings immer noch hohes und ergreifendes, aber gelindertes Pathos ab. Eröffnet uns das Gedicht selbst im Allgemeinen Einblicke in die feurige Seele des Dichterjünglings, — abgesehen von dem, was wir für Grabbe daraus lernen! — so das Manuskript eine nicht minder eindringende Erkenntnis der raschen und entschiedenen Art des Freiligrathschen Schaffens, der nicht gern beim ersten Entwurfe stehen blieb, weil derselbe oft unvollkommen war und sein musste, ferner den Ausdruck auf das sorgsamste durchfeilte, jedenfalls eine Frucht der damals schon oft geübten Uebersetzungskunst des Dichters.

Einzelheiten würden nur verwirren, und ich glaube meine Worte genügend zu beweisen, wenn ich die erste Niederschrift der Schlussstrophen mitteile, da das Unfertige, namentlich in der Form, für unsere Behauptungen der beste Beleg ist. Entschädigung erhalten wir sicher durch den Genuss an der Unmittelbarkeit der Empfindungen, und mit dieser Probe schliesse ich:

Der Dichtung Flamme ist allzeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Der lässt sie wohl durch alle Zeiten funkeln!
Die Tausende, die schlummernd jetzt hier
Ruhn unterm Leinen — was sind sie neben dir?
Du strahlst, wenn ihrer Enkel Augen dunkeln.

Doch sie verzehrt; — als Jüngling dich zu schauen,
War mir vergönnt! Du giengest sicher, stark und braun,
Und kräftig giengst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren sah ich wieder dich als Mann,
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie; wie ein Fremdling geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Gleichwie mit einem Kainsstempel
Gezeichnet irrt er hin und her!

An Stelle der 2 letzten Verse treten dann mit ähnlichem Schlusse wie jetzt die Worte:

„Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!
Und ich entschlief auf Stroh; in einem Zelt
Träumt ich von einem eingestürzten Tempel!"

Mit diesem Ausdrucke hatte Freiligrath schon in dem Briefe an Schwab den unglücklichen Dichter bezeichnet, welcher zwar originell, aber ganz unfertig war, und dem die Phantasie (die, wenn gezügelt, Goethe so schön „des Menschen unverwelkliche Göttin" nennt!) zu einer dämonischen und zerstörenden Macht wurde, weil er alles, was sich seinem Dichtergeiste zeigte, Wahres wie Unwahres, zur Gestaltung brachte, und dem so das „Mal der Dichtung" zu einem „Kainsstempel", aber aus eigener Schuld, wurde.

Über

den Protestantismus als Kulturprincip der Neuzeit.

Festrede

gehalten am 26. Januar 1895 in der öffentlichen Sitzung
der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

Professor Dr. Heinzelmann.



Hochgeehrte Festversammlung!

In einer Zeit banger Erwartung, schwerer sozialer Verwicklungen und Kämpfe haben wir uns hier aufs neue vereinigt, um dem erhabenen Protektor unserer Akademie, Seiner Majestät dem Kaiser und König, unserm allergnädigsten Herrn, in üblicher Weise den ehrerbietigsten Segenswunsch und Festesgruss zu Seinem Geburtstage darzubringen.

Heinrich von Treitschke hat uns vor kurzem mit der schönen Weihnachtsgabe des 5. Bandes seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" beglückt. Es ist ein überaus anschauliches und fesselndes, aber zugleich tiefernstes und ergreifendes Bild, das er uns da entrollt von den Zuständen des geistigen und kirchlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens in den ersten acht Jahren der Regierung des edlen und unglücklichen Königs Friedrich Wilhelms IV.; den Jahren, welche dem Ausbruch der grossen europäischen Revolution unmittelbar vorangingen. „Die Geschichte dieser acht Jahre wirkt," so bemerkt der Verfasser selbst im Vorwort seines Werkes, „wie ein erschütterndes Trauerspiel. Zuerst hohe Entwürfe, glänzende Hoffnungen, überschwängliche Träume, nachher fast überall ein klägliches Misslingen, ein unvermeidlicher Zusammenbruch." Es war die Aera der Missverständnisse und Enttäuschungen, der Irrungen und Verwirrungen, die Zeit der allmählichen politisch-sozialen Ausreifung der von der radikalen und atheistischen Lehre des sogenannten jungen Deutschlands gepflanzten Drachensaat: eine bodenlose Zerfahrenheit auf dem Gebiete des kirchlichen und politischen Lebens, und im Hintergrunde eine besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft hervortretende sittliche Fäulnis, begründet in einer religiösen Verarmung und Verödung weiter Volkskreise. Und diese tiefen religiös-sittlichen Schäden werden durch einen

neuen Aufschwung des geistigen Lebens, den frischen, die Kreise der Kunst und Litteratur durchwehenden realistischen Zug nicht verdeckt, durch die eifrigen Bemühungen einzelner edlen und thatkräftigen Männer von echt christlicher und deutscher Gesinnung zur Rettung der Verlorenen unseres Volkes nicht geheilt. Alles drängt mit Notwendigkeit zu einer unvermeidlichen Katastrophe — und plötzlich und unaufhaltsam wie ein ehernes Geschick bricht sie herein über die Fürsten und Völker des europäischen Kontinents, die März-Revolution des Jahres 1848, und begräbt unter den Trümmern der Barrikaden alle die wohlgemeinten Pläne, Reformen und Entwürfe.

Man hat auf die Berührungspunkte hingewiesen, welche jene Zeit mit der unsrigen bietet. Jedenfalls sind sie nicht auf politischem und kirchlichem Gebiete zu suchen. Denn wir haben auf politischem Gebiete, was jene Zeit in unsicherm Drang anstrebte, ein einiges starkes Reich, und auf kirchlichem Gebiete sind wir wenigstens den Kinderschuhen, den demagogischen Maskeraden eines Ronge und Uhlich, Gott sei Dank längst entwachsen. Aber es dürfte sich doch fragen, ob wir im Punkte der Religion und Sittlichkeit des ganzen Volkes wesentlich weiter gekommen sind. Wenigstens lehrt uns die damals erst von ferne auftauchende, heutzutage brennend gewordene soziale Frage, wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun ist. Und blicken wir auf die in allen Ländern Europas sich häufenden Mordattentate, wer bürgt uns dafür, dass wir nicht vor einer ähnlichen Katastrophe stehen wie jene Zeit? Wer schützt uns vor einer die Schrecken jener politischen Revolution vom Jahre 1848 weit überbietenden sozialen Revolution?

Gewiss dürfen wir ja rechnen auf unser kriegstüchtiges und königstreues Heer, das Volk in Waffen, und auf unsre vortreffliche Polizei. Aber werden überall und zur rechten Zeit die von Herrn von Puttkamer als letztes Heilmittel empfohlenen Kanonen zur Hand sein? In der That so notwendig uns eine die groben Auswüchse der anarchistischen Zeitkrankheit beschränkende Thätigkeit der Gesetzgebung erscheint, so bereitwillig alle Vaterlandsfreunde die sogenannte Umsturzvorlage begrüssen, so sehr wir einen einmütigen Zusammenschluss aller Ordnungsparteien im Reichstage wünschen müssen, damit ein Gesetz zustande komme, das den erklärten Feind der gesamten

bestehenden Rechts - und Gesellschaftsordnung nicht bloss streift, sondern aufs Haupt trifft, so wenig können wir uns der Einsicht verschliessen, dass hier mit Gesetzen allein auf die Dauer nichts gedient ist; nicht bloss deshalb, weil die Wirkung des Gesetzes überall durch die Umsicht und Thatkraft der dasselbe ausführenden Personen bedingt ist, sondern noch mehr, weil es sich hier um eine der schwierigsten, durch den Kulturfortschritt der Zeit selbst gebotenen, aber auch wesentlich erschwerten und verschärften Aufgaben handelt, deren befriedigende Lösung die Leistungskraft eines Menschenalters weit übersteigt, und vor allem weil diese eminent ethische Aufgabe nur durch das einheitliche Zusammenwirken aller, den Gesellschaftsorganismus tragenden und bedingenden ethischen Faktoren gelöst werden kann. Ohne Zweifel nimmt unter diesen ethischen Faktoren der Staat als Träger und Hort der gesamten Rechtsordnung des Volkes eine hervorragende Stellung ein. Aber eben so unwidersprechlich ist, dass ausser ihm die Kirche als Hüterin und Vertreterin der religiösen Interessen, als Verwalterin der ewigen Heilsgüter, das Haus und die Schule mit ihrer erziehlichen Thätigkeit, nicht weniger die Wissenschaft, die Kunst mit ihren idealen Schöpfungen, endlich die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer praktischen Thätigkeit berufen sind, an der Lösung dieser Aufgabe mitzuarbeiten.

Im vollen Bewusstsein der Notwendigkeit einer Ergänzung der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung durch die freie persönliche Mitarbeit aller mündigen Glieder und Stände der Gesellschaft behufs Heilung der Schäden der Gegenwart, insbesondere auf dem sozialen Gebiete, hat es unser eifriger und thatkräftiger Kaiser für zeitgemäss erachtet, in jener Ansprache, die er an die Vertreter der besonders wirtschaftlich so gefährdeten Ostmark des Reiches gerichtet, die im Volke noch schlummernden sittlichen Kräfte zur Selbsthilfe und Befreiung von dem auf der gegenwärtigen Gesellschaft lastenden Bann und Druck wachzurufen mit jenem Losungswort, das seitdem die Runde durch alle Zeitungen gemacht hat: Auf zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung.

Dieses Kaiserwort möge den Ausgangspunkt bilden für unsere Betrachtung. Ist es sogleich in einseitiger Weise ausgenutzt worden von gewissen Parteien, von denen man nicht

gerade behaupten kann, dass sie bis jetzt viel für Preussen oder Deutschland gethan haben, noch auch, dass sie die deutsch-nationalen Interessen mit besonderem Eifer pflegten, so darf uns das nicht irre machen. Vielmehr legt uns diese Thatsache die Pflicht auf, jenen Weckruf so zu verstehen, wie er gemeint ist, und ihm in dem rechten Sinne Folge zu leisten.

Keine Ordnung und kein Gesetz ohne Sitte und Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne Religion, ohne den Glauben und die lebendige Frömmigkeit. So ist denn der religiöse Faktor der letztlich entscheidende im Gesamtleben des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker. Nirgends tritt uns das so schlagend und mit so zwingender Überzeugungskraft entgegen, als in der Zeit, in welcher unser Volk seinen Festtag in der Kulturgeschichte der Menschheit feierte, wie es jüngst in den Tagen von Sedan seinen Festtag in der politischen Geschichte der Völker gefeiert hat, nämlich in der Zeit der Reformation, jener gewaltigen, zugleich kirchengeschichtlich und weltgeschichtlich bedeutsamsten Begebenheit, welcher nicht bloss die evangelische Kirche ihre Entstehung verdankt, sondern von welcher auch jene die gesamte Neuzeit beherrschende Kulturmacht ihren Ausgang nimmt, welche man mit dem Namen Protestantismus bezeichnet.

Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als Kulturprincip der Neuzeit: das sei im unmittelbaren Anschluss an das soeben erwähnte denkwürdige Kaiserwort der Gegenstand unserer heutigen Festbetrachtung. Wir haben uns zuvörderst darüber zu verständigen, welches das Princip des Protestantismus ist, sodann nachzuweisen, inwiefern dieses Princip den Ausgangspunkt und die Grundlage bildet für den Kulturfortschritt der Neuzeit auf allen Gebieten des Lebens, und schliesslich fragen wir uns nach den Aufgaben, die uns für die Zukunft gestellt sind.

I.

Wir haben zunächst das Prinzip und Wesen des Protestantismus selbst ins Auge zu fassen.

Der Name Protestantismus ist bekanntlich politischen Ursprungs und stammt von unseren Gegnern. Das könnte uns Evangelische veranlassen uns diesen Namen mit einiger Vor-

sicht beizulegen. Indes erweist sich diese Vorsicht bei genauerer Betrachtung als unnötig.

Protestanten nannte man von katholischer Seite die in der Minorität bleibenden evangelischen Fürsten und Stände, welche auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 Verwahrung einlegten gegen einen von der katholischen Mehrheit beschlossenen Reichstagsabschied, durch welchen mit einem Schlage die Errungenschaften und Fortschritte des Evangeliums in Deutschland rückgängig gemacht werden sollten. Sie protestierten gegen diesen Beschluss aus sachlichen Gründen, da er wider Gott und sein heiliges Wort, wider unser aller Seelenheil und gut Gewissen sei, und fügten einen formellen Rechtsgrund hinzu, indem sie Majoritätsbeschlüsse in Glaubenssachen als unverbindlich erklärten.

Mit diesem Protest ist der Eintritt eines neuen Prinzips auf staatsrechtlichem Gebiete bezeichnet. Es ist dies der bewusste Bruch mit dem in der mittelalterlich-katholischen Zeit herrschenden kanonischen Recht. Dieses hatte dem Papste und seiner Kirche die unbedingte endgültige Entscheidung auch im Gebiete des staatlichen Lebens, insbesondere in den Angelegenheiten, die sich auf die Religion bezogen, zugesprochen. Hiernach war es dem einzelnen verwehrt, auch in Sachen des Glaubens und Gewissens seine Entscheidung selbst zu treffen, der einzelne hatte sich den Aussprüchen der Mehrheit unbedingt zu fügen, und überliess die Verantwortung dafür der Kirche. Der Staat hatte sich dem Willen der Kirche, bezw. des Papstes zu fügen, er war „der Arm der Kirche“ und erfreute sich keines selbständigen Rechtes, er trug sein Recht zu Lehen vom Papst und war insbesondere verpflichtet, der Kirche die Mittel darzureichen, um durch Anwendung von Gewalt die Ketzer zu vernichten. So wurden die höchsten sittlichen und religiösen Fragen, die des Glaubens und Gewissens, als Machtfragen behandelt.

So stand das heilige römische Reich deutscher Nation zufolge des kanonischen Rechtes in unbedingter Abhängigkeit vom Papste in allen religiösen Angelegenheiten. Darnach handelte nun römisch ganz korrekt die katholische Mehrheit des Reichstages zu Speyer. Denn derselbe Grundsatz, nach welchem die religiösen Dinge in der Kirche entschieden wurden,

galt auch hier. Eine klare und reinliche Scheidung geistlicher und weltlicher Angelegenheiten besteht in der mittelalterlichen Zeit nicht.

Seit Augustin war die abendländische Christenheit gewohnt die Kirche als die höchste Autorität, als die in Glaubenssachen unbedingt über den einzelnen gebietende und entscheidende Macht anzusehen. Die Kirche war vertreten durch die auf den Konzilien versammelten Bischöfe. Majoritätsbeschlüsse entschieden über alle Angelegenheiten des Kultus, der Lehre, der Verfassung, der Sitte. Als aber vollends im Laufe des Mittelalters das Papsttum sich zur absoluten Alleinherrschaft erhob, vereinigte es nach und nach die höchste Gewalt der Kirche in sich. Es schrieb sich das alleinige Recht zu, ein Konzil zu berufen, dasselbe nach seinem Willen zu leiten und sich dadurch auch die Herrschaft über die Bischöfe zu sichern. Es wahrte sich fernerhin das alleinige Recht, die heilige Schrift auszulegen, um jeden Widerspruch einzelner besonders Erleuchteter innerhalb der Kirche durch den Hinweis auf ein falsches Schriftverständnis niederschmettern zu können. Der Papst besass endlich kraft der unbedingten Herrschaft der Geistlichen über die Weltlichen, die sich auf den unvertilgbaren Stempel der Priesterweihe bei jedem einzelnen Priester stützte, als Stellvertreter Gottes auf Erden den Inbegriff aller Rechte und Vollmachten, auch im Gebiete des staatlichen Lebens.

Diesen Rechsstandpunkt hatte schon Aleander, der rührige Geschäftsträger des Papstes, auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 Luther gegenüber geltend gemacht. Luther hatte bei dem Religionsgespräch mit Eck auf der Pleissenburg zu Leipzig den frommen, vom Konstanzer Konzil verbrannten Hus Eck gegenüber in Schutz genommen und sich dann von der Autorität des allgemeinen Konzils auf Christum und sein Wort als die höchste Autorität in Glaubenssachen berufen. So glaubte denn Aleander von seinem mittelalterlich-katholischen Standpunkte mit ihm als mit einem erklärten Ketzer kurzen Prozess machen zu können. Luther aber protestierte, wie wir wissen, auf dem Reichstage vor Kaiser und Reich öffentlich gegen die höchste entscheidende Autorität des Papstes und der Konzilien und berief sich auf sein Gewissen als eine zwar

nicht untrügliche, aber allein durch das Wort Gottes in heiliger Schrift widerlegbare Autorität. Damit verwahrte er sich gegen die Vergewaltigung des Gewissens in Glaubensangelegenheiten durch irgend eine menschliche Autorität, selbst die des Papstes und der Konzilien.

Ähnlich verfährt nun auch die Minorität der evangelischen Stände und Fürsten in Speyer. Auf ein geschriebenes Recht kann sie sich nicht berufen, denn das geschichtlich überlieferte kanonische Recht spricht gegen sie. Aber sie beruft sich auf ein so zu sagen ungeschriebenes Recht in der Menschenbrust und erklärt als politische Körperschaft die Unverbindlichkeit der Majoritätsbeschlüsse des Reichstages, wie jeder anderen weltlichen Körperschaft, in Glaubenssachen, das heisst in Dingen, die Gottes Wort und das Heil der Seele betreffen.

Darin liegt ein Zwiefaches ausgesprochen: einmal: der Protest gegen die falsche Vermischung und Verquickung des Religiösen mit dem Politischen, der geistlichen und der weltlichen Dinge, wie sie das ganze Mittelalter kennzeichnet, und die Forderung, beides nach dem Grundsatz „Schiedlich, friedlich" reinlich auseinander zu halten. Sodann: das Recht der Minderheit und mithin jedes Einzelnen, welcher der Minderheit angehört, gegen diese falsche Vermischung nicht bloss Verwahrung einzulegen, sondern auch im einzelnen Falle seine eigene persönliche Ueberzeugung im Gegensatz zu der durch die Mehrheit vertretenen Gesamtheit zu wahren.

So radikal und revolutionär das vom Standpunkt des kanonischen Rechts erscheinen mag, so selbstverständlich erscheint es uns heutzutage, und zwar nicht bloss uns Protestanten. In jenen beiden weltgeschichtlich bedeutsamen Thatsachen, dem Protest Luthers in Worms und dem Protest der evangelischen Stände in Speyer, tritt zum ersten Male das Prinzip des Protestantismus in seiner unverhüllten Schärfe und Reinheit hervor, als das zugleich im germanischen Wesen tief begründete Recht der freien Persönlichkeit, in den höchsten persönlichen Angelegenheiten, denen des Glaubens und religiösen Gewissens, selbst zu entscheiden, und in Dingen, die das ewige Seelenheil betreffen, jeder menschlichen Autorität gegenüber sich das Recht der freien Prüfung zu wahren. Und dieses Recht ist ein unveräusserliches Recht der höheren Menschennatur, ein

Grundrecht des nach Gottes Bilde geschaffenen, mit Vernunft und freiem Willen begabten persönlichen Wesens. Denn, wie Luther in einer besonderen Schrift erörtert, es handelt sich hier um unser höchstes Gut, um Sein oder Nichtsein in der Ewigkeit, um Selig- oder Verdammtwerden, also um eine Existenzfrage im tiefsten Sinne des Wortes. Und die letzte Entscheidung über diese Frage ist lediglich in die Hand des einzelnen Menschen gelegt. Hier, sagt Luther, kann dir kein Papst, kein Heiliger helfen, hier tritt kein anderer für dich ein, du musst selbst wählen, du musst deiner Sache selbst persönlich gewiss sein. Für das Heil oder Unheil seiner Seele kann nur jeder selbst die Verantwortung tragen.

Wir sehen ein, dieser eine Grundsatz der freien Selbstentscheidung der einzelnen Persönlichkeit schliesst in sich auf geistigem Gebiete das Prinzip der freien Forschung, das Recht der Prüfung jeder Autorität und Überlieferung, und zwar zunächst in den Angelegenheiten, welche das Heil der Seele betreffen. Sodann das Prinzip der Selbstverantwortlichkeit des Gewissens, und wieder zunächst auf dem religiösen Gebiete. Aber von dem religiösen Gebiete wird dieses eine Prinzip dann angewandt auf das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung überhaupt und führt so zu der geschichtlichen und philosophischen Kritik; andererseits wird es angewandt auf das sittliche Gebiet und begründet das stete Ineinander von Recht und Pflicht im gesamten Bereich des sittlichen Lebens in der Gemeinschaft.

Aber mit diesen rein formalen Bestimmungen haben wir doch das Prinzip des Protestantismus noch bei weitem nicht in seiner Tiefe erfasst. Wie oft haben uns die Feinde von rechts und links geschmäht, weil sie bei dieser oberflächlichen Fassung stehen geblieben waren, und haben uns zugerufen: Wie darf ein einzelner es wagen, sich dem Willen der Gesamtheit zu widersetzen? Wie darf ein einzelner seine Ansichten der geheiligten Autorität bedeutender Geister aller Jahrhunderte entgegensetzen? Führt das nicht zum Subjektivismus; führt das nicht schliesslich zu ganz revolutionären Anschauungen, ja auf politischem und sozialem Gebiete zum Umsturz aller gegebenen Ordnung? Es scheint so, aber es ist nicht der Fall. Lassen wir uns nicht irre machen durch die Vorwürfe der

Vertreter einer falschen Autorität, der Ultramontanen, noch auch durch das Geschrei der Vertreter einer falschen Freiheit, der Radikalen. Wir haben es hier nicht mit den schlechten Auswüchsen zu thun, mit den Schlinggewächsen, die sich infolge des Missbrauchs des Prinzips an den Lebensbaum des Protestantismus angesetzt haben, sondern wir haben das Prinzip selbst in seiner Reinheit und Kraft zu erfassen. Alles freilich ist vermöge der menschlichen Sünde, infolge der Verkehrtheit des menschlichen Willens dem Missbrauch ausgesetzt. Aber der entsetzlichste Missbrauch der uns vom Schöpfer verliehenen Gabe schliesst den rechten Gebrauch nicht aus, sondern fordert ihn vielmehr. Der Protestantismus in seiner rechten und ursprünglichen Gestalt, wie er uns historisch gegeben ist — und mit dem allein haben wir es hier zu thun — hat sich unverworren und rein gehalten von jenen Auswüchsen und Missbräuchen einer von den religiösen und sittlichen Mächten losgelösten Freiheit und Ungebundenheit. Denn das selbstständige Urteil der freien Persönlichkeit ruht nach dem Vorbild des echten Protestantismus, wie es uns der Reformator Luther vor Augen stellt, durchaus auf der ernstesten und tiefsten religiösen und sittlichen Grundlage.

Die Sache verhält sich doch keineswegs so, wie es der Radikalismus uns so oft nach dem Vorgange der religiösen Aufklärung des 18. Jahrhunderts fälschlich einreden möchte, dass Luther an Stelle des Papstes und der Konzilien, der höchsten mittelalterlich-kirchlichen Autoritäten, sich selbst, seine eigene Vernunft und sein eigenes Gewissen, oder wohl gar seine eigene Privatreligion als unfehlbare Autorität gesetzt hätte. Luther war sehr weit entfernt von der Selbstherrlichkeit des italienischen Humanismus und der den Menschen vergötternden Renaissance; sehr weit entfernt von der Zweifelsucht des religiös-sittlich gleichgültigen Skeptikers Faust, der im eigenen Kraftgefühl eine Welt zertrümmert, ohne im Stande zu sein, sie wieder aufzubauen. Vielmehr war er im Grunde seines Herzens erfüllt von der echt deutschen Eigenschaft höchster Pietät und Treue gegen alles historisch Überlieferte, eine durch und durch konservative Natur im besten Sinne des Wortes. Luther war kein Freigeist; selbst zu Worms setzte er sich nicht leichtsinnig über Papst und Konzilien hinweg. Er

sagte nicht: Ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien, sondern ich glaube dem Papst und den Konzilien allein nicht, da sie sich oft geirrt und sich widersprochen haben. Er protestiert also nicht gegen diese Autoritäten, als gingen sie ihn nichts an, sondern er protestiert gegen diese Autoritäten als allein und endgiltig entscheidende und kann und will daher auch den von ihm geforderten unbedingten Widerruf nicht leisten.

Nein, die Reformation, wie sie sich in Luther darstellt, will den Menschen nicht frei machen von jeder Autorität und ihn auf sich selbst und seine eigene Vernunft und Kraft verweisen. Dann hätte sie der Menschheit wahrhaftig einen schlechten Dienst erwiesen und würde beschämt durch die besten und edelsten Männer der antiken Welt, welche durchaus getränkt sind mit religiösem und sittlichem Geiste und tief durchdrungen von der Abhängigkeit des Menschen von der Gottheit und seiner Gebundenheit an die höchsten ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust, das Sittengesetz. Die deutsche Reformation will vielmehr den Menschen von der falschen und angemassten Autorität zur wahren, gottgeordneten Autorität führen, von der falschen fleischlichen Freiheit des auf sich selbst gestellten Menschen zur wahren, in Gott gebundenen, religiös und sittlich wahrhaft befriedigenden Freiheit. Und sie thut das, indem sie das Gewissen des Menschen an Gottes Wort bindet, ihn zu der in der heiligen Schrift aufgezeichneten Heils-Offenbarung Gottes führt, damit er aus ihr Trost, Frieden und Freude, Kraft und Weisheit schöpfe für den inwendigen, zu Gottes Bilde geschaffenen Menschen.

Aber auch damit haben wir das Prinzip des Protestantismus, das eigentliche Wesen der Reformation noch keineswegs erschöpft. Es fragt sich, auf welchem Wege gelangt der Mensch dahin, die Kraft des göttlichen Wortes an seinem Herzen zu erfahren und das von Gott ihm dargebotene Heil sich innerlich persönlich anzueignen? Nicht auf dem Wege der blossen wissenschaftlichen Forschung, Prüfung und Untersuchung. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes und versteht nichts vom Worte Gottes. Nicht aus eigener Vernunft noch Kraft gelangt der Mensch zur wahren persönlichen Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott, sondern allein auf dem

Wege der Busse, d. h. der tiefen, aufrichtigen Erkenntnis und Empfindung seiner eigenen Schuld und seines tiefen sündlichen Verderbens, wie es ihm das Wort Gottes im Gesetz, der gebietende Wille des heiligen Gottes, vor Augen stellt, der ein reines Herz und völlige Liebe zu Gott und dem Nächsten fordert. Er gelangt dahin durch die Schrecken eines nach Heiligkeit aufrichtig ringenden Herzens und Gewissens hindurch auf dem Wege des Glaubens, das heisst der unbedingten vertrauensvollen Hingabe des Herzens und Willens und also des ganzen inwendigen Menschen, welche ihn zu dem Trost der sündenvergebenden Gnade und damit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes führt. Und wo Vergebung der Sünde ist, sagt Luther, da ist auch Leben und Seligkeit. So stellt es ihm das Wort Gottes mit seinen herrlichen Verheissungen vor Augen, die der Mensch im Glauben ergreift und sich persönlich zu eigen macht.

Das alles aber in echt christlicher Weise, nämlich vermittelt durch den, der gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Der Glaube, sagt Luther in einem Liede, sieht Jesum Christum an, der hat genug für uns all gethan, er ist der Mittler worden. Der Glaube, welcher das eigentlich schöpferische Lebensprinzip des Protestantismus ist, ist kein anderer als der echt christliche Glaube; er hat zum Inhalt und Gegenstand Jesum Christum, den Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit, den Gekreuzigten und Auferstandenen, der uns erlöset hat und sich selbst für uns dargegeben, der noch jetzt zu jedem einzelnen unter uns redet durch sein und seiner Apostel Wort als Gottes Wort, und sich allewege uns und allen, die das Evangelium hören, zum Heiland anbietet. In ihm allein und durch ihn haben wir einen gnädigen Gott, haben wir Gott zum Vater und werden als seine Kinder im Glauben froh und frei, so dass wir ihm als neue Menschen dienen können mit dem lebendigen Triebe der dankbaren Gegenliebe, einer Gegenliebe, die in selbstverleugnender Demut nicht das Ihre sucht, sondern das, was Gottes und der Brüder ist.

So hat es Luther selbst unter schweren inneren Kämpfen und Anfechtungen erfahren, das Geheimnis der Rechtfertigung

des sündigen Menschen vor Gott allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Jesu Christo. So hat er es später, als er innerlich zum Reformator vorbereitet war, der Welt verkündigt in seinen grossen reformatorischen Schriften auf Grund der heiligen Schrift Neuen Testaments, am schönsten in seiner herrlichen Schrift von der rechten Freiheit eines Christenmenschen, und das alles in einer echt deutschen, aus dem tiefsten Innern kommenden Sprache, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Dieser aus der Tiefe der Schrift geschöpfte und in schweren inneren Kämpfen für die Welt eroberte rechtfertigende Glaube an die Gnade Gottes in Christo, die den Menschen zum Kinde Gottes macht, das ist Kern und Stern des persönlichen Christentums und zugleich das Prinzip des deutschen evangelischen Protestantismus. Das ist die gewaltige Macht, welche mit allen ihren Nachwirkungen und Auswirkungen zusammengenommen, die Gestalt der Welt umgewandelt und auch eine neue Kultur heraufgeführt hat, die Kultur der Neuzeit. Mit Recht sagt daher Gustav Freitag, dass die neue Zeit sich aus den Klostergebeten des Augustiner-Mönches emporgerungen habe. Inwiefern dies der Fall ist, mit welchem Rechte wir behaupten dürfen, dass dieses Prinzip des Protestantismus zugleich der Ausgangspunkt und die Grundlage der Kultur der Neuzeit ist, wollen wir im Folgenden weiter sehen.

II.

Kultur ist die gemeinsame und geordnete Pflege aller den Fortschritt des Menschengeschlechts bedingenden Güter. Wir unterscheiden eine geistliche und eine weltliche Kultur. Unter der ersteren verstehen wir die Pflege und Förderung der auf das Verhältnis des Menschen zum Ewigen bezüglichen, also geistlichen oder religiös-sittlichen Güter, wie sie der Mensch in der Religion durch den Glauben empfängt und sich aneignet. In der weltlichen Kultur handelt es sich um die rechte Pflege aller der Güter, welche sich auf das Verhältnis des Menschen zur Natur und zu seinesgleichen erstrecken in Arbeit und Erholung, Kunst und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft.

Alle Kultur der Völker und der Menschheit zielt ab auf Bildung. Bildung ist der persönliche Anteil des einzelnen

Menschen oder auch einzelner Völker an der Kultur einer bestimmten Zeit. Jeder einzelne Gebildete ist wieder berufen zur thätigen Teilnahme an der auf den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts gerichteten gemeinsamen Kulturarbeit aller Völker. Wiederum entspringen die Normen und Regeln, die leitenden Grundsätze, die Richtlinien und Richtpunkte für die Kulturarbeit einer Zeit und grösserer Zeitperioden den erleuchteten Köpfen einzelner grossen Männer, welche, im vollen persönlichen Besitz der Bildung ihrer Zeit, zugleich berufen sind, die Menschheit an einem bestimmten Punkte ihrer Entwicklung oder auf einem bestimmten Gebiete über die Kultur der Zeit hinauszuführen und dadurch einen höheren Beitrag zur Gesamtkultur des Menschengeschlechts zu geben. Andrerseits giebt es Zeiten, in welchen der Menschengeist auf allen Gebieten des Lebens einen neuen Anstoss erfährt, wo die geistliche und die weltliche, die geistige und die materielle Kultur zugleich einen niegesehenen Aufschwung nimmt, wo neue Ideen auftauchen auf allen Gebieten, um das Menschengeschlecht auf Jahrhunderte hin zu beherrschen. Das sind die grossen schöpferischen Kulturperioden der Menschheit, und zu ihnen gehört in erster Linie nächst dem Eintritt des Christentums in die Welt die Zeit am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Eingeleitet durch bahnbrechende Erfindungen und Entdeckungen aller Art, durch gewaltige Bewegungen auf dem Gebiete des geistigen und litterarischen, des sittlich-sozialen, des kirchlichen und politischen Lebens, gelangt doch der dunkle Drang der Zeit erst zur Klarheit und Sicherheit, zum bewussten Handeln nach festen Grundsätzen durch die alles andere überragende Bewegung auf dem Gebiete des religiösen Lebens, durch die Reformation, weshalb man diese Zeit auch mit Recht die Zeit der Reformation genannt hat. Von dieser und von keiner anderen Bewegung, nicht von dem Humanismus und der Renaissance, jener grossartigen Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften nach dem Vorbilde der Alten, nicht von dem sozialpolitischen Gebiete aus, am wenigsten von der materiellen Kultur und den Kreisen der grossen Erfinder und Entdecker sind die schöpferischen Ideen zur Bildung einer Kultur der Neuzeit in Haus und Schule, Staat, Kirche und Gesellschaft ausgegangen.

Und hier ist es wieder eine einzige geniale und prophetische Persönlichkeit, welche dieser grossen Bewegung der Geister die feste Richtung auf das Ewige sichert und von dem beherrschenden religiösen Prinzip des Glaubens und zwar nicht des allgemeinen und unbestimmten, sondern des durchaus konkret durch die grossen Thatsachen und Wahrheiten der Heilsoffenbarung Gottes bestimmten christlichen Glaubens den fruchtbaren Anstoss zu den Kulturentwicklungen der Neuzeit giebt.

Nicht die an der Übermacht des Kaisers scheiternden politischen Freiheitsbestrebungen eines Hutten und Sickingen, welche doch im Grunde nur partikulare und egoistische Zwecke verfolgten, nicht die feine humanistische Lebensweisheit und ausgebreitete Gelehrsamkeit des charakterschwachen Erasmus und seiner Gesinnungsgenossen, welche in feiger Fahnenflucht die Sache des Evangeliums im Stiche liessen und zuletzt vor den Stürmen der Neuzeit auf den fetten Pfründen einst von ihnen geschmähter katholischen Prälaten einen Unterschlupf suchten, haben den Grund einer neuen Zeit gelegt. Allein Luthers Wort von der rechten Freiheit eines Christenmenschen war es, der sich in der Kraft des rechtfertigenden Glaubens frei weiss von aller menschlichen Autorität, und doch zugleich in der selbstverleugnenden Liebe jedermann dient, der da „im Glauben beständig über sich in Gott fährt und aus Gott wieder unter sich fährt in der Liebe, und doch immer in Gott bleibt und in göttlicher Liebe“; Luthers Predigt von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen und seinen herrlichen Rechten, aber auch von seinen heiligen Pflichten, — sie wars, die die Herrschaft des Papsttums und seiner Klerisei auf allen Gebieten brach, die Herzen und Geister im ganzen deutschen Lande froh und frei machte; sie hat die Wissenschaft und Kunst, den Staat und die Gesellschaft losgerissen von der knechtenden Vormundschaft einer Kirche, welche in die engen Grenzen einer vergangenen und absterbenden Zeitkultur gebannt ausser Stande war, sich selbst und anderen zu helfen. Und so allein wurde denn auch für die natürliche Entfaltung aller menschlichen Kräfte Raum geschafft.

Indem aber die Reformation Luthers die selbständige Entwicklung der weltlichen Kultur auf allen Gebieten des irdischen Lebens ermöglichte, sorgte sie zugleich dafür, dass dieselbe

sich von der geistlichen Kultur nicht losriss, sondern fortschreitend von ihr durchdrungen, vertieft und geheiligt werden konnte. Denn nicht die Trennung der geistlichen und weltlichen Lebensgebiete, wie sie uns zur tiefen Schädigung beider noch heute vielfach bei den romanischen, vom römischen Katholizismus beherrschten Völkern begegnet, ist das Ideal der wahrhaft germanischen und echt protestantischen Kultur, sondern eine harmonische Verbindung beider auf dem religiösen Grunde des Evangeliums. Und wiederum nicht eine Vermischung von Weltlichem und Geistlichem, wie sie bei den romanischen und slavischen Völkern ebenfalls unter dem Einfluss des griechischen oder des römischen Katholizismus waltet, sondern eine Würdigung der gesonderten, eigentümlichen Aufgaben der Kirche wie des Staates, der geistlichen und weltlichen Kultur, so dass beide in ihrer Selbständigkeit und in ihrer vollen, freien Entfaltung geachtet werden. Damit aber beweist der Protestantismus, insbesondere der deutsche Protestantismus, dem diese Verbindung, wie die klare Scheidung der beiden Kulturgebiete, und die selbständige Entwicklung derselben am besten gelungen ist, seinen echt christlichen und evangelischen Charakter. Das Wort des Heilandes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", ein Wort, das sich nicht bloss auf das Verhältnis von Staat und Kirche bezieht, sondern auf das richtige Verhältnis der beiden grossen Gebiete der gesamten geistlichen und weltlichen Kultur der Menschheit, — wir sehen es zuerst innerhalb des Protestantismus erfüllt. Und das Bildungsziel, welches er für den einzelnen Menschen aufstellt, ist das des weitestschauenden unter allen Aposteln, der das Wesen des Christentums nach seiner ganzen Weite und Tiefe am schärfsten und klarsten erfasst hat, das des Apostels Paulus, den sich die Reformation auch zum besonderen Vorbild nahm, nichts wahrhaft Menschliches und Irdisches von sich auszuschliessen, aber alles durch die höchste Beziehung auf Gott zu heiligen, — Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi. Und dass das nicht ein blosses Ideal geblieben ist, welches dem Protestantismus nur vorgeschwebt, sondern dass es auch annähernd und fortschreitend verwirklicht wird, das lehrt uns ein Blick auf die Kulturgeschichte der Neuzeit. Mit diesem echt evangelischen Charakter des Protestantismus und der durch ihn begründeten Kultur und

Bildung der Neuzeit verbindet sich bei uns zugleich der echt deutch-nationale Charakter, eine Volkstümlichkeit sondergleichen, und auch das ist auf die einzigartige wahrhaft populäre Persönlichkeit unsres Luther zurückzuführen. Ich will hier nicht das bekannte anerkennende Urteil Ranke's in dessen Geschichte der deutschen Reformation über Luther, noch auch das bekannte Wort des grössten katholischen Theologen der Neuzeit, Döllinger, in dessen epochemachender 1861 erschienenen Schrift „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“ über den grossen Reformator wiederholen, den er als den nationalen Propheten der Germanen bezeichnet. Aber einen höchst bedeutsamen Ausspruch des letztgenannten Mannes, der bekanntlich als Altkatholik im 91. Jahre seines Lebens gestorben ist, will ich mir nicht versagen, hier anzuführen. „Es hat nie einen Deutschen gegeben,“ sagt Döllinger in seiner sehr lesenswerten Schrift „Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ (1886), „der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfasst, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreissenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so dass selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.“

Dank der gewaltigen Persönlichkeit Luthers fand die Reformation schnell in ganz Deutschland Aufnahme, und die edelsten Geister auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst boten ihm ihre Dienste an. In Luther und Melanchthon stellt sich für alle Zeiten der Bund des evangelischen Glaubens und des echten Humanismus, der dem Evangelium nicht abgewandten, sondern ihm dienenden Wissenschaft dar. Da erblühte die

deutsche Schule, vor allem das deutsche Gymnasium, in deutschen Landen und sicherte die geistigen Errungenschaften der grossen Zeit für die Zukunft; von da an schreibt sich das enge Band zwischen christlicher und altklassischer Bildung, auf welcher der wissenschaftliche Ruhm Deutschlands, das geistige Übergewicht unsrer Nation in Europa beruht. Aus diesem Bunde entspriessen im Laufe der Jahrhunderte die herrlichen Blüthen und Früchte der klassischen Dichtkunst und Philosophie in der Blüthezeit unsrer neueren Litteratur, dieser Grundlegung zu einer Weltlitteratur. So wurden wir trotz der Schrekken und Greuel des 30jährigen Krieges das Volk universeller Wissenschaft und dann auch klassischer Kunst, und zwar nicht bloss auf dem Gebiete der geistlichen und weltlichen Dichtung, sondern selbst auf dem Gebiete der Malerei und Plastik, so dass wir wagen durften in Männern wie Overbeck, Schnorr und Cornelius, wie Rauch, Rietschel und Schaper mit den grössten Vertretern der italienischen Kunst des Cinquecento zu wetteifern.

Aber was ist das alles gegen die Kulturschöpfung des deutschen Hauses, insbesondere auch des evangelischen Pfarrhauses und jenes deutschen Familienlebens überhaupt, das Geistliches und Weltliches, Ernstes und Heiteres, Christliches und Menschliches in heiterer Geselligkeit wie in strenger Zucht harmonisch verbindet und ebenfalls auf kein geringeres Vorbild als das unseres grossen Reformators zurückzuführen ist? Was ist das alles gegen die grosse politische Schöpfung der protestantischen Kultur und Bildung, des auf die persönliche Verbindung echt evangelischer und echt deutscher Gesinnung, der deutschen Treue und Gewissenhaftigkeit, der protestantischen Ehrlichkeit und Gerechtigkeit gegründeten wahrhaft nationalen Hohenzollernstaates, wie er sich stützt nicht bloss auf die Lehre Luthers von der weltlichen Obrigkeit, von deren selbständigen Herrlichkeit als auch einer Schöpfung und Ordnung Gottes neben der Kirche und der Ehe und Familie, — sich stützt zugleich auf die klassischen Vorbilder grosser, vom Geiste des Protestantismus, wie von den Zielen und Aufgaben protestantischer Kultur ganz erfüllter und durchdrungener Fürsten; eine echt protestantische Schöpfung, der es dank der religiös-sittlichen und geistigen Macht des Protestantismus vergönnt war, sich an die

Spitze Deutschlands, ja Europas und der ganzen gebildeten Welt emporzuschwingen?

Kurz, der gesamte Kulturfortschritt der Neuzeit auf dem weltlichen Gebiete in Wissenschaft und Kunst, Staat und Gesellschaft, Handel und Wandel knüpft sich mit geringen Ausnahmen an protestantische Namen — Beweis genug, dass der Protestantismus die geistige Macht ist, welche die Gegenwart beherrscht. Aber auch in Hinsicht auf die sittliche Kultur steht der Protestantismus voran. Denn nach der Gerichts- und Moralstatistik der Gegenwart sind die germanischen Völker — und sie sind ja recht eigentlich die Träger des Protestantismus — und in konfessionell gemischten Gegenden die protestantischen Landstriche hinsichtlich des Prozentsatzes der Verbrechen und der Unsittlichkeit weit günstiger gestellt als die romanischen Völker und diejenigen deutschen Volksteile, welche im Katholizismus verharrt sind. Ähnlich verhält es sich sogar hinsichtlich der materiellen Kultur. Die protestantischen Gegenden zeichnen sich durchweg aus durch Wohlstand, Gewerbfleiss und Betriebsamkeit, wie denn auch die Bevölkerungsziffer bei den germanischen, insbesondere den protestantischen Völkern eine in weit höherem Prozentsatz aufsteigende, und der Katholizismus überhaupt in der Gegenwart um ein Drittel gegen den Protestantismus im Rückgang ist.

Vollends aber auf dem Gebiete der geistlichen, das religiöse und religiös-sittliche Leben betreffenden Kultur entfaltet der Protestantismus eine Macht, mit welcher der Katholizismus nicht im Entferntesten in die Schranken zu treten vermag. Es ist wahr, und wir wollen es gerne anerkennen, in den Werken der Humanität, der barmherzigen christlichen Nächstenliebe wetteifern beide Konfessionen miteinander um die Palme. Aber es scheint, dass selbst hier der Protestantismus in der Gegenwart infolge des bedeutenden Aufschwunges, den die Werke der inneren Mission seit Fliedners und Wicherns bahnbrechender Thätigkeit gewonnen haben, dem Katholizismus den Rang abläuft. Offenbar aber ist dies auf dem Gebiete der Heidenmission der Fall, wo der Protestantismus unter dem Vorgange Englands den Katholizismus weit hinter sich gelassen hat. Wenn auf allen diesen Gebieten der deutsche Katholizismus innerhalb der römischen Kirche verhältnismässig noch die rüh-

rigste Thätigkeit entwickelt, so ist dies auf den anregenden und befruchtenden Einfluss des deutschen Protestantismus zurückzuführen, wie denn auch wahrhaft deutsche Katholiken im Gegensatz zu dem völlig kraftlosen und verderbten romanischen Katholizismus ehrlich eingestehen: „Wir deutschen Katholiken sind halbe Protestanten.“ Männer wie Sailer, Diepenbrock, Wessenberg, die wir zu den frömmsten und geachtetsten Katholiken unseres Jahrhunderts rechnen, verdankten das Beste, was sie hatten, jene deutsch-protestantische Innerlichkeit und Sinnigkeit, der protestantischen Kultur, theils der geistlichen, theils der weltlichen. Andere hervorragende Katholiken dagegen von bedeutenderer Energie und mit freierem sittlichen wie wissenschaftlichen Urtheil haben sich in den Altkatholizismus geflüchtet, oder sind zum Protestantismus übergetreten, weil die allmählich auch im deutschen Katholizismus zur Herrschaft gelangte doppelte Buchführung des sittlich unlauteren Jesuitismus ihrem deutschen Gewissen widerstand und weil sie sich, und zwar gerade durch ihre edle, echt deutsch-religiöse und sittliche Gesinnung, in jener Kirche unmöglich gemacht hatten. Denn mit den Grundsätzen der römischen Kirche ist ein selbständiges Urteil in wissenschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht unvereinbar; sie fordert, zumal seit den Tagen der vollendeten Jesuitenherrschaft, der Encyklika und des Syllabus und des vatikanischen Konzils mit seiner päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung, blinde Unterwerfung unter den alleinigen Willen des unfehlbaren Papstes. Sie kennt oder duldet nicht den Begriff der freien, nur an Gott und sein Wort gebundenen Persönlichkeit; der Glaube, den sie fordert, ist nichts als unbedingte Unterwerfung unter das Dogma der Kirche; ihre im Grunde einzige Tugend ist der Gehorsam, aber nicht im evangelischen Sinne, der freie Gehorsam des Kindes Gottes, der aus der dankbaren Liebe gegen Gott entspringt; denn das unmittelbare persönliche Verhältnis zu Gott, aus welchem dieser Kindesgehorsam entspringt, darf der katholische Christ eben nicht besitzen. Der unbedingten Macht und Herrschaft des Priesters stetig unterworfen, bringt es der fromme Katholik nur zu dem Knechtesgehorsam gegen die unbedingt massgebende Autorität des Papstes, der an Stelle Gottes und Christi für das Heil der einzelnen Seele bürgt. Damit ist denn freilich jede selbständige

freie Regung des sittlichen und religiösen Gewissens des einzelnen Christen erstickt und an die Stelle des persönlichen Gewissens das Gesetz der Kirche und der gebietende Wille des Papstes getreten. Kein Wunder, dass es da zu einer selbständigen, harmonischen Entfaltung der religiösen, sittlichen und geistigen Kräfte des einzelnen als einer eigenartigen Persönlichkeit, zu dem, was wir Bildung im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes nennen, überhaupt nicht kommt.

Es leuchtet ein, wie für die Wissenschaft von diesem Standpunkte aus absolut nichts zu erwarten ist. Es behauptet daher der evangelische Protestantismus auch die unbedingte Herrschaft über die romanischen Länder, soweit sie katholisch sind, nicht bloss auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaft, sondern vor allem auf dem der Glaubenswissenschaft, der Theologie, und zwar gerade deshalb, weil der Protestantismus, wie von den praktischen Geistlichen, so vor allem von den Vertretern der christlichen Religionswissenschaft eine lebendige Berührung mit der gesamten, nicht bloss geistlichen, sondern auch weltlichen Kultur nach ihren bedeutendsten Erscheinungen fordert. Während der katholische Theologe sich auf ein kleines, ihm zugewiesenes Gebiet der Wissenschaft, das obenein oft ziemlich wertlos ist, beschränkt, und der vom protestantischen Geist durchwehten weltlichen Kultur grundsätzlich kritisch oder feindlich gegenübersteht, fehlt ihm in seiner wissenschaftlichen Vereinsamung und Verarmung jede innerliche Berührung mit dem fortschreitenden Geiste der Gegenwart. Und vollends hat ihn das Unfehlbarkeitsdogma mit seinen unseligen Konsequenzen nach vorwärts und rückwärts in eine sittlich höchst gefährliche schiefe Stellung zur gesamten kirchlichen Vergangenheit gebracht, und ihm alle Unbefangenheit des Urteils geraubt. Dürfen wir uns daher wundern, dass z. B. der Geschichtschreiber Janssen unter anderem dahin gekommen ist, die ganze bisherige Geschichte auf den Kopf zu stellen, und sich genötigt gesehen hat, den Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel" zur Rettung einer vor dem Forum der Wahrheit verlorenen Sache auch auf die Wissenschaft anzuwenden, also zu dem unlauteren Mittel einer systematischen Geschichtsfälschung zu greifen?

Welch ein anderes Bild gewährt dagegen die evangelische Theologie auch in ihrer vielgescholtenen Gegenwart. Welch freies, frisches, selbständiges Leben in steter Berührung mit allen Bildungselementen der Zeit auf dem Gebiete der Philosophie und Philologie, der Geschichts- und Naturforschung, wie mit den Erzeugnissen der klassischen Kunst! Welch eine interessante Entwicklung des Protestantismus selbst, durch die drei grossen Epochen des Orthodoxismus, des Pietismus und des Rationalismus hindurch, bis zu der in der Zeit der Befreiungskriege erfolgten Wiederbelebung des evangelisch christlichen Glaubens und der protestantischen Wissenschaft durch Männer wie Schleiermacher und Neander, durch Nitzsch und Dorner, durch Richard Rothe und Julius Müller, bis auf die neueste Phase der Theologie unter Ritschl und Harnack. Welch eine gewaltige selbständige Denkarbeit steckt doch in den Systemen dieser Männer, welch eine Fülle von Ideen und fruchtbaren Anregungen ist von ihnen ausgegangen! Gewiss gehts hier wie bei aller unvollkommenen menschlichen Entwicklung im Zickzack auf und nieder, und das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Aber immer gleicht doch die Entwicklung im Ganzen und Grossen einer aufsteigenden Linie, und die deutsche evangelische Theologie darf gegenwärtig den Vergleich mit keiner anderen Wissenschaft scheuen, weder mit der Naturwissenschaft noch mit der Geschichtswissenschaft. Dabei behält sie in ihren besten Trägern stets sichere Fühlung mit der Kirche und ihren praktischen Aufgaben. Da kann kein Riss aufkommen zwischen Wahrheit und Liebe, Wissen und Leben, Theorie und Praxis, wie er uns durchweg in romanischen und katholischen Ländern entgegentritt.

So grünt und blüht der Baum des Protestantismus auf allen Gebieten, auf dem Gebiete der geistlichen Kultur, in der Kirche und Theologie, wie auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaft. Welches katholisch-romanische Volk hat Männer, wie die von echt protestantischem Geist erfüllten Denker Leibniz, Lessing, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Ranke, Humboldt und Helmholtz, Dichter wie Goethe und Schiller hervorgebracht? Ihre Werke werden jetzt in der alten und neuen Welt, nicht bloss in der germanischen, sondern auch in der romanischen Völkerwelt gelesen; und überall, wo man sie stu-

diert, werden die Errungenschaften der deutschen Wissenschaft mit Begeisterung den Volksgenossen mitgeteilt. So sind unter den Italienern ein Raffaele Mariano, unter den Schweizern ein Alexander Vinet, unter den Franzosen ein Guizot, Pressensé und Adolf Monod, unter den Engländern ein Gladstone, unter den Dänen ein Martensen die Apostel und Dolmetscher der deutschen Wissenschaft unter ihren Landsleuten geworden. Und eben diese Männer sind unter ihren Landsleuten zugleich die Herolde einer über die engen Schranken eines bestimmten Volkes und einer Konfession erhabenen, echt christlichen wie allgemein menschlichen, ebenso freien und weitherzigen, wie echt religiös-sittlichen Bildung.

Das sind die Früchte der in der Reformation durch einen Luther und Melanchthon begründeten innigen und harmonischen Verbindung des evangelisch-christlichen Glaubens mit der an den unvergänglichen Vorbildern der antiken Klassiker und der Bibel gewonnenen wahrhaft humanistischen Wissenschaft; dies die Wurzeln jener echt evangelisch-protestantischen Kultur und Bildung, welche bestimmt war, die Neuzeit zu beherrschen.

III.

Und nun zum Letzten: Welches sind die Aufgaben, die der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit an die bewussten Träger dieser gewaltigsten geistigen Lebensmacht stellt?

Noblesse oblige, Adel verpflichtet! Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern. Wo ein hohes Recht ist, da sind auch nach gut protestantischen Grundsätzen hohe, heilige Pflichten zu erfüllen. Was Luther vom persönlichen Christentum des einzelnen sagt: Ein Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden, es ist hier nur ein Anheben und Zunehmen, nicht aber ein Fertigsein, das gilt vor allem vom Protestantismus. Nicht, dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, sagt der Apostel, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Jesu Christo ergriffen bin — das ist die Fortschrittslosung des Protestantismus. Denn er ist keine Mumie und will keine sein; er sucht sein Ziel nicht in der Wiederheraufführung und künst-

lichen Galvanisierung alter, abgestorbener Kulturzustände der Vergangenheit, wie etwa des Mittelalters, sondern wie er auf dem festen Boden der Gegenwart steht, so erkennt er sein Ziel in der Zukunft, in der zukünftigen, immer vollkommeneren Auswirkung und Durchführung seines Prinzips, in der immer lebendigeren Durchdringung des religiösen, des ethisch-sozialen und des intellektuellen Faktors der neuzeitlichen Kultur und Bildung; in der stets vollendeteren praktischen Verwirklichung und Darstellung dieser lebendigen Synthese, welche zugleich das Wesen einer echt christlichen und humanen Bildung ausmacht.

Und wenn der deutsch-evangelische Protestant sieht, dass diese heiligen Güter, auf deren rechte Würdigung und Verwertung die Wohlfahrt der einzelnen und der Völker beruht, an irgend einem Punkte bedroht sind, so tritt er, wie einst Luther in Worms, wie einst die evangelischen Fürsten und Stände in Speyer, mit seiner ganzen Persönlichkeit für diese Güter in die Schranken, um sie gegen die Angriffe der Feinde zu schützen. Aber er kämpft nicht mit den unlauteren Waffen persönlicher Verunglimpfung und Verleumdung, denn es ist ihm überall um die Sache zu thun, sondern mit den geistigen Waffen der Wahrheit und der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, ohne Menschenfurcht und ohne Menschengefälligkeit.

So handelt unser erlauchter Kaiser, wenn er sich in der ernsten Zeit schwerer sozialen Verwicklungen und Wirren an sein Volk wendet mit der Aufforderung zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung wider die Geister des Umsturzes.

Auf zuerst zum Kampf für die Religion! Dieses Wort gilt allen ernst und rechtlich denkenden Bürgern unseres Staates, ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Rang, Bildung, besondere Religion und Konfession.

Vor allem aber wendet sich der Kaiser an die, welche seines Glaubens sind, an die geistigen Nachkommen eines Luther und Melanchthon, die da wissen, was ihnen gegeben ist, und die sich ihrer hohen Aufgaben voll bewusst sind, an die Vertreter der protestantischen Kultur und Bildung der Neuzeit.

Er selbst, der Kaiser, weiss, an wen er glaubt, er ist kein schwankendes Rohr in schwerer Zeit, er ist ein Charakter. Er hat wiederholt öffentlich und unzweideutig seinen evan-

gelischen Glauben als echter Protestant bekannt. Wir brauchen nur zu denken an die feierliche Einweihung der Schlosskirche zu Wittenberg im Beisein der deutsch-evangelischen Fürsten und der gesamten Würdenträger des Reiches, und wieder kürzlich an die feierliche Abordnung seines erlauchten Bruders, des Prinzen Heinrich, nach Stockholm zur erhebenden dortigen Gustav-Adolf-Feier.

Aber wie er selbst sich seines evangelischen Glaubens mit seiner ganzen Familie nicht schämt, wie er ihn schirmt und hütet als seinen höchsten Schatz und als die feste Grundlage seines Thrones, so fordert er auch als „erster Diener" der evangelischen Kirche wie des auf dem Protestantismus ruhenden Staates, wie er sich in christlicher Demut und Bescheidenheit am liebsten nennt, von seinen Glaubensgenossen ein lebendiges und thatkräftiges Eintreten für die höchsten Güter, in einer Zeit, wo so viele gleichgültige Protestanten ihren höchsten Schatz für ein Linsengericht verkaufen und der Kirche den Rücken wenden; in einer Zeit, wo die von falschen Propheten des Atheismus verführten Massen des Volkes im Elend dahinschmachten und in der Irre einhergehen ohne Gott und sein Wort, ohne Glauben und ohne Hoffnung.

Darum auf zum Kampf für die Religion! Den Gleichgültigen aber unter unseren Gebildeten, welche über dem mächtigen Aufschwung der weltlichen Kultur, deren sich unsere Zeit erfreut, deren Quelle vergessen, welche die Segnungen der Reformation und das Prinzip des Protestantismus nicht kennen und über den herrlichen Wirkungen die noch herrlicheren Ursachen verachten, empfehlen wir Goethes Wort, das er nicht lange vor seinem Tode zu Eckermann gesprochen und allen Freunden der weltlichen Kultur und Bildung als Vermächtnis hinterlassen hat:

„Wir Protestanten wissen oft gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen." Und denen, welche heutzutage geneigt sind, das Christentum für einen „überwundenen Standpunkt" zu erklären und dafür die Schätze der weltlichen Kultur ein-

zutauschen, bemerkt der Altmeister warnend: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen." Wir Protestanten aber haben eine grosse Kulturmission auf sittlichem Gebiete zu erfüllen: „Je tüchtiger", sagt er, „wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden grossen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, dass endlich alles nur eins ist." „Denn," fügt er hinzu, „sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch gross und frei fühlen. Zuletzt werden wir doch alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen."

Also vorwärts, ruft uns auch Goethe zu, der grosse Heros und Genius der weltlichen Kultur und Bildung der Gegenwart, vorwärts im „praktischen Christentum" der echten Gesinnung und der Nächstenliebe, die sich auch des Schwachen und Verlorenen thatkräftig annimmt, wie es ein Kaiser Wilhelm I. und der grosse Reichskanzler Fürst Bismarck zuerst als Losungswort zur praktischen Lösung der sozialen Frage ausgegeben haben, und wie es gegenwärtig unser Kaiser übt und von uns allen erwartet zur Heilung der tiefen Schäden unserer Zeit. Aber auch auf zum Kampf für die Religion, für den Glauben, welcher die rechte Quelle jener thätigen Nächstenliebe ist und sich im praktischen Christentum bewährt und wirksam erweist.

Und endlich auch auf zum Kampf für Sitte und Ordnung! Es ist ein herrliches Ding um die Ordnungen und Gesetze des Staates, sie sind nötig und heilsam als Schutz und Bedingung irdischer Freiheit und Wohlfahrt. Aber mehr noch als die besten Gesetze helfen im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft gute Sitten. „Nur allein durch seine Sitte" kann der Mensch „frei und mächtig sein!" Aber gute Sitten wachsen als Früchte an dem Baum der rechten Sittlichkeit, der sittlich

guten Gesinnung. Darum heisst es: Setzet einen guten Baum, so wird die Frucht gut. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Überall entscheidet im äussern Leben die Persönlichkeit. Fehlen uns die rechten Personen, die festen Charaktere, die erziehend, leitend, schirmend eintreten für gute Zucht, Ordnung und Sitte in Haus, Schule und Staat, so fehlt uns das Beste. Wie aber erhalten wir die rechten Personen und wie werden wir selbst rechte Persönlichkeiten? Wie werden wir tüchtig, um bildend und erziehend, helfend und rettend, schützend und schirmend auf unsere Umgebung einzuwirken und, wenn auch nicht grosse Thaten zu thun, so doch unsern kleinen bescheidenen Beitrag zu geben zur Lösung der grossen Kulturaufgabe der Gegenwart, in aller Liebe und Treue, in aller Demut und Geduld, mit allem Eifer und Fleiss? —

Es giebt nur einen einzigen Weg: dazu führt uns nur jener rechtfertigende Glaube des Kindes Gottes, welcher seines eigenen Heiles gewiss, den inneren Drang und die Kraft besitzt, den ganzen Umkreis weltlicher Kultur und Bildung auf das höchste Ziel der Gemeinschaft mit Gott zu beziehen und das Kleinste wie das Grösste zu weihen und zu heiligen als Mittel zum höchsten Zwecke, dem Reiche Gottes auf Erden. Das ist aber das Princip jenes echten evangelischen Protestantismus, dem die Kultur der Neuzeit ihr Bestes verdankt und welchem — trotz alledem, was sich entgegensetzt, — die Zukunft gehört. Darum auf in diesem Sinne zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung!

Hochverehrte Festversammlung! Der König rief, und alle, alle kamen. So hiess es einst in der Zeit schwerer äusserer Bedrängnis und Not unseres Volkes. Auch uns hat der Kaiser gerufen, wenn auch zu einem ganz andern Kampf mit andern Mitteln. Möchte keiner von uns zurückbleiben, und möchte es ihm durch Gottes Gnade und durch thatkräftige Mithilfe seines Volkes gelingen, diesen Kampf zum Siege hinauszuführen zum Heile des Vaterlandes. Gott möge ihm dazu Kraft, Weisheit und Geduld verleihen, Gott segne ihn mit seinem ganzen Hause.

Heidnische Kultusstätten
in Thüringen.

Vortrag

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 20. März 1895

von

Dr. Zschiesche,
pr. Arzt.



Die Meinungen über Kultusstätten der heidnischen Vorzeit sind geteilt. Während die Einen leichter geneigt sind, gewisse Örtlichkeiten als Stätten der alten Götterverehrung anzuerkennen, mahnen andere — und mit Recht — zur Vorsicht, gehen aber in ihrem Skeptizismus wo möglich so weit, urkundlich beglaubigte Nachrichten zu verlangen. Einer solchen Anforderung können wir nicht entsprechen, positive Beweise werden sich wohl nur in seltenen Fällen beibringen lassen. Auch für unser Thüringen bin ich nicht imstande, Ihnen auch nur eine einzige sicher bezeugte derartige Örtlichkeit zu nennen, denn die Angaben der mittelalterlichen Chronisten verdienen wenig Glauben, wenn auch ein Körnchen Wahres bisweilen in ihren Erzählungen enthalten sein mag. Fehlt es somit an historischen Belegen, so mangelt es doch nicht an zahlreichen anderen Zeichen, aus denen wir mit mehr oder minder grosser, bisweilen an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine Kultusstätte aus der germanischen Vorzeit — und nur von dieser spreche ich — nachweisen können. Betreffs des Wortes Kultusstätte möchte ich jedoch vorweg bemerken, dass dasselbe nicht bei allen den unten aufgeführten Orten in strengem Sinne zu nehmen ist, dass vielmehr manche Berge z. B. auch als Wohnsitze der Götter gedacht, manche Stätten nur im allgemeinen als heilige bezeichnet werden können, besonders wenn von den erforderlichen Merkmalen nur gewisse vorhanden sind. Die Erörterung dieser Merkmale muss aber unsere nächste Aufgabe sein, damit Sie selbst in der Lage sind, sich ein Urteil über deren Bedeutung zu bilden.

Tacitus, unser hauptsächlichster Gewährsmann über das älteste Leben unserer Vorfahren, erzählt in der Germania, die am Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung abgefasst ist, dass die alten Deutschen es für unverträglich mit der Grösse der Himmlischen gehalten hätten, die Götter in Tempel-

wände *) einzuschliessen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden. Wälder und Haine hätten sie ihnen geweiht. Solcher heiliger Haine erwähnt Tacitus mehrere, z. B. den Semnonen-Wald, den Hain der Nerthus und den Hain bei den Naharvalern. Hier standen die Altäre und hingen die Schädel der geopferten Pferde an den Bäumen, hier wurden die heiligen Geräte, sowie in Friedenszeiten die kriegerischen Feldzeichen, auch die erbeuteten, aufbewahrt, und die Tier- und Menschenopfer dargebracht; hier wurden von Gemeinde wegen Pferde gehalten, schneeweiss und nie von irdischer Arbeit berührt, die vor den heiligen Wagen gespannt wurden und aus deren Wiehern und Schnauben die Priester weissagten; hier wurden Feste gefeiert, Volksversammlungen und Gericht abgehalten. Niemand durfte, wie wir aus späteren Quellen **) wissen, solche Orte bei hoher Strafe verletzen, entweihen oder gar berauben. In ihnen hörte aller Streit auf, es herrschte Gottesfrieden. Ausser diesen Hainen mögen auch wohl noch einzelne Bäume, Quellen und Teiche, Felsen u. s. w. als heilig verehrt worden sein. Dieser anfangs einfache Kultus der Germanen veränderte sich aber im Laufe der Jahrhunderte durch die fortschreitende Kultur und die andauernde Berührung mit den Römern mehr und mehr, und die christlichen Bekehrer der späteren Zeit fanden, wie uns zahlreiche Zeugnisse bekunden, einen ausgebildeten Kultus mit Tempeln, Götzenbildern, Priestern u. s. w. vor. Tacitus sagt uns nicht, ob die heiligen Stätten in den Hainen durch Baumhecken, Wälle, Gräben, Steinsetzungen oder dergleichen von der profanen Umgebung geschieden waren. Doch darf man dies wohl annehmen, für die spätere Zeit wenigstens ist es gewiss. Die Irminsäule z. B. stand in einem Ringwalle der Iburg bei Driburg, deren Reste noch deutlich zu erkennen sind ***); in der Kirchengeschichte des Beda

---

*) Doch erwähnt Tacitus z. B. das templum Tanfanae.

**) Lex Frision. Tit. XII de honore templorum. Qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in sabuso, quod accessus maris operire solet, finduntur aures ejus et castratur et immolatur deis, quorum templa violavit.

***) Hölzermann: Die Kriege der Römer und Franken etc. S. 90; Dr. Giefers: Die Iburg bei Driburg. Paderborn 1866.

venerabilis *) werden Einfriedigungen der Altäre und Heiligtümer der Götzen (der Angelsachsen) erwähnt, welche zerstört wurden; Hunibald **) erzählt von einem templum Jovis magnum atque fortissimum in der Stadt Neomagus; in Island standen die heidnischen Tempel meist innerhalb von Umwallungen, wie aus dem Bericht eines Isländer Altertumsforschers ***) hervorgeht. Ebenso waren die allerdings wendischen Tempel in Arkona †) und Carentia (Garz) auf Rügen, die erst in historischer Zeit (1168) zerstört wurden, von festen Wällen umgeben, die jetzt noch zu sehen sind; die Rosstrappe im Harz, zweifellos einst ein Heiligtum des Wodan, ist von einem mächtigen Walle umzogen u. s. w. Auch in unserem Thüringen finden wir die meisten Orte, in denen wir Kultusstätten zu erkennen glauben, umwallt. Meist liegen sie auf hochgelegenen Punkten, die eine weite Aussicht gewähren. Diese Werke sind bisweilen von einer staunenerregenden Grossartigkeit und umfassen einen Raum, der in einzelnen Fällen bis 100 Morgen beträgt. Solche umfangreiche Wallburgen waren zunächst wohl nicht zu Kultuszwecken erbaut, vielmehr dienten sie in erster Linie als feste Zufluchtsstätten in Zeiten der Not und Gefahr, wo die Anwohner sich und ihre Habe, besonders auch das Vieh, bargen. Aber es erscheint nur natürlich, dass man in diese Festen auch die heiligen Stätten mit ihren Heiligtümern verlegte, die hier am besten gesichert waren.

Befestigte Kirchen treffen wir auch in späterer Zeit häufig an. In den heissen Kämpfen der Friesen um ihre Unabhängigkeit gegen die bremischen Erzbischöfe war, wenn alles sonst verloren, die auf der höchsten Wurt des Dorfes gelegene feste Kirche mit ihrem umwallten Kirchhofe nicht selten der letzte Hort der bedrängten Freiheit ††). In der Pfalz, in Rheinhessen u. s. w. findet man allenthalben befestigte Kirchhöfe, die Cita-

---

*) Beda vener. hist. eccl. II, 13: Arae et fana idolorum cum omnibus septis, quibus erant circumdatae.

**) Hunibald: De origine regum et gentis Francorum.

***) Verhandl. der Berl. Ethnol. Ges. 1894. Auszugsweiser Bericht über die Forschungen des Isländer Sigurdur Vigfusson.

†) s. Saxo Grammaticus.

††) Allmers, Marschenbuch.

dellen der Dörfer, um die manche Kämpfe getobt haben *), und für andere Gegenden würde sich wohl das Gleiche nachweisen lassen. Innerhalb dieser Umwallungen werden die Tempel und sonstigen Gebäude für die Priester u. s. w., die Opfersteine und die Götterbilder aus Holz, Stein und Metall gestanden haben **). Unter den Tempeln dürfen wir uns freilich keine monumentalen Steinbauten, sondern nur Gebäude von Holz und Lehm, wie damals üblich, vorstellen. Bei der Vergänglichkeit dieses Materials werden wir nicht erwarten können, grössere Reste dieser Baulichkeiten noch vorzufinden, selbst wenn die Bekehrer die Tempel geschont hätten, um christliche Kirchen daraus zu machen, wie es bisweilen geschah. Stücke des Lehmbewurfs der Häuser mit den Abdrücken des Flechtwerkes, wie man solche auch in prähistorischen Herdgruben findet, sind die einzigen Spuren, die man auf solche Bauwerke vielleicht beziehen könnte, doch können dieselben natürlich eben so gut von Profanbauten herrühren.

Die Götzenbilder und Altäre wurden leider in allen Fällen schonungslos zerstört oder in das Wasser versenkt, die heiligen Bäume gefällt, wie wir aus den Lebensbeschreibungen der Bekehrer wissen ***). Grössere Götterbilder sind daher auch

---

*) Orts- und Landesbefestigungen des Mittelalters von Wörner und Heckmann. Mainz 1884.

**) Tempel, Altäre und Götzenbilder werden häufig erwähnt. In der Kirchengeschichte des Beda ven. werden arae et fanae genannt; im indiculus superstitionum et paganiarum handelt Abschnitt 4 de casulis, id est fanis, Abschn. 7 de his quae faciunt super petras (Felsaltäre); im Frisischen Gesetz Tit. 12 de honore templorum, Hunibald l. c. nennt ein templum Jovis; in dem Leben des h. Gallus (Kap. 7) lesen wir, dass derselbe 3 eherne und vergoldete Götzenbilder an den Felsen zerschmetterte und in die Tiefe des Sees schleuderte; Gregor von Tours (hist. Franc. II. 29) lässt die Gemahlin Chlodwigs zu dem Letzteren sprechen: nihil sunt dii, quos colitis, qui neque sibi, neque aliis poterunt subvenire: sunt enim aut ex lapide, aut ex ligno, aut ex metallo aliquo sculpti; im indic. sup. et pag. handelt N. 28 de simulacro, quod per campos portant; im Haupthofe des Tempels in Upsala waren die Götter Odin, Thor und Freyr auf das prächtigste zu schauen; im Leben des h. Columban (Cap. X.) lesen wir von einer Menge steinerner Götzenbilder im Wasgau-Walde; in Wilibalds Leben des h. Bonifatius Cap. 6 u. 8 von Götzenbildern u. s. w.

***) Wilibalds Leben des h. Bonifatius Kap. 6 (Fällen der h. Eiche bei Geismar) und Kap. 35; Leben des h. Gallus Kap. 5 u. 7; Frank-

meines Wissens nicht erhalten — der fabelhafte auf der Rothenburg gefundene Püsterich ist kein solches — und von den kleinen bronzenen und tönernen Idolen, die man bisweilen antrifft, ist es zweifelhaft, ob sie den Germanen oder Slaven zuzuschreiben sind. Jedenfalls könnten sie ihrer Kleinheit wegen nur als Hausgötter gelten. Auch von den Altären, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sind uns nur wenige überkommen, meist solche, die aus grossen natürlichen Felsen, deren Zerstörung nicht so leicht war, bestanden. So kenne ich in der Nähe meiner Heimat Halberstadt zwei Sandsteinfelsen, die durch ihre Beschaffenheit, die Funde in ihrer unmittelbaren Umgebung und andere Umstände als heidnische Altäre zu deuten sind, nämlich den gläsernen Mönch und die Ueckenburg im Osterholz unweit der Bocksberge; auch der bekannte Rosstrappefelsen im Harz dürfte hierher zu rechnen sein. In Thüringen sind als Felsaltäre anzusprechen unter anderen der Wolfstisch im Eichsfelde und eine leider zerstörte Steinplatte auf dem Bonifatiusberge bei Harras. Über diese beiden Orte werden wir weiter unten noch näher sprechen. Sind wir somit nur selten in der Lage, die eben erwähnten wichtigen Merkmale einer Kultusstätte anzutreffen, so müssen wir mit um so grösserer Sorgfalt unser Augenmerk auf noch andere Funde lenken. Zwar ist die Zeit vorbei, wo man aus jeder Asche- und Kohleschicht mit Topfscherben und Tierknochen einen Opferplatz konstruierte, dennoch aber sind diese Dinge in Verbindung mit anderen Merkmalen natürlich von Wichtigkeit. Was besonders die Topfscherben und Tierknochen anbelangt, so können dieselben selbstverständlich auch von der zeitweisen Benutzung der Wallburgen als Zufluchtsstätten herrühren. Finden wir aber, wie z. B. auf dem Frauenberge bei Sondershausen, unter und an den Grundmauern einer christlichen Kapelle eine derartige Schicht von Asche, Scherben u. s. w., so bekommt der Fund eine ganz andere Bedeutung, denn das Vorhandensein einer Kapelle an solcher Stätte ist ein wichtiger

---

furter Konzil vom Jahre 793, de arboribus et lucis destruendis canonica autoritas observanda est; Concil. Nannet. can. 20; der h. Burkhard Bischof von Würzburg forderte die Priester seiner Diöcese auf, die heidnischen Tempel zu zerstören (Klemm, Handbuch d. germ. Alt. S. 340); Brief Gregors an den Abt Mellitus im Jahre 601 im Eingange (s. unten) u. s. w.

Fingerzeig, wie wir gleich sehen werden. Zu bemerken ist ferner, dass es wahrscheinlich Sitte war, die beim Opfermahle gebrauchten Gefässe zu zertrümmern, um einer Profanierung derselben durch anderweitige Benutzung vorzubeugen. Auf diese Weise erklärt man auch in Totenhügeln das häufige Vorkommen der zahlreichen zerstreuten Scherben, die von absichtlich zertrümmerten Gefässen herrühren. Bis in die Neuzeit hat sich der Brauch, bei besonderen Gelegenheiten die Becher nach dem Trunke zu zerschellen, erhalten. Dass bei den Opferfesten fleissig geschmaust und auch gezecht wurde, wissen wir. So traf der heilige Columban *) einmal die Sueven, wie sie ein heidnisches Opfer zu Ehren des Wodan begehen wollten. Sie hatten ein grosses Gefäss, eine cupa (Kufe), das ungefähr 20 Eimer hielt, mit Bier gefüllt und in ihre Mitte gesetzt. Der heilige Mann, empört über das scheussliche Werk, blies das Fass an, so dass es mit Gekrach in Stücke sprang und das Bier herausströmte. Die armen Sueven kamen auf diese Weise um ihren Feiertagstrunk, aber das Kraftstück flösste ihnen solche Bewunderung ein, dass sich viele taufen liessen.

Wichtig für den Nachweis einer heiligen Stätte ist weiter das Vorkommen von Gräbern, die man häufig sowohl innerhalb der Umwallungen oder in unmittelbarer Nähe derselben antrifft. Bis in unsere Zeit hinein hat sich ja der Brauch erhalten, die Begräbnisstätten in der Nähe der Kirchen anzulegen und hervorragende Personen in der Kirche selbst zu beerdigen.

Es wurde oben schon erwähnt, dass die christlichen Bekehrer die heidnischen Tempel nicht immer, wie ihnen der heilige Bischoff Burkhardt riet, vernichteten, sondern dieselben in christliche Kirchen umwandelten. Ein ebenso wichtiges als interessantes Dokument dafür ist uns ein Brief, den der Papst Gregor im Jahre 601 an den Abt Mellitus schrieb, welcher zur Unterstützung des Bischofs Augustin zu den Angeln gesandt war. Die betreffende Stelle des Schreibens, das in der Kirchengeschichte des Beda vener. zu finden ist, lautet also: Man soll die heidnischen Tempel desselben Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder in denselben, dann soll

*) Leben des Abtes Columban Kap. 27.

man diese Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen; denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so dass, wenn das Volk seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einfindet. Und weil sie viele Ochsen zu Ehren der Dämonen zu schlachten gewöhnt sind, soll auch dies in eine Art Fest verwandelt werden: am Tage der Weihe oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen herum, die aus jenen Tempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und ein wirkliches Fest begehen. Dann opfern sie nicht mehr dem Teufel die Ochsen, sondern töten die Tiere bei ihrem Schmause Gott zu Ehren, denn wenn ihnen äusserlich einige Freuden zugestanden werden, so werden sie sich zu den innerlichen Freuden leichter gewöhnen." Wir erkennen auch aus diesem Briefe die Klugheit mancher Bekehrer; man vermied die Entweihung der altheiligen Stellen, knüpfte die neue Art des Gottesdienstes an sie an und pfropfte gleichsam das Christentum auf das Heidentum auf. Es lassen sich zahlreiche Beläge dafür anführen. Willibald erzählt uns im Leben des heiligen Bonifatius *) dass der letztere aus dem Holze der gefällten Donars-Eiche bei Geismar an derselben Stelle ein Bethaus baute und dem Apostel Petrus weihte. Nach der Zerstörung der schon oben erwähnten Tempel zu Arkona, wo die Kolossal-Statue des Swantewit stand, und Carentia durch die Dänen im Jahre 1168 wurden sofort daselbst christliche Kapellen errichtet, wie uns Saxo Grammaticus, ein Augenzeuge dieser Vorgänge, berichtet. Noch jetzt stehen die Kirchen mancher Ortschaften innerhalb alter Ringwälle, z. B. in dem uns benachbarten Möbisburg und in vielen anderen Fällen lässt sich das frühere Vorhandensein nachweisen. Der gelungene Nachweis aber muss nach den obigen Ausführungen als ein fast sicheres Zeugnis für die frühere religiöse Bedeutung und Bestimmung einer solchen Stätte angesehen werden, besonders wenn noch andere gleich zu erwähnende Umstände hinzukommen.

*) Cap. 23.

An solchen heiligen Orten wurden die grossen heidnischen Feste gefeiert, wurden Volksversammlungen und Gericht abgehalten. Anklänge an diese Zusammenkünfte erkennen wir noch jetzt in manchem alten Herkommen und Gebrauche. Bis auf den heutigen Tag strömen nach mancher alten sagenumwobenen Wallburg, die ehedem ein Heiligtum barg, die Bewohner der umliegenden Dörfer an bestimmten Tagen, meist Ostern, Himmelfahrt oder Pfingsten, zusammen, um hier bei Schmausen, Trinken und Tanzen bis zum Abend fröhlich zu sein. Ich erwähne beispielsweise die Wöbelsburg bei Hainrode, den Frauenberg bei Sondershausen, den Questenberg, die Helbeburg, die Hasenburg. Noch heute lodern auf mancher altheiligen Stätte die Oster- und Johannisfeuer wie schon vor tausend Jahren. Nicht wenige solcher Opferplätze wurden im Mittelalter zu christlichen Wallfahrtsorten, z. B. die Burgkapelle auf dem Kyffhäuser, und sie mögen wohl auch im Ganzen, wie Dr. Klemm *) sagt, das Ansehen jener einzeln gelegenen Wallfahrtsorte gehabt haben, die man noch jetzt hin und wieder in den katholischen Ländern antrifft, wie denn selbst das Wort Wallfahrt aus der dem Heidentum nahe stehenden Zeit stammen mag.

Das Gericht war den Germanen heilig und so ist es natürlich, das es an heiliger Stätte gehegt wurde. So war es auch noch später in christlicher Zeit, wo der Kirchhof oder die Kirche vielfach der Gerichtsplatz war **), z. B. in Rheinhessen und sächsischen Dörfern. Karl der Grosse verbot an diesen Stätten Gericht zu halten. Die Tretenburg z. B. im Unstrutriet bei Gebesee, ein alter Kultusplatz, über den wir noch sprechen werden, war bis in das Mittelalter hinein sowohl der Sitz des höchsten Landgerichts, als auch, jedenfalls von uralten Zeiten her, der Versammlungsort der Thüringer. Dr. Rackwitz in den Beiträgen zur Volkskunde Thüringens ***) sagt: „Eigentümlich ist es, dass überall da im Helmegau, wo ein grosser Dingplatz sich befindet, auch eine alte sagenumwebte Kultusstätte

---

*) Handbuch der germanischen Altertumskunde.

**) Orts- und Landesbefestigungen des Mittelalters mit Rücksicht auf Hessen von Wörner und Heckmann: Klemm, S. 218 in sächsischen Dörfern.

***) Mitteilungen des Vereins für Erdkunde 1884.

ist, und dass sich die Kirche hinwiederum bewogen fühlte, gerade dahin ein christliches Heiligtum mit einem Erzpriester an der Spitze zu pflanzen (oft sind noch heute die Sitze der Erzpriester Superintendenturen)."

Von grosser Bedeutung sind ferner die Sagen, die mehr oder minder zahlreich sich fast immer an solche heiligen Orte knüpfen und oft in beinahe gleichlautender Form sich wiederholen. Ich führe als Beispiel nur die Sage von dem im Berge verzauberten und schlafenden Helden an. Ihre mythologische Deutung vermag uns nicht selten manche wertvolle Aufklärung zu geben, besonders wenn es sich um Feststellung der betreffenden Gottheit handelt. Dabei spielen auch die Namen der uns beschäftigenden Örtlichkeiten eine wichtige Rolle. Bezeichnungen wie Donnershauck, Wodansberg, Hollenteich, heiliger Berg, Himmelsberg u. s. w. weisen uns auf zum Teil sehr deutliche Spuren, die wir weiter verfolgen müssen. Doch ist bei den Namen auch einige Vorsicht geboten. So dürfen z. B. nicht alle Osterberge, Osterhaine auf die Ostara bezogen werden. Sehr wichtig ist endlich in dieser Beziehung noch die Kenntnis der Namen derjenigen Heiligen, denen die auf solchen alten Kultusstätten erbauten Kapellen geweiht waren. Bekanntlich traten bei der Christianisierung an die Stelle der alten Götter bestimmte Heilige, auf die manche Eigenschaften und Attribute der ersteren übergingen. So vertritt Martin den Wodan, Petrus den Donar, die Jungfrau Maria die Göttinnen, speziell die Freia. Doch ist zu bemerken, dass die Götter, besonders Wodan und Donar, auch zu Teufeln und die Göttinnen zu Teufelinnen wurden. Somit sind auch Namen wie Petersberg, Martinskirche, Teufelsburg u. s. w. beachtenswert. Bei der Besprechung der einzelnen Kultusstätten wird sich Gelegenheit bieten, auf diese Verhältnisse, soweit es nötig ist, näher einzugehen.

Je mehr von den eben besprochenen Merkmalen — also Umwallung, gewisse Funde, eigentümlich gekennzeichnete Steinplatten oder Felsen, Grabstätten, Kapellen, Dingplätze, Wallfahrtsorte, alte Gebräuche, bestimmte Sagen, besondere Namen — wir an einem Orte vereinigt finden, um so bestimmter werden wir ein heidnisches Heiligtum in demselben erkennen.

Die nun folgende Aufzählung und Beschreibung von Kultusstätten in Thüringen erhebt auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wir beschränken uns auf den nördlichen und mittleren Teil und werden auch nur diejenigen Örtlichkeiten ausführlicher behandeln, deren Beziehungen zum Heidentum uns sicherer erscheinen oder die sonst ein erhöhtes Interesse beanspruchen, die anderen nur flüchtig berühren.

Als vornehmster Gott der Germanen gilt im allgemeinen Wodan und es ist daher billig, mit seinen Heiligtümern zu beginnen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um eine nach ihm genannte Stätte anzutreffen. Etwa zwei Stunden östlich von Erfurt erhebt sich bei dem gleichnamigen Dorfe der Utzberg. Das Dorf und somit auch der Berg hiess aber früher urkundlich Utensberg, Wothensberc *). Spuren von Umwallungen oder dergleichen sind nicht vorhanden, auch von Sagen, die sich an den Berg selbst knüpfen, ist mir nichts bekannt. Doch hat sich in der dortigen Gegend eine Erinnerung an die Schlacht auf dem Walserfelde erhalten. Bei Nohra, unweit des Utzberges, soll einst jene grosse Schlacht geschlagen werden, in welcher die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vernichtet werden soll. Da wird so viel Blut vergossen werden, dass es den Rossen bis an den Bauch geht und an den zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennholz haben **). Ich will dabei erwähnen, dass früher südlich von Hemmleben an der Schmücke ebenfalls ein Dorf Utzberg oder Utenberg gelegen hat (schon seit 1500 wüst). Dicht dabei liegt der Seegelsberg, der ehedem umwallt war und eine Kapelle getragen haben soll. Vorgeschichtliche Gefässscherben finden sich auf ihm. Ob auch dieser, wie man aus der Gleichheit des Namens schliessen könnte, eine Wodanstätte gewesen, bleibe dahingestellt. Einen Wodansberg nennt aber eine Walkenrieder Urkunde vom Jahre 1277 in der Gegend der Helme bei Wallhausen und Pfiffel. Fulda ***) hält denselben für den Kyffhäuser, Grössler †) dagegen glaubt ihn in der Wüste (ur-

*) v. Tettau, Geschichtliche Darstellung des Gebietes der Stadt Erfurt, S. 59.

**) Dr. Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen.

***) Fulda, Die Kyffhäusersage.

†) Grössler, Kyffhäuser und Wodansberg, a. d. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Halle 1893.

kundlich Wostene) bei Allstedt zu finden, speziell in dem Teil, welcher den Namen „Hagen“ führte. Hier soll um Martini herum der wilde Jäger, unter dem sich Wodan verbirgt, nach dem Hirsche jagen. Noch um 1800 glaubte das Landvolk an den Umzug des wütenden Heeres. Grössler führt ferner im Aspenwalde, eine Stunde von Allstedt, eine „Wodichanslache“ an. Mag nun aber unter dem genannten Berge der Hagen bei Allstedt oder der Kyffhäuser gemeint sein, der letztere ist jedenfalls ein Wodansberg ebenso wie der Singer-Berg bei Stadtilm. Auf die hohe sakrale Bedeutung des Kyffhäusers in der Heidenzeit weist zunächst der Umstand hin, dass bis zur Reformation die Burgkapelle ein vielbesuchter Wallfahrtsort war und dass das Recht, sich auf deren Kirchhof begraben zu lassen, mit hohen Summen erkauft wurde. Vor allem aber sind die Sagen, die in reichem Kranze den Berg umflechten, bemerkenswert. Hier schläft verzaubert im unterirdischen prächtigen Schlosse Kaiser Friedrich mit seinen Rittern; er sitzt am Steintisch, den Kopf in der Hand und ruht, dabei nickt er mit dem Kopf und zwinkert mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe oder bald erwachen wollte. Sein langer roter Bart ist schon zweimal um den Tisch gewachsen. Dem Hirten, der zu ihm in den Berg geführt wird, fragt er, ob die Raben noch um den Berg fliegen und auf die bejahende Antwort spricht er bekümmert: nun muss ich hier noch hundert Jahre schlafen. Ist der Bart das dritte Mal um die Rundung des Tisches gewachsen, dann wird der Kaiser hervorkommen, seinen Schild an einen dürren Baum hängen, davon wird der Baum ergrünen und eine bessere Zeit anbrechen. Ein anderer Hirt fand einst in dem verfallenen Gemäuer auf einem Rasenplatz zwölf ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an den Singerberg bei Stadtilm, welcher noch Spuren eines Schlackenwalles zeigt und der Fundort vorgeschichtlicher Gefässreste ist. Ein Schäfer, der die gelbe Blume gefunden, wird von einem wunderschönen Fräulein in den Berg geführt. Durch Säle und Hallen voll blitzender Wehr und Waffen, durch Ställe mit gerüsteten Pferden, durch Keller voller Wein, gelangen sie endlich in einen mächtigen Saal, in dem an steinerner Tafel viele Ritter sitzen, aber alle schlafend und ihre Bärte sind durch den Tisch gewachsen.

Einer der Schlafenden erhebt sein bleiches Antlitz und fragt: „Sieht man die weissen und schwarzen Vögel noch am Berg“ und auf die Antwort: „man sieht sie noch“ seufzt er: „So ist die Stunde noch nicht gekommen“. Es ist bekannt, dass noch in manchen anderen Bergen verzauberte Helden schlafen, im hessischen Odenberge Kaiser Karl, im Untersberge bei Salzburg Kaiser Friedrich oder Karl der Fünfte u. s. w. Unter den Kaisern und Rittern aber, die in den Berg entrückt sind, birgt sich Wodan mit seinen Einheriern, den in der Schlacht gefallenen Helden, die hier wie in den anderen vollständigeren Sagen erzählt wird, der letzten grossen Entscheidungsschlacht auf dem Walserfeld, dem Weltkampf, entgegenschlafen, dem eine bessere Zeit folgen soll. Die Raben, die um den Berg fliegen, sind Wodans Raben; die Pferdeköpfe, die in einer Sage die Musikanten, die dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuser aufgespielt, zur Belohnung erhalten, erinnern an das Ross des Wodan. Im Singerberg hört man zu gewissen Zeiten ein grauenhaftes Rumoren der Geister und derer, die in den Berg gebannt sind. Dazu erschallt Hörnerklang, Peitschenknall und lautes Halloh weithin durch die Thäler. Es ist das wilde Heer, das Wodan führt und das überhaupt in der Gegend zwischen Arnstadt, Ilmenau und Königssee, also wo der Singerberg liegt, sein Wesen treibt *). Auch die Gemahlin des Wodan, die Freia, in Thüringen unter dem Namen Holla oder Perchtha bekannt, vermissen wir weder auf dem Kyffhäuser noch auf dem Singerberge. Wir erkennen sie in dem wunderschönen Fräulein, in der weissen Frau, in der Frau, Tochter oder Schaffnerin des Kaisers Friedrich und in der verzauberten Prinzessin, die Flachsknotten dörrt, denn Holla ist eine fleissige Spinnerin und beaufsichtigt die spinnenden Mägde. In einer Sage vom Kyffhäuser ist sogar Frau Hulle selbst genannt. In den zwölf Rittern endlich, die Kegel schieben, finden wir die volle Zahl der Asen. Nach alledem kann es nicht zweifelhaft sein, dass wir in dem Kyffhäuser sowohl als auf dem Singerberge heilige Stätten, vor allem des Wodan zu erkennen haben.

Das Gleiche dürfen wir von dem Ruppberg bei Mehlis im Thüringer Walde annehmen. Sein Doppelgipfel zeigt noch

---

*) Witzschel, l. c. S. 188.

deutliche Spuren einer ehemaligen Umwallung. An seinem Fusse befindet sich der Rupprasen und das Ruppertsthal. Aus dieser letzten Bezeichnung geht wohl hervor, dass auch der Ruppberg ein Rupperts- oder Ruprechtsberg ist. Ruprecht aber (althochdeutsch Hruodperaht = der Ruhmglänzende) war ein Beiname des Wodan. Auf dem Ruppberge soll einst ein Schloss gestanden haben und grosse Schätze sollen dort vergraben liegen. Eine der Ruppbergs-Jungfrauen, Dienerinnen der Holla, die bisweilen erscheinen, zeigte einst einem Hirten den Stein, unter dem der Schatz vergraben lag und forderte den Mann auf, denselben zu heben. Als er dies thun wollte, fand er auf dem Stein eine grosse Schlange, die sich zischend gegen ihn aufbäumte, so dass er entfloh. Nach einer anderen Sage wollte ein Jesuiter einen grossen Schatz im Keller des ehemaligen Schlosses heben und warb dazu einen Zellaer Mann, dass er ihm drei schuldlose Knäblein herbeischaffe, die alle den Namen Johannes führen und dem grossen schwarzen Hunde, der den Schatz bewachte, geopfert werden sollten. In einer Johannisnacht wurde die Beschwörung angestellt, und schon wurde der grosse Braukessel, in dem der Schatz lag, sichtbar und wurde an einem der Ringe gefasst, als sich plötzlich ein furchtbarer Spuk erhob. Die Schatzgräber sahen ein Rad und einen Galgen, dann ein grosses Heer von Soldaten ohne Köpfe, ein grosses Fuder Heu fährt an ihnen vorüber und droht auf sie zu fallen, ein schreckliches Getöse dringt aus der Tiefe, und weisse Jungfrauen umtanzen sie und winken ihnen zu folgen. Da stösst einer der Leute einen Angstruf aus, und alsbald ist alles verschwunden, nur der Ring bleibt in der Hand des einen zurück. In der Kirche von Mehlis soll dieser Ring noch heute aufbewahrt werden. Nach einer anderen Sage haust auf dem Ruppberg der Teufel.

Wenn wir von dem oben erwähnten Singerberge das Flussthal der Ilm etwa 20 Kilometer abwärts wandern, bemerken wir zwischen Hetschburg und Buchfahrt von den das rechte Ufer der Ilm begleitenden Höhen des Buchfahrter Forstes einen steil abfallenden und in einen scharfen Grat endenden Bergrücken hervorspringen, der den Namen Martinskirche trägt. Diese Örtlichkeit ist besonders dadurch merkwürdig, dass sie in eigentümlicher Weise befestigt ist. Wir wollen nur dem

südlichen Teile der Umwallung einige Worte widmen. Hier an der am meisten gefährdeten Stelle ist der Bergvorsprung von dem Plateau durch einen 130 Schritt langen und ca. 8 m hohen, aus Steinen und Erde aufgeschütteten Wall abgeschnitten. Die äussere Böschung dieses Walles nun besteht in der Dicke von über 1 m aus rot gebrannten, zum grössten Teil vollständig verschlackten und verglasten lehmigen Massen, zwischen denen sich gebrannte Kalksteine, Holzkohle und Abdrücke von Baumästen finden. Das Ganze ist zu einer kompakten Masse zusammengeschmolzen. Der Zweck dieses offenbar künstlichen Brandes ist jedenfalls gewesen, den Wall gegen Witterungseinflüsse und Zerstörung durch Feindeshand widerstandsfähiger und auch schwerer ersteigbar zu machen. Solcher Brand- oder Schlackenwälle, die ich in dem letzten Hefte der Mitteilungen des hiesigen Altertumsvereins näher beschrieben habe, finden sich in Thüringen noch mehrfach, z. B. am Singerberg und auf der später noch zu besprechenden Himmelsburg. Zu erwähnen sind noch die zahlreichen wahrscheinlich der Bronzezeit angehörenden Topfscherben, sowie einige Steingeräte, die hier oben gefunden sind. Doch am meisten interessiert uns heute, dass innerhalb der alten Wallburg eine allerdings nur kleine Kapelle gestanden hat, deren Fundamente erst vor wenigen Jahren der Kultur zum Opfer gefallen und herausgerissen sind. Irgend eine urkundliche Nachricht über dieselbe ist nicht vorhanden, der Volksmund nennt sie resp. die ganze Örtlichkeit die Martinskirche. Sie wird also dem hl. Martin geweiht gewesen sein. Dieser trat, wie schon oben erwähnt, an Stelle des Wodan; Mantel, Schwert und Ross hat er von ihm entliehen. Dem Wodan zu Ehren wird ehedem in herbstlicher Zeit hier oben das Feuer gelodert haben.

Eine der merkwürdigsten Wodansstätten endlich ist der Bonifatiusberg auf der Schmücke, unweit des Dorfes Harras. Ein jetzt fast ganz eingepflügter Ringwall, die Schanze genannt, umzog einst seinen ehedem mit Buschwald bewachsenen Gipfel. Zahlreiche Funde von Stein, Bronze und Eisen, sowie von alten Gefässscherben sind hier und in der Nähe gemacht worden. Die Schmücke ferner in ihrer ganzen Ausdehnung ist fast buchstäblich bedeckt mit Grabstätten, sowohl Hügel- als Flachgräbern, die reiche Ausbeute an Bronzesachen geliefert haben,

durch unverständige Ausgrabungen aber fast alle verwüstet sind. Von den Funden innerhalb des Ringwalles muss ich einen besonders hervorheben, der eine grosse Seltenheit und ein Prachtstück der Sammlung des hiesigen Altertumsvereins bildet, ein grosses Jadeitbeil. Als Waffe kann dasselbe wohl nicht gebraucht worden sein, auch zeigt es keinerlei Spuren von Abnutzung. Wahrscheinlich hat es zu irgend welchen religiösen Zwecken gedient. Ein zweites Altertum, das sich in der Mitte des Ringwalles befand und für uns noch weit grösseres Interesse und grössere Wichtigkeit hat, ist leider nicht mehr vorhanden. Es lag hier bis vor etwa dreissig Jahren eine erratische Felsplatte, ein Kiesling im Munde des Volkes, von etwa $1^1/_2$ m im Geviert, auf deren oberer Fläche sich nach der übereinstimmenden Aussage von glaubwürdigen und intelligenten Einwohnern von Harras vier hufeisenförmige Vertiefungen befanden, in solcher Anordnung, wie sie etwa durch ein stehendes Ross hervorgebracht würden. Diesen Opferstein oder Altar hat der damalige Pächter zersprengen lassen, und seine Trümmer sind zu dem Fundamente eines Hauses in Oberheldrungen verwendet worden. Unser Interesse an dieser alten Stätte wächst noch, wenn wir die sagenhaften Berichte aus dem Volksmunde vernehmen. Am westlichen Fusse des Berges, wo ein kleiner Bach entspringt, befindet sich die heilige Wiese. Hier habe eine heilige Eiche gestanden, die von Bonifatius gefällt sein soll. Die merkwürdigste Sage knüpft sich aber an den erwähnten Hufeisenstein. Die Rosstrappen sollen nämlich vom Pferde des heiligen Bonifatius herrühren, der vor einer Schlacht mit den Heiden, die auf dem gegenüberliegenden Heidelberge lagerten, zu den Seinen, indem er auf den Stein sprengte, gesagt habe: „So gewiss ich diesen Stein lasse treten wie Weizenteig, so gewiss gewinnen wir den Sieg.“ Darauf habe er die Seinigen in den Kampf geführt und die Schlacht gewonnen. Wir werden dem Bonifatius als streitbaren Helden noch an einer anderen Stelle begegnen. In dieser Sage scheint er an die Stelle des alten Schlachtengottes der Germanen, des Wodan, getreten zu sein. Die Spuren seines Götterrosses erkennen wir in den vier Trappen, denn unsere Vorfahren stellten sich Wodan vor bekleidet mit Hut und weitem Mantel, ein Schwert in der Hand und auf weissem Rosse durch die Luft

reitend. Die Schlacht der Christen gegen die Heiden bedeutet den Kampf der Götter mit den Riesen.

Solcher Hufeisensteine mit daran sich knüpfenden ganz ähnlichen Sagen giebt es noch mehrfach und zwar finden sie sich alle in Ländern, die einst von Germanen bewohnt waren, die meisten im jetzigen Deutschland und von diesen wieder die meisten auf altsächsischem Boden. Petersen hat in einer Abhandlung *), in der übrigens unser Bonifatiusberg nicht erwähnt ist, diese Steine und Sagen zusammengestellt. Er teilt die letzteren in drei Gruppen. In der ersten Gruppe ist immer von zwei kämpfenden Heeren die Rede und der Huf soll von dem Pferde des siegenden Heerführers in den Stein gedrückt sein. Die Sagen der zweiten Gruppe bieten eine grössere Mannigfaltigkeit, stimmen jedoch darin überein, dass die Hufe von einem gewaltig ansprengenden Reiter eingeschlagen seien, der entweder verschwindet oder stürzend hier sein Leben endet. In der dritten Gruppe wird das Hufzeichen von dem Pferdefuss des Teufels abgeleitet, wozu die Veranlassung aber sehr verschiedenartig ist. In allen drei Gruppen sind aber auch Sagen zu berücksichtigen, die an Steinen haften, an denen sich kein Pferdefuss findet und selbst solche, die ohne Erwähnung eines bestimmten Denkmales überliefert sind. Unsere Sage würde zur ersten Gruppe gehören ebenso wie eine andere, an die wir in Thüringen sogleich denken, die von Hoyer von Mansfeld, dem roten Ritter. Vor der Schlacht am Welfesholze im Jahre 1115 soll er in einen Stein gegriffen und gesprochen haben: „So wahr ich in den Stein greife wie in Weizenteig, so wahr will ich den Sieg gewinnen.“ Hier hat die Hand dieselbe Bedeutung wie das Hufeisen. Freilich gewann Hoyer die Schlacht nicht, sondern wurde getötet. Der Stein, der Hoyer-Stein, ist noch vorhanden; er zeigt eine Öffnung mit Eindrücken wie von den Fingern einer Hand und ist mit zahlreichen Nägeln beschlagen, ein sogenannter Nagelstein. Zu Ehren des gefallenen Helden und zum Andenken an den Sieg errichteten die Sachsen die Bildsäule eines geharnischten und gehelmten Man-

*) Chr. Petersen, Hufeisen und Rosstrappen oder Hufeisensteine in ihrer mythologischen Deutung.

nes mit dem eisernen Streitkolben in der Rechten und dem sächsischen Wappen in der Linken. Diese Bildsäule nannte man Jodute, und die Landleute gingen fleissig dahin zu beten und auch die Priesterschaft ehrte sie als heiliges Bild. Verknüpft war damit die Verehrung eines dabei stehenden Weidenstockes, der während der Schlacht „Jodute" gerufen und durch diesen Schlachtruf den Sachsen den Sieg verschafft haben sollte. Später wurde daselbst eine Kapelle erbaut, die ein berühmter Wallfahrtsort wurde. Petersen findet in dem Namen Jodute einen Hinweis auf Ziu, bei den Sachsen Tiu auch Saxnot genannt, der ebenfalls ein Schlachtengott der Germanen war, und in dem Zeichen einer Hand ein Symbol des Gottes, den man sich, wenigstens in Nordgermanien, als Tyr, einarmig vorstellte, denn die Rechte hatte er bei der Fesselung des Fenriswolfes verloren.

Zu den Sagen der zweiten Gruppe, deren bekannteste die von der Rosstrappe im Bodethale ist, gehört diejenige, die sich an mehrere am Rothensteine im Saalethale eingehauene Hufeisen knüpft *). Thalmann von Lunderstedt, ein Ritter **), lebte in Feindschaft mit den Erfurtern, die ihn eines Tages zwischen Jena und Kahla so hart bedrängten, dass es unmöglich schien zu entrinnen. Da sprengte er in der Not vom Rothenstein herab in die grausige Tiefe in die Saale hinein und entkam glücklich. Nach einer anderen Version war es ein Trompeter im 30jährigen Kriege, der denselben Sprung wagte und glücklich in der Tiefe anlangte, aber nachträglich von einem der verfolgenden Kroaten durch einen Karabinerschuss getötet wurde.

Erwähnt sei hier noch der Eselssprung. Am Ausgang des Thüringer Thales unweit Liebenstein liegt eine Felsplatte mit einer hufeisenartigen Vertiefung, der Eselssprung genannt. Dieser Eindruck soll von den Hufen eines Esels herrühren, auf dem Luther auf der Flucht vor seinen Feinden über diese Steinplatte geritten ist. Es würde uns zu weit führen, auf die

---

*) Witzschel, l. c. I. S. 235.

**) Nach einer anderen Fassung heisst der Ritter Eppelin von Geilingen, dessen Sprung für gewöhnlich nach der Burg von Nürnberg verlegt wird.

mythologische Deutung dieser Sagen näher einzugehen, es sei nur angeführt, dass Petersen auch in dieser Gruppe den Wodan zu erkennen glaubt.

Der letzten Gruppe dürfen wir einen Stein einreihen, der sich auf der Finne unweit Garnbach findet, der Mägdesprung genannt. Er zeigt die Abdrücke eines menschlichen Fusses und eines Pferdehufes und zwar sollen dieselben herrühren von einer Riesenjungfrau und dem Teufel, die in grauer Vorzeit von dem gegenüberliegenden Wendelstein zusammen den Sprung nach der Finne wagten. Leider ist in der Sage nicht angegeben, weshalb sie dies thaten *). Heilige Stätten dürfen wir wohl in allen diesen Örtlichkeiten vermuten.

Wir können diesen Abschnitt über Rosstrappen nicht schliessen, ohne die Kirche in Heilsberg bei Stadt-Remda zu erwähnen. An die Thür derselben ist ein grosses Hufeisen angenagelt, und es geht die Sage **), dass es vom Pferde des Bonifatius herstamme. Denn als dieser hierhergekommen und unter dem Viehberg gerastet, habe er sein Pferd auf die Weide gehen lassen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fusse auf der Erde gescharrt haben, und zwar solange, bis endlich allda eine Quelle entsprungen, von deren Wasser des Pferdes böser Fuss alsbald heil wurde. Und weil durch das Wasser, das noch heute fliesst, auch Menschen geheilt wurden, so gab man dem Brunnen den Namen Heilsborn und nannte das Dorf Heilsberg. Das Hufeisen aber, welches von des Pferdes Fuss abgefallen war, nagelte man zum ewigen Gedächtnis an die Kirchenthür. Sagen von dem Hervorlocken von Quellen durch den Hufschlag eines Pferdes giebt es noch mehrere. Unter den Reitern des Rosses aber birgt sich entweder Wodan oder, wie in unserer Sage, Balder. Das Dasein Balders oder Phols, wie er auch heisst, im Volksglauben von Mittelgermanien ist uns durch die auch in anderer Beziehung so interessanten Merseburger Zaubersprüche verbürgt. Dieselben lauten:

---

*) Grössler, Wanderung durch das Unstrutthal. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Halle.

**) Witzschel, l. c. I. 26.

Phol und Wodan zogen zum Walde.
Da ward des Balders Fohlen sein Fuss verrenkt,
Da besprach ihn Sinthgunt und Sonne ihre Schwester,
Da besprach ihn Freia und Volla, ihre Schwester.
Da besprach ihn Wodan, wie er wohl konnte:
„So die Beinrenkung so die Blutrenkung
So die Gliedrenkung!
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien!“

An Phol erinnern ferner noch eine Anzahl Ortsnamen in Baiern und Thüringen, z. B. Pfuhlsborn bei Apolda, früher Pholesbrunnen *). Hier soll an einer Quelle ein Tempel, dem Götzen Phul geweiht, gestanden haben. Dieses Pholesbrunnen wird vor anderm auf Vollenborn im Eichsfelde bezogen. Weiter gehört vielleicht hierher Pfullendorf bei Gotha, im 14. Jahrhundert Phulsdorf. Auch der Junker Voland, ein Beiname des Teufels, deutet auf Phol. Wir beziehen unsere Heilsberger Sage auf letzteren, weil jede Andeutung auf den kriegerischen Wodan fehlt und andererseits eine Beziehung mit den Merseburger Zaubersprüchen durch den kranken Schenkel des Rosses unverkennbar ist.

Wir wollen hier noch eine höchst interessante Örtlichkeit aufführen, die vielleicht wenigstens als Opferstätte des Wodan zu deuten ist, den Wolfstisch im südlichen Eichsfelde **) zwischen Pfaffschwende und Hitzelrode. Hier steht auf dem Plateau der Goburg an einer nach dem Werrathal steil abfallenden, eine prachtvolle Aussicht,gewährenden Felswand, mitten im dichten Walde, umgeben von einem Graben, ein merkwürdiger Steintisch. Auf einem viereckigen 1,40 m hohem Fusse liegt eine mächtige, etwas geneigte Felsplatte von unregelmässig fünfeckiger Form, die sicher kein Naturgebilde ist. Niemand weiss über diese Stätte, die auch der Wolfszaun oder das Wolfshaus heisst und die bis vor wenigen Jahren selbst den Umwohnern fast unbekannt war, etwas anzugeben. Nachgrabungen, die ich 1893 daselbst anstellte, schafften keine

*) Schannat. Trad. Fuld. S. 291.
**) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt Heft XVI.

Aufklärung. Nur der Name scheint auf Wodan zu weisen, denn zwei Wölfe waren nebst zwei Raben seine Begleiter.

Wir wenden uns zu Donar, dem Gotte, der an Bedeutung dem Wodan gleich oder wenigstens nahe stand. An seinen Kultus erinnern in erster Linie die Donnersberge, deren bekanntester der in Deutschland von einem Schlackenwall umzogene Donnersberg in der Pfalz ist, der mons Jovis, wie er auch genannt wurde. Auch Thüringen weist einen solchen auf, den Donnershauck, zwei Stunden westlich von Oberhof gelegen. Auch hier haust der Sage nach, wie auf dem Ruppberg, der Teufel, der in der Walpurgisnacht auf die Blockswiese bei Oberschönau hinunterfährt, um hier mit den Hexen zu schmausen und zu tanzen. Auf einen Punkt möchte ich ferner noch aufmerksam machen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass dieser Donarsberg unmittelbar an dem Rennsteige liegt, jenem uralten Grenzwege zwischen Thüringen und Franken. Denn Donar war unter anderem der Gott des Eigentums. Mit seinem Hammer weihte man die Grenzsteine, der Wurf des Hammers bestimmte nach deutschem Rechte die Grenzen des Besitztums. Als Nachklänge haben wir noch heute drei Hammerschläge bei dem Feste der Grundsteinlegung und den endgültigen Schlag des Hammers bei Versteigerungen. Das Hammerzeichen des Donar aber war ein Kreuz und es ist merkwürdig, dass in alten Zeiten, wie uns der Chronist Junkers überliefert hat, der Rennsteig mit einem Kreuz und drei Hieben ✕ ⁝ an den Malbäumen bezeichnet war. Ich halte es nicht für gewagt, darin einen Anklang an heidnische Sitte zu finden.

In zweiter Linie kommen die Petersberge in Betracht, denn Petrus trat, wie schon oben erwähnt wurde, vornehmlich an Donars Stelle. So wird auch unser Petersberg in Erfurt eine heilige Stätte gewesen sein, auf der, wenn auch nicht schon von König Dagobert, wie die Sage erzählt, aber wohl schon lange vor der Gründung des Peter-Pauls-Klosters im 11. Jahrhundert eine christliche Kapelle erbaut sein mag. An den Berg knüpft sich folgende merkwürdige Sage *). Der König in Frankreich hatte zwölf Studiosos, die wurden die

---

*) Falkenstein. Historie von Erfurt, S. 8.

deutschen Schüler genannt und hiessen alle Johannes. Die fuhren auf einer Glücksscheibe in der Welt herum, konnten also in 24 Stunden alles erfahren, was in der Welt passiert, und das berichteten sie dem Könige. Der Teufel aber liess alle Jahre einen davon herunterfallen und nahm ihn zum Zolle. Den letzten hiervon liess er auf den Petersberg fallen, der hiess zuvor Berbersberg. Der König war bekümmert, wo doch der letzte hingekommen wäre, und da er es erfuhr, dass es ein schöner Berg sei, liess er eine Kapelle bauen und nannte sie corporis Christi und setzte auch einen Einsiedler dahinein. — Aber in Erfurt mahnt noch mehr an das Heidentum. Ich erinnere an den Walperzug *), ursprünglich ein germanisches Frühlingsfest, bei dem die Erfurter vier Eichen in der Wagede (dem Steiger), trotzdem derselbe mainzisch war, fällen und sich daselbst erlustigen durften. Dieser Brauch wurde später mit der Zerstörung eines Raubschlosses, der Dienstburg auf der Kuhweide, in Verbindung gebracht. Ein solches hat dort nie gestanden, wohl aber befindet sich daselbst eine vorgeschichtliche Wallburg **). Ich verweise ferner auf die verschiedenen Faustsagen, den rothaarigen Riesen Polyphen, den heiligen Brunnen, über dem eine Kirche gebaut wurde u. s. w. Es würde zu weit führen, wenn wir alle diese Spuren näher verfolgen wollten. Weist der Name Petersberg und der rothaarige Riese auf Donar, so dürfen wir in der Glücksscheibe und in dem Mantel des Faust, auf dem er durch die Luft fliegt, den Mantel des Wodan und in den zwölf Studenten die zwölf Asen erkennen. Es darf uns nicht wundern, eine derartige Vermischung zu finden, geht doch das Wesen der einzelnen Gottheiten oft in einander über, und Wodans und Donars Kultus konnte allem Anschein nach, wie Grimm sagt, nebeneinander gepflogen werden. Dass Erfurt ehedem eine wichtige und berühmte heidnische Kultusstätte war, dürfen wir unter Hinweis auf die einleitenden allgemeinen Erörterungen auch daraus schliessen, dass Bonifatius den Ort als passend für ein Bistum dem Papst Zacharias empfahl. Es wird dafür gewiss nicht die Grösse des

---

*) Urkundlich seit 1310 nachweisbar.

**) S. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft XVII.

Platzes, den er eine Stadt heidnischer Ackerbauer nennt, allein massgebend gewesen sein.

An dem westlichen Ende des Eichenwaldes der Wagede, in der wir einen dem Donar geweihten Hain vermuten können, liegt dicht bei dem Dorfe Möbisburg die „Burg“, eine alte Umwallung, die durch den Fund einer Bronzefibel und zahlreicher Gefässscherben als vorgeschichtlich gekennzeichnet ist. Innerhalb der Befestigung steht die dem heiligen Dionysius geweihte Kirche, deren einer Teil wenigstens in ein hohes Alter hinaufzureichen scheint. Eine Menge von Sagen knüpfen sich an diese Stätte. Ein goldener Wagen und sonstige unermessliche Schätze sollen hier, von einem bösen Geiste bewacht, verborgen liegen. Als die Kirche gebaut wurde, liessen sich drei Männer von Jesuiten belehren, wie der Schatz gehoben werden müsste. Am bestimmten Tage und der bestimmten Stunde mittags 12 Uhr, als sie ungestört waren, schickten sie sich zur Beschwörung an. Da kamen wider ihren Willen und gegen das Verbot der Jesuiten die Weiber der zwei verheirateten Männer mit dem Mittagessen. Kaum waren diese zu ihren Männern getreten, als ein Mann im roten Kleide auf einem kleinen Wagen mit weissen Böcken bespannt, den rodischen Berg herab und auf sie zugefahren kam. Der rote Mann ergriff sie und drehte einem nach dem andern den Hals um. Zum Andenken daran sind an dem Gesims der Kirche unter dem Dache vier Köpfe ausgehauen, die jetzt noch zu sehen sind, wie Sie sich gelegentlich eines Besuches überzeugen können. Donar ist in dieser Sage unverkennbar, denn unsere Vorfahren stellten sich denselben als einen Mann mit einem roten Barte vor, auf einem Wagen mit zwei Böcken fahrend. Es finden sich hier auch noch zahlreiche andere Sagen, z. B. zeigt sich häufig der kopflose Reiter um Mitternacht, doch würde es zu weit führen, darauf näher einzugehen, so interessant dieselben auch sind.

Wir müssen noch einmal zum Kyffhäuser zurückkehren. An der nordwestlichen Ecke desselben über der Domäne Numburg erheben sich zwei nach Norden steil abfallende Gypsberge, die Schlossberge genannt, welche beide von vorgeschichtlichen Wallburgen gekrönt sind. Auf dem westlichen dieser Schlossberge, früher Petersberg geheissen, wurde in christlicher

Zeit eine Kapelle gebaut und dem heiligen Petrus geweiht. Erzbischof Werner von Mainz erzählt 1266, das umliegende Landvolk habe sich in monte St. Petri prope Kelbera, am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, an dem Kirchweihtage der dort liegenden Kirche, sehr zahlreich eingefunden, aber diese Zusammenkünfte dergestalt nach uraltem d. h. heidnischem Gebrauche gefeiert, dass er als geistlicher Oberhirte gezwungen gewesen, diese dort abgehaltene Festfeier zu verbieten. Der Sage nach lässt sich noch heute am Himmelfahrtstage, der ein Donnerstag ist, nicht nur eine gespenstische Schlüsseljungfrau dort oben sehen, sondern es reitet auch an diesem, angeblich stets mit Gewittern verbundenem Tage, ein hoher heiliger Mann auf einem Ziegenbock den Schlossberg zur wüsten Kirche hinauf *). Weiter ist zu bemerken, dass in der Nähe zahlreiche Grabhügel mit Bronzebeigaben liegen und dass am Nordfusse zwei Soolquellen entspringen. Solche Salzgegenden lagen aber nach dem Glauben der Germanen dem Himmel näher, und Gebete der Menschen wurden von den Göttern nirgends besser erhört wie hier, wie uns Tacitus **) bei der Schilderung des Kampfes der Hermunduren und Chatten um den Salzfluss — die Werra — erzählt. Somit kann es gar nicht zweifelhaft sein, dass dieser Schlossberg oder Petersberg eine germanische Kultusstätte und zwar des Donar war, zu der man schon in heidnischer Zeit an einem Donnerstage wallfahrtete. Der heilige Mann, der auf dem Bocke reitet, ist Donar, auf ihn weist noch die Kapelle des Petrus, der an des Gewittergottes Stelle trat; denn noch jetzt sagt das Volk, wenn es donnert, Petrus schiebt Kegel.

Wir haben oben den Kyffhäuser als Wodansberg bezeichnet und finden hier in seiner unmittelbaren Nähe auch einen Opferplatz des Donar. Die oben ausgesprochene Ansicht, dass man die Heiligtümer der beiden vornehmsten Götter gern nahe bei einander errichtete, wird dadurch aufs neue bestätigt.

Wie Wodan und Donar die erste Stelle unter den Göttern einnahmen, so Freia unter den Göttinnen. Sie ist Wodans Gemahlin, wie uns in der von Paulus Diaconus mitgeteilten

---

*) Heimath 1887, No. 39 Meyer.

**) Tacit. Annal. XIII. 57.

Stammsage der Langobarden bezeugt ist (hier Frea). Sie ist die Göttin der Liebe, Ehe und Fruchtbarkeit, die personifizierte Mutter Erde. In Thüringen und Hessen tritt sie unter anderem Namen auf, meist als Frau Holle, seltener, wie im Orlagau, als Frau Perchtha oder Bertha, in Norddeutschland endlich als Frau Erka oder Herke. In Hessen wohnt sie im Meissner, wo der Frau Hollenteich an sie mahnt, in Thüringen in dem sagenumwobenen Hörselberg, der später zum Venusberg wurde, wie sie selbst zur Venus, die edle Ritter, z. B. den Tannhäuser, an sich hinablockt. Alle sieben Jahre zeigt sie sich hier als das wisse wîbge, von hier aus hält sie in den zwölf heiligen Nächten ihren segnenden Umzug; als vornehmste Spinnerin beaufsichtigt sie die spinnenden Mägde. Auch am wütenden Heere nimmt sie teil, das im Hörselberge haust und dem der getreue Eckardt warnend voran schreitet. Da Holla auch als Todesgöttin gedacht wurde, eine Seite ihres Wesens, auf die wir gleich noch zurückkommen werden, so liessen spätere Sagen hier die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer schmachten. Es würde zu weit führen, alle hierher gehörigen Sagen und deren Beziehungen zur Holla anzuführen, zumal die meisten wohl bekannt sein dürften.

Wir wenden uns zum Frauenberge bei Sondershausen, in dem wir gleichfalls aus vielerlei Anzeichen eine Kultusstätte der höchsten Göttin finden, auch wenn ihr Name selbst hier nicht, wie beim Hörselberge, genannt wird. Das Plateau des majestätisch in das Wipperthal vorspringenden und eine herrliche Aussicht gewährenden Frauenberges trägt eine noch ziemlich wohlerhaltene germanische Wallburg von etwa 60 Morgen Flächeninhalt, die alte Jechaburg der Chronisten, die vom König Ludwig, einem Sohne Ludwigs des Deutschen, um 878 erbaut und 933 von den Ungarn zerstört sein soll. Vorgeschichtliche Gefässscherben, Tierknochen, Ascheschichten, Bronze- und Bernsteinsachen hat man hier gefunden. Innerhalb der Umwallung hat ferner, wie urkundlich festgestellt ist, eine unserer lieben Frau geweihte Kapelle gestanden, deren Erbauung etwa in das Jahr 1000 zu setzen ist. Sie war noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorhanden. Bei einer im Jahre 1873 erfolgten Aufgrabung der Grundmauern wurden unter und neben denselben Ascheschichten mit Topf-

scherben und Tierknochen blossgelegt, die vielleicht von einer Opferstätte herrührten, auf der man die Kapelle errichtete. Auch eine alte Begräbnisstätte wurde bei einer früheren Nachgrabung daselbst aufgedeckt. Die Volkssage erzählt, hier oben sei ein heiliger Hain gewesen und in demselben das Bild einer Göttin, der Jecha. Zu ihr sei man fleissig gewallfahrtet und habe ihr reichliche Opfer an Wildpret und Geflügel gebracht. Am häufigsten sei das zur Zeit des Osterfestes geschehen, wo der lieben Frau, so nannte man sie, viel geopfert wurde. Nach Einführung des Christentums verschwand ihr Bild, und Bonifatius baute an seiner Stelle einen Tempel der Jungfrau Maria, zu der man nun, wie bisher, wallfahrtete. Noch jetzt ist der Frauenberg am dritten Ostertag der Versammlungsort der Umwohner, obwohl in der letzten Zeit die Sitte mehr und mehr abnimmt. Auch Osterfeuer wurden früher dort gebrannt. Vom Frauenberge geht auch noch folgende schöne Sage, die in poetischer Form also lautet:

Tief unten im Frauenberge
Da liegt ein dunkler See,
Drauf ziehet seine Kreise
Ein Schwan, so weiss wie Schnee.

Er hält in seinem Schnabel
Ein golden Ringelein,
Die Wellen geh'n so leise,
Es blitzt der Widerschein.

Und wenn aus seinem Schnabel
Der Ring ins Wasser fällt,
Dann stürzt der Berg zusammen,
Mit ihm die ganze Welt.

Von Wasserfluten erfüllte Berge giebt es in Thüringen noch mehrere, so der Kyffhäuser, der Singerberg, der Hörselberg. Die Wasserflut bedeutet die Unterwelt. Nach dem Glauben unserer Vorfahren wurden die in der Schlacht gefallenen Helden durch die Walkyrien, die Schlachtjungfrauen, zu Wodan nach Wallhall geleitet, wo sie als Einherier unter Kämpfen, Schmausen und Zechen ein seliges Leben mit den Göttern führten. Die anderen aber, die durch Krankheit dem Strohtod verfallen waren, kamen in die Unterwelt, die man

sich vorzugsweise, wie ja der Name besagt, unter der Erde, im Schosse der Flut und der hohlen Berge dachte. Analoges findet sich in der griechisch-römischen Mythologie. Hier in der Unterwelt herrscht die Todesgöttin, die Hel oder Hellia, daher die Hellwege und die Hölle, die jedoch unseren Altvorderen noch nicht ein Ort der Qual war. Wie in das Wasser alles Leben zurückkehrt, so kommt aber auch daraus alles Leben. Die Kinder werden ja aus dem Brunnen geholt, aus dem Hollen-Teich; der Adebar, der Storch, bringt sie, an dessen Stelle in einzelnen Sagen auf Rügen auch der Schwan tritt. So ist die Göttin der Unterwelt ursprünglich nicht bloss eine Göttin des Todes, sondern auch des Lebens, und aus ihr sind wohl in letzter Linie alle die Göttinnen hervorgegangen, die wir später unter verschiedenen Namen als Freia, Holla, Bertha, Herka u. s. w. antreffen und in denen wir nur einzelne Seiten und Erscheinungen dargestellt sehen, die zusammen einst ausmachten das Wesen der geheimnisvoll wirkenden Erdgöttin, der grossen Lebensmutter, die Segen und Fruchtbarkeit spendend, selbst als Todesgöttin nicht verderblich wirkt und nichts Furchtbares hat, indem sie die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schoss zurücknimmt *). In unserer Sage ist in dem Schwan, dem Schicksalsvogel, diese Göttin personificiert. Auf die Freia weist die Kapelle der Jungfrau Maria, die vornehmlich an ihre Stelle trat, und in den Wallfahrten und Zusammenkünften erkennen wir die letzten Spuren eines der grossen heidnischen Feste. Darauf deutet auch das Brennen des Osterfeuers hin.

Diese Festfeuer, die auch zu andern Zeiten entzündet werden, z. B. Johanni, wo die Sonne am höchsten steht, haben zumeist Bezug auf die siegreiche Kraft des leuchtenden Tagesgestirnes. Dass die Sonne von den Germanen verehrt wurde, berichtet uns schon Caesar und in den oben erwähnten Merseburger Zaubersprüchen lernen wir sie ebenfalls als besondere Gottheit kennen, denn es heisst:

„Da besprach ihn Sinthgunt und Sonne ihre Schwester“. Über ihren Kultus und dessen Stätten giebt es indessen nur spärliche Andeutungen. Erwähnung verdient in dieser Beziehung der Sonnenberg bei Sulza. Derselbe zeigt noch Reste

*) Simrock, Mythologie.

einer alten Umwallung und ist der Fundort von vorgeschichtlichen Gefässen und Steinwerkzeugen. Die Sage geht, dort habe zur Heidenzeit ein Sonnendienst stattgefunden und eine gewisse Bestätigung darf man in einem weiteren höchst merkwürdigen Funde erkennen, der leider verloren gegangen ist. Es war eine runde, gelbliche Steinscheibe, durchbohrt, von der Grösse eines Tellers, auf der in rohen Umrissen das Bild der Sonne, des Mondes und mehrer Sterne eingegraben war *). Einen Sonnenstein giebt es ferner noch im Kreise Worbis, derselbe trägt eine kleine, nur 16 m im Durchmesser haltende Umwallung, die Urbenschanze. Ob an diesem Punkte sowie an anderen Sonnenbergen sich Beziehungen zum Sonnenkultus finden, ist mir nicht bekannt.

Wir haben nun noch eine Anzahl Stätten zu besuchen, die, obwohl sie als heilige anzusehen sind, Beziehungen zu bestimmten Gottheiten weniger deutlich erkennen lassen. Wir verweilen noch im Ilmthale, das überhaupt reich an merkwürdigen Örtlichkeiten der Vorzeit ist, und wandern vom Sonnenberg flussaufwärts bis Mellingen. Hier liegt an dem Zusammenfluss der Magdel und der Ilm auf einem vorspringenden Bergrücken, das lange Loh genannt, die Heinrichsburg oder wie sie im Volksmunde heisst, die Himmelsburg, ein Schlackenwall von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie die oben beschriebene Martinskirche. Urnen und Topfscherben vorgeschichtlichen Ursprungs sind auch hier gefunden; der höchste Punkt innerhalb der Umwallung scheint ein Hünengrab zu sein. Die Sage erzählt, hier habe früher ein Schloss gestanden und von diesem soll nach einem anderen Schlosse in Mellingen, (etwa eine halbe Stunde Wegs), das dem Bruder des Ritters gehörte, eine gewaltige Brücke durch die Luft geführt haben. Weiter ist zu bemerken, dass der Graben vor dem östlichen Walle der Kugelleich heisst, weil hier die Ritter, wie mir ein alter Bauer erzählte, Kegel geschoben hätten. Bei der gewaltigen Brücke denkt wohl jeder sogleich an die Brücke Bifröst, die den Himmel mit der Erde verbindet, den Regenbogen, auf dem die Asen jeden Tag zum Urdsbrunnen zum Gericht reiten. Der Regenbogen heisst im Volke der Himmelring, auf ihm

*) Zweiter Jahresbericht des Thür.-Sächs. Vereins etc.

steigen die Toten zum Himmel und die Engel zur Erde nieder. Da wo er die Erde berührt, lassen sie ein goldenes Schlüsselchen fallen, welches der bekannten Blume den Namen giebt. Der Wächter der Brücke gegen die Riesen aber ist Heimdall, der ein Horn führt; seine Götterwohnung steht ihr zunächst und heisst, wie wir in der Edda lesen, Himmelsburg:

„Himinbejörg ist die achte, wo Heimdell soll
Der Weihestatt walten.
Da trinkt der Wächter der Götter in wonnigem Hause
Selig den süssen Meth.“

Sein Symbol ist der Regenbogen. Übrigens sitzt auch nach dem neueren Volksglauben ein Engel oben an der Himmelsbrücke, dem Regenbogen, der mit seiner Posaune zum jüngsten Gericht ruft.

Eine heilige Stätte haben wir in unserer Himmelsburg jedenfalls vor uns, obwohl wir es nicht wagen wollen, sie auf Heimdall, der von allen deutschen Göttern, wie Simrock sagt, am schwierigsten zu fassen ist, zu deuten. Es sei hier im allgemeinen bemerkt, dass die prächtigen Schlösser, von denen fast immer die Sage an solchen Örtlichkeiten erzählt, auf Asgard, die glänzende Wohnung der Götter, zu beziehen sind und dass das Spiel mit Kegeln und Kugeln, die meist als goldene bezeichnet werden, eine Lieblingsbeschäftigung der Götter ist; denn diese goldenen Kegel und Kugeln sind wohl nichts anderes als die goldenen Scheiben, welche die Götter nach der Erneuerung der Welt auf dem Idafelde wieder finden.

Einen Himmelsberg giebt es in Thüringen noch bei Etzleben unweit der Schmücke, auf dem Gräber aus der Bronzezeit gefunden wurden, und auch der Questenberg, über den wir noch sprechen werden, soll früher Himmelsberg geheissen haben. Im Leben des hl. Gallus *) lesen wir, dass die Teufel in der Wildnis vom Himilinberc herab mit Geschrei fragen, ob Gallus noch da wäre. Solcher Himmelsberge wird es wohl noch mehr geben und sie dürften alle Beziehungen zum alten Kultus haben. Wir nennen im Anschluss hieran den heiligen Berg bei Gross-Furra auf der Hainleite. Derselbe ist umwallt und der Fundort vorgeschichtlicher Scherben. Das Land ge-

*) S. 16.

hört auch heute noch der Kirche, die dem Bonifatius geweiht, also wohl sehr alt ist.

Wir wenden uns nunmehr zu einer Stätte, die nicht bloss in der Sage, sondern auch in der Geschichte Thüringens mehrfach eine Rolle spielt, der Tretenburg, auch Treteburc, Trecheberg in den alten Chroniken genannt. Unweit des Zusammenflusses der Gera und Unstrut bei Gebesee erhebt sich mitten im sumpfigen Riethe ein flacher Hügel, der noch Spuren eines Querwalles zeigt. Auf der westlichen Spitze der Erhebung hat eine, wie Letzner in der Hist. Bonifatii berichtet, von Bonifatius im Jahre 731 erbaute und dem h. Johannes geweihte Kapelle gestanden, deren Fundamente vor einer Reihe von Jahren aufgedeckt wurden. Vorgeschichtliche Topfscherben finden sich auf dem ganzen Hügel zerstreut vor, von anderen Altsachen ist mir nichts bekannt. Von der Tretenburg erzählt die Sage, dass jeden Sonntag Mittag zwei Prinzessinnen hier spazieren gehen, nach Anderen zeigt sich allnächtlich ein Burgfräulein mit einem Bunde goldener Schlüssel; die Bewohner der früher hier befindlichen Burg sollen mit goldenen Kugeln gespielt haben u. s. w. Sagenhaft ist wohl auch folgender Bericht aus der Legenda Bonifatii: „Der Bischoff Bonifatius versammelt sich stark mit viel Volk und zog mit grosser Heereskraft ins Land zu Döringen. Do die Döringer das vernommen, erschracken sie sehr, und hatten sich ihres Lebens erwogen und flohen alle zusammen und Weib auf einen Bruch bey der Unstrut, an einen Wahl, das heisst Trettenburg, da meynten sie uffen zu bleiben, todt oder lebendig.“. Bonifatius rückt nun mit seinem Heere vor die Tretenburg, unterhandelt mit den Thüringern und sucht sie zur Annahme des Christentums zu bewegen. Diese erklären sich dazu bereit, wenn er sie von dem Zehnten an die Ungarn befreien wolle. Bonifatius verspricht dies und liefert bald darauf in Gemeinschaft mit den Thüringern den Ungarn eine blutige, aber siegreiche Schlacht auf dem Unstrutriethe bei Nägelstedt. In der Geschichte tritt die Tretenburg zuerst 1073 auf. In diesem Jahre empörten sich die Sachsen gegen Kaiser Heinrich IV. und schickten Gesandte zu den Thüringern, um sie zum Beistande für die Erhaltung der bedrohten Freiheit aufzurufen. Die thüringischen Stände setzten deshalb einen allgemeinen Landtag auf der

Tretenburg an, wo die sächsische Botschaft in gemeiner Versammlung gehört, mit allen Freuden angenommen und eine Vereinigung mit den Sachsen beschlossen wurde. Noch einmal fand hier eine grosse Versammlung statt, als 1123 der Erzbischof Albrecht von Mainz den Zehnten von allen Früchten des Thüringer Landes erzwingen wollte. Dagegen lehnten sich die Thüringer einmütig auf. Von allen Orten strömten sie nach der Tretenburg, so dass ihrer 20000 zusammen waren. Dann rückten sie vor Erfurt und belagerten den Erzbischof, der, um Frieden zu haben, von seinem Plane abstehen musste. Die Tretenburg war ferner der Sitz des höchsten Landgerichts von Thüringen; später wurde dasselbe nach Mittelhausen bei Erfurt verlegt. Noch im Jahre 1089 hält Kaiser Heinrich ein Gericht auf dem collis Trecheberg ab. Wir haben also einen uralten Versammlungsort, die höchste Dingstätte und, wie die christliche Kapelle beweist, einen Opferplatz an einer Stelle und das lässt fast annehmen, dass hier eine Art von National-Heiligtum der alten Thüringer gewesen ist. Auch hier erscheint Bonifatius, wie oben auf dem Bonifatiusberge bei Harras, als Stellvertreter einer heidnischen Gottheit, welcher aber, lässt sich nicht erkennen.

Etwa eine Stunde östlich des soeben erwähnten Bonifatiusberges liegt auf der Schmücke bei Burgwenden, da wo der Höhenzug den Namen Finne annimmt, eine andere Kultusstätte, die Monraburg. Die Monraburg mit der damit verbundenen Wendenburg gehört mit zu den grössten und am besten erhaltenen Wallburgen in Thüringen, denn die Schanzen schliessen einen Raum von etwa 120 Morgen ein. Neben mancherlei Altsachen, die auf eine frühe Vorzeit hinweisen, sind hier auch drei römische Kaisermünzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert gefunden worden. Uns interessiert besonders, dass hier eine Kapelle mit Glocken gestanden hat, die noch im 16. Jahrhundert vorhanden war und deren Klausner vom Beichlinger Schlosse ihre Kost erhielten. Bis zur Reformation wurde daselbst am Osterdienstag Ablass erteilt, zu dem die Grafen von Beichlingen und nachher die Herren von Werthern mehrere bewaffnete Leute stellen mussten, um Unfug zu verhüten. Man darf daraus schliessen, dass die frommen Wallfahrer dort nicht

bloss gebeichtet haben. Welchem Heiligen die kleine Kirche geweiht war, ist leider nicht festzustellen, auch von Sagen habe ich nichts erfahren können. Dagegen ist noch zu erwähnen, dass an der Monraburg früher ein Zoll erhoben wurde, weil hier ein Weg durch das Gebirge führte. Klemm in seinem Handbuche der germanischen Altertumskunde sagt in dieser Beziehung: „Überhaupt scheint in der Nähe solcher heiliger Orte ein lebhafter Verkehr stattgefunden zu haben. Das mit dem Dienste beschäftigte Personal hatte dort seine Wohnung, die dorthin kommenden Opfernden brauchten Herberge, es mussten Wege dorthin entstehen und der sich gestaltende Verkehr auch zu weltlichen Zwecken benutzt werden.“ So wird es wohl auch hier gewesen sein.

Aber noch ein anderer Weg als die grosse Verkehrsstrasse verdient unsere Beachtung. Sowohl nach der Wendenburg als nach der Monraburg führt ein „Diebessteig“ herauf. Solcher Diebessteige giebt es auf der Finne noch mehrere. Es sind uralte, nur wenigen bekannte und meist nur von Förstern benutzte schmale Fusspfade, die über das Gebirge führen und merkwürdigerweise da, wo sie den Kamm überschreiten, durch einen kleinen Erdwall gesperrt sind. Ich will dazu eine Stelle aus „Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen“ anführen. Es heisst da: „Zu dem Berge (nämlich dem Frau Harkenberge, Harke oder Herke entspricht unserer thüringischen Holla) hinan ziehen zwei schmale Thäler, der grosse und kleine Dêvesstieg genannt. Ist das etwa der Tîvessteig, ein Weg des Ziu oder Tiu und stand dieser Gott in Beziehung zu Frau Harke?“ Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob auch unsere Diebessteige als Wege des Tiu zu deuten seien. Bemerkenswert ist dabei, dass der Ablass an einem Dienstag, dem heiligen Tage des Ziu, erteilt wurde. Endlich will ich noch anführen, dass in der Nähe der Monraburg eine ganze Anzahl sehr alter Ortschaften liegen, dass das in der Nähe befindliche Gross-Monra früher Sitz eines Erzpriesters war und dass die Peter-Paulskirche daselbst von Bonifatius gegründet sein soll. Halten wir alles zusammen, so werden wir an der Bedeutung der Monraburg als heilige Stätte kaum zweifeln können.

Der Ort, zu dem ich Sie nun führe, ist dem Namen nach Ihnen gewiss bekannt, der Questenberg am Fusse des Süd-

harzes, nördlich der Station Bennungen. Auch dieser Berg, der Sage nach früher Himmelsberg, urkundlich auch das Reckeveld genannt *), zeigt eine prähistorische Umwallung und ist die Fundstätte von Gefässresten und Tierknochen. Alljährlich wird hier am dritten Pfingsttage seit alters her ein eigentümliches Fest gefeiert. Die Gemeinde Questenberg hat nämlich das Recht, jährlich aus dem Gräflich Stollberg-Rossla'schen Walde Rückfeld einen Eichbaum auszusuchen und zu fällen **). Dieser muss von sechzehn Burschen auf Tragbäumen und mittels Stützen, die ebenfalls in Rückfelde zu hauen sind, nach dem Questenberge getragen werden. Daselbst wird er seiner Rinde entkleidet und mit einem wagenradgrossen Kranze und einer Spitzquaste und zwei Seitenquasten geschmückt. Kranz und Quasten bestehen aus Birkenreisig. Der so geschmückte Baum heisst die Queste. Sie wird am Vormittage (früher vor Sonnenaufgang) des dritten Pfingsttages aufgerichtet nach einem voraufgegangenen Gottesdienste, von dem die Burschen, versehen mit Ober- und Untergewehr, unter Musik und Trommelschlag hinauf auf den Questenberg ziehen. Nach Aufrichtung der Queste geben die ältesten drei Burschen drei Schüsse durch das grosse Kranzrad ab. Am Nachmittage wird unten im Dorfe getanzt und das Questenbier getrunken, welches aus dem Erlös der Tragbäume und Stützen geschafft wird. Es muss ferner vor Sonnenaufgang ein Mann aus Rotha, früher der letzte Hochzeiter, dem Questenberger Pfarrer die althergebrachte Abgabe des Dorfes, vier Käse und ein Brot, bringen. Geschieht dies nicht in alter Weise und zur rechten Zeit, so dürfen die Questenberger das beste Stück Rindvieh aus der Rothaer Herde nehmen. Der Sage nach soll das Fest gestiftet sein im Jahre 1300 von dem Ritter der Questenburg aus Freude darüber, das sein Töchterchen, das sich im Walde verlaufen hatte, von den Bauern gefunden und ihm wiedergebracht wurde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass das Questenfest ein aus dem germanischen Heidentum stammendes Frühlingsfest ist, in dem der Sieg der schönen Jahreszeit über den

*) Heimat 1887 No. 19, Meyer: Der Questenberg.
**) Heutzutage wird nur ein neuer geholt, wenn der alte umfällt.

Winter gefeiert wurde. Die mit dem radförmigen Kranze, dem Symbol der Sonne, geschmückte Queste ist nichts anderes als der Maibaum, wie er in manchen Gegenden in dieser oder jener Form im Frühling oder auch im Mitsommer errichtet wird. In dem Maibaum aber sieht Mannhardt *) den Geist des Frühlings oder des Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit als Dämon der Vegetation in Baumgestalt aufgefasst. In dem Hreckafeld will man **) das Feld der Herka, unserer Holla, der segenspendenden Erdgöttin erkennen, in der Gabe von Brot und Käse die Erinnerungen an ein ihr gespendetes Opfer; auf sie weist auch die der Maria geweihte Kapelle im Thale und der Kunkelstein, der früher vor der Rolandssäule im Dorfe Questenburg lag.

Noch an mehreren Orten erinnern festliche Zusammenkünfte an das Frühlingsfest. Nach der Wöbelsburg bei Hainrode strömen noch heute die Umwohner am Himmelfahrtstage zusammen und auf der tief im lieblichen Helbethal versteckten Helbeburg versammelte man sich an demselben Tage noch bis vor wenigen Jahren. Beide Stätten sind vorgeschichtliche Wallburgen und von Sagen umwoben. Näher eingehen wollen wir nur auf eine dritte derartige Örtlichkeit, die Hasenburg bei Hainrode. Schroff und unvermittelt steigt der von vorgeschichtlichen Wällen umgebene Berg aus der Ebene auf. Reich sind die Funde, die, zum Teil aus Gräbern stammend, hier oben gemacht sind. Fast alle Kulturperioden sind vertreten. Gegenstände von Stein, Bronze, Eisen, Knochen, Silber, Gold, Bernstein, Thon und Glas hat der Boden geliefert und birgt deren wahrscheinlich noch mehr. Die Sage erzählt von unermesslichen Schätzen, die in der Bergestiefe verborgen sind, von geheimnisvollen Rittern, die sich hier sehen lassen und in den Felsenspalten wieder verschwinden. Auch nach der Hasenburg ziehen die Bewohner der umliegenden Dörfer am Himmelfahrtstage, um den Tag fröhlich zu verbringen. Ausserdem wurde früher hier das Osterfeuer gebrannt. Bemerkenswert ist aber besonders noch der Name. Mit dem Tiere, das uns den geschätzten Braten liefert, hat die Bezeich-

*) Der Baumkultus der Germanen.
**) Heimat 1887, 19.

nung Hasenburg *) nichts gemein. Bei Lambert von Hersfeld (1073) heisst der Ort noch Asaberg, abzuleiten von âs, altsächsisch ôs = Gott **), die Asenburg ist also die Götterburg, ist eine heilige Stätte, worauf die übrigen Verhältnisse gleichfalls hinweisen.

Ebenso wie die Hasenburg sind auch die Ochsenburgen und Ochsenberge, so verschieden die Namen auch zunächst klingen, als Götterberge zu deuten. Es sind ursprünglich Ôsenberge; als das Volk nicht mehr wusste, wer die Ôsen oder Âsen waren, wurden daraus Ossenberge, hochdeutsch Ochsenberge. Ich will Ihnen solche Orte anführen. Am westlichen Abhange des Kyffhäusers liegt die Ochsenburg, deren Oberfläche bedeckt ist mit vorgeschichtlichen Topfscherben. Das Volk erzählt, dass hier die Heiden geopfert hätten. In einem Waldthale der hohen Schrecke bei Heldrungen liegen tief versteckt die Wälle der Teufelsburg. Dicht dabei befindet sich der Ochsenberg, eine reiche Fundstätte von Steinaltertümern. Auf die Sachsenburg führt ein Ochsenstieg, auf dem die Opfertiere auf den Berg getrieben sein sollen. Einen Ossberg giebt es bei Heiligenstadt. In einem Mossberg, nach Simrock ***) gleich Ossberg, soll aber Hakelbärend, der wilde Jäger, begraben liegen, dessen Grab jedoch niemand finden kann. Vielleicht können wir sogar den Hörselberg hier noch anführen, denn bei Agricola †) wird er Hoselberg genannt. Oselberge aber sind noch sonst bezeugt und werden von Simrock ††) für Osenberge gehalten. Von ausserhalb Thüringens gelegenen und hierher gehörigen Örtlichkeiten will ich noch anführen die Ochsenburg im Solling, den Ossenberg in der Altmark, den Osenberg in Oldenburg und die Ossensteine, lauter Stätten, die mannichfache Beziehungen zum Heidentume haben.

*) Ein umwallter Hasenberg, der ebenfalls als Kultusstätte gedeutet, findet sich auch in Süddeutschland. Protokolle d. Gen.-Vers. etc. in Sigmaringen 1891. S. 80.

**) Hochdeutsch ans. Zwischen regelmässigen hochdeutschen Formen mit ans und niederdeutschen mit os finden sich nicht wenige mit auffallendem, altnordisch aussehenden as. Ansbert, Asbert, Osbert — Ansulf, Asulf, Osulf u. s. w. (Foerstemann).

***) Mythologie, S. 201.

†) Auslegung deutscher Sprüchwörter, 361.

††) 387.

Zum Schlusse möchte ich noch auf ein wohl nicht zufälliges Vorkommnis und in Verbindung damit auf ein Volksfest hinweisen. Mit dem Worte Hain scheint ebenso wie mit Loh (ich erinnere an das lange Loh bei der Himmelsburg) der Begriff des Heiligen verknüpft zu sein. Nun liegen in Thüringen in der Nähe verschiedener Ortschaften, die Hain, Hainrode oder ähnlich heissen, vorgeschichtliche Wallburgen, die wenigstens zum Teil Beziehungen zum heidnischen Kultus haben. So befinden sich in geringer Entfernung von Hainrode im Eichsfelde die eben genannte Hasenburg, der Klei und die Matzenburg; unmittelbar über Hainrode an der Hainleite erhebt sich die oben erwähnte Wöbelsburg; dicht bei Hayna im Nessethal liegt die Burg und unweit davon das Schlösschen. Dr. Behla in seinem Buche über die Rundwälle im östlichen Deutschland führt ähnliche Beispiele an. Die Vermutung liegt nahe, dass hier überall heilige Haine gewesen sind, ebenso wie bei dem Dorfe Hayn östlich von Erfurt, im Volksmunde Hähnichen genannt. Hier wird im Frühjahr das Ramschelfest gefeiert. An einem Tage vor der Walpurgisnacht, „bevor die Hexen durch den Wald streifen und der Pflanze die Wunderkraft rauben“, wird am frühen Morgen in einem Wäldchen, dem Hain, die Ramschel, eine Lauchart, gesucht, die ein die Krankheit der Tiere verhütendes Wunderkraut ist. Genaueres über die Gebräuche kann ich leider zur Zeit nicht mitteilen. Vermutlich reicht das Fest bis in die heidnische Zeit zurück.

Hiermit schliesse ich meine Aufzählung, denn ich fürchte Ihre Geduld und Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen zu haben. Freilich ist mein Thema bei weitem noch nicht erschöpft, aber auch aus dem Wenigen, was ich Ihnen habe bieten können, werden Sie, wie ich glaube, die Überzeugung gewonnen haben, dass unser Thüringer Land noch reich ist an Schätzen aus der germanischen Vorzeit, sie müssen nur gehoben werden.



Zur Erinnerung

an

Gustav Freytag.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie
gemeinnützige Wissenschaften zu Erfurt

am 29. Mai 1895

von

H. Neubauer,
Schuldirektor a. D.



Am letzten April d. J. ist Gustav Freytag im 79. Jahre seines Lebens in Wiesbaden gestorben. Heiter und schmerzlos, wie sein Greisenalter, wie sein ganzes Leben, ist auch sein Tod gewesen; Gesundheit des Leibes und der Seele, die ihm in manchen Fährlichkeiten eines langen Lebens treu zur Seite gestanden, ist bis zum letzten Atemzuge seine Begleiterin gewesen. Ein glückliches Dichterleben liegt abgeschlossen vor uns, aber über seinen Wert für Mit- und Nachwelt sind die Akten noch nicht geschlossen. In mancher Hinsicht, in seiner anfangs bewegteren, dann immer ruhiger und heiterer werdenden Entwickelung, in Freytags Stellung zu einem deutschen Fürsten, vor allem in seiner dichterischen Vielseitigkeit dürfte es vielleicht mit dem Leben Goethes zusammengestellt werden; doch waren Zeit und Umstände verschieden. Goethe war der Mittelpunkt eines litterarisch gestimmten Zeitalters; sein Ansehen und seine Verehrung strahlte, als seine Schaffenskraft schon sehr abgenommen hatte, bis zu seinem Tode im hellsten Glanze und ging nach demselben in einen Heroenkultus über; Freytag hat es empfinden müssen, dass die Gunst seines Publikums ihm nicht mehr mit der alten Ausdauer und Begeisterung treu blieb, als er fortfuhr Dichter zu sein zu einer Zeit, wo das Ringen nach politischer Ausgestaltung und sozialer Neubildung des öffentlichen Lebens in immer wildere Bewegung geriet, in eine Bewegung, welche viel leichten, trüben Schaum an die Oberfläche getrieben, das Gewichtige und Gediegene aber mit ihren Wellen bedeckt hat. Freytags grösstes Werk, nicht nur dem Umfang, sondern dem Werte nach, die Ahnen, harrt noch seiner gerechten, vollen Würdigung. Aber der Unterschied in der Bedeutung Goethes und Freytags liegt nicht nur in Äusserlichkeiten; er liegt in den Personen selbst. Goethe war seiner ursprünglichen Anlage nach eine Künstlernatur; Freytag begann seine litterarische

Laufbahn als Publizist und Gelehrter; er setzte, was er auf den Gebieten der Publizistik und Gelehrsamkeit errungen, in dem Masze, wie seine geistige Entwickelung sich steigerte, in Poesie um, und diese Umschmelzung ist ihm so vollständig gelungen, seine poetische Darstellung ist so frei von den Schlacken nüchterner Forschung und rednerischer Absichtlichkeit, dass wir uns beim Lesen seiner poetischen Werke wohl der ihnen zu Grunde liegenden Prosaschriften erinnern, aber ohne in unserm ästhetischen Genuss dadurch gestört zu werden. Dies gilt besonders von dem Verhältnis seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu seinen Ahnen. So ersproß unserm Schiller aus seiner fleissig zusammengetragenen Geschichte des 30jährigen Krieges die herrliche dunkle Blume des Wallenstein.

Aber auch den umgekehrten Gang hat Freytag verfolgt; aus vollster Praxis des Dramas heraus erschien, nachdem er die Valentine, den Graf Waldemar, die Fabier und die Journalisten geschaffen, seine Technik des Dramas. So könnten wir Freytag eher mit Lessing vergleichen, an dem wir es besonders hochschätzen, dass er, der scharf folgernde Logiker und fein zergliedernde Kritiker, seinen dramatischen Personen doch eine so plastische Abrundung, ein so volles Leben zu geben verstand; aber wie jedes Gleichnis hinkt, so auch dies; denn wenn Lessing die dramatische Lebendigkeit sich in hohem Masze angeeignet hatte, so fehlte ihm die epische Ruhe, welche Freytag zum Meister des Romans in Deutschland gemacht hat, und wenn Lessing in ausgezeichnetem Masze witzig war, so besasz Freytag jenen Humor, welcher alle seine Werke wie mit würzigem Dufte durchzieht und ihn uns als einen der gemütvollsten deutschen Schriftsteller erscheinen lässt.

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in Kreuzburg geboren, jenem kleinen Orte an der Grenze des Deutschtums und der Polenwirtschaft, dessen Leben er so manche Züge entlehnt und in verklärter Gestalt seinen Schilderungen einverleibt hat; am deutlichsten sehen wir sie wohl im letzten Bande der Ahnen, welcher betitelt ist: „Aus einer kleinen Stadt", abgebildet. Denn hierin zeigte Freytag sich immer als echter Realist, dass er den Schauplatz seiner Ereignisse nicht in ein Wolkenkukuksheim verlegte, sondern an wirklich vorhandene Örtlichkeiten anlehnte; aus der scharfen Zeichnung derselben

und aus ihrer innigen Verbindung mit den dargestellten Ereignissen erblühte ihm das Lokalkolorit, welches seinen Romanen einen unvergänglichen Reiz verleiht, und dass er dazu die Orte erwählte, welche für sein eigenes Leben von Bedeutung waren, zeigt ihn uns als den Mann von Heimatsgefühl und Vaterlandsliebe, der hierin, wie in der Darstellung der schönsten Eigenschaften des deutschen Volkes, unserm nationalen Empfinden so wohlthut. So stellte er in Soll und Haben Breslau dar, wo er studierte und sich als Universitätslehrer niederliess, Leipzig, wo er demnächst seine schriftstellerische Thätigkeit im weitesten Umfange entfaltete, in der verlorenen Handschrift, Thüringen mit seinem Waldgebirge und seinen lachenden Auen, in denen er sich bald darauf neben der Residenz eines Fürsten und ganz in unserer Nähe ein so freundliches, friedliches Heim gründete, in seinen Ahnen. Aber dieser gesunde, herzerquickende Realismus weiss die durch die poetische Fiktion ihm gesetzte Schranke immer genau zu beobachten; nie werden wir in Breslau die Stelle genau ermitteln können, wo Itzig Veitel seinen schauerlichen, unfreiwilligen Selbstmord beging, nie auf dem Rennstieg den Punkt feststellen können, wo Ingo dem Wächter des Herrn Auswald erschien, oder wo Immo mit seinem Bruder Odo den Sprung um die Mühlburg in die grausige Tiefe that, oder wo er den Graben der Stadt Erfurt durchritt, um die Hildegard zu entführen, wo der Mönch Gottfried die aus der Gefangenschaft gelösten Kinder vor der Wut der nachsetzenden Sorben zur Nachtzeit auf der Höhe über dem Thal der Rinne barg, oder wo der fehdelustige Filzhutmacher Hummel an den Thoren Leipzigs — nach dem Rosenthale zu — den zarter besaiteten Strohhutmacher Hahn mit Hilfe seiner Hunde Bräuhahn und Speihahn in täglichen Neckereien herausforderte. Die frei waltende Erfindung des schaffenden Dichters lässt die Örtlichkeit, mag sie uns auch noch so bekannt erscheinen, immer in einem schwankenden Lichte flimmern, und die poetische Freiheit bleibt neben der schärfsten lokalen Färbung unangetastet bestehen. Einem ernsteren Zwecke hat diese Zurückhaltung des Dichters dienen müssen, als es sich darum handelte, das Laster auf dem Fürstensitz zu zeichnen. Denn wie hätte Freytag es wagen können, den Wohnort des Fürsten, welcher die Professorsfrau Ilse mit

verbrecherischen Absichten verfolgt, oder den in der Valentine dargestellten sittenlosen Hof deutbar zu bezeichnen? War es nicht Kühnheit genug, als Freund eines deutschen Fürsten fürstliche Sünden und Schwächen mit einem poetischen Strafgericht heimzusuchen, ohne, wie einst Lessing, den Schauplatz der Handlung nach Italien zu verlegen?

Wenn ich von der Vielseitigkeit Freytag's gesprochen habe, so muss ich die lyrische Dichtung davon ausnehmen; denn was sich von Gedichten im ersten Bande der von ihm selbst besorgten 22bändigen Ausgabe seiner Werke befindet, darf im ganzen als unerheblich bezeichnet werden. Sie sind sinnvoll, aber schwerfällig in ihrem rhythmischen Gange und zeigen entweder eine epische Breite oder eine dramatische Bewegtheit. Er selbst bekennt, kein lyrischer Dichter zu sein, und spricht sich nur für die poetische Erzählung, für welche er sich den Nibelungenvers zurecht gemacht hatte, einige Begabung zu. Von den innigen und sinnigen Liedern seines sonst von ihm verehrten Lehrers Hoffmann von Fallersleben spricht er mit einiger Geringschätzung. In seiner Seele wogten schwerere Kämpfe als die, welche das Herz des Lyrikers für gewöhnlich bewegen; es waren die Sorgen um das allgemeine Interesse und das Wohl des Vaterlandes. Ja, wenn wir zwei Dramen, das unbedeutende und unvollendete „der Gelehrte“ und das allerdings grossartig schöne „die Fabier“ ausnehmen, so spielt der Vers überhaupt keine Rolle in seinen Werken. Und doch hat es seit Goethes Tode vielleicht keinen grösseren deutschen Dichter gegeben als ihn. Denn wer hat so wie er lebenswarme und hochpoetische Gestalten aus dem innersten Wesen seines Volkes an das Licht treten lassen und doch zugleich mit frei waltender Phantasie erschaffen, wer hat wie er seinen Lesern die reine Freude an dem zum Schönen verklärten Guten bereitet, sie mit sich fortgerissen in die reinigende Sphäre der edelsten Begeisterung? Aber diese konnte seiner Meinung nach nur an der grossen Dichtung entzündet werden, und so wandte er sich frühzeitig dem Drama zu, nicht wie jeder Dichter und Dichterling sein Jugenddrama schreibt, um es als kostbare Reliquie seiner Entwickelung aufzubewahren, sondern mit Eifer und Studium, mit sorgfältiger Berücksichtigung der praktischen Erfordernisse des Theaters; denn er begriff bald, dass

in dieser höchsten Dichtungsart es mit blosser dichterischer Begeisterung am wenigsten gethan ist, dass mit der poetischen Inspiration sich die nüchternste Berechnung verbinden muss, um nicht nur den theatralischen Erfolg, sondern die dichterische Vollendung des Werkes selbst zu sichern. Schon seine Doktordissertation, sowie seine Habilitationsschrift behandelten dramatische Vorwürfe, jene die Anfänge der dramatischen Poesie in Deutschland, diese die Komödien der Nonne Roswitha. Von seinem ersten Drama, die Brautfahrt (nämlich Maximilians I.) oder Kunz von Rosen (dessen Narr) spricht er mit grosser Bescheidenheit, und doch wurde es auf der Berliner Hofbühne, wie in andern Residenzen und grossen Städten mit Beifall aufgeführt, und wenn es nachher zurückgelegt worden ist, so mögen wohl äussere Rücksichten mehr als der Wert des Stückes daran schuld gewesen sein. Denn es packt den Leser gewaltig, und es besitzt die Haupterfordernisse des Dramas, eine bedeutende, spannende, glatt und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verlaufende, breit angelegte und sich immer mehr zuspitzende Handlung und anziehende Charaktere. Besonders Max von Habsburg und Maria von Burgund sind ein holdes Paar, vielleicht zu gut für das ernste Drama, während der Bösewicht nur in Nebenrollen vertreten ist. War dies ein Fehler, so hat Freytag ihn in seinen folgenden, der modernen höheren Gesellschaft entnommenen Dramen, der Valentine und dem Graf Waldemar, gut zu machen gesucht; denn Georg, der Held des ersteren Stückes, ist ein verschollener Thunichtgut, ehe er als Kraftmensch auftritt; Waldemar ist, ehe er durch ein junges Mädchen aus dem Volke bekehrt wird, ein blasierter Wüstling. Der erstere dürfte etwas an den George der Geheimnisse von Paris von Eugène Sue erinnern, die damals gerade viel Aufsehen machten. Freytag erklärt den Waldemar, mehr aus bühnentechnischen als dichterischen Gründen, für das bessere Stück, scheint aber auch mit der Valentine nicht unzufrieden gewesen zu sein. In der That ist beiden Stücken derselbe Grundzug gemein: die Befreiung von der gesellschaftlichen Lüge und Unsittlichkeit, wie sie sich in den höheren und höchsten Volksschichten vorfand, durch freies Bekenntnis der eigenen Verschuldung und Rückkehr zur Wahrheit und Natur. Valentine trotzt um einer wahren und starken

Liebe willen dem Vorurteil jener Welt des hohlen Scheins und nimmt die Busse für ihre frühere Herrsch- und Gefallsucht freudig auf sich; Waldemar muss es mit bitterem Schmerze erfahren, dass die Liebe und Achtung eines einfachen Mädchens von wahrem Gefühl zu erlangen, dem hochstehenden Wollüstling schwerer fallen mag, als sich der Gunstbezeigungen vornehmer Abenteurerinnen zu erfreuen, bis durch eine gewaltige Reaktion seines besseren Menschen Sünde und Schuld wie Schlacken von ihm abfallen und der schön und gross angelegte Mensch in seiner ursprünglichen Reinheit wieder erstrahlt. Das ist der wohlthuende Idealismus unserer besten Dichter, den wir in diesen Stücken wiederfinden, der Idealismus, welcher den neuesten Dramatikern vielfach fehlt, und den sie sich aneignen müssen, wenn sie dereinst, wie unser Freytag jetzt, in die Dichterwalhalla unserer Nation aufgenommen werden wollen. Auch Freytag fehlt der Realismus nicht, den diese Dichter allein kennen; seine Figuren sind dem wirklichen Leben unserer Tage entnommen, mit den sittlichen Schwächen unserer Kultur behaftet; deshalb sind diese Stücke keine Buchdramen geblieben, sondern wirkliche Bühnendramen geworden; von einer Stätte, die wir einer gesunden Volksbildung immer mehr geweiht sehen möchten, können sie dem Volke zeigen, wie die höhere Lebensauffassung nicht unfruchtbar neben dem Leben stehen, sondern wirkungsvoll und umgestaltend aus der wirklichen Lebensbethätigung sich erheben muss. Diese Lebenswirklichkeit hat der Dichter durch die Mannigfaltigkeit seiner Figuren verstärkt, und den leidenden und kämpfenden Hauptfiguren hat er nicht versäumt jene ruhigen, in sich sicheren, edlen Gestalten gegenüberzustellen, die der Läuterung durch die Schuld nicht bedürfen, wie dem wilden Georg seinen Freund Müller, der irrenden Valentine die liebliche Prinzessin. Diese reinen, ruhigen Naturen, welche die leidenschaftvollen Kämpfe der Helden durch ihren Gegensatz nur um so schärfer hervortreten lassen, finden wir in den Tragödien eines Shakespeare, Goethe und Schiller, wie in den Charakterkomödien eines Molière, sie bilden eine Eigentümlichkeit des klassischen Dramas; einen ganz besonderen Zusatz aber hat Freytag seinen Dramen, wie allen seinen Werken durch den Humor gegeben. Worin der Humor besteht, ist leichter zu fühlen als zu er-

klären. Vielleicht kann man ihn mit einem unsichtbaren Fluidum vergleichen, welches der geistigen Atmosphäre, in der wir leben und uns bewegen, die zu starke Spannung mindert, wie ein Zusatz von Feuchtigkeit die Spannung der wirklichen Atmosphäre verringert, so dass wir leichter atmen und bei unserm Thun uns froher gestimmt fühlen. Wenn wir ihn ferner an eine gewisse wohlwollende Anteilnahme an dem Geschick anderer geknüpft denken, deren Ergänzung die grössere Sorglosigkeit um das eigene Schicksal ist, die sogar bis zu einer gutmütigen Selbstverspottung gehen kann, so werden wir Freytags Werke von Zügen dieser Gesinnung überall durchsetzt finden, und wenn wir als den Hauptvertreter einer früheren Erscheinungsstufe des deutschen Humors Jean Paul betrachten, so wird eine Vergleichung beider Schriftsteller uns vielleicht zeigen, dass der Humor seit jenem einst berühmten Humoristen ebenso viel an Männlichkeit und weitschauendem Blick gewonnen wie an Rührseligkeit und barockem Wesen verloren hat. Natürlich verträgt der Humor sich nicht mit einem hohen Grade der Leidenschaft; denn diese ist die befangenste, weil ganz in der Bejahung der eigenen Persönlichkeit aufgehende, jener die unbefangenste, weil am meisten vom Ich absehende Lebensanschauung; aber die Leidenschaft gebiert Thaten, während der Humor sich lieber in ruhiger Betrachtung ergeht. Deshalb hat auch Freytag seinen Humor zunächst mehr den Neben- als den Hauptpersonen seiner Stücke zugeteilt, dem Spitzbuben Benjamin in der Valentine, dem Diener Box im Waldemar. Da aber seine Helden nicht einseitige Personifikationen von Leidenschaften, sondern vielseitige, der Wirklichkeit nachgebildete Menschen sind, so ist auch ihr Wesen von Humor durchtränkt, und zwar tritt er hier in der höheren, bewussten Form, bei jenen in der niederen, unbewussten Form auf. Nur in seinem Jugendwerk, der Brautfahrt, hat Freytag den humoristischen Narren Kunz zu einer Hauptperson gemacht und dem jugendfrischen Max gleichberechtigt an die Seite gestellt. Er teilte dadurch das Interesse der Zuschauer, was er später selbst als Fehler anerkannt hat. Dass der Humor auch auf die Gestaltung der so höchst eigentümlichen Freytagschen Sprache eingewirkt hat, erscheint mir zweifellos; von ihm, wenn von irgend einem deutschen Schriftsteller, gilt das Buffonsche: „Der Stil ist der ganze Mensch.

Wenn nun zarte Gemüter an den Derbheiten und vielleicht noch mehr an der moschusduftenden Stickluft dieser beiden Stücke Anstoss nehmen, so ist ihnen jeder Anstoss dieser Art in den Fabiern vollständig aus dem Wege geräumt. Freytag erscheint in diesem, in der Reife des Mannesalters geschriebenen Trauerspiel auf der Höhe seines dramatischen Schaffens. Da ist nicht mehr die beängstigende Schwüle kleiner und ungesunder Verhältnisse, sondern die freie, frische Luft, ja der Sturmwind eines grossen, wenn auch weit zurückliegenden politischen Gemeinwesens, da ist nicht mehr die geistreich zugespitzte Sprache der Helden, die den Konventionalismus der vornehmen Gesellschaft auf seinem eigenen Gebiete schlagen und ad absurdum führen will, sondern das schlichte und doch so tiefsinnige Wort freier Männer, die ihr gutes altes oder neuerworbenes Recht zur Geltung bringen, aber auch gross und stark fühlen für das Wohl des Volkes; da sind keine künstlich gemachten, kleinlich angelegten und gross aufgebauschten Verhältnisse zu entwirren und auf ihr Nichts zurückzuführen, sondern reale Konflikte zu schlichten, wenn es sein muss, zu durchhauen. Aber was den grossen Dramatiker in der Verarbeitung jener ungesunden Verhältnisse anzeigte, tritt unter diesen günstigen Umständen um so glänzender hervor, die Entwickelung gross angelegter Charaktere innerhalb des Stückes selbst, die Schlag auf Schlag mit der von diesen Charakteren bedingten inneren Notwendigkeit sich abrollende Handlung, die wirkungsvolle Gruppierung der Gegensätze, von Freytag in seiner Technik des Dramas als das Gegenspiel bezeichnet, die Belebung des theatralischen Schauplatzes durch ein passend verteiltes Personal von Nebenfiguren, von deren Denkungsweise die grosse Gesinnung der Hauptpersonen sich um so heller abhebt, endlich der grosse Zug tüchtiger Gesinnung, der das Ganze durchweht. Der doppelte Schlachtruf: Hie Patrizier, Hie Plebejer! durchzieht das Stück; er ist in seiner ersten Hälfte dem altberühmten und altverdienten Geschlechte der Fabier, in seiner andern dem auf seinem Bauerngut neben den Hufen der Fabier knorrig empor gediehenen Stamme der Icilier in den Mund gelegt. Der Konsul Fabius verschmilzt in seiner Person das Wohl und das Recht des römischen Staates mit dem des Geschlechtes, dessen Haupt er ist; da sich plötzlich

ein klaffender Riss zwischen den Interessen des einen und des anderen vor ihm aufthut, wählt er den Tod für das Vaterland; er thut es ohne Zögern, aber auch ohne Freude, mit der ganzen Herbigkeit und dem Starrsinn eines Adligen, der den Überlieferungen seines Hauses nichts vergiebt. Der nächste Erbe seiner Gesinnung ist sein ältester Sohn Marcus; er muss die tragische Verschuldung auf sich nehmen, indem er den von seinem Bruder Sextus verfehlten Stoss auf den neidischen und boshaften Volkstribun Sicanius um so sicherer führt; es ist die aus jäher Übereilung hervorgegangene, rasche That, die doch in dem allzu hochmütigen Benehmen der Geschlechtsgenossen schon vorgebildet lag. In dem jähzornigen Numerius, dem jovialen Lucius, dem zarten, aber kampflustigen Quintus, der im letzten Augenblick vor dem Untergange des ganzen übrigen Geschlechtes gerettet wird, spiegeln sich die verschiedenen Züge dieses letzteren wie in den Bildern einer Familiengallerie. Aber der grosse poetische Kampf sollte nicht bloss durch die Hekatombe der Fabier gesühnt werden; er verlangte auch noch sein besonderes Opfer. Fabia, die Tochter des Konsuls, ist auf dem Lande in täglichem Verkehr mit dem jungen Icilius aufgewachsen; die Jugendgespielen und Nachbarskinder sollen nun Feinde sein, weil ihre Eltern es sind; aber ihre Liebe bricht nur um so ungestümer dieser grausamen Forderung gegenüber hervor. Doch auch sie zeigen sich als Römer; ohne schwächlich auf ihr besonderes Recht zu verzichten, opfern sie sich dem allgemeinen Wohl. Icilius fällt, gegen die Vejenter kämpfend, an der Seite des Konsuls; Fabia weiht sich, nachdem sie den Geliebten zum Tode eingesegnet, einem ehelosen Leben. Die Schwierigkeit der Einfügung einer Liebesepisode in einen grossen historischen Stoff ist von Freytag sehr glücklich überwunden worden; sie hat dem einheitlichen Charakter des Stückes keinen Abbruch gethan, sie hat seine strengen Linien nur durch eine anmutige Einbiegung unterbrochen. Unsere Teilnahme wird für dies einzelne Leid inmitten des allgemeinen Zusammenbruches besonders in Anspruch genommen, aber es mildert den starren Schrecken über diesen zu dem sanfteren Gefühle der Rührung. Es ist eine Liebesepisode, der des Max und der Thekla in Schillers Wallenstein würdig, aber von eigentümlichem, altrömischem Gepräge.

Trotz dieser Konzession an den Geschmack des Publikums, die ja freilich die Schönheit des Werkes nur erhöhte, haben die Fabier den Beifall der grossen Masse, welche dem Feldgeschrei: Was ist uns Hekuba? folgt, nicht erringen können; dem Freunde der Freytag'schen Muse, dem Erforscher des Entwickelungsganges der dramatischen Kunst, dem Kenner der römischen Geschichte werden sie stets von hohem Werte sein. Trotz der hochdramatischen Spannung, die sie uns mitteilen, muten sie uns an wie ein altüberkommener Sang aus der Urzeit jenes Volkes, welches die Welt demnächst mit seinen Thaten erfüllen sollte; sie führen uns in eine ferne Vergangenheit zurück, in eine Zeit einfacher Verhältnisse, reiner Gegensätze, innigen Verkehrs der Menschen mit der Natur und ihren Göttern; sie erwecken in uns epische Gefühle. Auch ihrem Verfasser waren sie ein Übergang von der dramatischen Kunst zur epischen, d. h. zum Roman, und wie er seine dramatische Thätigkeit mit diesem hohen Heldensange aus ferner Zeit abschloss, so hat er sein dichterisches Schaffen überhaupt mit einem Epos geendigt, welches uns bis in die Urzeit unseres eigenen Volkes zurückführt. Doch schon vor dem Erscheinen der Fabier hatte er seinen Landsleuten gegeben, was ihnen am meisten fehlte, ein Lustspiel. Wem, der die Journalisten gelesen oder der vielleicht das Glück gehabt hat, sie gut aufführen zu sehen, ruft nicht die blosse Nennung des Titels dieses Stückes ein Lächeln angenehmer Erinnerung, reiner Befriedigung, harmlosen Genusses auf das Antlitz! Ein Lustspiel ohne Anzüglichkeiten, ohne Albernheiten, ohne bei den Haaren herbeigezogene Witze und Wortspiele, ohne bissige Ausfälle, ohne irgend welches Haschen nach dem Aussergewöhnlichen ist selbst eine so ausserordentliche Erscheinung, dass wir unser Erstaunen nur darum vergessen, weil es uns mit seiner anspruchslosen Natürlichkeit und seinem kerngesunden Humor von Anfang an gefangen nimmt. Und doch bewegen wir uns hier auf dem schlüpfrigsten Boden, in der stachlichtsten Umgebung, die ein Lustspiel haben kann, auf dem Gebiete der Politik. Wir sehen den Professor, den Mann von unabhängiger Denkungsart, eine Lieblingsfigur unseres Dichters, die er schon in seinem Gelehrten zu einem Trauerspiel zu verarbeiten gesucht hatte, die auch die Hauptfigur seiner verlornen Hand-

schrift geworden ist, und die er im Markus König zu der herzerfreuenden Gestalt des Magisters umgeschaffen hat, als Chefredakteur und Wahlkandidat mit seinem alten Freunde, dem Vater eines von ihm geliebten und ihm halb zugesagten Mädchens, einem ehrenfesten, königstreuen Militär, zerfallen, aber auch wieder zusammengeführt durch den beiderseits vorhandenen guten Willen, Missverständnisse auszugleichen, durch die geschickten Veranstaltungen einer eben so klugen als entschlossenen Dame und durch die siegreiche Persönlichkeit eines Mannes von der Feder, in welchem Freytag seine eigene Thätigkeit — denn er war 25 Jahre lang Redakteur der Grenzboten — so lustig und doch so rührend dargestellt hat. Wir sehen das aufgeregte Treiben des Jahres 48 an uns vorüberziehen; aber diese Aufregung hat alles Peinliche, Beängstigende, Erbitternde verloren durch die Berührung mit dem magischen Zauberstabe, dessen unwiderstehliche Macht sich auch hier bewährt, dem Humor. Alles erscheint uns nun von der heitern Seite; auch das drohendste Gewölk muss sich zerteilen; wie sehr die leidige Politik die handelnden Personen in Anspruch nehmen mag, sie bleiben uns immer die echten, treuen Menschen, die sie in ihrem eigenen Hause sind; denn dieses scheinbar politische Stück ist ein echtes deutsches Familienstück. Und welchen Reichtum von Figuren bietet es von dem hochgesinnten Manne der Wissenschaft, der dem Blatte seine Richtung anweist und die grossen Artikel schreibt, zu dem eigentlichen Redakteur, der für alles sorgen, an alles denken muss, der Seele des Blattes, dann zu den Bearbeitern der einzelnen Abteilungen bis herab zu dem gedrückten Reporter, der an seiner Zeitung zum Verräter wird, weil sein Redakteur von ihm unbilligerweise verlangt, dass er für 5 Pfennig die Zeile stets tief und brillant schreiben soll!

Ein Jahr nach den Journalisten (1855) erschien Soll und Haben; Freytag lenkte aus der dramatischen in die epische Thätigkeit ein. Nach der für die Romane herkömmlich gewordenen Einteilung würden wir geneigt sein, diesen seinen gelesensten und beliebtesten Roman als einen sozialen zu bezeichnen; denn er führt uns in das Leben der damaligen Gesellschaft ein, die auch wohl im ganzen noch die heutige ist. Allein der Verfasser verwahrt sich sehr energisch gegen diese Bezeichnung,

indem er am Schlusse einer Betrachtung, worin er die politischen, religiösen und sozialen Ideen als tendenziös vom Gebiete des Romans zurückweist, in seinen Erinnerungen sagt: „Politische, religiöse und soziale Romane, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, sind im Reiche der Poesie nichts Besseres als Demi-monde.“ Dagegen lässt er über den Zusammenhang, der nach seiner Meinung zwischen dem Epos und Roman vorhanden ist, keinen Zweifel bestehen. „Der Roman“, sagt er, „viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind. Wenn wir aus solcher späten Zeit auf die Vergangenheit eines Volkstums zurücksehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede austönte, so erscheint uns, was damals unter andern Kulturverhältnissen der notwendige Ausdruck des Erzählenden war, als besonders vornehm und ehrwürdig. In Wahrheit aber ist die Arbeit des modernen epischen Dichters, dessen Sprachmaterial die Prosa ist, genau in demselben Grade reicher und machtvoller geworden, wie die Fähigkeiten seiner Nation, das innere Leben des Menschen durch die Sprache zu schildern. Denn die Geschichte der Poesie ist im höchsten Sinne nichts anderes als die historische Darstellung der Befähigung jeder Zeit, dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.“

Mit dieser Erklärung stellt also Freytag den Roman unter das Zeichen der geschichtlichen Darstellung, sei es nun, dass die jüngste oder eine weiter zurückliegende Vergangenheit zum Gegenstand der Darstellung gemacht wird, dass die Schicksale des einzelnen Menschen, seine Reaktion dagegen, kurz seine Erziehung durch das Leben oder die grossen historischen Ereignisse des gewählten Zeitabschnittes mehr in den Vordergrund treten. Aber wir entnehmen aus Freytags Worten noch etwas Anderes, was uns gegenüber der Versunkenheit eines grossen Teils der Erzeugnisse dieser Gattung erhebt und tröstet; wir hören das hohe Wort Poesie daraus hervorklingen

und wissen nun, dass nach der Auffassung eines berufenen Beurteilers, wie Freytag es war, der Roman eine vollberechtigte Gattung der Poesie, nicht nur ein Anhängsel derselben, ihr echter Sohn, nicht ein Bastard ist oder doch sein soll. Darum wies er jede ausserhalb ihres Gebietes liegende, dem öffentlichen Leben angehörige Beziehung von ihm ab und stellte „sonnige Klarheit und stolze Unbefangenheit" als die Lebensbedingungen, wie jedes Kunstwerks, so des Romans hin. Und diesem Ideal entsprechen Freytags Romane. Aber auch über einen andern, schon berührten Punkt, den Zusammenhang des Dramas mit dem Romane, spricht Freytag sich mit vollkommener Deutlichkeit aus. „Der Aufbau der Handlung", sagt er, „wird in jedem Romane, in welchem der Stoff künstlerisch durchgearbeitet ist, mit dem Bau des Dramas grosse Ähnlichkeit haben. Vor allem eine poetische Idee, welche schon in der Einleitung sichtbar wird und den ganzen Verlauf der Ereignisse bestimmt." „Auch die Teile der Handlung", heisst es dann weiterhin, „sind in der Hauptsache dieselben wie im Drama: Einleitung, Aufsteigen, Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe. In Soll und Haben sind die gelungene Schurkerei Itzigs, der Ruin des Freiherrn und Ehrenthals und die Trennung Antons aus dem Geschäft der Höhepunkt des Romans, die Rückkehr Antons in das Geschäft mit allem, was daraus erfolgt, die Katastrophe." Ja, unser Dichter geht so weit, eine besondere Erklärung dafür zu geben, warum er seinen Roman in sechs, statt, wie ein Drama, in fünf Teile gegliedert habe, und dementsprechend fügte er dem Haupttitel hinzu: Roman in sechs Büchern. So hat er also für die scheinbar am schroffsten sich gegenüber stehenden Dichtungsarten, das eine geschlossene Handlung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zu ihrem Endergebnis führende Drama und den eine Fülle mehr oder weniger zusammenhängender Ereignisse und Begebenheiten in bequemer Breite dahinwälzenden Roman, die höhere Einheit aufgestellt; er fand sie in der zweckvollen Anlage, in der poetischen Durchführung, in dem bedeutenden Inhalt. Und so wurde die dramatische Thätigkeit, so Bedeutendes er darin geleistet hat, für ihn eine Vorstufe zu der eines Romanschriftstellers, und in dieser Eigenschaft hat er sich dem deutschen Volke ganz besonders lieb und wert gemacht. Es würde eine

eben so mühsame wie vergebliche Arbeit sein, den Inhalt von Soll und Haben oder den seiner andern Romane Ihnen hier zergliedern zu wollen. Sie sind unserer Erinnerung wie Empfindung unverlierbar eingeprägt; aber von Zeit zu Zeit, in einer Stunde, die wir unserm guten Genius weihen wollen, greifen wir wieder zu dem einen und andern dieser Bücher. Wir wissen, es ist ein gutes Buch, ein Buch voll Lebenswahrheit und Lebensweisheit, welches uns das Unglück, die Verwirrung und die Verschuldung der Menschen nicht abgeschwächt, verwässert oder überzuckert, sondern in ihrem ganzen erschütternden Ernste vorführt, dessen edler Begeisterung und kindlicher Einfalt alles Gemeine, Schmutzige und Lüsterne stets fern bleibt, und welches mit einem starken Appell an unser Pflichtgefühl, mit einem erhebenden Hinweis auf unsere höchsten Aufgaben, auf unsere unerschütterlichen Hoffnungen uns entlässt. Freytags Romane gehören zu den Büchern, die man nicht flüchtig kennen lernen, sondern zum unverlierbaren geistigen Eigentum machen will; man kann sie öfter als einmal lesen. In Soll und Haben wird der Gegensatz zwischen dem Kaufhause, wo alles Ordnung, Arbeit und Berechnung ist, und dem Gutshofe und der Stadtwohnung des Freiherrn, wo die Ansprüche an vornehme Lebenshaltung und feinen Lebensgenuss das erste Gebot sind, uns immer stark berühren; wir sehen mit stets erneuter Teilnahme den betrügerischen Erwerb an seinem stolzen Hause wie einen fressenden Schwamm sich ansaugen, es zu Boden reissen und sich selbst in dem Sturze begraben. Wir beobachten mit immer neuem Interesse die Gegensätze und Schattierungen in den handelnden Personen, den aus seiner Eckigkeit sich immer mehr zu Gewandtheit und Tüchtigkeit herausarbeitenden Anton und den weltmännischen, doch von seiner Überlegenheit immer mehr verlierenden Fink, die lebhafte Lenore und die ruhig sichere Sabine, zwei Frauen, deren Entwickelung zu ganz ähnlichen Ergebnissen führt wie die jenes Freundespaares, der ihnen bestimmten Ehegatten, den energischen Pinselschwinger Pix und den überspannten Korrespondenten Specht, den Judenknaben Veitel Itzig, der sich vorgenommen hat klug zu sein und in der Welt sein Glück zu machen, weil er aber nicht alle Faktoren in seine Rechnung gezogen hat, ein schlechtes Ende nimmt, und den Bankier

Ehrenthal, der seine Opfer unter Beobachtung gewisser anständiger Geschäftsformen allmählich zu Grunde richtet, nebst den tieferen Nuancen des Hehlwirts Löbel Pinkus und des galizischen Juden Schmeie Tinkeles. Wir erfreuen uns immer wieder an der Figur des ersten Aufladers Sturm, dessen kindliche Einfalt einen so merkwürdigen Gegensatz zu seiner Leibesstärke bildet, und der durch ein eigentümliches Verfahren von dem Wahne geheilt wird, er werde das funfzigste Jahr nicht überleben, sowie an der seines praktischen Sohnes Karl, ja oft gewähren die in gleichmässiger Thätigkeit kreisenden Nebenfiguren uns mehr Freude und Behagen, als die leidenschaftlich dahinstürmenden Hauptpersonen. Aus einem ähnlichen Grunde mag vielleicht die breite, wenn auch äusserst lebendige Darstellung des Polenaufstandes und die daran sich knüpfende Verwaltung eines von dem Freiherrn neu erworbenen Gutes durch Anton Wohlfahrt manchen weniger ansprechen als die intimere Szenerie des Breslauer Kaufhauses und des schlesischen Adelssitzes; aber der grosse historische Stil, den Freytag dem Romane vorschreibt, verlangte auch jene weiteren Ausführungen, durch welche die Lebenserziehung seiner Personen sich erst im grösseren Massstabe und in weiteren Kreisen vollendet.

Aus demselben Grunde werden wir uns in der verlorenen Handschrift auch die weitere Ausführung des unerquicklichen Verhältnisses des Professors und seiner Frau Ilse zum Fürsten und der Prinzessin, welche nach Freytag's eigenem Eingeständnis von manchen „seiner vertrauten Kritiker“ nicht gebilligt wurde, gefallen lassen müssen. In der That, welch schroffer Gegensatz zwischen dem heiter ernsten Treiben des Leipziger Gelehrtenkreises mit der köstlichen Vergesslichkeit des Professors Raschke, dem intrigierenden Ehepaar Struvelius und dem Gegenspiel der feindlichen Hutmacher einerseits und dem hohlen, unsittlichen Leben jenes Fürstenhofes andererseits! Hätte nicht die Schilderung des alten, weltentlegenen Schlosses und seiner Bewohner, des kurz angebundenen westfälischen Edelmanns und seiner sinnigen, hoheitvollen und hilfreichen Tochter als wohlthuende Ergänzung dazu ausgereicht? Aber ist das Leben immer so sonnig, unschuldig und rein? Ist es nicht auch voll gefährlicher Abgründe, die den Schwankenden

und Leichtsinnigen hinabziehen und den ernsten Menschen auffordern, alle seine Sprungkraft und Behutsamkeit zusammenzunehmen? Und lag es nicht in der Absicht des Dichters, seine Personen ihre sittliche Kraft in diesen Gefahren erproben zu lassen? Nie dürfen wir von einem Schriftsteller wie Freytag erwarten, dass er uns, sei es auch auf die edelste und unschuldigtste Weise, bloss erheitern und unterhalten will, er will erschüttern, mahnen, bessern, und sollte seine angeborene Liebenswürdigkeit ihn einen Augenblick dies haben vergessen lassen, wir dürfen sicher sein, sein ebenso tief gewurzelter Ernst, seine hohe Meinung von seinem Dichterberufe wird es ihn alsbald nachholen lassen. Sein letztes und höchstes Werk, die Ahnen, beweist es nur zu deutlich.

Die verlorene Handschrift verdankt ihre Entstehung ebenso wirklichen Vorfällen in Freytags Leben, wie Soll und Haben, die Fabier und schliesslich alle seine Schriften. Hatte die römische Geschichte seines Freundes Mommsen ihn auf den altrömischen Stoff, die Beobachtung des aktuellsten Lebens einer grossen Provinzialhauptstadt und besonders eines grossen Handelshauses daselbst auf seinen ersten Roman geführt, so lieferte der Verkehr mit seinem Freunde Moritz Haupt, sowie manches, was er von Professoren nicht nur in Leipzig, sondern in Berlin sah und hörte, ihm den Gegenstand der verlorenen Handschrift. Es handelte sich wirklich um eine verlorene Handschrift, um die fehlenden Dekaden des Livius, die man in der alten Klosterbibliothek einer westfälischen Stadt hoffte wiederfinden zu können. Für den ziemlich drastisch dargestellten Verkehr der Professoren unter einander aber will Freytag in den über die Erteilung des ersten Schillerpreises gepflogenen Verhandlungen eine Anregung gefunden haben. Die verlorene Handschrift ist unter den Juwelen des Freytag'schen Buchschatzes eine Perle von ganz eigentümlichem Glanze, von ganz besonderem Werte für Leser von klassischer Bildung, doch darum nicht minder anziehend und wertvoll für ein grösseres Publikum.

Der 1870 zwischen Deutschland und Frankreich ausbrechende grosse Kampf liess in Freytag die Idee seines letzten und grössten epischen Werkes, der Ahnen, entstehen. Angesichts der gewaltigen Schläge, in denen sich die tiefe Schlachtenweisheit der deutschen Heeresleitung bewies und der Zorn des gereizten

deutschen Volksheeres entlud, kam dem Dichter durch eine höchst merkwürdige Gegenwirkung der Gedanke, in die alten Zeiten unterzutauchen und an den Trägern eines körperlich und geistig bevorzugten, heldenhaft ausgestatteten, zwischen Volk und Fürsten in der Mitte stehenden und die schönsten Eigenschaften der ganzen Nation in sich vereinigenden Geschlechtes uns unsere Vorfahren in verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung vorzuführen. Die Deutschen in ihrer Berührung mit den Römern, aber vor der allgemeinen Bewegung, durch welche die römische Herrschaft fiel; dieselben als lose angegliederter Teil des Reiches Pipins, im Kampf mit den ihrerseits vordringenden Slaven und unter der ersten, frischen, weihevollen Einwirkung des Christentums; die Anstrengungen des Königstums, gegen die Ansprüche der Fürstengewalt sich siegreich zu behaupten, wie sie unter dem letzten Sachsenkönige sich darstellten; die Zeit der vollen Ritterherrlichkeit und des Minnegesanges, der in den Kreuzzügen sich ausgebenden religiösen Inbrunst, die unter Friedrich II. und durch ihn selbst schon eine bedenkliche Beimischung profaner Gedanken und Bestrebungen erhalten hat und in der Verlegung des deutschen Ordens nach Preussen durch Hermann von Salza eine aussichtsreiche Verwendung findet; derselbe einst so hochsinnige Orden in seinem tiefen Verfall gegenüber den Polen und den preussischen Städten, dazu das Auftreten der Reformation; der Ausgang des 30jährigen Krieges und das Walten eines frommen und thatkräftigen kleinen Fürsten inmitten seiner Nöte und Schrecken; der üppige sächsische Hof Augusts des Starken und das straffe Regiment König Friedrich Wilhelms I.; endlich die Befreiung Preussens von dem napoleonischen Joche — das sind die Bilder, welche dem Leser vorgeführt werden. Aber wenn Freytag schon in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit sich der grössten Anschaulichkeit befleissigt hatte, so hat er in den Ahnen den starren und schwerfälligen geschichtlichen Stoff durch das Herausgreifen einzelner, besonders interessanter Momente zum Fliessen gebracht und durch Belebung mit den Gestalten seiner Phantasie poetisch umgeschaffen; die Geschichte giebt nur den poetisch stilisierten Hintergrund, vor welchem die durchaus unhistorischen Helden handeln und leiden. Ideal und Leben sind hier in dem Sinne mit einander vereinigt,

wie Schiller in seinem gleichnamigen Gedichte darstellt, wenn er sagt:

> Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
> Und im Staube bleibt die Schwere
> Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
> Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
> Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
> In des Sieges hoher Sicherheit;
> Ausgestossen hat es jeden Zeugen
> Menschlicher Bedürftigkeit.

Heldenhaft mit ihrem Schicksal ringend, wird seinen Helden herrlicher Lohn, aber auch herbes Leiden, zum Teil ein heroischer Untergang zu teil. Über dem Vandalenhäuptling Ingo und seiner thüringischen Gemahlin Irmgard stürzt das brennende Haus zusammen, welches er ihr auf dem Hügel gegründet hat, der jetzt die Feste Coburg trägt; sein Nachfahr Ingraban erliegt in hohem Alter mit seinem Bischof Winfrid den Speeren der heidnischen Friesen; Georg König verliert den rechten Arm in einem Kampfe der Landsknechte gegen einander; der Rittmeister Bernhard von Alt-Rosen fällt in dem Augenblicke, wo er sich und seine junge Frau aller Gefahr entrückt glaubt und sein neues Besitztum betreten will, von der Hand seines Todfeindes. Die Fülle der ergreifenden Szenen mit einiger Vollständigkelt aufzählen oder eine Charakteristik der scharf gezeichneten Personen geben zu wollen, welche sich um die Helden gruppieren, würde die Ahnen abschreiben heissen. Manches wiederholt sich, aber in veränderter Form, wie auch die Hauptfiguren einen familienartigen Zug der Kühnheit und Grösse an sich tragen.

In Besprechungen der Ahnen findet man häufig die Behauptung aufgestellt, dass die letzten Teile den früheren an Wert nachstehen; aber ich habe noch nie einen Versuch gefunden, diese Behauptung zu begründen. Wenn sie mehr als ein leeres Gerede, eine auf das höhere Alter des Verfassers fussende vage Vermutung oder eine unbeweisbare Geschmacksäusserung sein soll, so liegt ihr vielleicht die in den späteren Bänden immer mehr zunehmende Ähnlichkeit mit den heutigen

Zuständen und die entsprechend umgeänderte Sprache zu grunde. Denn Freytag wollte das in Rede stehende Zeitalter auch durch die Sprache bezeichnen, und er hat sich deshalb für dies Prosaepos eine nach den Zeiten wechselnde, aber stets gleich ausdrucksvolle und schöne Sprache geschaffen. Freilich finden wir sie in seinen früheren Werken vorgebildet, und sie ist hier wie überall der getreue Abdruck seines eigenen treuen und keuschen Gemütes. Wie oft sagt ein Wort von Freytag mehr als Sätze anderer Schriftsteller, eine mit wenigen Strichen gezeichnete Situation mehr als eine lange Schilderung! Anfangs hat gerade die Sprache der ersten Bände die Spottlust seichter Krittler erregt; das dürfte lange vorüber sein, und das deutsche Volk weiss das in den Ahnen ihm gewordene Geschenk auch nach seinem Sprachwert zu schätzen. Hüten wir uns nun in den umgekehrten Fehler zu fallen, seine Darbietungen darum geringer zu achten, weil sie von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch weniger abweichen! Freytag ist, wie unter den Dichtern unserer Zeit die bedeutendste Erscheinung, so auch einer unserer grössten Sprachbildner gewesen; wie wäre eins von dem andern zu trennen, da in der Sprache der Gedanke erst zum vollen Ausdruck kommt? Die Charaktere seiner Helden aber zeigen in allen folgenden Bänden dieselbe Kraft und Hoheit wie im ersten, sie sind alle ihres Ahnherrn Ingo würdig; aber sie schreiten mit ihrer Zeit fort, zivilisieren sich mit ihr und tragen zuletzt statt des Panzerhemdes den bunten Rock Friedrich Wilhelms I., das schwarze Predigergewand seiner lutherischen Geistlichen und den modernen Überrock. Ist das nicht ein Beweis mehr für die Gestaltungskraft eines Dichters, der, weit entfernt alle seine poetischen Erfindungen über denselben Leisten zu schlagen, für jeden seiner Vorwürfe die passende Form zu finden wusste?

Ich habe versucht zu erklären, worin die Bedeutung Freytags als Dichter besteht; eine bedeutende schriftstellerische Leistung auf dem politischen und biographischen Gebiete geht neben seiner dichterischen Thätigkeit einher; ich beschränke mich darauf, zu sagen, dass auch die Schriften dieser Gattung das Gepräge wahrer Vaterlandsliebe und ruhiger Besonnenheit an sich tragen; aber ich möchte noch darauf hinweisen, dass, wie er die Treue vor allen Tugenden dichterisch in so vielen

Zügen und Figuren verherrlicht, er sie in seinen prosaischen Schriften auch selbst geübt hat. Des zeugen die vielen biographischen Denkmäler, die er seinen Freunden gesetzt hat. Ich nenne nur Jakob Kaufmann, Otto Ludwig, zwei Barone von Stockmar, Moriz Haupt, Graf Baudissin, Karl von Holtei; vor allen Karl Mathy. Und sollen wir das, was er über den Kronprinzen Friedrich geschrieben, nicht hierher rechnen, weil er glaubte zu dem vielen Anerkennenden und Rühmenden auch eine kurze Andeutung seiner Schwächen hinzufügen zu müssen, wenn das Bild nicht falsch werden sollte?

Unsere Akademie hat Gustav Freytag erst kurz vor seinem Tode zu ihrem Mitgliede ernannt; sein Antwortschreiben zeigt, in wie liebenswürdiger Weise er die ihm erwiesene Aufmerksamkeit anerkannte, obgleich er nur zum korrespondierenden, nicht, wie Fürst Bismarck zu gleicher Zeit, zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Vielleicht hätte die Akademie das damals Versäumte im nächsten Jahre nachgeholt, wenn auch er dann, wie vor kurzem unser Alt-Reichskanzler, sein achtzigstes Lebensjahr vollendet hätte; es sollte nicht sein, und wir können jetzt das Wort auch auf uns anwenden, welches einst die französische Akademie unter Molières Bildnis setzte: Rien ne manqua à sa gloire; il manquait à la nôtre. Aber eine andere Erinnerung verknüpft Gustav Freytag mit unserer Stadt; er hat unsern Wahlkreis im ersten norddeutschen Reichstag vertreten. Wer, wie ich, die gewaltige Wahlrede gehört hat, durch die er damals alle Hörer fortriss und die Stimmen seiner Wähler widerstandslos eroberte, wird von seiner parlamentarischen Befähigung eine etwas höhere Vorstellung haben als die, welche nur von seinem ersten Auftreten in jener Versammlung gehört haben, welches auch zugleich sein letztes war, weil es an den Vorschriften einer nüchternen Geschäftsordnung scheiterte.

Gustav Freytags Haus liegt in Siebleben an der Erfurter Landstrasse. Es macht einen behäbigen, aber keinen vornehmen Eindruck und ist mit einer ländlichen Attika geziert. Wie es zu Lebzeiten seines Besitzers allen Freunden unter dem Namen der guten Schmiede gastlich geöffnet war, so öffnen seine Pforten sich auch nach seinem Tode dem Wanderer, dem der Name Gustav Freytag etwas bedeutet. Das Haus ist von Blumenbeeten umgeben und von hohen, alten Bäumen

überragt. Eine blumige Wiese zieht sich zwischen Gebüsch die Anhöhe hinauf, dazwischen Blumenstücke mit Iris eingefasst. Eine gewaltige Linde streckt ihre Äste in der einen Vorderecke des Gartens weit nach der Strasse vor; unter ihr steht das Brunnenhaus. Ihr steht in der anderen vorderen Ecke eine junge Sommerlinde gegenüber, unter der Gartenbänke einen freien Platz einschliessen. Hier mochte Freytag im Kreise der Seinigen oft von seiner Arbeit ausruhen, in freundlicher Umgebung der freundliche Mann, der nach der Versicherung des Gärtners bis zuletzt sich straff hielt, ob er gleich von behaglicher Leibesfülle geworden war. Seinem Hause liegt sein Grab gegenüber, ebenfalls hart an der Landstrasse und dem Kirchhofsgitter. Jeder, der die Strasse zieht, kann es von draussen sehen. Liebende Hände haben es, gleich nachdem seine sterbende Hülle neben der seiner ersten Gattin beigesetzt war, in guten Stand gesetzt, und der erste Rosenflor hat es mit seinen Blättern schon bedeckt. Hier ruht, was von dem treuen Mann der Erde gebührte, in ländlicher, volkstümlicher Umgebung, wie sein Herz dem deutschen Volke gehörte, seine Geistesarbeit der Erforschung und Darstellung der Eigentümlichkeiten dieses Volkes galt. Die in seiner grössten Dichtung verherrlichten Stellen des Thüringer Landes und der Thüringer Berge, Erfurt, Ingersleben, Friemar, die Mühlburg, grüssen zu diesem stillen Plätzchen hinüber, wenn auch zum Teil verdeckt durch den kühn aufragenden Seeberg; Wind und Sonne, Baum und Strauch, die Geister der Nacht und die Stürme des Winters, alle die Kräfte der Natur, deren Sprache er so gut verstand und mit dem Schicksal seiner Menschen in so innige Beziehung zu setzen wusste, können seine Ruhestätte frei umspielen.

Noch fehlt ihr das Denkmal, und nur Lorberkränze und Palmenzweige umringen die ganze Familiengruft. Aber in den Herzen seines Volkes ist ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt von ihm selber, und sein unsterbliches Teil wird, so dürfen wir hoffen, unter noch ungeborenen Geschlechtern ein kräftiges Leben fortführen als das eines Mannes, der mit der Poesie wieder Ernst machte, sie im grossen Stile auffasste und uns zeigte, dass sie, die richtig verstandene, eine Lebensbedingung jedes Volkes ist, zumal des deutschen.

Die schwedische Armee

nach dem Prager Frieden

und

die Enthauptung des Obristen

Joachim Ludwig von Seckendorff

von

Reinhold Brode.

Als Vater des gefeierten Publicisten und Reformationshistorikers, ersten Kanzlers der Universität Halle, Veit Ludwig von Seckendorff darf der fränkische Kriegsmann **Joachim Ludwig von Seckendorff** auf die Beachtung des Geschichtsschreibers rechnen.

Überdies aber hat der Genannte einen tragischen Ausgang erfahren, dessen Verlauf wohl wert ist, der Vergessenheit entrissen und einmal aus dem grossen Zusammenhange der Begebenheiten heraus aufgefasst und beurteilt zu werden. Es ist ein an sich geringfügiges Ereignis, sein Tod von Scharfrichters Hand; aber die Umstände, unter denen es sich abspielte, haben weitere Grenzen. Sie führen mitten hinein in das Getriebe der Meinungen und Empfindungen, wie es in jenem Stadium des dreissigjährigen Krieges (nach dem Prager Frieden) die gegnerischen Streitkräfte auf dem Boden des heiligen römischen Reichs in Atem hielt und Leidenschaften hervorrief, die für die Zeitlage typisch erscheinen.

Joachim Ludwig entstammt dem altberühmten, streitbaren, innerhalb seiner fränkischen Heimat einfluss- und bedeutungsreichen Rittergeschlecht der Seckendorffe. Er gehört als Herr auf Oberzenn der Linie Gutend an und ist 1591 geboren *). Gleich manchem seiner Vorfahren nahm er, obwohl Protestant, bei dem nachbarlichen Hochstift Bamberg Dienste. Im Anfang des grossen deutschen Krieges begegnet er als fürstbischöflich bambergischer Amtmann auf dem Amte Herzogenaurach im Aurachgrund in Oberfranken, wo im Jahre der Entscheidungsschlacht bei Lutter am Barenberge sein ältester Sohn Veit Ludwig (am 20. Dezember 1626 **) das Licht

*) Das Jahr berechnen wir aus der Leichenpredigt Bartholomaeus Elsners auf Frau Maria Anna von Seckendorff. (Hzgl. Bibliothek zu Gotha.)
**) Die Daten dieser Abhandlung sind durchweg alten Stils.

erblickte. Mit wachsender Besorgnis wird der Untergebene des ligistischen Bischofs — es war Johann Georg Fuchs von Dornheim — den Wirkungen des Restitutionsedikts, mit stiller, froh gespannter Hoffnung der Landung König Gustav Adolfs entgegengesehen haben.

Der Siegeszug des schwedischen Monarchen, dessen politische Zwecke eine dauerhafte Basis auf deutschem Boden verlangten, führte dem Frankenlande eine neue Epoche herauf: es war die Zeit, da — im Herbst 1631 — der fränkische Adel in Massen unter das blaugelbe Banner eilte. Auch Seckendorff säumte nicht, während sich der bamberger Sprengel in ein Manövrierfeld für die Schwedischen umwandelte, mit dem Anschluss an den nordischen König; in dem Regiment, das der Herzog Ernst von Sachsen-Gotha als Schwedens Verbündeter warb, befehligte er alsbald die zweite Kompagnie. Durch die Werbeinstruktion vom 13. Oktober 1631 *), die ihm im fränkischen Königsberg der Herzog erteilte, und die ihn zugleich seiner Familie entzog, sah er sich an die Sache der Ernestiner gekettet. Indem er sich so in die Gemeinschaft dieses kampfbereiten Hauses begab, legte er damit den Grund zu einer Verbindung, welche auch von den kommenden Geschlechtern nicht gelöst worden ist, welche bedeutsame Folgen gehabt und durch Jahrhunderte segenvolle Früchte getragen hat.

Zu dem Könige muss sich Seckendorff in einer Vertrauensstellung befunden haben, denn im Mai 1632 sandte ihn Gustav Adolf nach Dresden **), um durch ihn dem kursächsischen Hofe seine Entschlüsse beim Herannahen des Friedländers zu eröffnen, mit der beruhigenden Weisung, wie sich „S. Ch. D. in allem guberniren und conserviren sollten“ ***).

Lange Jahre, vielleicht mit Unterbrechungen, hat der

---

*) Original im Haus- und Staatsarchiv zu Gotha. Vgl. A. Beck, Herzog Ernst der Fromme (1865) 1, 69.

**) G. Irmer, Verhandlungen der Schweden und ihrer Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser, 1 (1892) S. 192.

***) Zur Charakteristik Seckendorffs heisst es dann in der Relation des darmstädtischen Abgesandten (a. a. O.): der vom Adel ist noch nicht abgefertigt und darüber sehr ungeduldig, sagt aber, der König hätte gedacht, weil ihm hiesiger [am kursächs. Hofe] lentus modus bekannt, wollte er ohnerachtet einiger Resolution doch fortgehen, dann es eine Notdurft wäre.

fränkische Edelmann so unter schwedischer Fahne gedient, unter jenen nordischen Generalen, die das thüringische Kriegserbe antraten; und in die verschiedensten deutschen Gegenden warfen ihn in der Folge die Kriegsläufte *), bis ein überaus trauriges Verhängnis seinem Leben ein vorzeitiges Ende machte.

Die Geschichte dieses Hinganges gewährt das allergrösste Interesse.

Wie hatte sich doch in so vielen Jahren die Führung und mit ihr der ganze Charakter des Krieges geändert! Welch ungeheure Dimensionen hatte er angenommen, seit die grossen Faktoren der europäischen Politik, die aristokratischen des Nordens wie die absolutistischen des Südens, nach einander in die deutschen Kämpfe eingetreten waren und die religiösen Triebe sich je länger je mehr abgestumpft hatten! Der Schwedenkönig und sein grosser Gegner war nicht mehr. Den fränkischen Herzog rief der Tod ab, ehe seine eigentümlichen Ziele sich verwirklichten: jene Unternehmungen, diktiert aus dem Bedürfnis einer Administration und staatlichen Verpflegung der Heere, wie solches in unmittelbarem Zusammenhange mit den Armeen selbst sich gebieterisch geltend gemacht hatte. Denn der Gedanke der Organisation eines Staatswesens für die Anwerbung, Bewaffnung und Verpflegung eines stehenden Heeres **), das lässt

---

*) Über seine Beteiligung im einzelnen fehlt uns vorläufig authentische Kunde. Vielleicht, dass die Kriegsakten der Archive zu Weimar und Gotha Aufschluss geben. Als Regimentschef scheint Seckendorff nicht hervorgetreten zu sein, denn die Correspondenz Baners mit dem Reichskanzler (Rikskanseleren Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling, T. II. Bd. 6, Iohan Baners bref 1624—1641. Stockholm 1893), die doch alle Regimenter aufführt, erwähnt seinen Namen an keiner einzigen Stelle. — Schiller hat den fränkischen Ritter verewigt in „Wallensteins Tod“, Aufzug 4, Auftritt 10:

Schwedischer Hauptmann.
Man kommt bei Tirschenreut
und Falkenberg durch unsre ersten Posten.
Thekla.
Wer kommandiert sie?
Hauptmann.
Obrist Seckendorff.

**) Ich folge in diesem Punkte durchaus der Ansicht des unvergess-

sich nicht verkennen, ist schon in den Plänen vorhanden gewesen, über deren Ausgestaltung Wallenstein und Bernhard von Weimar starben. In ihren Degen lagen ihre Länder. Die schwedische Aristokratie und ihr Repräsentant Axel Oxenstierna, der, kein Soldat und Feldherr und ohne praktische Erfahrung im Kriegswesen, seinen königlichen Herrn nicht zu ersetzen vermochte, hat die Durchführung dieser Vorschwebungen verhindert. Des Königs sieghaftes Schwert fand in Gustaf Horn und Johan Baner Arme, die würdig waren es zu führen. Aber die Verbindung der Truppenteile zu einem allgemeinen geschlossenen Kriegstheater hörte auf. Es ist, wenn auch der an Hilfsmitteln unerschöpfliche Geist des schwedischen Reichskanzlers immer neue Mittel zur Fortführung des Krieges zu finden verstand, zu keiner staatlichen Neubildung im Wege der Kriegspraxis gekommen, während vielmehr unter den Truppenführern aus dem schwedischen Adel der Krieg sich verzettelte und mit all seinem Elend im Gefolge sich von Landschaft zu Landschaft schleppte. Wie viel Spielraum blieb hier überall in Deutschland für die Invasion, da so wenig Festungen und keine militärische Organisation der Grenzen sich ihr entgegenstellten. Auf dem Terrain, das man augenblicklich in Besitz genommen hatte, hielt man sich, so gut und so lange es eben gehen wollte; man schickte sich zur Verteidigung an, wenn der Feind es streitig machte, oder räumte es, sobald die Stärke des überlegenen Gegners dazu zwang. Der Krieg war in ein Plünder- und Ausraubsystem umgeschlagen, darin eine zügellose, schlecht montirte und schlecht bezahlte Soldateska, von des Bauern Felle lebend, ihr Wesen trieb, und religiöse Impulse entweder kaum noch bemerkt wurden oder völliger Vergessenheit anheim gefallen waren. Die schwedische Armee, unter Gustav Adolf als ein Muster der Manneszucht von Freund und Feind bewundert, wurde in der Zeit von Horns und Baners Kommando berüchtigt in ihrer Entartung *).

---

lichen K. W. Nitzsch, wie er sie in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte zu entwickeln pflegte. Vgl. auch seine „Deutschen Studien“ (1879) S. 95. 99.

*) Diesen Umformungsprozess der schwedischen Armee umfassend klargelegt und zur Evidenz gebracht zu haben, ist das Verdienst der trefflichen Arbeit von Theodor Lorentzen, Die schwedische Armee und

Und in dieser wüsten Kriegführung, wie sie nun zu Tage tritt, lag Methode: Deutschlands politische und Schwedens ökonomische Verhältnisse wirkten hier zu gleichen Teilen zusammen.

Infolge der Niederlage bei Nördlingen (am 27. August 1634) war Schweden auf Niederdeutschland hingedrängt. Ja mehr. Es musste mit ansehen, wie sein vornehmster Bundesgenosse, der launenhaft hochmütige Kurfürst Johann Georg von Sachsen, nur mit Widerwillen übernommene Pflichten abschüttelnd, mit Kaiser Ferdinand den Frieden, den er längst ersehnt hatte, am 10. Mai 1635 zu Prag abschloss — jenen Frieden, der allen augsburgischen Konfessionsverwandten Amnestie verhiess und die trügerische Hoffnung der gänzlichen Beseitigung des Restitutionsediktes vorspiegelte. Schweden stand nach dieser Krise, der trübsten, aufregendsten und für die Krone an Enttäuschungen reichsten Epoche des ganzen deutschen Krieges, so gut wie isoliert. Finanziell zudem war es in bedenklichem Grade zurückgekommen; nur noch mit bedeutenden Opfern konnte es den Krieg fortsetzen. Wenn es weiter auf deutschem Boden operieren wollte — und Stolz und Ehrgeiz veranlassten dazu — so war es jetzt je länger je mehr genötigt, den Krieg durch den Krieg zu nähren. Hat doch der Reichskanzler selbst schliesslich mit dürren Worten den Oberfeldherrn auf diese Notwendigkeit hingewiesen *). Freilich kamen Oxenstiernas Weisungen nunmehr von jenseit der Ostsee. Seine Anwesenheit in Deutschland, das fühlte er nur zu wohl, nützte längst nichts mehr. Er war zwar nie gewillt gewesen, sich die Leitung der deutschen Angelegenheiten aus den Händen

---

ihre Abdankung im dreissigjährigen Kriege, Leipzig 1894, auf die ich mich für die Charakteristik des Heeres mit beziehe.

*) „Nachdem dieser Krieg nicht unsern Kräften proportionirt ist, so sehen wir auch nicht ab, wie wir ihnen gemäss unsere Ausgaben da auswärts so hastig reformiren können, sondern glauben, dass auch Ihr derselben Meinung mit uns seid: dass je grössere und stärkere Armeen man aufbringen könnte, desto bessere Hoffnung man hegen könnte, Mittel zu finden. Wir begreifen nicht, wie wir daheim mit dem Beutel Rechnung halten können und alles mit Ordnung dirigiren. Doch werden wir thun, was in unserm Vermögen steht." Oxenstierna an Baner, 10. März 1638. (E. G. Geijer, Geschichte Schwedens 3, 319.)

nehmen zu lassen. Aber ganz und gar ausser stande, die Armeeverhältnisse zu regulieren, und unfähig, den in ihren Ansprüchen unbefriedigten Offizieren gegenüber den rechten Ton zu treffen, hatte der kühle Politiker, „angesehen es doch nunmehr aufs Faustrecht meist ankam“, dem Wirrsal dieser unheimlichen Zustände den Rücken gekehrt. Er befand sich, nach vorübergehendem dienstlichen Aufenthalt in Wismar und Stralsund, seit Sommer 1636 wieder auf heimischer Erde *), um auf den Reichsrat zu wirken und ihn zu nachdrücklicher Fortführung des Krieges zu bestimmen, bis die Krone ihren Entschädigungsforderungen an Land und Geld Gehör verschafft hätte.

An diesen Forderungen glaubte die schwedische Staatsleitung für alles, was sie den evangelischen Reichsständen geleistet hatte, selbstverständlich festhalten zu müssen. Ihrer deutschen Alliierten war sie ja ledig; denn mit alleiniger Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Kassel hatten sich die einzelnen Bundesstände dem Vorgange Kursachsens angeschlossen und ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht. Der Abfall trat ein, den der prophetische Geist Gustav Adolfs vorausgesehen hatte. Mithin sah sich die Krone Schweden auch aller Schonung überhoben. Sie erblickte von nun an in Deutschlands Fürsten nur noch Feinde, deren Territorien nach Belieben ausgenutzt werden konnten. Länder und Magazine mussten jetzt der Gewalt sich öffnen: auf einer rücksichtslosen Ausbeutung des deutschen Landes durch Kontribution und Einquartierung beruhte fortan die schwedische Kriegführung **). Keine regelmässige baare Bezahlung der Truppen, also auch keine geregelte Quartierverpflegung. Keine vorher festgesetzte Normierung des Soldes, folglich Anwerbung der Leute auf Plünderung und Kontribution, Bereicherung der Befehlshaber auf eigene Hand und dabei eine tausendfach sich ergebende Gelegenheit zu Desertion und schnellem, willkürlichem Dienstwechsel. So hatte sich dies trefflich disciplinierte und glänzend geleitete Heer in eigen-

*) Bogislaff Philipp von Chemnitz, Königlich Schwedischen in Teutschland geführten Krieges Dritter Teil (Ausg. 1855), 1, 3.

**) Lorentzen a. a. O. S. 75.

tümlich selbständiger Weise entwickelt und umgebildet. Es war zu einer Berufsarmee geworden, die zwar durch die klassische militärische Schulung des Offizierkorps und der Gemeinen noch immer imstande war, aufkeimende innere Gegensätze auszugleichen, die aber nicht mehr als die Vorkämpferin des Evangeliums und der protestantischen Freiheit betrachtet werden konnte und in ihrer zunehmenden Zersetzung auch den letzten Schimmer jenes moralischen Ansehens abstreifte, zu welchem die ideale Grösse Gustav Adolfs sie erhoben hatte *).

Einen solchen Eindruck also machte das Heer, als Johan Baner, von seinem heldenhaften Könige bereits dazu ausersehen, mit dem Oberbefehl betraut wurde. Bleiben wir vorbeiläufig bei seinen Handlungen stehen.

Nach allem Wahrgenommenen kam es für ihn in erster Linie darauf an, den ihre Rückstände heischenden Offizieren den Herren zu zeigen, „indem sie sich jetzt gleichsam ohne capo achten", und sie „sowohl ihrer geleisteten wie ihrer künftigen Dienste halber" zu „contentiren" **). Das eben war der springende Punkt. Die isolierte Stellung Schwedens hatte auch auf die Armee zurückgewirkt. Die Führer wussten nicht, an wen sie sich bei dem erschütterten Kredit der nordischen Krone in ihren berechtigten Entschädigungsansprüchen halten sollten. Zwar wurde ihnen auf einer Verhandlung zu Magdeburg ***) — es war die letzte dieser Art, die Oxenstierna in Deutschland leitete, und diesmal unter höchst peinvollen Begleiterscheinungen — im August 1635 die Haftpflicht der Krone garantiert; die Offiziere gelobten Gehorsam gemäss den Kriegsartikeln; aber das Misstrauen war damit nicht aus der Welt geschafft, sondern nahm mit der Verstimmung über des Reichskanzlers Weggang immer neue Formen an, so sehr sich auch in allem Baners Umsicht bewährte.

Dass der Anknüpfungsversuch mit der kaiserlich-sächsischen Vertretung, an der noch Oxenstierna mitgearbeitet hatte, scheitern würde †), war nach Lage der Dinge nicht anders als

---

*) Lorentzen a. a. O. 80.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 200.

***) v. Chemnitz II, 741 fgg.

†) Die letzten Verhandlungen wurden im September 1635 zu Schönebeck geführt. Vgl. O. Meinardus, Protokolle und Relationen des Brandenburgischen Geheimen Rathes 1 (Archivpublikationen Bd. 41), p. XIV. XV.

natürlich. Der gekränkte Ehrgeiz des Kurfürsten Johann Georg hatte sich vorher schon nach Kräften Luft gemacht *). In unglaublicher Verblendung stiess er jetzt die Hand, die den Ausgleich bot, von sich.

Um so fester nahm der neue Feldmarschall seine militärische Autorität in die Hand; war er sich doch wohl bewusst, dass „nach dem Prägischen Schluss die feindliche Gefahr sich täglich gemehrt" hatte **). Mit dieser neuen Charge beginnt für den Schüler Gustav Adolfs die neue Phase absolut selbständigen Wirkens, der letzte und zugleich ruhmreichste Abschnitt seiner kriegerischen Laufbahn. Jedes Stück seiner, (nebenbei bemerkt) in höchst klarem, prägnantem Deutsch abgefassten Korrespondenz giebt von seinem Eifer, von seiner tiefen Einsicht und unermüdlichen Fürsorge auch für das Detail des Dienstes Kunde. Baner hat Ungeheures geleistet. Jene Verbindung von unbändiger Laune und strategischem Genie, die man an ihm wahrnahm, macht ihn, seitdem er in seinen Anordnungen durch keine Einsprache behelligt das Kommando führte, zu einem der grössten Feldherren des Jahrhunderts. Selbst seine Rückzüge, bei denen es galt, vorteilhafte Gelegenheiten abzupassen und sichere, dem Feinde schädliche Stellungen auszuerspähen, wurden schon von den Zeitgenossen, beispielsweise vom Kardinal Richelieu, als Meisterstücke der Kriegskunst gewürdigt ***). — Es gelang ihm, durch das Gefecht vor Dömitz (am 22. Oktober 1635) die Feindseligkeiten Kursachsens

---

*) Seine wahre Gesinnung offenbarte dieser bei einer Zusammenkunft zu Sandersleben am 2. Januar 1635, wohin er Baner zur Auseinandersetzung über die Quartiere im Obersächsischen Kreis beordert hatte. Baner berichtet darüber mit dramatischer Lebendigkeit. Im Verfolg des sehr erregten Gespräches polterte der Kurfürst heraus: „Ihr und euer Kanzler habt mich lang genug gehudelt, denn nach eures Königs Tod hätte mir die Direction in Teutschland geböhret!" Oxenstierna skrifter II, 6, 177.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 195.

***) S. die glänzende Charakteristik des französischen Residenten Beauregard in Le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant. Paris 1657, p. 306—309, — Benzelius, Eloge du maréchal Baner [o. J. 17. Jahrhundert]. — Ingman, Aereminne af Johan Baner, Stockholm 1776. [Anonyme Übersetzung], Baners Ehrengedächtnis, St. Petersburg 1783. 200 SS. kl. 8. Anziehendes Buch, das Thatsächliche voraussetzend, rhetorisch-enthusiastisch. Geniestil des 18. Jahrhunderts.

zurückzuweisen. Den benachbarten Brandenburger, der unter dem Zwang des Prager Friedens seine Streitkräfte dem Oberbefehl Sachsens unterstellt hatte, liess er die neue Raison fühlen: die Residenz Berlin erschien gefährdet. Diese schroffe, jede Vermittelung abweisende, drohende Haltung des schwedischen Kronfeldherren hat ihm Georg Wilhelm nie verziehen *). Sie war es, die den unglücklichen, kränkelnden Landesherrn im Widerspruch mit seinen Geheimen Räten zu abnormen kriegerischen Massregeln stachelte und, während er selbst im äussersten Osten seiner Monarchie sich barg, Zerstörung, Kummer und Elend über die Kurlande heraufbeschwor. So wunderbar verketteten sich äussere und innere Antriebe und schufen durch Folg' aus Folge die schlimmsten Konsequenzen.

Das „abtrünnige" Sachsen wurde sodann seiner Hartnäckigkeit entsprechend abgestraft.

Aber mehr als alle diese Erfolge bedeutete endlich der Sieg im offenen Felde über Sachsen und Kaiserliche (bei Wittstock am 24. September 1636), durch den Baner seiner Krone wenigstens in Niederdeutschland ein neues grosses Übergewicht verschaffte. Damit hatte sie den Schlag von Nördlingen wett gemacht. Die Kriegspolitik ihres klugen Kanzlers erhielt ihre glänzende Rechtfertigung. Schwedens Stellung war wieder gesichert. Baner setzte sich in Thüringen und Sachsen fest. Erfurt blieb wie im Vorjahre das Centrum der schwedischen Kriegsverwaltung.

Diesen Errungenschaften zum Trotz und seiner Kunst, Armeen zu verpflegen, zum Trotz, hat der Feldmarschall Excessen der Eigenmächtigkeit im Schosse des Heeres wiederholt entgegentreten müssen. War den Sommer zuvor nur mit Mühe der offene Aufruhr verhütet worden, so blieben Ausbrüche des Missvergnügens und der Widersetzlichkeit fortan keine vereinzelten Erscheinungen mehr. In ihren Baarforderungen fanden sich die Offiziere keineswegs befriedigt, und es stand mit nichten in des Kronfeldherrn Macht, die pekuniären Verlegenheiten abzustellen und Führern wie Gemeinen endgiltig genugzuthun. Unter dem Druck dieser nie beseitigten Geldnöte und all der Unzuträglichkeiten, die daraus entsprangen, wurde vielmehr

*) Meinardus, Protokolle I, XXV fgg.

der Intrigue Vorschub geleistet, wuchs die Unbotmässigkeit bisweilen bis zu förmlicher Gehorsamverweigerung, verschärfte sich — und dies ist das neue — der nationale Gegensatz in dieser Armee, einer Armee, deren Mannschaften zum allergrössten Teil aus Deutschen bestanden und deren Regimenter bisher überwiegend von deutschen Chefs geführt worden waren. Zum erstenmal im Verlauf des Krieges giebt sich den Schweden gegenüber eine national-deutsche Empfindung kund; es ist etwas wie eine patriotische Regung, eine Ahnung davon, dass man sich doch am Ende gegen diese unbequemen, trotzigen Dränger zu kehren habe, die in einem reinen Interessenkampfe begriffen den deutschen Boden erobernd aussogen. Ein seit langem gefühltes, nach dem Frieden von Prag durch die kaiserlichen Avokatorien aufs neue genährtes und in weiten Kreisen der Nation verbreitetes Friedensbedürfnis kam hinzu, und in den Kurfürstentümern der beiden sächsischen Kreise war es der ausgesprochene Wille des Landesherrn, der in Kursachsen in Übereinstimmung, in Kurbrandenburg in Widerstreit mit den eigenen Regierungsorganen, der nordischen Macht Sympathie und Unterstützung entzog. —

In dies Entwickelungsstadium, dessen sich die öffentliche Meinung begreiflicherweise bemächtigte, um es in zahlreichen Flugschriften mit bitterem Ernst wie mit ätzendem Spott zu charakterisieren *), fällt das Unternehmen Joachim Ludwigs von Seckendorff.

In gewissem Sinne hatte der fränkische Rittersmann Vorarbeiter gehabt. Eine Reihe hervorragender Stabsoffiziere quittierte schon in den Monaten nach der nördlinger Schlacht und dem Prager Frieden den schwedischen Dienst. Es ist der Mühe wert, diese Männer ein wenig näher zu betrachten, denn es sind Menschen von höchstem persönlichen Reiz darunter.

Da ist vor allem der Generalmajor Wilhelm von Kalchum **) gen. Lohausen (geb. 1584, † als Kommandant zu Rostock 1640 ***), der ausgezeichnete Kriegstheoretiker und

*) Darüber ausführlich H. Hitzigrath, Publicistik des Prager Friedens (Hallische Abhandlungen zur neueren Geschichte IX. 1880).

**) Er selbst schreibt sich Kalcheim, wir recipieren die allgemein angenommene Schreibung der Familie.

***) Seine Biographie, hineingestellt in den grossen Gang der Begeben-

Prosaist aus dem bekannten bergischen Geschlecht, das aus seinem anderen Zweige, den Kalchum gen. Leuchtmar, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Erzieher stellte. Lohausen war ein Mann von unverwüstlichem Eifer und unermüdlicher Thätigkeit, der erstaunlich viel erlebt hat. Er ist Lutheraner, aber er wurzelt in jenen oranisch-niederrheinischen Anschauungskreisen, aus denen so mancher streitbare Held der evangelischen Freiheit hervorgegangen ist. Eng waren die Beziehungen seiner Vorfahren zu den Niederlanden, in enger Berührung war er selbst mit den pfälzischen Fürsten und mit Moriz von Oranien. Mit lebendigem Anteil so in den religiös-politischen Bewegungen der Zeit mitten inne stehend, wohnte er im Sommer 1610 jenem denkwürdigen, für den Gang des Erbfolgestreits so bedeutsamen Akte, der Belagerung Jülichs bei; indes ihren Ausgang machte er nicht mit, denn durch eine Falkonetkugel aus der Festung wurde ihm das rechte Bein zerschmettert, so dass es abgenommen und durch ein hölzernes ersetzt werden musste. Obwohl Krüppel, finden wir ihn nach einander in kurbrandenburgischen, markgräflich brandenburgischen, oldenburgischen und dänischen Diensten, nach der Schlacht bei Lutter als dänischen Gefangenen in kaiserlicher Haft, freigegeben für kurze Zeit als Leiter des Militärwesens der Stadt Bremen und sodann als Kriegsrat des geächteten Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg, bis er durch dessen vertraute Verbindung mit Gustav Adolf dem schwedischen Dienst zugeführt wurde, wo sich dann seine Fähigkeiten auch auf militär-diplomatischem Gebiete entfalten konnten. Alles in allem eine an Verdiensten reiche, charaktervolle und hochgebildete Persönlichkeit. Sein Grabredner hat ihm nachgerufen: er habe (und zwar nach dem Urteil vornehmer Kavaliere und Kriegserfahrener) „vornehme Festungen und Plätze fast mehr mit seiner Feder als mit dem Schwerte bezwingen können“ *). Seine antischwedischen Aspirationen haben in der Armee ein gefürchtetes Andenken hinterlassen.

Weiter die Generalmajore Hans Georg aus dem Win-

---

heiten, giebt E. von Schaumburg, Zeitschrift für Bergische Geschichte 3, 1—223. Eine schöne, tiefgehende Studie.

*) v. Schaumburg a. a. O. S. 202.

kel, der humane Kavalier, den die Fruchtbringende Gesellschaft als den „Rettenden“ zu den ihren zählte, und der treffliche Militär Georg Ernst von Wedel. In den Machinationen gegen Baner klingt immer wieder sein Name vor. *) Er ward später ein bewährter Berater des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die Denkschrift, die er seinem jungen Herrn nach dem Thronwechsel von 1640 überreichte und worin er die Maximen einer in Anbetracht des jetzigen Zustandes der Mark und Preussens einzuschlagenden Politik entwickelte **), offenbart einen tiefer gebildeten Sinn, der die Feder zu führen versteht, eine klare Einsicht in das politisch Notwendige und jene aufrichtige, lautere Frömmigkeit, wie wir sie zu jener Zeit bei den Führern evangelischer Truppen aller Länder wiederfinden.

Weniger um seiner geistigen Qualitäten als um seiner soldatischen Bravour willen wäre ferner der nun zu den Kaiserlichen übertretende Generalmajor Klaus Dietrich von Sperreuter zu nennen.

Aus der Zahl der Obristen tritt uns der Dichter und Übersetzer Diederich von dem Werder aus Anhalt (geb. 1584, † 1657) entgegen, eine durch und durch geistige, in jeder Hinsicht originale Erscheinung ***). Werder hat nicht minder Ausserordentliches erlebt und erfahren als der ihm gleichalterige Lohausen. Auf Reisen gebildet und mit umfassenden Sprachkenntnissen ausgestattet, in ritterlichen Übungen ausgezeichnet und im Kriege erprobt, in nahem Verkehr mit den Gelehrten der hessen-casseler Landesuniversität, der Vertraute Morizens des Gelehrten und des dichterfreundlichen Fürsten Ludwig von

---

*) Er begegnet uns zuerst in den Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen nach dem Prager Frieden (Oxenst. skrifter II, 6, 210. 212). In dem Versuche zu Schönebeck, zu einem Abkommen mit Kursachsen zu gelangen (vgl. oben S. 121 Anm. †), ist er neben den Generalmajoren Wedel und Lohausen der Wortführer. Wedels „böse Opinion“ und „widerwärtige Discourse“, die auch von Sperreuter, Generalmajor Beckermann, Obrist Glaubitz und anderen Offizieren öffentlich geführt worden seien, s. Oxenstierna skrifter II, 6, 222. 226. 228.

**) Gedr. Meinardus, Protokolle und Relationen 1, 32—38.

***) G. Witkowski, Diederich von dem Werder. 1887. Eingehende Monographie. — In der Litteratur erscheint Werder als Übersetzer Tassos.

Anhalt-Koethen *) und in dieser Eigenschaft auch diplomatisch mannigfaltig thätig, hatte er sich entschlossen, seinen heimatlichen Ruhesitz (Reinsdorf) mit der Ruhelosigkeit eines Truppenführers in der schwedischen Armee zu vertauschen. Auch wieder materielle Unannehmlichkeiten, so weit wir sehen, veranlassten sein Scheiden. Er trat jetzt ab, im Einverständnis mit seinem Landesherrn, als die kaiserlichen Avokatorien verkündet wurden, blieb aber zum Heile seines Vaterländchens mit Baner, der ihn hochschätzte und begünstigte, fortdauernd in persönlicher Berührung. Noch wenige Tage vor Baners Ableben hat er sich mit ihm im Feldlager zu Merseburg besprochen, ihm auch den fürstlich anhaltischen Leibarzt dorthin mitgebracht **); dessen Behandlung erbat sich der Feldmarschall selbst, obwohl er sonst, eigensinnig wie er war, „sich den Medicis ganz und gar nicht accomodiren“ wollte ***).

Zu diesen in vieler Hinsicht ausgezeichneten Männern traten andere, die eine weniger edle Leidenschaft, Fehdelust und ungestümes Begehren, beseelte.

Christoph von Houwald zeigt sich als einer der rührigsten Schwedenfeinde. Houwald ist geboren 1606 und auf dem Gymnasium zu Halle gebildet. Unter Schwedens Fahne hat ihm Gustav Adolf seinen „verdunkelten“ Adel bestätigt. Er wandte sich jetzt, nach kurzer Wirksamkeit in Kursachsen †), an den Polenkönig Wladislaw IV. und wurde Stadtkommandant in Danzig, um dann später in brandenburgische Dienste zu

---

*) Stifters der Fruchtbringenden Gesellschaft (1617).

**) G. Krause, Ludwig Fürst von Anhalt 2 (1879) S. 275 ff. In diesem Werke ist reiches Urkundenmaterial zur Wirksamkeit Werders.

***) Bericht des Leibarztes Engelhart ebd. S. 280.

†) Von dem in kursächsische Dienste übergetretenen Obristen Houwald berichtet Baner, d. d. Weimar, 3. Oktober 1634 die höchst charakteristische Äusserung: „Wasmassen er in mehr Officierer Beiwesen unlängst der ganzen Schwedischen Nation und insonderheit den Principalen, ja insonderheit Ewrer Excellenz zum höchsten übel nachgeredet und uff sie geschmähet, also dass er sich nicht gescheuet haben soll zu sagen, dass man die Principalen von der Schwedischen Nation bei den Köpfen nehmen und sie vor all das Geld, welches sie uff viel Tonnen Goldes erhoben, Rechenschaft geben lassen sollte, und dass die Schuld allein an ihnen wäre, dass nach I. M. höchstseligen Andenkens Ableiben alles so übel gelungen und was dergleichen Lästerungen und Injurien mehr seind.“ Oxenstierna skrifter II, 6, 150.

treten *). An dem genannten Orte entwickelte Houwald eine wütende Agitation gegen die nordische Krone; Danzig wurde zum Herd aller antischwedischen Umtriebe **). In ihrem Mittelpunkt erscheint bald der alte Widersacher, der schwedische Gefangenschaft, wie vor Jahren den schwedischen Dienst durchkostet hatte, der Märker Hans Georg von Arnim, der „vornehmste und verschmitzteste Praktikant“ gegen die nordische Macht ohne Frage. Wie mochte er gejauchzt haben, als er der Haft zu Stockholm entronnen in dem neutralen Hamburg den vaterländischen Boden betrat und nun mit deutschem Humor den schwedischen Reichsrat brieflich um Verzeihung bitten konnte, dass er sich ohne Abschied zu nehmen seiner weiteren Gastfreundschaft entzogen hätte! ***) Neben Houwald gruppierte sich nach und nach eine Anzahl höherer Offiziere um diesen Mann. So Arnims Vertrauter, der kursächsische Oberstlieutenant Heino von Ribbeck, der mit ihm die nordische Klausur geteilt hatte; ferner die Obristen: der thatkräftige Joachim Ernst von Crockow †), der abenteuernde Hermann Bothe, der ränkevolle Joachim von Mitzlaff ††); beide letztere gleichermassen durch das Erlebnis einer schwedischen Gefangenschaft ausgezeichnet. — Seltsam verschlangen sich alsbald die Fäden, und die gemachten Anschläge gewannen nach zwei Richtungen hin eine ganz bestimmte Fassung. Einmal hangen mit ihnen Arnims in seiner Zeit vielbesprochene Projekte zusammen, die sicher weit grössere Dimensionen angenommen haben würden, wenn ihnen nicht der Tod ihres Urhebers — Arnim starb am 28. April 1641 — ein vorzeitiges Ziel

---

*) Unter dem Grossen Kurfürsten errang er kriegerische Lorbeeren. Er hat dann die Familienherrschaft Straupitz im Spreewalde erworben, wo er 1663 gestorben ist (A. D. Biographie 13, 211.) Er ist der Urgrossvater des Dichters Ernst Christoph Freiherrn von Houwald, dessen Jugenddrama „Der Tod der Generals Liljehöck“ (vgl. dazu unten) beweist, in welchem Grade die schwedischen Traditionen in der Familie lebendig geblieben sein mochten. Die Litteraturhistoriker haben, so viel ich sehe, diesem Umstande keine Beachtung geschenkt.

**) G. Irmer, Hans Georg von Arnim. 1894. S. 360.

***) Irmer a. a. O. S. 350. Seine Aufhebung in Boitzenburg ebd. 339 ff.

†) Oxenst. skrifter II, 6, 615. 713.

††) ebd. 614. Mitzlaff war heimlich entronnen.

gesetzt hätte. Sodann wurzelt in diesen danziger Abmachungen der Anschlag des (jetzt in kaiserlichen Diensten befindlichen) Obristen Bothe auf Livland. Ein Unternehmen von vielversprechender Wichtigkeit, aber überaus abenteuerlich, wenn man die Mittel in Anschlag bringt, mit denen es in Scene gesetzt wurde. Es schlug vollständig fehl (Juli 1639). Nicht vollkommen aufgeklärt ist es, wie weit die brandenburgische Regierung dabei ihre Hände im Spiele gehabt hat. Jedenfalls fand man es brandenburgischerseits später für gut, diesen Einbruch Bothes zu desavouieren *); dass man nichts davon gewusst habe, erkläre sich schon daraus, „dass derselbe so ungereumt von ihm angestellet“ **). In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erscheint Bothe in Dänemark, wo er angeblich „dergleichen Consilia wider Schweden noch führete, als er vor diesem in Livland vorgehabt“ ***).

Das waren Übergriffe, welche mehr oder weniger sichtbare Formen annahmen und ein positives Resultat, die Schädigung der schwedischen Streitkräfte, bezweckten †). Im übrigen lohnt es kaum, diesen Umtrieben im Schosse der Armee in

*) Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I, 526.

**) Instruktion für die brandenburgischen Gesandten zu den lübecker Traktaten (Herbst 1653). Urkk. u. Aktenst. VI, 675.

***) Urkk. u. Aktenst. IV, 453.

†) „Was nun diese Leute alle [Arnim, Mitzlaff, Gr. Kurtz] prakticiren werden, ob es gleich so eigentlich nicht vorhero abzusehen und daraus gewisse Conclusiones zu machen, so ist doch genugsam zu erachten, dass vor I. K. M. und Dero Staat und Armee es nicht fürträglich gemeinet sein wird; aber wie dem allen, so ist Gottes Ratschlag und allein weise Regierung, der für I. K. M. bishero militiret und sich Dero Sache getreulich angenommen, zu consideriren, dass, wie er bishero viele Ahitophelconsilia vernichtet, also auch diese Klugen in ihrer Weisheit und Ratschluss einen Fehl nach dem andern gebären lassen könne. Unterdessen so will ich nicht unterlassen, den wenigen Verstand, so mir Gott verleihet, zu I. K. M. Diensten meiner gebürenden Devotion nach anzuwenden und mich in eine solche Posture setzen, darin ich einen Feind, der mit überlegener Macht an mich kommen, wo die Raison zu keiner Offension weisen will, doch defensive sustinuiren, und etwa nach Gottes Willen, wie er ehemals sich darin herrlich erwiesen, der Feind ohne Schwertschlag bei mir vergehen und sich in sich selbst consumiren müsse.“ Baner d. d. Pirna 4. Mai 1639. Oxenst. skrifter II, 6, 614. — Über Arnims Projekte vgl. noch Urkk. u. Aktenst. I, 456. 536.

ihren Irrgängen nachzuspüren; was dabei herauskommt, hat keine historische Dignität. Das Hervorstechende ist, dass es deutsche Offiziere sind, die unter einander dem Unmut über das, was ihnen widerfährt, auf gut deutsch in derber Weise Luft machen. Dieselben Männer, die sich einst mit freudigem Stolze unter das blaugelbe Banner geschart hatten, die sehen wir sich nicht blos mit Abscheu und zum Teil in offener Opposition der fremden Heeresleitung fügen, wir sehen sie im stillen in immer neuen Ansätzen nach Gelegenheiten spähen, den Dienst zu wechseln. —

Indes diese Machinationen wagten sich doch nicht mehr laut hervor. Die Zustände änderten sich, seitdem Baner den Oberbefehl sicher in Händen hatte und der gewaltige Wille des Einen die Gemüter gefesselt hielt. Von spezifisch deutschen Anschlägen wird es still. Das deutsche Element war auch jetzt noch bei weitem in der Überzahl, aber in Bezug auf die höheren Chargen machte sich je länger je mehr eine Wandelung bemerkbar: man liess nur eingeborene Schweden in die höheren Kommandostellen; selten brachten es die Deutschen weiter als bis zum Obristen *). Die Fürsten waren ja der Mehrzahl nach schon längst ausgeschieden, beim Abschluss des Friedens dienten nur einzelne wenige noch in der schwedischen Armee **). Offenbar hat Baner diesen Gang der Dinge begünstigt. Baner war auf deutschem Boden freilich selbst zum Deutschen geworden. Deutsch waren die Anschauungen und Gedanken, aus denen sein König seine beste Kraft gezogen hatte. Verband nicht damals ein und derselbe Kulturbereich unsere deutsche Welt und diese in frischer Bewährung emporgeblühten nordischen Mächte? **Deutsch** war der Glaube, der dort herrschte, deutsch jene Fülle neuer Ideen seit der Kirchenreform; alle Äusserungen eines höheren geistigen Lebens trugen deutsche Farbe ***). Nirgends diente der pro-

---

*) Nach der Schlacht bei Wittstock waren von sämtlichen Kavallerieobristen, soweit sie als Regimentschefs hervortreten, nur etwa noch ein Drittel, von den Infanterieobristen etwa die Hälfte deutscher Nationalität. S. die Specifikation der Armee vom 24. September 1636. Oxenstierna skrifter II, 6, 864. 865.

**) Die Beispiele nennt Lorentzen a. a. O. 82, 83.

***) Diesen Zusammenhang der deutschen und nordischen Kultur betont

testantische Adel Niederdeutschlands lieber als unter den blaugelben Feldzeichen. Mit diesen Edelleuten verkehrte Baner wie mit seinesgleichen; das Deutsche handhabte er wie seine Muttersprache; die drei Gemahlinnen, die nach einander sein Lagerleben und seine Gefahren geteilt haben, waren deutsche Frauen: die erste ein schlichtes adeliges Fräulein *), die zweite eine Reichsgräfin von Erbach **), die dritte, mit der ihn das Schicksal nur wenige Monate vereinte, eine Prinzessin aus dem badischen Markgrafenhause. Und wie wusste er jenes deutsche Kriegermaterial, die Vorzüglichkeit und Dauerbarkeit einer deutschen Truppe und die Verlässlichkeit deutscher Führer zu schätzen. Wie hat er gespöttelt über gewisse schwedische Offiziere, die, eben erst aus dem nordischen Vaterlande überschickt, „nicht wert seien, dass sie einem redlichen Soldaten salvo honore die Stiefel ausziehen sollten", oder „kaum eines rechtschaffenen gemeinen Reuters oder Landsknechts Stelle mit Ehren vertreten könnten!" Dadurch würde nicht allein die löbliche schwedische Nation bei anderen verachtet, sondern auch die nötigen Herrendienste so schlecht bestellt, dass es eine Schande sei ***). — Die eben gethane Äusserung spricht schon dafür, wie sehr sich im Laufe der Zeit das schwedische Nationalgefühl gehoben hatte, wie es sich zu einem selbstthätigen Faktor auszuwirken begann. Wer im Dienste dieser nordischen Krone stand, der konnte, zumal ein geborener Schwede, doch das Bewusstsein nicht abweisen, dass er in der Folge Ideen und Ansprüche zu vertreten hatte, die zu den deutschen Interessen in ausgeprägtem Gegensatze standen; dass in den Anordnungen, wie sie die Reichsregierung (Königin, Kanzler und Reichsrat) von jenseit der Ostsee ergehen liess, eine Staatsweisheit zum Ausdruck kam, die sich ihre eigenen

---

vortrefflich Max Lenz, Gustav Adolf dem Befreier zum Gedächtnis. Preuss. Jahrbücher 78 (1894) S. 507—516.

*) Eine geborene von Pfuel, eine Schwester der beiden in der schwedischen Armee dienenden höheren Offiziere, des Generalmajors und des Obristen.

**) Man lese das ergreifende Schreiben nach ihrem Tode, d. d. Wildungen 9. Septbr. 1640, worin sich Baner bei dem Reichskanzler für dessen Kondolenz bedankt. Oxenstierna skrifter II, 6, 772.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 402. 403.

Gesetze diktierte, mit einem Wort: dass ein geschlossenes System schwedischer Interessen und Anschauungen von den Organen der Krone entsprechende Durchführung erheischte. Ein anderes war der Glaubensschutz der evangelischen Reichsstände, ein anderes die expansive Politik einer aufsteigenden Grossmacht: Schwedens und Deutschlands Wege trennten sich für immer. Fing man in Deutschland an, die schwedische Kriegführung als einen unerträglichen Druck zu fühlen, so musste man auf schwedischer Seite immer mehr alle Kräfte anspannen, die alten, lang gehegten Forderungen in die That umzusetzen. Wie hätte die wachsende Empfindung dafür nicht auf die Haltung des höchsten Armeechefs zurückwirken sollen! So sehr Baner den Wert der Deutschen anerkannte, so sicher musste er sich bei der Entwickelung, die der Krieg und durch ihn die allgemeinen Verhältnisse nahmen, von der Notwendigkeit überzeugt halten, das schwedische Element im Heere zu kräftigen, wenn anders er mit den Truppen weitere Erfolge zum Frommen „seines hochgeehrten Vaterlandes" erzielen wollte. Unwiderlegliche Zeugnisse bestätigen das. In ihren letzten Triebfedern weisen alle seine Massregeln darauf hin. Ja wir glauben mit den Jahren eine Abkehr von den deutschen Offizieren bei ihm wahrzunehmen *), ein gesteigertes Zutrauen zu denjenigen Führern, die mit ihm gleicher Abstammung waren. Immer aber hielt er an Gustav Adolfs Grundsatz fest, „dass man die Nationen bei einander und alle zusammen willig behalten müsste" **). Mit den Schweden allein zu fechten verbot sich von selbst; und mit den Deutschen „bei jetzt beschaffenen Zeiten allein zu agiren und deren unwilligen Humor zu ertragen", würde „viel zu gefährlich und beschwerlich" ***) sein. So blieb nur übrig, immer auf die

*) Wohl mit einiger Übertreibung Samuel von Winterfeldt an den brandenburgischen Kanzler von Goetze d. d. Hamburg 3. Dezbr. 1640: „Über Baners Insolenz wird sehr geklaget, soll alle deutsche Officierer desgoustiren und der ganzen Nation feind sein." Meinardus, Protokolle 1, 43.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 428. — Den Feldmarschall Wrangel (den älteren), der ihm das Ansinnen gestellt hatte, ihm sämtliche „Schweden und Finnen zugleich" zu überlassen, glaubt er abschlägig bescheiden zu müssen; er ersucht, dass die Reichsregierung mit einer „Decision" dazwischen kommen und ihnen beiden „einen Ausspruch erteilen" möge.

***) Oxenstierna skrifter, ebd. 428.

Stärkung der nationalen Faktoren bedacht, die lauen Bestandteile auszuscheiden und das Heer — dies wenigstens das von fern winkende Ziel — zu einer nationalen Berufsarmee umzuschmieden.

Aber mit welchen Schwierigkeiten war diese Aufgabe verknüpft. Wir können sie hier nicht im Detail erörtern, nur auf einige Züge müssen wir uns im Rahmen dieser Skizze beschränken, die Art zu kennzeichnen, die der ungestüme Heerführer in der Beseitigung der entgegenstehenden Hemmnisse an den Tag legte. An allen Ecken und Enden wollten die Defekte in der Armee ergänzt und gebessert sein. Es galt, die einzelnen Regimenter zu komplettieren, der Reiterei vor allem, der die kaiserliche so gänzlich überlegen war, aufzuhelfen, das Werbe- und Proviantwesen zu reorganisieren; den Geist der Subordination gegen die Oberen zu wecken, die zahllosen Friktionen unter diesen selbst auszugleichen, ihren Eigenmächtigkeiten in Worten und Werken entgegenzutreten. Man muss sich in Baners körnige Briefe selbst versenken, wenn man von seinem Eifer und seiner Umsicht auch in diesem Bezuge das richtige Bild gewinnen, diese Summe von Zähigkeit und Kühnheit würdigen will. Aber so heftig seine Gemütsart, so klar und unbefangen blieb ihm der geistige Blick. „Was ich mit meinem Iudicio nicht penetriren kann, darin will ich mich gern weisen lassen, was mich aber raisonnabel bedünkt, nicht verschweigen, sondern getreulich entdecken“ *). Er vergiebt sich nirgends etwas. Der Respekt seiner Soldaten bleibt ihm in allen Fährnissen unerschüttert. Und doch ist er kein Leuteschinder. Selbst die Landbewohner, die die Einquartierung seiner Schwärme ertrugen, dürfen, soviel an ihm lag, auf seine Rücksicht rechnen. Nur gegen die verletzte Kriegsordnung walten eiserne Gesetze.

In den wunderbarsten Schattierungen gaben sich dagegen die Willkürlichkeiten der Offiziere kund, und ihrer eigenwilligen Gesinnung war nicht immer so ohne weiteres beizukommen. Da war der jugendliche Generalmajor Carl Gustaf Wrangel **), dem Kronfeldherrn nach dessen Zeugnis ganz und gar nichts nütze, da seine Aktionen „nur Kinder- und lauter à la mode-

*) Oxenstierna skrifter, II, 6, 429.
**) Der später berühmte Feldmarschall.

Händel" seien; „er hat in Frankreich und Holland dererselben Sitten so gar angenommen, dass er sich auch in Kleidung und Tractament wie ein geborener Franzos halten thut, hingegen wenn ich eine Ordre ausgebe, dass er ein paar Stunden vor Tage aufsein soll, so bekomme ich ihn allererst gegen 8 Uhren zu sehen. Und ist immer schade, dass er so zeitig von Jahren zu einer solchen hohen Charge promoviret worden." — Da waren andere, die in bösem Sinne längst verjährte Rückstände hervorholten, wie der Obrist Graf Zdenko von Hoditz, „unter allen Officierern der unbescheidenste, verdriesslichste und beschwerlichste", der mit der „Importunität vermeinter Praetensionen, mit ruhmrediger Anziehung trefflicher Dienste" den Kronfeldherren „ohne Unterlass fatigirte". Mehrmals hatte ihn Baner in seine Schranken gewiesen, seine Forderungen auch in einem Memorial nach Stockholm gesandt. Als sich der Graf dabei nicht beruhigte, sondern nochmals in Baners Behausung *) — „des Morgens um 7 Uhren" — seine Ansprüche geltend machte und den Kronfeldherren „mit schnarchenden Worten angefahren: er müsste Satisfaktion wegen seiner geleisteten treuen Dienste haben, er bekäme sie auch von wem er wollte, und sonsten ein Haufen hochtrabende Wort ausgegossen, dass ich sie nicht länger anhören können, sondern weil ich so Viele bei mir befand, dass ich ferner mich nicht über solchen undiscreten, hochinturnirten Pocher commoviren und hernacher mich im Eifer nicht zu moderiren hätte wissen mögen" — verliess Baner das Gemach. Der Andere entfernte sich erst, nachdem er dem Pfalzgrafen Moriz und den Offizieren, die dabei standen, die Worte ins Gesicht geschleudert: „er wäre der Krone Schweden Sklave nicht, viel weniger eines Baners!" **)

Manche Chefs liessen sich Unterschleife, Erpressungen, Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen. Von dem Oberstlieutenant Duwalt heisst es, dass er den Offizieren seines Regimentes (es war damals ohne Obristen) „alle dasjenige, so aus den Quartieren bis dato gefallen, zu Wasser gemachet, auch von

*) Es war im Hauptquartier Cham Februar 1641.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 846. Baner trägt beim Reichskanzler auf Hoditz' Entfernung an, ebd. 795. 820. Sein Regiment „kann jetzt über fünfzig Dienstleute nicht praesentiren" ebd. 819.

denen zu des Regiments Besten einkommenden Geldern keine richtige Abteilung machte"; die Rittmeister setzte er nach eigenem Belieben ein oder belegte sie „mit langweiligen Arresten", andere zu seinem Vorteil Stimmende schöbe er ein; erhielte er das Regiment, so würde kein Einziger bleiben und ihr Abzug den Ruin des Regimentes zur Folge haben *). Denn „wenn die Officierer hinweg sein, pflegen sie wohl die Knechte auch nach sich zu ziehen". — Viele Regimenter waren so leistungsunfähig und bedeuteten so wenig für sich selbst, dass sie miteinander verschmolzen werden mussten, zumal wenn sie unbrauchbare Führer hatten. Hören wir darüber Baner in einigen besonders charakteristischen Beispielen. „Vor allen andern sind die sechs Regimenter, als Obristen Forbus, Kriechbaum, Herberstein, Stralendorff, Gwynn und Lindsay so gar schlecht, dass davon beinahe gar keine Dienste zu spüren, auch auf die Obristen, ausgenommen Forbus, nicht sonderlich zu bauen. Der Obriste Gwynn hat einen sehr widerspenstigen Kopf, ist ein Erzkatholikus, auch als ich ihm jüngst auf drei Monat in sein Vaterland **) zu reisen erlaubet, hat er die Zeit nunmehr dupliret, und höret man noch nichts von seiner Wiederkunft. Dergleichen thut der Obrister Lindsay, der mit ihm zusammen verreiset. Obrister Kriechbaum ist ein alter verdrossener Mann, und wäre ihm besser, wenn er an einem Ort, da er vollend sein Brot in Ruhe verzehren könnte, sein Bleibens überkäme. Er ist auch gewiss so arm, dass ihm die Lebensmittel manquiren und dessen hochbedürftig ist. Des Herrn von Herbersteins Affektion ist auch sehr kalt und von ihm schlechte Dienste zu hoffen, also dass diese sechs Regimenter wohl zu drei oder auch zu zweien reformiret werden könnten." ***).

In wenigen markanten Worten welche Bilder des Ungehorsams und der Trostlosigkeit! Dazu die ewig wiederholte Sorge um die Quartiere, das fortwährende Parlamentieren mit den Landesherren, die Dürftigkeit und Öde der erschöpften Land-

---

*) Oxenstierna skrifter II, 6, 333.

**) Die Schotten waren schon vor 1630 in die Armee eingetreten.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 422. — Herberstein rechtfertigte dies Misstrauen durch sein höchst zweideutiges Verhalten bei der Berennung des Schlosses Wolgast im Dezember 1637. Ebd. II, 6, 495.

schaften, die Geldforderungen der eigenen Offiziere, die wie drohende Gespenster immer wieder auftauchen *).

Baner trug die ganze Verantwortung allein. Sein getreuer Lennart Torstensson lag oft gelähmt darnieder; das war der jugendliche Artilleriegeneral aus Gustav Adolfs Schule, den er sich herangebildet hatte und den er sich zum Nachfolger ersah **). Der Generalmajor Axel Lillie, auf den er unter den jüngeren nächst jenem wohl die grössten Stücke hielt, musste neben den anderen höheren Offizieren schwedischer Nationalität, die jetzt immer mehr in den Vordergrund treten, häufig zu selbständigen militärischen Aktionen verschickt werden ***). Baners gichtische Leiden kamen hinzu. Wiederholt kam ihm der Gedanke, abzutreten, so lange es noch Zeit sei, in der Besorgnis, es werde „dermaleinst, wenn der Aufsicht am meisten vonnöten ist, dieselbe von ihm nicht der Gebühr in Acht genommen werden", „wohl gar Pericul wider seinen Willen erwachsen und also seine Präsenz eher Schaden als Nutzen schaffen" †). Schon im Mai 1636 klagt er: „dass ich nunmehr

*) Noch wenige Wochen vor seinem Tode schreibt Baner: „Von Hamburg aus wird mir advertiret, dass etzliche unterwegens sein sollen, sich zu der Armee zu begeben, so auf sich genommen, an meine Person eine Verräterei zu verüben, insonderheit auch ihren Fleiss anzuwenden, wie sie die Officierer von mir divertiren mögen. Dahero denn die allerhöchste Notdurft wol erfordern will, dass aufs ehiste ein gut Stücke Geldes herbeigeschafft werden möchte, damit ich, weil itziger Zeit man alles mit Gelde aufwägen muss, einen und anderen bei beständiger und guter Affection erhalten könnte." d. d. Altenburg 4. April 1641. Oxenstierna skrifter II, 6, 847.

**) Durch Schreiben der Königin vom 28. September 1640 wurde Torstensson zur Herstellung seiner Gesundheit beurlaubt; schweren Herzens liess ihn Baner „nach der Seekante" ziehen. Nichtsdestoweniger empfiehlt er ihn immer aufs neue. „Es ist sonst nichts ungewöhnliches, dass ein General etliche Jahr bei einer Armee sich in der Sänften tragen lassen und commandiret, und ist gleichwol der Herr General nicht an einem Stück bettlägerig, sondern hat ebensowol als ich seine Intervalla, dass, wenn er drei oder vier Wochen gelegen, hinwieder sechs oder acht Wochen gehen, reiten und fahren kann. Doch will Ihrer K. M. ich hiemit keine Masse gegeben, noch ihme, Herrn General, seine Ruhe und Restitution, daran doch keine Hoffnung zu machen, missgönnet haben." Oxenstierna skrifter II, 6, 795. 796.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 307. 311. 312 u. s. f.

†) Einen „Ausländer" hält er nicht für ratsam. Oxenstierna skrifter II, 797.

ganz keinen Assistenten habe und die Last mir allein ufm Halse liegen thut, als weiss ich nicht, wie ich solche werde ertragen können" *).

Und doch ertrug er sie. Wieder schleuderten ihn die Kriegsstürme hierhin und dorthin. In Kursachsen, in der Neumark stand er 1637 den Kaiserlichen gegenüber; an die Ostsee gedrängt, sehen wir ihn von da aufs neue erfolgreich nach Sachsen rücken und bei Chemnitz (am 4. April 1639) ein kaiserlich-sächsisches Heer vernichten. Dann stand er vor den Thoren Prags. Weiter erfolgte eine Verbindung mit der französischen Armee an der Saale — es war die erste reelle Vereinigung beider Truppenkörper — und endlich mitten in der kalten Jahreszeit jener verwegene Zug auf Regensburg (im Januar 1641), wo der neue Kaiser seinen Reichstag hielt. Welche Perspektive, wenn dieser Schlag gelungen wäre! Aber die Macht der Naturgewalten vereitelte ihn. Die gallischen Waffenbrüder unter Marschall Guébriant schwenkten ab; unter tötlichen Drangsalen und nur wie durch ein Wunder entging Baner auf dem Rückzuge nach Sachsen den Nachstellungen der Feinde. Wenn ihn auch das Glück, so schien es, verlassen hatte, er bleibt doch voll Mut und Hoffnung. „Unterdessen", schreibt er am 4. April 1641 aus Altenburg (es ist der vorletzte Brief, den wir von ihm besitzen), „unterdessen, weil ich ja allein sein und mich bei meiner grossen Leibsunpässlichkeit mit höchster Mühe und Arbeit durchhelfen muss, so will ich dennoch meine Kräfte und Schwachheit zusammenfassen und alles, so in meiner Capacität beruhet, zu meines hochgeehrten Vaterlandes Diensten und Nutzen anwenden und der göttlichen Hilfe und Beistandes mich getrösten" **). Aber seine Tage waren gezählt ***). Dem Nachdrängen der kaiserlichen Kolonnen war er diesmal nicht gewachsen; in eiliger Flucht musste ihn die Sänfte von der Saale in die Harzgegend führen, während er schon in Delirien lag, und Glieder und Sprache den Dienst versagten. Ein Ster-

*) Oxenstierna skrifter II, 6, 337.
**) Oxenstierna skrifter II, 6, 815.
***) Über das Aufgebot seiner letzten Kräfte vgl. seinen letzten Brief d. d. Merseburg 28. April 1641. Oxenstierna skrifter II, 6, 819.

bender, erreichte er Halberstadt; und hier in jener Domherrenwohnung nahm den erst Fünfundvierzigjährigen der Tod hinweg am 10. Mai 1641. Die Schweden haben sein Hinscheiden auf das bitterste betrauert. Sein Tod riss eine ungeheure Lücke *).

Es ist kein verheissungsvolles Bild, das Baner am Schlusse seiner irdischen Laufbahn von der schwedischen Armee entrollt. „Wenn nun der göttlichen Allmacht gefiele, mich entweder an meinen gefährlichen Zufällen dahinzureissen und mein Leben abzufordern, oder es geschähe in Kriegsaktionen, dass ich entweder mein Leben lassen oder gefangen würde, so ist gar gewiss in demselben Tage die ganze Armee verloren und wird von einander gehen wie der Schnee zerschmilzet, inmassen die Generalmajors dergestalt piquant und ambitios sein, dass keiner auf des andern Commando im geringsten sehen, noch weniger einer von dem andern dependiren will, und zumal keiner bei den Obristen Respect oder Credit hat, also dass diese ganze Sache auf sehr schwachen Füssen stehet. Und wofern nicht der Herr General [Torstensson], als welcher der Generalmajoren und Obristen Humoren kennet und bei ihnen Autorität hat, uf einen oder andern Event, den Gott über mich verhängen möchte, zur Hand sein sollte, wird das Werk gar gewiss zu scheitern gehen müssen“ **).

Der leidenschaftliche Mann hatte recht gesehen. Der kranke Torstensson war nicht zur Hand. Die nächsten Monate in der That sollten es mit sich bringen, dass nur notdürftig beruhigte Empfindungen wieder erwachten: die Auflösung der schwedischen Armee schien bevorzustehen.

In dem letzten Winter hatte sich nun das Ereignis vollzogen, das für denjenigen deutschen Territorialstaat, der am engsten an die schwedische Machtsphäre grenzte und von den Aspirationen des nordischen Rivalen am unmittelbarsten und empfindlichsten berührt wurde, eine neue bedeutungsvolle Zeit inneren und äusseren Erstarkens heraufführte: das brandenburgische Kurscepter war den müden Händen Georg Wilhelms

*) Anzeige seines Todes durch die kommandierenden Generale bei Gr. von der Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg 3, 320.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 796.

entsunken, der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm hatte den Thron seiner Väter bestiegen.

Es bezeichnet die richtige Erkenntnis dessen, was not that, dass der junge Herrscher, auf einsichtige Ratgeber gestützt *), eine Reihe friedlicher Verhandlungen eröffnete, die dermalen allein die obschwebenden Streitigkeiten ihrer Lösung entgegenführen konnten. Er verliess die kopflose Politik des Prager Friedens und schloss mit Schweden den Waffenstillstandsvertrag zu Stockholm am 14. Juli 1641 **).

Mittlerweile waren auch die kriegführenden Mächte insgemein der Friedensfrage näher getreten: ihre Deputierten versammelten sich in Hamburg, um an diesem alten hochwichtigen Geld- und Handelsplatze die Präliminarien des grossen Werkes festzustellen ***).

„Der status belli, so sich diesen Orten sehr nähert“, schreibt aus Hamburg acht Tage nach Baners Ableben der brandenburgische Gesandte von Winterfeldt †) an den jungen Kurfürsten, „der status belli ist uf Seiten der Schweden durch des Baners längeren bösen Conduiten und nunmehr erfolgten Todesfall fast dubius und sehr misslich; die Kaiserliche dringen uf sie zu, die Braunschweigische und Lüneburgische ††) haben sich am 14. hujus mit ihnen noch nicht conjungiret, die Hessischen erweisen sich auch was langsam; die Schwedische Armee hat noch kein Haupt, denn der neue Torstensson mit dem Lars Kagge †††), so die Armee commandiren sollen, noch nicht angelanget.“

*) Vgl. oben S. 126 Anm. **).

**) v. Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge S. 128—131. Über die ersten Anregungen dazu vom königsberger Hofe s. Oxenstierna skrifter II, 6, 817.

***) Vgl. B. Erdmannsdörffer, Urkk. u. Aktenst. I, 530.

†) Brandenburgischer Geheimer Rat. (Vgl. oben S. 132 Anm. *). Seine Berichte gehören zu den am besten über die allgemeine Lage orientierenden Aktenstücken. Urkk. und Aktenstücke I, 529 ff.

††) Das Haus Braunschweig hatte sich nach dem Tode Herzog Georgs († 12. April 1641) in seinen verschiedenen Zweigen den Schweden angeschlossen. Allein in einer zwischen beiden feindlichen Parteien vermittelnden Haltung, als eine Art „dritter Partei“, befolgten diese Welfenfürsten eine zweideutige Politik, der die rechte Lebenskraft fehlte.

†††) Schwedischer Generalmajor. War ursprünglich mit in Aussicht genommen. Oxenstierna skrifter II, 6, 843.

Das mit kurzen Worten die Signatur der Lage. Noch fehlte die Einheitlichkeit des Kommandos, und wofern der Wille eines neuen Heerführers sie nicht meisterte, drohten alte Ansprüche und Leidenschaften aufzubrechen.

Auch den Obristen von Seckendorff, dem wir uns nun insbesondere zuwenden, hatte der ausländische Dienst während der vielen Jahre mit Überdruss erfüllt. Er ist uns lange unsichtbar geblieben, auch wohl nicht sonderlich hervorgetreten. Aber die Sorge um seine und der Seinen Existenz wird es gewesen sein, die ihn bei der Armee zu verharren nötigte. Nicht unwahrscheinlich, dass in die Welt seiner Anschauungen die alten reichsritterlichen Ideen hineinspielten: in den Kreisen der Ritterschaft mochte man den Dienst an der schwedischen Sache dem Kaiser gegenüber auf die Dauer als Felonie empfinden, die in Rücksicht auf den eigenen Besitz zu bösen Konsequenzen führen musste. Mochte es nun Ingrimm über das herrische Gebaren der Schweden, Unwille über die stets versprochene, nie verabfolgte Löhnung sein, der dazu trieb; mochte vielleicht sogar etwas wie eine patriotische Regung sich gegen diese unbequemen, hartnäckigen Dränger kehren, die den deutschen Boden erobernd aussogen *) — kurz wir finden bald nach Baners Tode, während sich die schwedischen Völker im Lüneburgischen und an den Grenzen der kurbrandenburgischen Altmark häuslich eingerichtet hatten, unsern fränkischen Kriegsmann in eine Unternehmung verstrickt, an der eine grössere Anzahl von Kameraden, diesmal auch nichtdeutschen, des gleichen militärischen Ranges beteiligt war. Es handelte sich angeblich um Erfüllung von Zusagen, die dem Hause Braunschweig-Lüneburg von der Krone Schweden gemacht worden waren, im einzelnen um Herausgabe der von den Schweden besetzten braunschweigischen festen Plätze **). Ein Manifest dieser Obristen (Ende Mai 1641) sprach es mit unverblümter Deutlichkeit aus, dass die Kriegführung der Schweden in Deutschland „zu nichts anderem angesehen sei, als wie sie solches verderben und aussaugen und in Summa sich bemühet, uns, wie bereits viel Orten beschehen,

*) Vgl. oben S. 124.

**) S. unten S. 143 Anm. *).

zu Bettlern zu machen" *). Dazu der kategorische Entschluss, keine Ausflucht mehr zu dulden, „in solcher Servitut wie bisher durchaus nicht bleiben zu wollen" und einen „absoluten General von Schweden" an Stelle Baners nicht eher anzunehmen, als bis auf jene Vorschläge befriedigender Bescheid erfolgt sein würde. Man konnte nicht deutlicher sprechen. Man sandte dies Schriftstück, eine Verbrüderung in aller Form, an den Hofkanzler Johan Adler Salvius in Hamburg **), der es nach Stockholm weiter beförderte. Unter den dreiundzwanzig Unterzeichnern befand sich Seckendorff.

Vorderhand waltete die Kommando-Kommission, bestehend aus den Generalmajoren Adam von Pfuel, Carl Gustaf Wrangel und Arwid Wittenberg, ihres Amtes. Der erste war ein Deutscher, der zweite ein Livländer, der dritte ein Schwede ***). In die Zeit ihrer Wirksamkeit fiel eine Gesandtschaft der Obristen nach Stockholm, betreffend die „öfter vertröstete Ergötzung ihrer Dienste" †), fiel weiter das für die Schweden siegreiche Gefecht vor Wolffenbüttel, am 29. Juni, das den Kaiserlichen den Entsatz dieser Festung unmöglich machte. Allein der längst ausgestreute Same der Unzufriedenheit keimte weiter, das Missvergnügen wuchs, durch dänische und braunschweigische Agenten genährt. Wie weit die Meuterei um sich griff, wird sich niemals feststellen lassen. Nur das dürfen wir als sicher betrachten, dass bei einigen deutschen Offizieren das Vorhaben reifte, kurzerhand zum Heere des Kaisers überzugehen ††). Den Gegner zum Übertritt

*) Das Manifest z. T. abgedruckt bei M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. 1. (1865), S. 271 fgg.

**) Hier vertrat er in allem wirksam den Reichskanzler. Einer der fähigsten schwedischen Kronbeamten, besonders auch in Geldsachen. Ohne seine Geldgeschäfte wäre man ratlos gewesen.

***) Alle drei werden von Baner charakterisiert Oxenstierna skrifter II, 6, 844.

†) Urkk. u. Aktenst. I, 550. Abgesandte waren der Obristlieutenant Otto Christoph von Rochow und der jüngere Mortaigne. — Es ist bezeichnend für den Entwickelungsgang der schwedischen Armee, dass sich die Obristen allmählich zu einem geschlossenen Korps konsolidiert hatten, das mit der Krone selbständig verhandelte.

††) v. Chemnitz IV, 2, 29. — Vgl. v. Chemnitz IV, 2. 25: Das Fundament dieser Expedition (es handelt sich um den Weggang v. Pfuels,

zu verleiten, schien kaiserlicherseits erprobte Maxime, und die Zeiten waren nicht mehr, da ein Herrscher wie Ferdinand der Zweite — am 15. Februar 1637 war Ferdinand III. zum Thron gelangt — in der kaiserlichen Armee am liebsten zugleich auch eine rein katholische gesehen hätte. Die Avokatorien bewiesen, wie nach dem Prager Frieden, aufs neue ihre Anziehung. Ein bei den Schweden gefangen gehaltener Obrist, Geiling mit Namen, hatte in diesem besonderen Falle Stimmung machend vorgearbeitet, die Spitzen der kaiserlichen Kriegsleitung selbst, wie der Erzherzog Leopold Wilhelm und Fürst Octavio Piccolomini hatten durch schriftliche Kundgebungen nachgeholfen. Auch der Feldzeugmeister von Wahl wird in diesem Zusammenhange genannt. Es war offenbar im Werke, sich über eine direkte Verbindung zu verständigen *). Allein zu diesem Äussersten, zu einem förmlichen Anschluss kam es nicht; Monat auf Monat verging, und doch wagte man sich nicht mit einer entscheidenden Massregel hervor. Ja es hat den Anschein, als sei bei der Mehrzahl des verbrüderten Korps die Lust erkaltet **), und als hätten vorzugsweise nur noch einzelne jüngere, unerfahrenere Elemente, vielleicht durch Seckendorff angestachelt ***), das Projekt weitergesponnen.

Auf Torstenssons Ankunft vertröstet, liess man darum nicht von den Entschädigungsforderungen ab; sie gewannen vielmehr erst recht eine immer konkretere Fassung. Seckendorff war es, der jetzt selber als Deputierter in dieser Sache auftrat. Einer Abordnung †) der lüneburgischen Herzoge an den Hofkanzler Salvius (Anfang August) mit der Anfrage: ob die be-

vgl. unten S. 146) beruhte auch wohl guten teils auf einer mit einem oder andern Offizierer habenden Korrespondenz unter der schwedischen Armee. . . . Wie dann Erzherzog Leopold Wilhelm öffentlich über der Tafel sich vernehmen lassen: dass er in kurzem unterschiedliche der vornehmsten Kavalliers von den Schwedischen bei sich und in kaiserlichen Diensten zu haben verhoffen thäte.

*) „Seckendorff war einer von den Beteiligten in jener Sache, die man vorhatte, während wir vor Wolffenbüttel lagen", schreibt C. G. Wrangel an seinen Vater d. d. Osterburg 5. Februar 1642 (Geijer 3, 323). Diese Worte lassen doch auf ein bestimmtes Komplott schliessen.

**) Das günstige Resultat der letzterwähnten Mission der Obristen (Chemn. IV, 1, 9) hat hier entschieden mitgewirkt.

***) Vgl. darüber weiter unten. Namentlich S. 146 Anm. †).

†) Johann Friedrich von Koetteritz und Dodo von Hodenberg.

setzten Plätze ihnen wieder eingeräumt werden und die Kontributionen abgeschafft werden sollten oder nicht? schloss sich seitens des schwedischen Heeres Seckendorff an und auf das nachdrücklichste unterstützte er in Hamburg die beiden Unterhändler in ihren Begehren. Baner hätte das vierzehnmal und unter vielen Beteuerungen versprochen; dessen Worte müsste Salvius nicht zu Schanden machen, sonst würde ungemeines Unglück daraus entspringen; keinesfalls könnte es geschehen, dass die Herzoge allein 14000 eigene Soldaten und zugleich die schwedische Armee unterhielten, wenn sie noch dazu mit sechserlei Garnison *) gedrückt würden; drum müsste man solchem Zustande einmal ein Ende bereiten. Der Hofkanzler versprach, die Punkte in Erwägung zu ziehen und Bescheid einzuholen **). Und als in denselben Wochen eine nochmalige Vertretung der schwedischen Obristen ***), diesmal nicht Salvius, sondern den seit Juli bei der Armee befindlichen †) Assistenzrat ††) Lars Grubbe mit einer drohenden Vorstellung anging und auf Zahlung der Rückstände um jeden Preis drängte, da gab Adler Salvius wohl oder übel nach: er machte sich verbindlich, das Geld, das er auftreiben könnte, auf Wechsel nach Braunschweig zu schicken und dem Assistenzrat ins Hauptquartier die notwendigen Kreditbriefe auf seinen Namen mitzugeben †††).

Indem sich die Obristen damit vorläufig zufrieden erklärten, war so wenigstens die Auflösung der Armee abgewendet. Nichtsdestoweniger glomm der Funke unter der Asche und vor allem Seckendorff entsagte nicht einem lange mit heimlicher Geschäftigkeit erwogenen Plan. Die Situation war nicht un-

---

*) Nienburg und noch fünf kleine Plätze waren besetzt. Sie sind genannt in der Deklaration der schwedischen Generale und Obristen an das braunschweig-lüneburgische Gesamthaus d. d. Halberstadt 18. Mai 1641 (bei Gr. von der Decken a. a. O. 3, 328).

**) Pufendorfii Comment. de rebus Suecicis (ed. 1705) l. XIII §. 66. Chemnitz erwähnt diese lüneburgische Sendung merkwürdigerweise nicht, aber er bestätigt Seckendorffs Anwesenheit in Hamburg IV, 1, 2.

***) Georg Derfflinger und der ältere Caspar Cornelis Mortaigne.

†) v. Chemnitz IV, 1, 21.

††) Schwedische Behörde. Entsprach den Kriegskommissarien in den deutschen Herrschaften.

†††) v. Chemnitz IV, 1, 52, 56.

günstig. Denn noch immer fehlte der Kronfeldherr. Neid und Unzufriedenheit schieden das Kommando: Pfuel nahm bald seinen Abschied aus Verdruss über eines Jüngeren *) Beförderung; der ehrsüchtige Wrangel glaubte sich ebenfalls übergangen und entfernte sich auf einige Zeit; den Generalmajor Wittenberg machte ein Beinbruch dienstunfähig **).

Es ist ja denkbar, dass vaterländische Gesinnung, Treue gegen den kaiserlichen Oberlehnsherrn, vielleicht auch Furcht und verwandte Affekte, wie wir sie andeuteten, an Seckendorffs Entschliessungen Anteil hatten. Indes wenn auch die öffentliche Meinung solche Gefühle statuierte und aussprach, oder die Gesamtheit, sobald sie sich vereinigte, gelegentlich einmal das nationale Bewusstsein aufwallen liess — bei den Einzelnen traten Empfindungen dieser Art damals nicht so gar oft entgegen und dann sicher nur bei ganz hervorragenden Persönlichkeiten. Männer wie Lohausen, Werder, Winckel, Wedel, wie wir sie oben charakterisiert haben, sie mögen bei ihrem Weggang von den blaugelben Fahnen von patriotischen Gewissensbedenken getrieben worden sein. Der Kern aller Unternehmungen, soweit sie sich in der angezeigten Richtung bewegten, war und blieb bei dem Durchschnitt zumeist der Geldpunkt, die nationalen blieben den materiellen Interessen untergeordnet, und für Seckendorff ist die mangelnde Bezahlung sicher die eigentliche Triebfeder seines Vorhabens gewesen. Niemand wird ihn zunächst darum schelten. Vielleicht war er ein redlicher Mann; das Theatrum Europaeum meldet, er habe „lange Jahre hero auf dieser Seiten redlich gedient" ***); vielleicht verschmähte er es, sich wie andere seines gleichen durch räuberische Gewaltthaten seinen Unterhalt zu beschaffen. Der fränkische Familienbesitz war nach den Stürmen der nördlinger Schlacht der katholischen Restauration verfallen. Behaupteten die Schweden sich nicht, gelang es ihnen in keiner Weise, den Kaiser zu einem günstigen Frieden zu zwingen, so schwand für den Reichsritter alle Hoffnung auf Amnestie

*) Es war Johan Lilliehöök, der am 23. Oktober 1642 bei Leipzig blieb. Ein fähiger General aus des Königs Schule, dem eine bedeutende Zukunft winkte. Vgl. oben S. 128 Anm. *).

**) Geijer 3, 326.

***) Theatr. Europ. IV, 885.

und Entschädigung. Diesem drohenden Ausgange galt es vorzubeugen. Seckendorff hatte in Deutschland nichts mehr zu verlieren. Ein armer Edelmann, wie er sich selbst nennt, war er von Mitteln entblösst und Sold und Rückstände erhielt er nicht; wenigstens glaubte er sich nach seiner eigenen Aussage „aus andern Exempeln versichert“ *), dass er von der Krone Schweden nichts erhalten würde. Er hat es später bei dem Verhör mit klaren Worten ausgesprochen, dass ihn nur die Armut zu seinem Schritt bewogen habe: ja wenn er sich nur zweitausend Reichsthaler versichert gewusst, sollte es mit ihm soweit nicht gekommen sein! Alles in allem hatte er sich überzeugt, dass für ihn der Dienst bei den Schweden zur Unmöglichkeit geworden war. Hätte er nun wie sein Kamerad Pfuel, des Generalmajors Bruder, den wir gleich noch zu nennen haben, der Armee „valedicirt“, hätte er den Abschied in aller Form nachgesucht und erhalten, so hätte sein Leben vermutlich eine andere Wendung genommen. Gleichwohl liess ihn ebenso der Zweifel, ob ihm die Dimission auf schwedischer Seite anstandslos gewährt werden, wie die Ungewissheit, ob man ihn, seiner Verpflichtung ledig, bei der kaiserlichen Armee auf s e i n e Forderungen hin placieren würde, von dem legalen Schritte abstehen. Bei dem kaiserlichen Oberkommando wusste man sehr gut, wie es auf schwedischer Seite stand, „dass der Disgusto dort je länger je mehr einreissen thäte“ **); und weil die Accommodierung der deutschen Offiziere in des Kaisers Dienst somit nicht sowohl auf ihrer freien Wahl als auf Not beruhte, so glaubte man ihre Übernahme nicht eben teuer kaufen zu brauchen, die Herren vielmehr, wenn sie sich meldeten, mit leichteren Bedingungen abfinden zu können. Angesichts dieser Eventualität wollte Seckendorff nicht zwischen zwei Stühlen sitzen. Er zog es vor, wenn möglich, sich auf schriftlichem Wege, ehe noch das bisherige Dienstverhältnis gelöst war, die neue Charge und mit ihr „ein Stücke Geldes in einer gewissen Stadt“ ***) verbürgen zu lassen — und das war seine Unbesonnenheit, und darin eben lag seine Schuld. Und siehe da!

*) v, Chemnitz IV, 2, 31.
**) v. Chemnitz IV, 2, 30.
***) v. Chemnitz IV, 2, 31.

das Unglück fügte es, dass aufgefangene Briefe das, was in seiner Seele schlummerte, ans Licht zogen.

Inzwischen nämlich war der neuernannte Höchstkommandierende, Feldmarschall Lennart Torstensson, lang ersehnt, von seinem Urlaub aus der Heimat wiedergekehrt *). Die glänzendste Gestalt in dieser schwedischen Feldherrenreihe nächst ihrem heldenhaften Könige. Genial, durchfahrend wie der Blitz war dieser Mann; aber gichtbrüchigen Leibes wie sein Vorgänger, und doch seelengross in seinem Leiden und das Ungemach überwindend, weil sein Feuergeist der körperlichen Gebrechlichkeit trotzte. — Mit neuen beschwichtigenden Instruktionen versehen und durch schwedische Nationaltruppen verstärkt, stiess er Mitte November zur Armee. An ihn wandte sich Seckendorff um einen Pass für seinen Trompeter, unter dem Vorwande, dass der seiner zur Zeit in Hamburg weilenden Gemahlin freies Geleit bei den Kaiserlichen auswirken sollte, damit sie ungehindert ihre Wohnstätte zu Erfurt erreichen könnte. Seckendorff erhielt den Pass **). Noch ein übriges wollte er jedoch versuchen. Eine Besprechung mit dem bisherigen schwedischen Obristen und Generalkommissarius Kurt Bertram von Pfuel in Hamburg, der, wie man wusste, bei den Kaiserlichen Dienste zu nehmen sich entschieden hatte ***), sollte sein eigenes Vorhaben kräftigen. Aber auf dem Wege zu ihm erfuhr er, dass Pfuel bereits zu den Kaiserlichen durchpassiert sei, und so kehrte er unverrichteter Sache um. Nun erst, und auch jetzt noch nach längerem Zögern entschloss er sich zum letzten entscheidenden Schritte: er schickte am 30. Januar 1642 seinen Trompeter mit dem Passe Torstenssons, dem offenen Bittschreiben an den Obristen Geiling (betreffend das freie Geleit seiner Gattin) und drei versiegelten Briefen an Pfuel †) in das kaiserliche Haupt-

*) Vgl. oben S. 136 Anm. **).

**) Er ist ausgestellt vom 15. November 1641.

***) Vergl. oben S. 141 Anm. ††). Dazu Meinardus, Protokolle 1, 471.

†) Datiert vom 19. 20. und 26. Januar. Unter anderem wurden darin einige Offiziere niederer Charge für den kaiserlichen Dienst empfohlen und Pässe für sie erbeten. — Die Briefe wanderten aus Seckendorffs Hinterlassenschaft nach Stockholm, Chemnitz hat sie, wie auch das Schreiben des Erzherzogs Leopold, im Original eingesehen. Ob sie der Schloss-

quartier nach Gardelegen in die Altmark ab *). Den schwedischen Wachen an dem Flussübergange bei Apenburg **) kam der veraltete Pass verdächtig vor. Sie hielten den Trompeter an; sie brachten ihn zu dem in Apenburg postierten Grafen Königsmark, der ihn den nächsten Tag über festnahm und den Weiterritt untersagte. Eben im Begriff, wieder nach Hause zu eilen, vermisste der Reiter das Päckchen mit den versiegelten Briefen. Allein da sich bei dem Durchsuchen des Quartiers nichts ergab, liess er es dabei bewenden, ritt unter dem Vorgeben, dass nichts so gross daran gelegen wäre, zu seinem Obristen zurück und erzählte ihm den Hergang. Auch Seckendorff that, als ob ihn der Verlust der Papiere nicht sonderlich kümmerte, aber er machte sich sträcklings in das Hauptquartier nach Salzwedel auf, um bei seinem Chef persönlich über die seinem Trompeter widerfahrene Beschimpfung Beschwerde zu führen. Inzwischen hatten sich die Briefe gefunden: in dem Quartier, das der seckendorffische Trompeter innegehabt, waren sie aus der Pistolentasche am Sattel (worin er sie verwahrt gehalten) zu Boden gefallen, ein spielender Hund hatte sie aus der Streu hervorgezerrt. Es mag ja sein, dass der Bote, dem der Inhalt der Briefe von seinem Herrn vorenthalten worden ***), sich einer besonderen Sorgfalt bezüglich ihrer Bewahrung überhoben geglaubt hatte. Eilends sandte man den Fund dem Feldmarschall nach Salzwedel. Wer darf ihn tadeln, dass er, aufs äusserste erschrokken †), an der gemachten Entdeckung ein Exempel statuierte

---

brand von 1697, der so viele Archivalien zerstörte, vernichtet hat, oder ob sie noch heute im schwedischen Reichsarchiv vorhanden sind, mag eine Anfrage in Stockholm entscheiden.

*) Gerade in den letzten Januartagen war die kaiserliche Armee von Südwesten her in den südlichen Teil der Altmark eingerückt, und es war zwischen den Streifkorps unter General Bruay und den Königsmarkischen bereits zu Scharmützeln gekommen. Dass Seckendorff die Bewegungen des Feindes kannte, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen.

**) Zwei Meilen südlich Salzwedel.

***) Nach Chemnitz hatte Seckendorff dem Trompeter bemerklich gemacht, der Inhalt beträte zwei auf schwedischer Seite losgelassene Rittmeister und deren Geldgeschäfte. Chemnitz IV, 2, 30.

†) Das bezeugt ausdrücklich die unten anzuführende Relation Ottos von Schwerin.

und schnelle Justiz übte? Zog doch mit seinem Kommen ein neuer Geist in die Armee ein. Waren es doch bald seine Siege, die Vertrauen und Ordnung zurückführten. Seckendorffs antischwedische Gesinnung war kein Geheimnis. Seine Kommunikation mit den Kaiserlichen war nicht verborgen geblieben, und über dies alles gehörte er zu jenen Offizieren, die das rebellische Schriftstück vom Mai 1641 unterzeichnet hatten. So traf ihn der Streich, der mit demselben Rechte vielleicht manchen andern seiner Kameraden hätte ereilen müssen. Indem der Ärmste aus freiem Triebe sich im Hauptquartier zeigte, rannte er mit offenen Augen in sein Verderben. Kaum dort angelangt: in dem ehemaligen Augustinerkloster zum heiligen Geist, jetzt kurfürstlichen Amte auf dem Perwer *), wurde er in der Behausung des Assistenzrates Lars Grubbe **) am 1. Februar verhaftet, sogleich auf das Rathaus abgeführt und dem herkömmlichen Verhör durch den Generalauditeur unterworfen. Seckendorff machte geltend, dass er nur in Bezug auf seine neue Bestallung hätte sicher gehen wollen, dass ihm Untreue und Verräterei fern gelegen. Allein was konnte die schwedische Kriegsleitung veranlassen, auf subjektive Beteuerungen dieser Art einzugehen? Ein gefährlicher, weit aussehender Handel schien enthüllt. Der Fall lag vor und war durch unzweideutige Beweise bestätigt, dass ein Offizier vom Dienst (von seinen wegwerfenden Äusserungen über die schwedische Wirtschaft, seinen sonstigen Umtrieben, der Täuschung des Kronfeldherrn durch Missbrauch des Passes u. s. f. ganz abgesehen) Einverständnis und unerlaubten Schriftwechsel mit dem Feinde gepflogen und nach den Kriegsartikeln ***) Leib und Leben verwirkt hatte. Zu diesem Thatbestand allein hatte das rasch berufene Kriegsgericht Stellung zu nehmen. Es verurteilte den Geständigen mit Einstimmigkeit zum Tode; es setzte sich auf Torstenssons ausdrückliche Weisung aus lauter deutschen Offizieren zusammen; Graf Hans Christoph Königsmark †) präsidierte ihm. Die

*) Südlicher Vorort von Salzwedel.

**) Von ihm liess sich Torstensson in allen Sachen vertreten. Die schwedischen Assistenzräte waren eine wichtige einflussreiche Behörde.

***) §§. 70 und 79 der schwedischen Kriegsartikel.

†) Der bald berühmte Feldmarschall. Über seine Schicksale in dieser

Sentenz erregte den Delinquenten auf das furchtbarste, aber seiner Rechtfertigungsursache unerachtet wurde sie eilends vollstreckt: fünfzig Jahre alt, noch in der Vollkraft des Mannesalters ward Joachim Ludwig von Seckendorff am Morgen des 3. Februar 1642, nachdem er sich zuvor durch Beichte und Kommunion mit seinem Gott versöhnt hatte, in Gegenwart seiner Waffenbrüder auf dem Altstädter Markte durch das Schwert hingerichtet. In der Kirche zum grauen Kloster hat man seinen Leichnam beigesetzt. Der Superintendent M. Johannes Bünemann begleitete die Bestattung mit einer Ansprache an die versammelte Menge über Psalm 90, Vers 12 und 13: Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. Herr, kehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig! *) Das war das Ende. Wir scheiden nicht ohne Mitgefühl von dem sorgengequälten Rittersmann, der als ein Opfer der unseligen Verhältnisse in unserm Vaterlande dahinsank. —

Wenn wir im Anschluss an den Tod des Obristen noch ein Wort über seine Witwe Frau Maria Anna von Seckendorff hinzufügen dürfen, die nach einem freudlosen Wanderleben, von ihrem Gemahl getrennt, schliesslich ihr Domicil in Erfurt aufgeschlagen hatte, so geschah es auf Torstenssons Verwendung, dass die Königin Christine ihr eine Jahresrente aussetzte **); es bleibe dahingestellt, ob auch der Feldmarschall selber die Schwergeprüfte unterstützt hat. Man darf ihm solche Handlungsweise wohl zutrauen; denn nicht nur als grossen Feldherrn, sondern auch als einen edlen und guten Menschen rühmt ihn die Geschichte ***). Natürlich hatte er Seckendorff

---

Zeit vergl. Adalbert Düning, Stift und Stadt Quedlinburg im dreissigjährigen Kriege, 1894, namentlich S. 38 ff. — Aber Unformen wie „Slanga“, „Tupadel“, „Torstensohn“ etc. sollte man bei einem so kenntnisreichen Autor nicht begegnen!

*) A. W. Pohlmann, Geschichte der Stadt Salzwedel (1811) S. 253. 265.

**) Woher D. G. Schreber, Historia vitae ac meritorum Viti Ludovici de Seckendorff (1733) p. 23 wissen will, es sei eine certa pecuniae summa ducentorum imperialium gewesen, ist nicht zu ermitteln.

***) Idem quam placidus victor, quam suavis amicus! ruft ihm Johann Heinrich Boecler in die Gruft nach. Boecler war im Todesjahre Torstenssons (1651) Professor in Upsala.

aus seinem früheren Waffenleben gekannt. Er mochte auch wohl fühlen, dass er an der Witwe etwas gut zu machen hätte; gegen die andern wenigstens, die um das Komplott wussten, Untersuchung einleiten zu lassen, hatte er verschmäht, wie er denn überhaupt bei dem ganzen Vorgang eine Mässigung an den Tag legte, die der höchsten Anerkennung würdig ist.

Frau Maria Anna erlebte das Ungemach aus der Nähe. Sie hatte sich im Winter 1641 auf 42 (wir hörten es schon) nach Hamburg begeben, um hier, ihrer Niederkunft gewärtig, ihrem Gatten erreichbar zu sein, der bei der Armee an der Unterelbe stand; die neutrale Stadt *) und die mässige Entfernung von den schwedischen Quartieren ermöglichte eine Begegnung, vorübergehend vielleicht auch persönliches Beisammensein. Ein Geleitbrief des Fürsten Piccolomini führte sie später nach Mitteldeutschland zurück. Aber noch erst musste sie den Schutz der Landgräfin von Hessen-Kassel annehmen **), ehe sie ungefährdet ihre Heimstätte in Erfurt erreichen konnte. Entweder in Kassel oder in Erfurt — es fehlen uns die Mittel, dies zu entscheiden — sah sie dann ihren Erstgeborenen wieder. Veit Ludwig war am 6. Mai 1642 vom gothaer Gymnasium entlassen worden ***); er hat von da aus nun (wie bemerkt, mit schwedischer Unterstützung) die Universität Strassburg bezogen und dort den Grund gelegt zu jener Gelehrsamkeit und universellen geistigen und staatsmännischen Bedeutung, die ihn dereinst berühmt machen sollte.

Die Katastrophe des Ritters von Seckendorff erregte weithin im Reiche erklärlichermassen das allergrösste Aufsehen, aber in dem Jammer und den stets wechselnden Aufregungen der noch folgenden sechs Kriegsjahre geriet sie schnell in Vergessenheit. Der schwedische Historiograph B. Ph. von Chemnitz hielt sie für würdig, ihr eine längere Partie seines grossen Werkes zu widmen. Der illustre Autor des „Hippo-

*) Hamburg scheint, wie das eben seine Lage und seine kommerzielle Bedeutung mit sich brachte, der beliebte Rendezvousplatz der Frauen des schwedischen Offizierkorps gewesen zu sein. Auch Torstenssons Gemahlin befand sich daselbst.

**) Ch. v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen 4, 629.

***) Matrikel des Herzogl. Gymnasiums zu Gotha. (Einsicht nach gütiger Erlaubnis des Herrn Oberschulrates Dr. von Bamberg daselbst.)

lithus a Lapide“ erzählt den ganzen Handel, die vermeintlichen Beweggründe, die den Obristen beseelten, seinen Schriftwechsel mit dem Feinde, die Festnahme, das Verhör und die versuchte Rechtfertigung, mit wünschenswertester Ausführlichkeit. Seine Darstellung dieser letzten Kriegsperiode fällt freilich zwanzig und mehr Jahre nach den geschilderten Ereignissen — der vierte Teil seines Werkes wurde dem Reichsrat im Jahre 1668 handschriftlich überreicht; aber gestützt auf die authentischen Dokumente des stockholmer Archivs, wie sie ist, verdient sie sachlich vollen Glauben. Dass sie im Tone schwedisch gefärbt erscheint, darf uns nicht verwundern. Als schwedischer Kronbeamter und gut altgläubiger Lutheraner sieht Chemnitz in Seckendorff den Verräter, den durch besondere göttliche Providenz (die sich dazu einer „unvernünftigen Kreatur“, eines Hundes, bedient) des Himmels Strafgericht trifft; in Torstensson den milden Richter, der „die Rache mit des Obristen Tode zugleich ersterben und dessen nachgelassener Wittib und Waisen deren im geringsten nicht entgelten lassen.“ Aus diesen Kindern seien „tapfere, vornehme und dergleichen Leute erwachsen, die ihres Vatern aus menschlicher Schwachheit begangenen Fehltritt durch ihre gute Qualitäten und Tugenden genugsam bedecken können“. Und, so fügt er für die Anschauungen der Zeit charakteristisch genug hinzu, „denen und dero Familie zur Verkleinerung auch gar nicht, sondern nur blos allein der Wahrheit zu Steuer“ hätte er diesen seltsamen Vorfall umständlich erörtern müssen *). — Wenn etwas die Glaubwürdigkeit des trefflichen Geschichtschreibers erhärtet, so ist es ein unverfängliches Schreiben aus dem Hauptquartier Salzwedel, neun Tage nach Seckendorffs Hinrichtung abgefasst, das in die frankfurter Semestral-Relationen Jakob Franks übergegangen ist. Wir lassen es hier in der Anlage folgen. Diese Kundgebung unterscheidet sich in keinem Hauptpunkte inhaltlich von Chemnitzens Erzählung. Die Gefangennahme während der Mahlzeit bei dem Assistenzrat Lars Grubbe im Hauptquartier ist ihr eigentümlich und gewiss historisch **);

*) v. Chemnitz IV, 2, 33.

**) Vgl. oben S. 148 Anm. **). — Torstensson war gerade in dieser Zeit wieder besonders schwer leidend. Schon mehrmals hatte man ihn tot gesagt (Urkk. und Aktenst. I, 561 ff.). Dass er in solchem Zustande

ebenso die Nachricht, dass Graf Königsmark dem Kriegsgericht präsidiert habe, wogegen Chemnitz nur meldet, es sei eine Kommission von zwei Generalmajoren, sechs Obristen und vier Oberstlieutenants für das Standrecht vereidigt worden. Auf ganz unwesentliche Differenzen, wie etwa die, dass nach der Relation die Briefe herausgefallen seien, während der Trompeter mit der schwedischen Wache verhandelte und sein Pferd sich schüttelte, dass sie nach Chemnitz aber erst im Quartier in die Streu gefallen — auf solche und ähnliche Kleinigkeiten wird kein Verständiger Gewicht legen. — Aber noch eine zweite originale Quelle steht uns zu Gebote. Der Zufall fügte es, dass um eben die Zeit, da den Ritter sein Schicksal ereilte, als Gesandter des Kurfürsten von Brandenburg der Freiherr Otto von Schwerin *) im schwedischen Hauptquartier erschien, um mit Torstensson über die Pressuren der Schweden in der Altmark zu unterhandeln. Am 5. Februar erhielt er von dem Assistenzrat Grubbe, ohne von Torstensson empfangen zu sein und ohne weiteren mündlichen Bericht, seine schriftliche Abfertigung. Zwei Tage zuvor war die Exekution an Seckendorff vollzogen worden. Schwerin hat die Aufregung über den Vorfall im Hauptquartier miterlebt, und diesem Umstande verdanken wir die kurze, aber inhaltreiche Meldung, die er dem Statthalter der Kurmark, dem Markgrafen Ernst, über dies Begebnis zugehen liess **). Sie stimmt mit der salzwedeler Relation in allen wesentlichen Momenten überein, auch darin, dass Seckendorff flehentlich für sein Leben gebeten habe.

Gegenüber diesen Berichten können die Ausführungen Pufendorfs ***) nur den Wert einer abgeleiteten Quelle beanspruchen.

Das Theatrum Europaeum verzeichnet den Tod mit kurzen Worten und bemerkt dazu: „den von Seckendorff mag die Geldnoth zu der bösen Intelligenz gebracht haben, der gar lange Jahre hero auf dieser Seiten redlich gedienet hatte, nunmehr aber ohne Bezahlung nicht mehr dienen wollte, welches

---

kein Verlangen trug, sich den Delinquenten konfrontieren zu lassen, begreift sich zur Genüge.

*) Der später berühmte Oberpräsident des Geheimen Rats. Damals junger Hof- und Kammergerichtsrat. Vgl. Meinardus, Protokolle 1, 458.

**) Urkk. u. Aktenst. I, 565.

***) Pufend. comment. l. XIV §§. 2. 3.

ihn (erzähltermassen) sein Leben kostete" *). Man sieht, wie diese Auffassung alsbald Platz griff. Dass sie von der historischen Wahrheit nicht weit ab liegt, glauben wir gezeigt zu haben. Aber auch das, wenn wir so sagen dürfen, ideale Moment liess eine spätere Beurteilung nicht vermissen. Ein anonymes Epigramm (vielleicht als Umschrift um ein Bild, wie sie damals üblich waren) kam auf, das der Anhänglichkeit des Enthaupteten an seinen kaiserlichen Lehnsherrn Ausdruck giebt und ihm als ein Selbstbekenntnis die Worte in den Mund legt:

Ich griff nach meines Kaisers Gnad
und hasste nun der Schweden Rath;
darum vergoss die schwedsche Wuth
mein kaiserlich gesinntes Blut. *)

---

*) Theatr. Europ. IV, 885.

**) Der Autor dieser Verse ist selbstverständlich unbekannt. Überliefert hat sie Bellamintes [pseudon.], Leben und Thaten des Kaiserlichen General-Feld-Marschalls Herrn Friedrich Heinrichs Reichsgrafen von Seckendorff bis auf dessen gegenwärtige Umstände aufrichtig beschrieben. Amsterdam 1738 S. 13. Der wieder verwertet sie nicht ohne Tendenz (zu Gunsten seines Helden) mit einem missbilligenden Seitenblick auf „schwedisch gesinnte Federn" wie die des Freiherrn von Pufendorf.

Anlage.

Schreiben aus dem Hauptquartier Salzwedel d. d. 12./22. Februar 1642 [in Relationis Historicae semestralis continuatio Jacobi Franci. Historische Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten. Verlegt und gedruckt Frankfurt a. M. durch Sigismund Latomus 1642, 1, 83].

Es hat von des Herrn Feldmarschalls Exc. ged. Obrister hiebevorn einen Pass (umb seinen Trommeter hinüber zum Feind zu schicken, daselbsten auch einen Pass auszuwürcken, damit er seine hochschwangere Frau desto sicherer nacher Erfurt bringen lassen könnte) gebeten, denselben auch im November jüngsthin erlanget. Verschienenen 1./11. dieses schickte er seinen Trommeter neben noch anderen versiegelten Schreiben (die er im Sattel verwahret hatte) an die Kayserlichen fort; als nun derselbe an dem Pass Apenburg, 2 Meil von Salzwedel, angelangt, und von dem darin commandirenden Königsmarckischen Major solcher Pass, dass er bereits vor zwei Monaten datirt, gesehen worden, hat er Bedenken genommen, den Trommeter passiren zu lassen. Unterdessen steigt derselbe vom Pferd und will sich verantworten, das Pferd aber schüttelt sich, also dass die Brief heraus aufs Stroh fallen, welches der Trommeter nicht gewahr werdend seinen Weg wieder zurückgenommen, um die Sache seinem Obristen zu referiren. Nach seinem Abtritt kommt ungefähr ein junger Hund, springt im Stroh herum, findet den einen Brief und spielet damit im Mund so lange, bis endlich ein Rittmeister solches ersehen, den Brief genommen, selbigen erbrochen, da sich dann befunden, wasmassen Seckendorff mit dem Gegenpart correspondire. Als nun solches den anwesenden Officierern angezeigt, ward im Stroh weiter gesucht und noch ein anderer Brief gefunden, welcher Ihrer Exc. dem Herrn Feldmarschall überschickt worden. Inzwischen ist Seckendorff auf eingenommenen Bericht des Trommeters herein ins Hauptquartier geritten, um

wegen des Affronts bei dem H. Legato Grubben sich zu beschweren. Indem er nun daselbsten kaum eine halbe Stunde und eben zur Tafel gewesen, kam ein Rittmeister mit 30 Pf., setzt ihn (ohne Respect des Herrn Legaten) eine gespannte Pistol und blossen Degen auf die Brust, dass er sich sollte gefangen geben. Darauf er sobalden aufs Rathhaus gebracht und den 2./12. durch den General-Auditoren examinirt, auch seine Briefe durchsucht und ein Kayserl. Avocatorium darunter gefunden worden. Den 13. dieses um 9 Uhr ist über ihn Standrecht gehalten, bei welchem Königsmark Praesident gewesen, und nach Verlesung der Briefe und Examinirung derselben vom Leben zum Tod mit dem Schwert gericht zu werden condemnirt worden. Und ob er wohl durch einen langen Sermon (dass seine Correspondenz nur ihn und das Publicum nicht getroffen) sein Leben zu fristen verhofft, bevorab in Ansehung seiner Kinder dermassen beweglich gebeten, dass die meiste im Standrecht dar gewesene hohe Cavaliers als Kinder geweinet, so hat doch gar nichts helfen mögen, besondern ist vom Rathhaus ab und auf dem Markt in der Altstadt darselbst decollirt, der Körper aber folgenden Tags mit Ceremonien begraben worden.

Geschichte des Sachsenspiegels.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 18. September 1895

von

A. Herrmann,
Landgerichtsdirektor.



Bis zur Völkerwanderung beruhte das deutsche Recht auf Tradition. Die ältesten deutschen Rechtsdenkmäler sind die Aufzeichnungen der germanischen Volksrechte aus der Zeit vom fünften Jahrhundert bis zum Ende des neunten Jahrhunderts: die fränkische lex salica, die burgundische Gundobada und die Gesetze der Westgoten, Longobarden, Ripuarier, Alemannen, Baiern, Angelsachsen, Friesen, Sachsen und Thüringer, welche unter öffentlicher Autorität der Fürsten auf derselben nationalen Grundlage und Geschichte, jedoch ohne nationales Rechtsbewusstsein, als Stammesrechte erschienen und meistens kriminalrechtliche, nur wenige privatrechtliche Satzungen enthielten. Neben diesen Volksrechten traten mit der Entwickelung der monarchischen Gewalt im fränkischen Reiche die — nach ihrer Einteilung in Kapitel „capitularia" genannten — Gesetze der fränkischen Könige auf, welche im wesentlichen nur Reichsrecht, und zwar meistens öffentliches Recht enthielten. Die zahlreichsten und wichtigsten dieser Gesetze stammen von Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen. Endlich gehören zu den ältesten Quellen des deutschen Rechts die „formulae", von Geistlichen verfasste Formulare für Rechtsgeschäfte zur Benutzung bei Abfassung von Urkunden, und ausserdem solche Urkunden selbst, Aufzeichnungen über abgeschlossene Rechtsgeschäfte zur Sicherung des Beweises, welche später in sogenannten „Regesten" gesammelt worden sind. Alle bisher erwähnten Rechtsdenkmäler sind, mit Ausnahme der vom sechsten Jahrhundert ab in der — der altfriesischen Sprache ähnlichen — Volkssprache verfassten angelsächsischen Gesetze, in lateinischer Sprache — der Geschäftssprache des Mittelalters — geschrieben. Der deutschen Sprache begegnet man bis zum dreizehnten Jahrhundert nur bei Dichtern, in den Rechtsquellen und der übrigen Prosa erst später.

Die weitere Entwickelung des deutschen Rechtslebens wurde wesentlich bedingt durch die äusseren politischen Ereignisse, welche unter den letzten Karolingern, sowie unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern eine vollständige Umgestaltung des deutschen Volkslebens und Rechtsbewusstseins herbeiführten. Nach der Spaltung des Reiches fiel das römische Kaisertum an Deutschland und es begann der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Gewalt um die Herrschaft über die Christenheit, während dessen die deutschen Könige in Deutschland an Macht verloren, die Geistlichen, Herzöge und übriggebliebenen Gaugrafen mit Erfolg die Bildung eigener Territorialgewalt anstrebten, Städte, Innungen und Städtebündnisse entstanden und sich kräftig entwickelten, so dass mit dieser Änderung und Ausbildung des Volkslebens und Verkehrs neue Rechtsverhältnisse entstanden, das frühere Stammesrecht einem neuen Rechte der Stände, der Städte und der Territorien weichen musste. Schriftlich fixiert wurde dieses neue Recht zunächst nicht, weil es zuerst an Bildung, während der späteren Wirren an Zeit dazu fehlte; dasselbe lebte vielmehr, wie früher, lediglich fort als Gewohnheitsrecht in dem Rechtsbewusstsein der Einzelnen. Seine Tradition wurde erleichtert durch die Symbolik, in welche die einzelnen Rechtssätze und Rechtshandlungen eingekleidet waren. Seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde jedoch der Umfang des Rechtsstoffes ein so bedeutender, dass die Zahl derer, die „des Rechtes nicht mehr weise waren“, immer grösser wurde und sich ein dringendes Bedürfnis nach schriftlicher Aufzeichnung herausstellte. Diese schriftliche Aufzeichnung des damals geltenden deutschen Gewohnheitsrechts erfolgte durch einfache Schöffen in der Volkssprache und gewann, weil sie dem bestehenden Rechte thatsächlich entsprach, bald allgemeine Anerkennung bei den Richtern und den Urteilsfindern. Das Recht wurde geschieden in Landrecht und in Städte- oder Weichbild-Recht, das Landrecht wiederum in Reichsrecht, Territorialrecht, Dienst- oder Hofrecht der ritterlichen Dienstmannen (Ministerialen) und der unfreien Bauern, Lehn- und Burgrecht der ritterlichen Lehnsleute (Vasallen). Die Rechtsquellen jener Zeit bestehen, abgesehen von den in lateinischer Sprache verfassten „Konstitutionen“ der deutschen Könige und von Ur-

teilen, Verträgen, Korporations-Statuten und „Weistümern“ — d. h. Belehrungen und Erklärungen von Gemeinden, Genossenschaften und Schöffenkollegien über bestehendes Recht —, lediglich in dem Sachsenspiegel und den später aus ihm entstandenen allgemeinen und partikulären Rechtsbüchern.

Der Germanist Gerber (System des deutschen Privatrechts Auflage 5 Seite 28) schreibt über diese Rechtsbücher: „Sie sind die vollkommenste Erscheinungsform des deutschen „Rechts; denn es war ihre eigentümliche Aufgabe, das seit „dem Verschwinden der geschriebenen Rechte des germanischen „Zeitalters allein im Bewusstsein des Volks fortlebende Recht „nach dem unsichtbaren Entwickelungsprozess mehrerer Jahr„hunderte von neuem zu einem Gesamtbilde zu vereinigen. In „ihnen liegt eine seltene Fülle von Rechtsideen, deren orga„nische Entfaltung in der Abstammung der meisten aus germa„nischen Wurzeln unschwer erkannt wird, sobald man nur die „dazwischen liegenden Veränderungen des Volkslebens und „damit der Rechtsanschauungen in geeigneter Weise in An„rechnung bringt. Sie sind zu einer Zeit verfasst, in der die „Landeshoheit noch nicht zu dem Punkte vorgeschritten war, „in welchem sie die Territorien gewaltsam trennte und will„kürlich an das Schicksal einer Einzelherrschaft band; deshalb „enthalten sie auch kein partikuläres, sondern gemeines deut„sches Recht, so weit es auf der Gemeinschaft der Sitte und „der öffentlichen Verhältnisse im deutschen Volke gegründet „ist. Sie sind aber zugleich die letzte grossartige Gesamt„erscheinung des deutschen Rechts, indem sie noch rein aus „dem einheimischen Rechtsbewusstsein (im Ganzen unberührt „von dem Einfluss fremden Rechts) hervorgegangen sind.“ Jolly (Deutsches Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater Band 3 Seite 323) schildert den Verfasser des Sachsenspiegels als einen Mann, „der, freilich aller Hilfsmittel der Wissenschaft „beraubt, doch mit einer staunenswerten Geisteskraft des seiner „Zeit und seinem Volke gehörigen Rechtsstoffes sich bemächtigt „hatte und mit solcher Meisterschaft ihn darstellte, dass sein „Werk ebenso rasch als nachhaltig als eine wahrhaft nationale „That, als ein grösster Dienst für unser deutsches Volk in den „weitesten Kreisen empfunden wurde.“

Der Sachsenspiegel ist entstanden in der Zeit zwischen

1224 und 1232. Sein Verfasser ist Eyke von Repgow. Die Familie von Repgow, deren letztes Mitglied einen Vogel im Wappenschilde und auf dem Helme führte, war ursprünglich in dem zwischen Cöthen, Acken und Dessau gelegenen Dorfe Repgow mit freiem Grundbesitz angesessen und führte nach dieser Ortschaft ihren Namen. Sie lässt sich urkundlich verfolgen von 1209 bis 1812. Eyke von Repgow wird in vier Urkunden als Zeuge aufgeführt: 1209 bei der Übereignung einer Burg durch die Burggrafen zu Giebichenstein an den Bischof von Naumburg, 1215 bei der Schenkung des Dorfes Lozeke durch den Grafen von Aschersleben an das Stift Coswig, 1219 bei einem Vergleiche desselben Grafen mit den Kanonicis zu Goslar, 1233 bei der Übereignung der Ortschaft Billingsdorf durch die Markgrafen von Brandenburg an das Johannisstift zu Magdeburg. 1209 erscheint er in der Grafschaft Wettin, 1233 als Schöffe des Gerichts zu Salbke bei Magdeburg. Er kannte, wie sich aus seinem Werke ergiebt, das Recht nur aus der gerichtlichen Praxis und war, wie die spätere Glosse zum Sachsenspiegel mitteilt, „van der schepenbaren vryen rechte", ein freier Schöffe. Weitere Nachrichten über ihn fehlen.

Er verfasste sein Werk zuerst in lateinischem Urtext, welcher verloren gegangen ist, und übersetzte dasselbe sodann auf Bitte des Grafen Hoyer von Falkenstein in die niedersächsische plattdeutsche Mundart seiner Heimat. Er selbst erwähnt darüber (praef. rhythm. V. 261 ff.) folgendes:

„Nu danket al gemeine	Nun danket allgemein
dem von Valkensteine,	Dem von Falkenstein
der greve Hoyer ist genant,	Der Graf Hoyer ist genannt,
daz an diütisch is gewant	Dass ins Deutsche ist gewandt (übersetzt)
diz buch durch sine bete:	Dies Buch auf seine Bitte:
Eyke von Repgowe iz tete,	Eyke von Repgow that dies.
ungerne er'z aber an quam,	Ungern ging er daran,
do er aber vornam	Da er aber vernahm,
So groz dar zu des herren gere,	Wie gross dazu des Herrn Begehr,
do ne hatte her keine were;	So hatte er keine Wehr;
Des herren liebe in gare verwan,	Des Herrn Liebe wandte ihn dazu,
daz her des buches began,	Dass er das Buch begann,

Des ime was vil ungedacht,	Das ihm viele Mühe macht',
do her'z an latin hatte gebracht	Da er's hatte ins Latein gebracht,
ane helphe und ane lere;	Ohne Hülfe und ohne Lehre;
do ducht in daz zu svere,	Da dünkt ihm das zu schwere,
Daz er'z an dütisch wante;	Dass er's ins Deutsche wandte (übersetzte);
zu lest er doch genante	Zuletzt wandte er sich doch
des arbeites, unde tete	An die Arbeit und that
greven Hoyeres bete.“	Nach des Grafen Hoyer Bitte.

Graf Hoyer von Falkenstein (im Selke-Thal) wird in der Zeit von 1211 bis 1242 urkundlich als anhaltischer und brandenburgischer Vasall, namentlich als Stiftsvogt von Quedlinburg, und in den vorher erwähnten Urkunden von 1215 und 1219 neben Eyke von Repgow als Zeuge aufgeführt. Seine Dingstätten Ebensdorf und Santersleben gehörten ebenso, wie der Schöffenstuhl Eyke's in Salbke, zur Grafschaft Billingshohe bei Magdeburg.

Der Verfasser nennt sein Werk den Sachsenspiegel (praef. rhythm. V. 178 ff.):

„Spigel der Saxen	Spiegel der Sachsen
Sal diz buch sin genant,	Soll dies Buch sein genannt,
wende Saxen recht ist hir an bekant,	Denn Sachsen-Recht ist hierin bekannt,
Als an einem spiegele de vrouwen	Wie in einem Spiegel die Frauen
ire antlize beschouwen.“	Ihr Antlitz beschauen.

Über den Zweck des Buches wird ausgeführt (praef. rhythm. V. 97 ff. 110 ff. 151 ff. 212 ff.):

„Got hat die sassen wol bedacht,	Gott hat die Sachsen wohlbedacht,
sint diz buch ist vore bracht	Seit dieses Buch ist vorgebracht
Den lüten al gemeine.“	Den Leuten allgemein.
„Gerne ich got nu bete,	Gern bitte ich nun Gott,
Daz diz buch kunde igelich gut man.“	Dass dies Buch jeglichem guten Manne Kunde gebe.
„Diz recht ne han ich selve nicht underdacht;	Dies Recht habe ich nicht selbst auserdacht;
iz haben von aldere an unsich gebracht	Das haben von Alters her uns gebracht
Unse gute vore varen;	Unsere guten Vorfahren;
mach ich ouch, ich wil bewaren,	Vermag ich es, ich will verhüten,
Daz min scaz under der erde	Dass mein Schatz unter der Erde

mit mir icht vor werde.	Mit mir etwa begraben werde.
Von gotes halven de gnade min	Von Gottes halber die Gnade mein
sol al der werlt gemeine sin."	Soll aller Welt Gemeingut sein.
„Ein andere merket aber da bi,	Ein anderer merkt aber dabei
Daz niemannes mut	Dass niemandes Mund
baz dar zu nie gestut,	Etwas dazu beigesteuert,
wie her die lute gemeine	Wie er den Leuten allgemein
groz unde kleine	Grossen und kleinen
Rechtes brechte in kunde,	Recht brächte in Kunde,
nach deme er sich verstunde."	Nach dem er sich verstand.

Eyke von Repgow bezweckt hiernach, aus eigener Kraft und ohne fremde Beihülfe eine allgemeine Belehrung über das überlieferte, ihm durch langjährige Übung bekannt gewordene Gewohnheitsrecht des Sachsenlandes — d. h. für ihn des nördlichen Deutschlands von der Oder bis nach Franken und Friesland — zu geben. Er will dieses, seit mehreren Jahrhunderten ungeschriebene Recht, dessen Umfang für das Gedächtnis zu gross wurde, durch schriftliche Fixierung der gemeingiltigen Sätze zum Gemeingute aller machen und vor dem Untergange bewahren. In welcher Weise er sich dieser Aufgabe entledigt hat, schildert der bedeutendste Kommentator des Sachsenspiegels, Homeyer, mit folgenden Worten (Des Sachsenspiegels erster Teil, Ausgabe 3, Seite 22. 23): „Es ist „die geistige Kraft zu bewundern, mit welcher er innerhalb „der bunten Fülle des Erfahrenen das Wahre von dem Irrigen, „das Allgemeingültige von dem Lokalen zu scheiden strebte, „den Inhalt der besonderen Aussprüche auf leitende Grund„sätze zurückführte, den inneren Zusammenhang unter ihnen „festhielt, endlich seiner Lehre auch in der Volkssprache einen „klaren, schlichten, bündigen Ausdruck zu geben wusste. Dem „grossen und kühnen Unternehmen, der wesentlich gelungenen „Durchführung begegnete auch ein Erfolg sonder Gleichen."

Der Sachsenspiegel enthält das Landrecht in drei Büchern und das Lehnrecht in einem Buche. Das erste Buch des Landrechts umfasst 71, das zweite 72, das dritte 91 Artikel, welche zum Teil wieder in Paragraphen eingeteilt sind. Dem Landrecht voran gehen vier Vorreden: zunächst eine gereimte, welcher die bisher erwähnten Stellen entnommen sind, sodann ein Prolog, dessen Anfang und Ende lauten:

„Des heiligen geistes minne, die sterke mine sinne, Dat ik recht unde unrecht der sassen besceide nach godes hulden unde na der werlde vromen.“ „Got is selve recht. Dar umme is eme recht lief. Dar umme sien se sik vore alle die, den gerichte von godes halven bevolen si, dat se also richten, alse godes torn unde sin gerichte gnedichlike over se irgan mute.“

Des heiligen Geistes minne, die stärke meiner Sinne, dass ich Recht und Unrecht der Sachsen entscheide nach Gottes Huld und nach der Welt Frommen. Gott ist selbst gerecht. Darum ist ihm Recht lieb. Darum sehen sich vor alle die, denen Gerichte von Gottes halber anbefohlen sind, dass sie so richten, dass Gottes Zorn und sein Gericht gnädiglich über sie ergehen kann.

Hierauf folgt eine dritte Vorrede, welche später glossiert worden und als Thema der Glosse, im Gegensatz zu dieser selbst, „textus prologi“ benannt worden ist:

„Got, die dar is begin unde ende aller dinge, de makede to irst hemel unde erde, unde makede den minschen binnen ertrike, unde satte ine in dat paradies; die gebrak den gehorsam uns allen to scaden. Dar umme ginge wie irre alse de hirdelosen schape bit an die thied, dat he uns irloste mit siner matere. Nu aver we bekart sin unde uns got weder geladet hevet, nu halde we sine e unde sin gebot, dat sine wiessagen uns geleret hebbet unde geistlike gute lüde, unde ok kerstene koninge gesat hebbet: Constantin unde Karl, an den sassen land noch sines rechten tiüt.“

Gott, der da ist Beginn und Ende aller Dinge, der machte zuerst Himmel und Erde, und machte den Menschen binnen der Erde, und setzte ihn in das Paradies; der brach den Gehorsam uns allen zum Schaden. Darum gingen wir irre wie die hirtenlosen Schafe bis zu der Zeit, da er uns erlöste mit seiner Marter. Nun aber wir bekehrt sind und uns Gott wieder geledigет hat, nun halten wir sein Gesetz und sein Gebot, das seine Propheten uns gelehret haben und geistliche gute Leute, und auch christliche Könige gesetzt haben: Constantin und Karl, in dem Sachsenlande nach seines Rechtes Zucht.

Bemerkenswert ist hierbei, dass der Verfasser, der Idee seiner Zeit gemäss, den christlichen Kaiser Constantin als den ersten Gründer des wahren Rechts bezeichnet und das sächsische Recht insofern von Karl dem Grossen, dem Bekehrer der Sachsen, ableitet, als Kaiser Karl den Sachsen die Fortdauer ihres herkömmlichen Rechts zugesichert hatte. In der vierten — geschichtlich besonders wichtigen — Vorrede „von der Ge-

burt der Herren vom Lande zu Sachsen" wird die Herkunft der sächsischen Geschlechter und einzelner Personen angegeben. In verschiedenen Handschriften des Sachsenspiegels sind noch eine fünfte Vorrede, zwei Epiloge und andere, mehr zufällig eingereihte, Ausführungen enthalten. Der gegenwärtige Vortrag folgt — mit Homeyer — der Berliner Handschrift von 1369.

Das Landrecht des Sachsenspiegels behandelt, ohne systematische Einteilung, das damalige Staatsrecht, Gerichtswesen, Strafrecht und Privatrecht unter Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze in summarischer Kürze. Die übrigen Rechte werden nur angedeutet. Die Städtrechte waren erst im Entstehen begriffen, das Dienst- und Hofrecht so mannigfaltig, dass sich allgemeine Grundsätze nicht daraus ableiten liessen. Über letzteres äussert der Verfasser (Buch 3 Artikel 42 §. 2):

„Nu ne latet jük nicht wunderen, dat dit buk so lüttel seget von dienstlüde rechte, went it is so mannichfalt, dat is nieman to ende komen kan; under iewelkem bischope unde abbede unde ebbedischen hebben die dienstlüde besunderlik recht, dar umme ne kan ik is nicht besceiden."	Nun lasst Euch nicht wundern, dass dies Buch so wenig sagt vom Dienstmannen-Rechte, denn es ist so mannigfaltig, dass es niemand zu Ende bringen kann; unter jeglichem Bischof und Abt und Äbtischen haben die Dienstmannen besonderes Recht, darum kann ich es nicht entscheiden.

Vom römischen Recht enthält der Sachsenspiegel nur wenige Anklänge. Unter anderem wird mitgeteilt, dass Calefurnia — die Calpurnia des corpus iuris — den Frauen das Vorsprechen (das Vertreten anderer vor Gericht) verwirkte (Buch 2 Art. 63 §. 1). Ferner ist die römische Verjährungsfrist von 30 Jahren mit der deutschen Frist von Jahr und Tag in Verbindung gesetzt (Buch 1 Art. 29). Endlich stimmen die Grundsätze über Alluvion und über Werder in Flüssen mit dem römischen Recht überein (Buch 2 Art. 56 §§. 2. 3). Von dem kanonischen Recht, welches dem deutschen Recht in den Lehren vom Beweis, von Gottesurteilen, vom Erbrecht und von der Macht des Papstes, das Landrecht zu ärgern (d. h. zu ändern) widersprach, findet sich keine Spur vor.

Von grösstem Interesse sind die geschichtlichen Vorstellungen des Verfassers, welche seiner Zeit entsprachen. Nach der Weissagung des Origines (die origines des Kirchenvaters

Isidor sind hier verwechselt mit diesem selbst) sollten 6 Welten zu je 1000 Jahren entstehen und in der siebenten Welt diese selbst zu Grunde gehen, d. h. die siebente Welt bis zum Ende der Dinge dauern. Nach der heiligen Schrift begann die erste Welt mit Adam, die zweite mit Noah, die dritte mit Abraham, die vierte mit Moses, die fünfte mit David, die sechste mit Gottes Geburt; „in der siebenten sind wir nun, ohne gewisse Zahl“ (Buch 1 Art. 3 §. 1). Weltreiche giebt es vier: in Babylon erhob sich das erste, Cyrus brachte dasselbe an Persien, Darius verlor es an Alexander, der Kaiser Julius brachte es von Griechenland an Rom; Rom hat davon das weltliche Schwert behalten und von Sanct Peter das geistliche und heisst darum das Haupt der Welt (Buch 3 Art. 44 §. 1). Die Vorfahren der Sachsen, welche die Thüringer vertrieben, hatten in Alexanders Heer Asien bezwungen. Nach Alexanders Tode schifften sie sich auf 300 Kielen ein, welche bis auf 54 untergingen. 18 davon besetzten Preussen, 12 Rügen, 24 kamen nach Sachsen (Buch 3 Art. 44 §. 2). Als Urvater der Leibeigenschaft gilt Kain oder Kam, Noahs Sohn, welcher Afrika besetzte, während Sem in Asien blieb, Japhet Europa nahm; nach anderen Ismaël oder Esau (Buch 3 Art. 42 §. 3). Bei der Abhandlung über die Leibeigenschaft zeigt sich, dass Eyke von Repgow, welcher nach dem Vorerwähnten im allgemeinen die geschichtlichen Irrtümer seiner Zeit teilte, sich in einem Punkte weit über die Meinung seiner Zeit erhob, indem er die Gleichheit der Menschen vor Gott hervorhob und die Unfreiheit als Unrecht und Gewalt verdammte. Er führt aus (Buch 3 Art. 42 §§. 1, 3 bis 6):

„Got hevet den man na ime selven gebeldet, unde hevet ine mit siner martere geledeget, den enen also den anderen, ime is die arme also besvas als die rike.“ „Do man ok recht irst satte, do ne was nen dienstman unde waren al di lude vri, do unse vorderen her to lande quamen. An minen sinnen ne kan ik is nicht upgenemen na de warheit, dat	Gott hat den Menschen nach sich selbst gebildet, und hat ihn mit seiner Marter erlöst, den einen wie den anderen, ihm ist der Arme ebenso zugehörig wie der Reiche. Als man das Recht festsetzte, da war kein Dienstmann und waren alle die Leute frei, da unsere Vorfahren hier zu Lande herkamen. In meinem Sinn kann ich es nicht aufnehmen nach der Wahrheit, dass

ieman des anderen sole sin; ok ne hebbe wie's nen orkünde.“ „Wie hebben ok noch in unsem rechte, dat nieman sik selven to egen gegeven ne mach, it ne weder lecge sin erve wol. Wo mochte doch noe oder ysaac enen anderen to egene geven, sint sik selven nieman to egene gegeven mach. Ok hebbe wir orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die seveden weken gebot he ok to haldene, als he den joden die e gaf unde uns den hilgen geist. Den seveden manet gebot he ok to haldene, unde dat sevede jar, dat het dat jar der losunge; so solde man ledich laten unde vri alle, die gevangen waren unde in egenscap getogen, mit alsogedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich unde vri wolden wesen. Over sevewnerf seven jar quam dat veftegiste jar, dat het dat jar der vrouden, so muste aller manlik ledich unde vri wesen, he wolde oder newolde. Ok gaf uns got orkündes mer an enem penninge, dar man ine mede besochte, do he sprak: latet den keiser sines beldes geweldlich unde godes belde gevet gode. Dar bi is uns kundlich von godes worden, dat die mensche, godes belde, godes wesen sal, unde sve ine anders iemanne to seget danne gode, dat he weder got dut. Na rechter warheit so hevet egenscap begin von gedvange

jemand des anderen eigen sein soll; auch haben wir darüber keine Urkunde. Wir haben auch noch in unserem Rechte, dass niemand sich selbst zu eigen geben darf, sein Erbe widerrede es wohl. Wie möchte doch Noah oder Isaac einen anderen zu eigen geben, seit sich selbst niemand zu eigen geben darf? Auch haben wir darüber mehr Urkunden. Gott ruhte den siebenten Tag. Die siebente Woche gebot er auch zu halten, als er den Juden das Gesetz gab und uns den heiligen Geist. Den siebenten Monat gebot er auch zu halten, und das siebente Jahr, das heisst das Jahr der Freilassung; so sollte man ledig lassen und frei alle die gefangen waren und in Leibeigenschaft gezogen, mit ebensolchem Geräte wie man sie fing, wenn sie ledig und frei sein wollten. Über sieben mal sieben Jahre kam das fünfzigste Jahr, das heisst das Jahr der Freude, da musste jedermann ledig und frei sein, er mochte wollen oder nicht. Auch gab uns Gott noch mehr Urkunde an einem Pfennig, mit dem man ihn versuchte, da er sprach: Lasset dem Kaiser das Bild seiner Macht und Gottes Bild gebet Gott. Dabei ist uns kund geworden von Gott, dass die Menschen, Gottes Bilder, Gottes sein sollen, und dass, wer sie anders jemandem zusagt denn Gott, wider Gott thut. Nach rechter Wahrheit hat die Leibeigenschaft begonnen von Zwang und von Gefangenschaft

unde von vengnisse unde von unrechter walt, die man von aldere in unrechte wonheit getogen hevet, unde nu vore recht hebben wol".	und von unrechter Gewalt, die man von altersher in unrechte Gewohnheit gezogen hat und nun für Recht haben will.

Ferner ist in geschichtlicher Hinsicht besonders bemerkenswert die Abhandlung über den Ursprung und das gegenseitige Verhältnis der geistlichen und weltlichen Macht (Buch 1 Art. 1):

„We von godes halven bescermere des rechtes wesen solen. Unde wo manich recht si:

Tvei svert lit got in ertrike to bescermene de kristenheit. Deme pavese is gesat dat geistlike, deme keisere dat wertlike. Deme pavese is ok gesat to ridene to bescedener tiet up eneme blanken perde unde de keiser sal ime den stegerep halden, dur dat de sadel nicht ne winde. Dit is de beteknisse, svat deme pavese widersta, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de keiser mit wertlikem rechte dvinge deme pavese gehorsam to wesene. So sal ok de geistlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of it is bedarf."

Das deutsche Reich gilt im Mittelalter als ein ewiges, unteilbares Weltreich, der Kaiser als Haupt und Gesetzgeber der weltlichen Christenheit. Die römische Kirche dagegen will in diesem Reiche den Gottesstaat auf Erden verwirklichen. Diese christlich-germanische Einheit mit zwei Häuptern ist die Ursache des Kampfes zwischen Staat und Kirche. Während Karl der Grosse das unbestrittene Haupt des Ganzen war, räumt die Kirche schon den späteren Karolingern nur Schutzrechte ein unter der Begründung: die Herrschaft über die Christenheit sei geteilt, die geistliche Macht aber die höhere. Unter Heinrich IV. bricht der Kampf um die Suprematie in der Christenheit zwischen Papst und Kaiser offen aus. Die Kirche be-

hauptet: Der Papst ist als Stellvertreter Christi auf Erden nicht nur das Haupt der Kirche, sondern auch unabhängig von der weltlichen Macht und Beaufsichtiger derselben; der Papst leiht dem Kaiser die Krone, der letztere muss ihm einen Eid leisten und ist dessen Vasall; das Geistliche steht höher als das Weltliche: bei persönlicher Zusammenkunft muss der Kaiser dem Papste Ehrerbietung erweisen, daraus folgt seine Unterordnung. Die Kaiser machen gegenüber diesen Ansprüchen der Kirche geltend: Der Papst krönt nur als oberster Geistlicher den Kaiser, macht ihn aber dadurch nicht zum Kaiser; der Eid, welchen der Kaiser dem Papste leistet, ist der Kirche gegenüber ein Schutzeid, dem Papste gegenüber ein Eid der Treue in Glaubenssachen, dagegen nicht ein Lehnseid; daraus, dass das Geistliche höher steht, als das Weltliche, folgt zwar ein höherer Rang des Papstes, keineswegs aber eine Unterordnung des Kaisers, welcher nicht als solcher, sondern als Sohn der Kirche dem Papste Ehrerbietung erweist. Dies war der Stand des mit allen Waffen geführten Kampfes zur Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels.

> Zwei Schwerter liess Gott auf Erden zu beschirmen die Christenheit. Dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch gesetzt zu reiten zu beschiedener Zeit auf einem weissen Pferde, und der Kaiser soll ihm den Steigbügel halten, auf dass der Sattel sich nicht wende. Das ist zum Zeichen, was dem Papste widersteht, das er mit geistlichem Rechte nicht zwingen kann, dass das der Kaiser mit weltlichem Rechte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein. So soll auch die geistliche Gewalt helfen dem weltlichen Rechte, wenn es dessen bedarf.

Die Schwerter sind die Wahrzeichen der Macht und Gewalt. Thatsächlich haben die Kaiser Friedrich I. und Heinrich IV. dem Papste den Steigbügel gehalten. Eyke von Repgow

legt diesem Umstande aber nur bildliche Bedeutung bei; unter dem Sattel versteht er den römischen Stuhl. Beide Gewalten sollen unabhängig von einander sein und sich gegenseitig unterstützen. Der Sachsenspiegel stellt sich also, wie überhaupt das norddeutsche Volk seiner Zeit, auf die Seite des Kaisers, während die päpstliche Ansicht mehr bei dem süddeutschen Klerus vertreten war.

Von einem Eingehen auf den materiellrechtlichen Inhalt des Sachsenspiegels muss mit Rücksicht auf die lediglich geschichtliche Aufgabe des gegenwärtigen Vortrags Abstand genommen werden.

Der Erfolg des Werkes war ein sofortiger, umfassender und dauernder. Das ganze sächsische Volk erkannte sofort den Sachsenspiegel als einen wahren Spiegel des nationalen Rechtsbewusstseins an und gebrauchte ihn gleich einem Gesetzbuche. Er wurde Veranlassung, Vorbild und Quelle für spätere ähnliche Werke, z. B. den Spiegel der Deutschen, den Schwabenspiegel, den Richtsteig des Landrechts und Lehnrechts, das Buch der Distinktionen, den livländischen Rechtsspiegel, den holländischen Sachsenspiegel, die alphabetisch geordneten Abecedarien und andere. Seine Geltung verbreitete sich rasch über Franken, Friesland, Süddeutschland, Böhmen, Schlesien, die Lausitz, die Marken, Polen, Preussen, Livland, Esthland und Kleinrussland. Er wurde vielfach glossiert und in alle ober-, mittel- und niederdeutsche Mundarten, sowie in die lateinische, holländische, böhmische und polnische Sprache übersetzt. Es sind mehrere Hundert Handschriften von ihm vorhanden, darunter vier Bilderhandschriften. Aus allen Anfechtungen im Laufe der Jahrhunderte ging er siegreich hervor. Was die letzteren anlangt, so beschwert sich zunächst schon der Verfasser selbst (praef. rhythm. V. 56, 81) darüber, dass man ihn verschreien wolle und seine Worte entstelle. Die geistlichen Gerichte ferner, vor welche auch verschiedene weltliche Streitigkeiten — z. B. Ehe-, Legitimitäts- und Testaments-Sachen — gezogen wurden, ignorierten den Sachsenspiegel dergestalt, dass der Prolog zur Glosse des letzteren bemerkt:

„Foro ecclesiastico si debes litigare
„Haberis pro fantastico si velis allegare
„Jura huius speculi.

Ein Augustiner-Mönch des Magdeburger Konvents, Johannes Klenkok, machte die Bekämpfung verschiedener Lehren des Sachsenspiegels zur Aufgabe seines Lebens. Er schrieb um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Werk in zehn Artikeln gegen die Irrlehren des Sachsenspiegels, das sogenannte Decadicon, übersandte dasselbe seinem früheren Schüler, dem Kardinal Peter de Vernio, welcher in näherer Beziehung zum Papste stand, und erwirkte 1374 bei dem Papste Gregor XI. eine Verdammungsbulle, welche 14 Sätze des Sachsenspiegels über die päpstliche Gewalt, über das gerichtliche Verfahren, über die Wirkung der Ehe und über die Erbpflichtigen betraf. Der Papst übertrug die Vollziehung der Bulle den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Bremen, Magdeburg, Prag, Riga und deren Suffraganen und bat ausserdem den Kaiser Karl IV. in einem Schreiben um Unterstützung für Publikation und Befolgung der Bulle. Von einer solchen Befolgung des päpstlichen Erlasses finden sich jedoch nur wenige Spuren vor: Die Gerichtsordnung des kurfürstlich sächsischen Oberhofgerichts zu Leipzig von 1493 gebot, das sächsische Recht zu halten, „ausgeschlossen die Artikel von der heiligen Kirche abgethan und reprobirt", und 1506 verdammte der König Alexander von Polen die von der päpstlichen Bulle betroffenen Artikel; die Bearbeiter und Herausgeber des Sachsenspiegels begnügten sich damit, beides, sowohl diese Artikel, als auch die Bulle, wiederzugeben. Eine grössere Gefahr, als die soeben erwähnte, drohte der Geltung des Sachsenspiegels von anderer Seite: durch die Reception des römischen Rechts in Deutschland. Es war die Aufgabe des klassischen Altertums, der Nachwelt dauernde glänzende Denkmäler zu hinterlassen, in Griechenland auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, in Rom auf dem des Rechts. Als das römische Reich unterging, blieb das römische Recht. Es dauerte fort in Italien, Südfrankreich und Spanien und wurde seit dem zwölften Jahrhundert neu belebt durch die Glossatorenschule zu Bologna. Die Kreuzzüge brachten Deutschland mit Italien in nähere Verbindung. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert studierten Deutsche auf den italienischen Rechtsschulen. Aus ihrer Zahl gingen die Räte der Kaiser und der Landesherren hervor. Diese und die Geistlichkeit verschafften dem

römischen Recht, dessen völkerrechtlicher Charakter ihren Bestrebungen mehr entsprach, als das nationale deutsche Gewohnheitsrecht, Eingang. Dazu kam, dass die Einführung dieses internationalen römischen Rechts auch der seit Karl dem Grossen herrschenden Idee des Mittelalters von der Einheitlichkeit der Germanen und Romanen entsprach, welche bereits einen Kaiser, eine Kirche und eine Geschäftssprache hatten. 1380 wurde die erste Vorlesung über römisches Recht auf einer deutschen Universität — Prag — gehalten. Im fünfzehnten Jahrhundert war die Reception des römischen Rechts in Deutschland, welche sich allmählich und stillschweigend vollzogen hatte, vollendete Thatsache: die Reichskammergerichtsordnung von 1495 erkennt das römische Recht ausdrücklich als geltendes Gewohnheitsrecht an. So wurde das römische Recht in Deutschland geltendes, gemeines, subsidiäres Recht; es wurde in späteren Jahrhunderten die wissenschaftliche Grundlage der neueren Gesetzbücher und wird immer sein ein Muster rechtswissenschaftlicher Behandlung. Der Sachsenspiegel bestand selbst den Kampf mit diesem übermächtigen Gegner: seine Geltung hat sich, namentlich im Königreich Sachsen und in den sächsischen Fürstentümern, erhalten bis zum gegenwärtigen Jahrhundert.

Litteratur:

Homeyer, ungedruckte Vorlesung über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Berlin 1860/61.
» des Sachsenspiegels erster Theil. Ausgabe 3. Berlin 1861.
» Bemerkungen zur Abfassung des Sachsenspiegels. Monatsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Berlin a. d. J. 1866, Berlin 1867, S. 630 ff.
» Johannes Klenkok wider den Sachsenspiegel, phil. und hist. Abh. der Akademie der Wissenschaften zu Berlin a. d. J. 1855, Berlin 1856, S. 377 ff.

Frensdorff, über das Alter niederd. Rechtsaufzeichn., hans. Gesch. Bl., Jahrg. 1876, Leipzig 1878, S. 95 ff.

Ficker, über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels, Innsbruck 1859.

Jolly, Eike v. Repgow, deutsches Staatsw. Buch von Bluntschli und Brater, Stuttgart und Leipzig 1858, Band 3, S. 322 ff.

Gerber, Syst. des deutschen Privatr., Aufl. 5, Jena 1855, S. 26 ff.

Gneist, ungedruckte Pandektenvorlesung, Berlin 1861.

Die
neuste Limesforschung
zwischen Main und Neckar.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 21. November 1895

von

Dr. F. Schreiber.



Im östlichen Teile des Odenwaldes hat das Flüsschen Mümling aus dem roten Sandstein des Gebirges ein tiefes, von Süden nach Norden verlaufendes Thal ausgewaschen; zwischen diesem und dem Main erhebt sich zu beträchtlicher Höhe ein langgestreckter waldiger Bergrücken. Ohne nennenswerte Einzelerhebung zieht er von Obernburg bei Aschaffenburg als gleichmässiges, schmales Plateau auf nahezu 40 km nach Süden und geht da in das wellige Gelände des badischen Baulandes über.

Auf und an dieser Höhe wird das aufmerksame Auge des Forschers wie des Laien durch eine Menge von auffallenden Erscheinungen gefesselt, namentlich durch eine fortlaufende Reihe von steinigen Hügeln, Mauerresten und umfangreichen Mauerkomplexen, welche sich auf dem ganzen Plateau hin mit einer unverkennbaren Regelmässigkeit verteilen.

Zu dieser monumentalen Sprache der Vergangenheit liefert leider die geschriebene Geschichte kein Wörterbuch. Von unseren ältesten Quellen, den römischen Autoren, erzählt kein einziger mit unzweideutiger Bestimmtheit, dass römische Heere in diese Gegend des Odenwaldes vorgedrungen seien. Mit der grössten Wahrscheinlichkeit noch ist der Krieg des Kaisers Julianus gegen die germanischen Häuptlinge Suomar und Hortar, wovon wir im 17. Buche des Ammianus Marcellinus lesen, nach diesem Gebiete zu legen, sonst lassen sich aus spärlichen Notizen kaum Vermutungen gewinnen. Mit der Folgezeit steht es nicht besser: nur wenige Namen kennen wir aus Chroniken und Urkunden, sonst schweigt die Geschichte.

Auf der anderen Seite sind aber wiederum zwei Umstände in jener Gegend der Altertumsforschung günstig gewesen: die langsame und dürftige Kulturentwickelung auf dem waldigen Rücken und die frühzeitige Beachtung römischer Denkmäler. Schon seit dem Regierungsantritt des Grafen Franz zu Erbach,

jenes enthusiastischen Altertumsfreundes, widmete man den letzteren eine planmässige Erforschung; manche hervorragende Einzelleistung ist bis zu unseren Tagen gezeitigt worden *), im ganzen ist jedoch unsere Linie anderen Strecken gegenüber Stiefkind geblieben. Zu einem endgültigen Abschluss bedurfte es noch eines systematischen Angriffs längs des ganzen Werkes auf bayrischem, hessischem, badischem und württembergischem Territorium. Diesen hat die Reichs Limes-Kommission in den letzten Jahren unternommen. Ihre Arbeit nähert sich bereits dem Ende. Seit einem Jahre erscheint in Lieferungen das abschliessende litterarische Werk: Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches, im Auftrage der Reichs-Limes-Kommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten Generallieutenant z. D. O. von Sarwey und Museums-Direktor F. Hettner. In 7 Bänden sollen die Ergebnisse festgelegt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden, der 5. davon wird unsere Main-Neckarlinie (Kastelle 46 — 62) umfassen.

Bis zum vollen Abschluss dieses Bandes werden noch Jahre verstreichen; bis dahin wird die Darstellung der einstweilen vorliegenden Resultate immer von Interesse sein.

Für die Kette römischer Wehrbauten auf dem oben beschriebenen Odenwaldrücken behalte ich den früher eingebürgerten Namen „Mümlinglinie“ bei und werde seine Berechtigung zu verfechten suchen.

Steigen wir bei der Vereinigung der Mümling mit dem Main die Höhe hinan, so stossen wir in der Nähe von Lützel-Wiebelsbach auf die erste bedeutendere Befestigungsanlage. Eine etwa mannshohe, aussen mit sauber behauenen grossen Steinen verkleidete Mauer umschliesst einen rechteckigen, an den Ecken abgerundeten Raum von 83 m Länge und 66 m Breite. Ehemals sassen Zinnen auf der Mauer; aus zahlreichen im Schutt gefundenen Deckelsteinen lässt sich noch die Stärke

---

*) Einen Ehrenplatz unter der Limes-Litteratur verdient noch heute das Werklein von J. F. Knapp: Römische Denkmale des Odenwaldes, Heidelberg 1813. Von späteren Arbeiten ist namentlich die Beschreibung von Fr. Kofler in der Westdeutschen Zeitschrift VIII (1889) hervorzuheben.

derselben und die Breite der Wimperge zwischen den Zinnenfenstern ersehen. Drei Thore führten von der Front und den beiden Seiten hinein, das Hinterthor scheint gefehlt zu haben. Von Fundamenten massiver Bauten im Innern ist keine sichere Spur gefunden worden. Etwa 30 m vor der nördlichen Ecke liegen die Trümmer eines grösseren Bades. Dieses „Lützelbacher Schlösschen", wie man die Feste gewöhnlich bezeichnet, bildete lange Zeit als das letzte Höhenkastell das Ende genauerer Nachforschung auf unserem Odenwaldrücken, und bis heute ist für die wirkliche und ursprüngliche Endstation der Befestigungslinie im Norden noch immer kein unanfechtbarer Beweis erbracht.

Knapp (Römische Denkmale des Odenwaldes. 1813) glaubte sich durch einige nicht näher untersuchte Schutthügel nach Obernburg nördlich der Mümlingmündung gewiesen, wo schon zu jener Zeit einige römische Funde gemacht waren. Hier setzte er vermutungsweise ein Kastell an, welches ihm als Sperre des Mümlingthales gegen das nördliche Mainthal notwendig schien. Der römische Lagerbau wurde thatsächlich bald gefunden. Die Stadt Obernburg ist mitten hineingebaut. Mit vieler Mühe hat ihn Conrady ausgegraben und in den zahlreichen Funden dem Städtchen den Grundstock zu einem höchst interessanten historischen Museum geschenkt. Knapp, welcher nur mit militärischen Gesichtspunkten operierte, sah aber noch einen weiteren Schutz des Mümlingthales gegen das südliche Mainthal hin als notwendig an. Obgleich ihm eifrige Grabungen keinen Erfolg aufwiesen, vermutete er doch auch hier einen befestigten Posten. Seine Konjektur und somit auch seine Auffassung des ganzen Werkes als einer Schutzanlage erhielt eine glänzende Bestätigung durch die Auffindung des Kastells in der Au bei Wörth.

Hier im Mainthale deckte Conrady 1882/83 ein ummauertes Lager auf, das nach Bauart und Grösse ganz den bekannten römischen Anlagen entspricht (s. Westd. Zeitschr. III. S. 266 ff.). Der Hauptbau und namentlich das dabei liegende Bad zeigte ein seltsames Gemisch von exaktem Mauerwerk mit sauberem Ziegelmörtelstuck und inkorrekten, zerfallenen Steinlagen. Dieser Wehrbau, welcher sich zwischen die sonst ganz gleichweit von einander abstehenden Mainkastelle ohne ersichtlichen Grund

einschiebt und in der Bauart ganz zu den Odenwaldkastellen stimmt, ist nach der von Conrady wohl begründeten und sofort allgemein angenommenen Hypothese die nördliche Kopfstation unserer Mümlinglinie. Eine volle Klarheit darüber wird jedoch erst durch den immer noch fehlenden Nachweis der römischen Grenzmarkierung an dieser Stelle möglich werden *).

Die von Lützelbach nach Süden zu wohl erhaltene Kette römischer Stationen zeigt in allen ihren Teilen eine von anderen Limesstrecken gänzlich abweichende, aber in sich selbst durchaus gleichförmige Konstruktion. Der Hauptunterschied im Vergleich mit anderen Grenzzügen ist das gänzliche Fehlen des Grenzwalles. All die zahlreichen oft doppelten Gräben, die sich streckenweise auf der Höhe und an den seitlichen Bergeshängen finden, gelten jetzt wegen ihres Verlaufes und ihrer Anlage durchweg als nicht römisch, so dass man dieselben kaum einer Durchgrabung würdigt; in kurzen Erddämmen und Strassensperren sieht man mittelalterliche Wehren; langhinziehende Trockenmauern, oft von beträchtlicher Höhe, erweisen sich als Flur- und Forstgrenzen. Es bleibt zunächst kein sichtbares Zeichen eines fortlaufenden Grenzzuges übrig, nur die ununterbrochene Kette römischer Kastelle, zwischen denen einzelne Trümmerhaufen eine sichere Verbindung andeuten, zieht sich als unverwischbare Spur römischen Wirkens nach Süden.

Der erste solche Posten, 900 Schritt vom Lützelbacher Schlösschen entfernt, wird von 3 Hügeln gebildet. Fünf weitere Stationen, immer ganz ähnlich aus 2 oder 3 Hügeln bestehend, und ein jetzt verschwundenes kleines Zwischenkastell stellen die Verbindung mit der nächsten grösseren Feste her. Die sich auch ferner immer wiederholende Erscheinung der Hügelgruppen hat schon manchen Deutungsversuch veranlasst. Durchweg liegen immer 2 oder 3 Hügel verschiedener Art zusammen. In einem, dem höheren, der in seiner Mitte meist eine trichter-

*) Es bleibt noch immer die Frage, ob der Anschluss an die Mainlinie von Anfang an bestand, oder ob nicht vielleicht vorher die Kastelle des Odenwaldes sich über das Mümlingthal nach Norden fortgesetzt haben, um etwa in der Richtung der heutigen Landesgrenze einen näheren Anschluss nach der bei Gross-Krotzenburg an den Main anstossenden Taunuslinie zu suchen.

artige Vertiefung, die Spur einer früheren Ausgrabung, zeigt, treten gewöhnlich sofort behauene Steine zu Tage; in den unteren Lagen sitzen dieselben meistens noch in gutem Mauerverband und bilden ein Mauerviereck von äusserlich etwa 5 m Länge und Breite und nahezu 1 m Mauerstärke. Die Steine sind sauber bearbeitet, hie und da sogar mit Gesimsen verziert und zeigen äusserlich noch Spuren eines weissen oder rötlichen Fugenstriches. Der Boden des Innenraumes ist gewöhnlich mit einer festgestampften roten Lettenschicht bedeckt, auf der sich hie und da beträchtliche Mengen Asche fanden. Neben diesen Mauerhügeln liegen als ständige Begleiter flache Häufungen von Sand und rohen Steinen, in der Regel von einem breiten, seichten Graben umzogen. Oberflächliche Durchsuchungen früherer Zeit ergaben kein Mauerwerk, man nannte sie darum „leere Hügel“.

Für eine Erklärung der fortlaufenden Hügelreihe fehlte lange Zeit jeder sichere Fingerzeig. Einige Inschriften und zur Aufnahme von solchen bestimmte tesserae fand man allerdings an der Westseite der Mauerhügel; sie enthielten für die Zeitbestimmung wertvolle Hinweise auf Antoninus Pius. Dagegen war für die einstige Bestimmung der Trümmer daraus kein Anhalt zu gewinnen. Zahlreiche Funde von Knochen, Kohlenstückchen, Scherben, Nägel und ähnliches haben lange den Anlass gegeben, diese Anlagen als römische Gräber aufzufassen. Die „leeren Hügel“ sah man als die Verbrennungsplätze an, in den danebenstehenden Gebäuden glaubte man eine Art Kolumbarien zu erblicken. Der Gedanke jedoch, dass die Römer gleich bei der Occupation des Landes, wo ihnen gewiss manches Nötigere zu thun oblag, sogleich Grabanlagen für lange Zeit in Vorrat erbaut und dieselben in abgemessenen Zwischenräumen über die ganze Höhe hin verteilt haben sollen, erscheint schon Knapp recht wunderbar. Die heutige Forschung widerlegt jene Theorie vollständig. Die Soldatengräber am Grenzwall (s. Limesbl. S. 96, 268, 274) waren, wie wir jetzt wissen, recht ärmlich. Die gesammelten Knochen- und Aschenreste der verbrannten Leichen wurden auf den Boden einer etwa 60 cm tiefen Grube gelegt, ein flaches Thongefäss, manchmal nur ein Bruchstück eines solchen darübergedeckt, einige dürftige Spenden wie Kohlenstückchen,

Scherben von Thon und Glas oder terra sigillata, auch wohl eine Münze beigegeben. Solche Gräber hat man an den Seiten römischer Strassen in der Nähe der Kastelle vielfach aufgefunden. Im gesicherten Binnenlande der Wetteraue finden sich auch gut ausgestattete Urnen- und Cistengräber und Sarkophage, aber eigentliche Grabbauten der Römer hat es auf dem rechten Rheinufer wohl niemals gegeben: der eigentliche Sitz der germanischen Garnisonen war ja immer in Mainz oder Strassburg.

Darum hat man später viel natürlicher die Mauerhügel für Trümmerstätten einstiger Wachttürme erklärt. Eine Schwierigkeit verursacht hierbei nur die Deutung der leeren Begleithügel. Von Cohausen glaubte in den Darstellungen an der Trajanssäule den Schlüssel zu finden. Dort sehen wir neben den Wachttürmen grosse Holzstösse aufgeschichtet, die, wie man annimmt, in drohender Gefahr in Brand gesteckt, durch ihren Feuerschein das Hinterland alarmieren sollten. Für den Odenwald ist diese Deutung nicht möglich. Die römischen Siedelungen im Hinterlande waren recht spärlich, die meisten der Feuerzeichen wären ganz zwecklos gewesen, dagegen musste die Flamme den Oberbau der dicht dabei stehenden Wachttürme, den wir uns nur aus Holz aufgeführt denken können, in die ernsteste Gefahr bringen.

Da hat nun der Streckenkommissar Baumeister Jacobi im letzten Jahre ganz neue Gesichtspunkte erschlossen (s. Westd. Zeitschr. XIV. S. 147, ff.). Er ging im Taunus zunächst von der Durchsuchung der flachen Rundgräben aus, welche die Hügel umschliessen und entdeckte da ein aus dem festen Boden sorgfältig ausgeschachtetes, kreisförmig verlaufendes Gräbchen, das auf seiner Sohle durch Kohlen, römische Scherben und absichtlich gesetzte Steinchen dauernd gekennzeichnet ist. Die Bedeutung dieser Zeichen als Grenzmarken hatte der Entdecker kurze Zeit vorher nachgewiesen. Im Hügel selbst zeigten sich bei genauerem Suchen 4 viereckige mit lockerer Erde angefüllte Vertiefungen, offenbar ursprünglich dazu bestimmt, senkrechte Holzbalken aufzunehmen. Etwa metertief unter der wagrecht abgeglichenen Bodenfläche des Hügels lagen in diesen Pfostenlöchern ganz ähnliche unvergängliche Markzeichen wie römische

Scherben, Mühlsteinstückchen, Kalksteine, Kiesel, Nägel, Kohlen und Asche.

Danach nimmt nun Jacobi an, dass diese Hügel nicht Überreste einstiger Bauten, sondern die wirklichen, und zwar die ältesten Grenzmale und zugleich die Fixpunkte einer ersten Standlinie sind, von denen aus die genaue Grenze nachher eingemessen wurde. Die Anlage denkt er sich, gestützt auf mehrere Stellen römischer Gromatiker, folgendermassen. Auf einem eingeebneten und rings durch Absteinung gekennzeichneten Kreis wurden in den 4 Löchern feste eichene Pfosten von etwa 1 m Höhe errichtet und oben durch Querbalken verbunden; die Aussenseiten wurden ausgemauert, der Innenraum mit Steinen und festgestampfter Erde vollgefüllt. Die so entstehende tischartige Anlage bildete sozusagen einen kaum zerstörbaren Grenzstein und gab gleichzeitig das Mittel, an ihrer Kante hin bequem nach dem nächsten Grenzpunkte zu visieren *). Ringsherum wurde nun zum Schutze des Ganzen Erde ausgehoben und darüber geworfen, was die äussere Form eines Hügels mit umgebendem Graben hervorbrachte. Lief die Grenze geradlinig, so genügte ein Grenzhügel, entstand ein Knick, so war zum weiteren Einvisieren ein zweiter viereckiger Markierungsbau erforderlich.

Keine Limesstrecke ähnelt der im Taunus so wie die unsrige. In beiden Fällen musste nach der ersten Occupation die Grenzlinie auf der Höhe eines bewaldeten Gebirgskammes hingeführt werden. Der grosse Grenzwall, welcher im Odenwalde ganz fehlt, ist auch im Taunus erst nachträglich errichtet worden; das geht daraus hervor, dass er über solche eben beschriebene intakte Grenzhügel hinwegläuft. Der Odenwald ist auf dem ersten Stadium stehen geblieben, wir dürfen schon hier die Vermutung aussprechen, aus dem Grunde, weil zu der

*) Dass die Verbindung der Pfostenlöcher die Richtung der Grenze oder auch nur der Standlinie bezeichnet habe, scheint mir bedenklich. Die Kanten der tischartigen Grenzmarke waren offenbar am meisten einer Verletzung ausgesetzt, jedes geringe Herausweichen eines Pfostens aus seiner Stellung musste die Visierlinie beträchtlich verschieben. Einen Grenzpunkt wird man darum nie an der Kante, sondern immer in der Mitte eines Steines etc. festlegen.

späteren Zeit der Wallanlage die Reichsgrenze schon weiter nach Osten verschoben worden war.

Darum hat man, durch die Taunusfunde angeregt, den Begleithügeln unserer Strecke eine erneute Aufmerksamkeit zugewandt und mancherlei genau bestätigt gefunden. Ob sich aus den gleichen Beobachtungen die gleichen Schlüsse ergeben, muss freilich dahingestellt bleiben. Die Hügel liegen hier wie dort auf freien Höhen, so dass ein ungehinderter Ausblick von einem zum anderen möglich ist; nur nach diesem Gesichtspunkte sind sie angelegt, ihre Entfernung schwankt zwischen 300 und 1000 m. Dass auch in den Begleithügeln ein schlechtes quadratisches Mauergefüge steckt, ist jetzt dargethan. Die Seiten zeigen äusserlich zwei senkrechte ausgesparte Schlitze, die Ecken fehlen, und an ihrer Stelle reichen bis zur Tiefe von fast 2 m grosse Löcher in die Erde, in denen ehemals quadratische Holzpfosten von etwa 35 cm Stärke gestanden haben. Das Ganze macht also den Eindruck, als wären die Steine in ein vorher errichtetes, festes Holzgerippe eingemauert worden.

Der Fall erscheint den Taunusanlagen ganz analog, nur werden die Masse noch bedeutender. Diese Abweichung in den Dimensionen lässt es aber doch bedenklich erscheinen, Jacobis scharfsinnige Hypothese auf den Odenwald zu übertragen und die Hügel als blosse Grenzmarken anzusehen. Weshalb hätte man auf eine doch immerhin von vornherein als provisorisch beabsichtigte Anlage soviel Zeit und Sorgfalt verwendet? Eine gewaltsame Zerstörung der Grenzmale war bei der Heiligkeit und Unantastbarkeit, deren sich dieselben bei Römern und Germanen erfreuten, nicht zu befürchten, und für die Dauer wurde ja dann eine fortlaufende genaue und unverwischbare Grenze gezogen, die wir noch näher betrachten werden. Ihre Entfernung von den Hügeln ist so gross, dass sie jene Auffassung des Zweckes der Hügel ebenfalls in Frage stellt. Wenn daher Jacobi zugiebt, dass die vier Holzpfosten möglicherweise besteigbare Holzgerüste trugen, so scheint mir damit für den Odenwald der rechte und eigentliche Zweck getroffen zu sein. Die „leeren“ Hügel haben die Trümmer einstiger Wachttürme zu bedeuten, deren Konstruktion wir uns ähnlich denken können wie die unserer trigonometrischen War-

ten. Bei einer späteren Erneuerung der Anlage wurden die unbrauchbar gewordenen Holzgerüste durch solide Wachttürme mit massivem Unterbau ersetzt. So erklärt sich die regelmässige Doppelerscheinung der Stationen. Die aus dem umlaufenden Graben ausgehobene und in der Mitte aufgeschüttete Erde diente dazu, den Standort des Holzturmes etwas zu erhöhen und dadurch trockner zu legen. Ob sich in dem Graben noch ein besonderes ausgesteintes Gräbchen gefunden hat, ist mir nicht bekannt. Sollte es noch entdeckt werden, so könnte die Versenkung von Abzeichen hier und in den Pfostenlöchern sehr wohl auch eine sakrale und symbolische Bedeutung gehabt haben.

Unsere Turmstationen haben uns in die Nähe des Dorfes Vielbrunn geführt. Hier liegt das zweite grössere Höhenkastell. Die in diesem Jahre zum erstenmal gestattete Ausgrabung legte die Umfassungsmauer durch Schnittproben und auf längere Strecken ringsum frei, soweit nicht Gebäude dies verhinderten; neue Ergebnisse von Belang wurden dabei nicht gewonnen. Das Hinterthor ist nicht mehr erkennbar und scheint gefehlt zu haben. Feste Innengebäude lassen sich ebenfalls nicht nachweisen, dagegen liegen jetzt noch in einiger Entfernung vor der nordwestlichen Ecke stattliche Trümmer eines römischen Bades. Heute heisst die Feste Hainhaus, im Mittelalter wird sie einmal Benzenburg genannt, zur Zeit der Karolinger finden wir sie unter dem Namen Rumpheshusen erwähnt.

Besondere Beachtung verdient in der Nähe des Kastells von Vielbrunn ein 5 km weit ins germanische Gebiet hineingeschobener auffallender Posten auf der Höhe oberhalb Ohrenbach. Das Volk nennt ihn die „alte Schanze“ oder die „Heuneschüssel“. Die Lage derselben so ausserhalb jeden Zusammenhanges mit der Mümlinglinie und die von römischen Kastellen völlig abweichende Bauart (s. Kofler in der Westd. Zeitschr. VIII, S. 69, f.) haben die Meinung befestigt, dass der Bau nicht der Römerzeit angehört. Die Schanze erscheint aber in ganz anderem Lichte, seitdem Jacobi im Taunus an ähnlichen Anlagen, die man früher ebenfalls für mittelalterlich hielt, römischen Ursprung dargethan hat. Wir haben hier eine neue Ähnlichkeit zwischen Taunus und Odenwald; und berücksichtigen wir, dass Debon bei flüchtigen Grabungen vor dem rechten Thor

beträchtliche Kohlenreste und Scherben von terra sigillata gefunden hat (Spuren des Römeraufenthaltes in Amorbach und Umgebung, S. 19), so dürfte eine genaue Aufgrabung der Ohrenbacher Schanze doch sehr zu empfehlen sein. Ist doch gerade das von der Regel Abweichende für die Geschichte und das Verständnis der ganzen Grenzwehr besonders bedeutsam.

Von Vielbrunn aus leiten uns 7 Hügelstationen zum Kastell Eulbach. Auch dieses spielt in 2 alten Urkunden eine Rolle. Einhard führt als Grenzpunkt der Mark Michelstadt 819 eine Vullineburch an, ein Mönch des Klosters Lorsch nennt 1012 in gleichem Zusammenhang eine Wilonoburg. Beide Namen sind alte Formen für Eulenburg und gehen auf dies Kastell.

Auch hier fehlen porta decumana und feste Gebäude im Innern. Das Hauptthor der Frontseite ist im Gräflich-Erbachischen Park zu Eulbach aufgestellt.

Zwischen dieser Station und dem nächsten Kastell bei Würzberg hat der Feldbau dieses Dorfes viel zerstört, so dass sich nur 2 Turmstationen mit Sicherheit haben nachweisen lassen. Der Würzberger Wehrbau selbst (s. Limesbl. S. 447, ff.), im Volksmunde „Hainhäusel" genannt, gleicht im allgemeinen den übrigen, bietet aber doch mehrere beachtenswerte Einzelheiten. Hier ist zunächst die schon beim Kastell zu Wörth erwähnte Verschiedenheit des Mauerwerkes nach der römischen und nach der germanischen Seite hin recht ersichtlich: das letztere zeigt sich sorgfältiger fundiert und aus besserem Material aufgemauert. Die porta praetoria nach der Ostseite hin war von 2 aus geringen Spuren erkennbaren Thortürmen flankiert, die Seitenthore hatten nur verstärkte Mauerenden. Das Hinterthor fehlt wieder, doch scheint die Mauer ursprünglich eine Öffnung gehabt zu haben, die später vermauert worden ist. Auch das verschiedene Niveau der Wege im Innern des Kastells deutet auf eine Anlage zu verschiedenen Zeiten hin. Das Gleiche thut eine ganz locker gefügte Trockenmauer, die in unregelmässigem Abstand von durchschnittlich $^1/_2$ m die Kastellmauer im Innern begleitet. Ähnliche Verstärkungsmauern finden sich auch sonst, so in Eulbach, Hesselbach, Schlossau.

Wenn der enge Zwischenraum mit Erde ausgefüllt war, gewährte er den Verteidigern hinter den Zinnen der Aussenmauer einen recht bequemen Standort, vor allen Dingen aber musste

eine Verstärkung der äusseren recht schwachen Mauer, die sich nach oben noch verjüngt, sehr wünschenswert erscheinen. Es liegt aber auf der Hand, dass eine solche Stütze nicht im ursprünglichen Bauplane lag, sonst hätte man, wie an anderen Kastellen, sogleich eine stärkere Ringmauer herumgezogen; wiederum erkennen wir eine zweite, spätere Bauperiode.

Das Bad vor der Südwestecke des Kastells ist eins der schönsten, die uns an der Strecke erhalten sind. Die Räume mit ihren Zugängen, Heizanlagen, Luft- und Rauchzügen liegen noch deutlich vor Augen, ein schönes Wasserbassin, mit sauberen Platten ausgelegt, an den Seiten mit Kalk beworfen, der noch Spuren roter Bemalung zeigt, starke Estrichböden, Wand- und Dachziegeln in reichem Masse sind vorhanden. Von den Thoren des Kastells laufen eine Anzahl Strassen aus, von denen die eine die Richtung nach dem Maine einzuschlagen scheint. Die schwierige und zeitraubende Untersuchung der Römerstrassen ist in vollem Gange, wird aber bis zu einem Abschluss noch mehrere Sommer erfordern. Auf dem ganzen Höhenrücken lang zog an der Westseite der Türme vorüber, an denen vielleicht Entfernungsangaben nach römischen Meilen zu lesen waren, ein römischer Weg. An der Fortsetzung der Mümlinglinie in Baden ist derselbe schon lange durch Schumacher nachgewiesen (Limesbl. S. 397 und S. 449). Hier im hessischen Odenwald ist die Strasse an manchen Stellen kaum 3 m breit, hat eine recht liederliche Steinpackung, auf welcher ein Kiesschlag kaum bemerkbar ist. Da das Strassenniveau noch obendrein an manchen Bergabhängen eine recht bedenkliche Neigung zeigt, ist ein Wagenverkehr auf dieser Kommunikation nur mit grosser Vorsicht möglich gewesen. Strassengräben finden sich nirgends. Offenbar hat gleich nach dem Sturz der Römerherrschaft der Wald sofort den Weg überwuchert. Die heutige über den Rücken laufende „hohe Strasse“ ist ohne absichtliche Beziehung und wohl auch ohne Kenntnis ihrer Vorgängerin angelegt, den Namen „Römerstrasse“ führt sie ohne Berechtigung. Der mittelalterliche Name Buhlweg (Dahl, Geschichte der Herrsch. Klingenberg, S. 34) bedeutet Höhenweg (Bühelweg).

Fünf Turmstationen führen uns von Würzberg nach Hesselbach. Das dortige Kastell (s. Limesbl. S. 444, ff.) mit seinen

drei Thoren bietet für einen einheitlichen Bauplan der ganzen Linie in ihrer ersten Anlage eine Bestätigung. Auf eine zweite Bauperiode weist das von seiner schlichten Umgebung abstechende Südthor mit profilierten Steinen und Säulenpostamenten hin. Mehrere Steine daran zeigten nach Koflers Bericht auf der Lagerseite ein tief eingehauenes Kreuz. Da das Kreuz sonst ein specifisch christliches Zeichen ist, verdient diese Erscheinung eine ganz besondere Beachtung. Auch im Kastell bei Miltenberg fand Conrady auf einem römischen Baustein ein kahles Golgathakreuz eingehauen. Hier in Miltenberg erklärt sich dies aus einer späteren fränkischen Ansiedelung in den römischen Baulichkeiten; in Hesselbach ist bei dem Fehlen solcher Siedelung eine derartige Erklärung ausgeschlossen. Die Zeichen müssen schon von der Besatzung des Kastells eingehauen sein. Da ist doch daran zu erinnern, dass die zweiundzwanzigste Legion, welcher die Besatzungen der Odenwaldkastelle langezeit unterstellt waren, während des jüdischen Krieges nach Palästina gezogen worden ist und unter Titus den Sturm auf Jerusalem mitgemacht hat. Leichtlich können aus dieser Zeit christliche Soldaten dem römischen Regimente angehört haben.

Nach zwei weiteren Turmstationen senkt sich unser Höhenrücken vom kahlen Buckel aus zu einem tief eingeschnittenen, schmalen Pass, der Jägerswiese. Diese auffallende Stelle bildet heute noch den bequemsten Übergang über die Höhe; sollte die römische Linie eine militärische Bedeutung haben, so war zur Sperre dieses Passes ein Kastellbau erforderlich. Im letzten Sommer hat Dr. Anthes auch thatsächlich einen solchen hier nachgewiesen. Die Lage dieser und der folgenden Zwischenfeste, die beide in ihren beträchtlichen Einsattelungen nur auf ganz kurze Strecken zu sehen sind, aber natürliche Übergänge sperren, dürfte für den Zweck der ganzen Linie recht belehrend sein.

Eine ziemlich steile Anhöhe, auf der sich wieder drei Hügelstationen bemerken lassen, trennt unsere Stelle von einem ähnlichen Pass, heute die Seitzer Buche genannt. Die Fahrstrasse von Ernstthal nach Kailbach führt hier über die Wasserscheide. Bei ihrer Anlage sind aus dem kleinen Befestigungsposten, welcher früher hier lag, die Steine so völlig herausgeholt wor-

den, dass man kaum noch in den Wurzeln alter Buchen einige Spuren des römischen Baues erkennen kann. Als man gelegentlich des Strassenbaues auch dem nächsten Turmhügel zu Leibe wollte, fuhr eine Schlange daraus hervor, so dass man erschreckt davon abliess. Bei der späteren Ausgrabung des Turmes waren dieselben Arbeiter thätig; wie erstaunten sie, wie als erstes Fundstück die Statue einer Hygiea mit einer Schlange in der Hand zum Vorschein kam! Zwei schöne Turmfundamente sind durch diesen Zufall gerettet worden, neu aufgemauert und schön konserviert, bilden sie für die Besucher der Gegend einen interessanten Anziehungspunkt. Hier treten zum ersten Male gestempelte Ziegeln (legio VIII Augusta) auf, die im Norden bis zum Main ganz fehlen. Nach Wolff sind Ziegeln aus der grossen römischen Ziegelei bei Nied bis in diese Gegend geliefert worden.

Das nächste grössere Kastell oberhalb des Dorfes Schlossau (Westd. Zeitschr. III, Corrbl. S. 81) deckt den Kreuzungspunkt mehrerer alter Strassen (v. Cohausen: Der röm. Grenzw. S. 37).

Das Kastell ist das letzte der Mümlinglinie. Der Odenwald geht hier in das sogenannte badische Bauland über. Lange Zeit wusste man nichts von einer südlichen Fortsetzung der Anlage, bis die Aufgrabung der Kastelle zu Oberscheidenthal und Neckarburken diese ausser Zweifel setzte.

Mit dieser Entdeckung galt auf einmal der eingebürgerte Name „Mümlinglinie“ für nicht mehr zeitgemäss, nach dem Ausgangs- und Endpunkte führte man die Bezeichnung Main-Neckarlinie ein. Beide Namen sollten aber neben einander bestehen. Knappe und bestimmte Bezeichnungen der einzelnen Strecken verdienen immer vor schleppenden Umschreibungen den Vorzug. Da nun die bis hierher betrachtete Strecke einen ganz selbständigen und eigenartigen Bestandteil bildet, wie wir sehen werden, möchte ich dem alten Namen „Mümlinglinie“ in seiner ursprünglichen Geltungssphäre von Schlossau ab nordwärts seine Berechtigung retten. Zwar setzt sich der Zug der Befestigungswerke über den Odenwald hinaus nach Süden fort, aber von Schlossau ab sehen wir mit einem Male den Charakter unserer Linie durchaus verändert. Zunächst hören die „leeren Hügel“, die wir als Trümmerstätten ursprünglicher Holz-

türme erkannten, auf *). Die Turmhügel, die sich auch ferner finden, liegen allein und durchschnittlich in grösseren und gleichmässigeren Abständen.

An den Kastellen ist die Abweichung noch bedeutender. In Oberscheidenthal haben wir eine so stattliche Feste, dass keins der vorher genannten Kastelle an Grösse und Solidität mit ihm sich messen könnte. Die Wehrbauten der Mümlinglinie weisen durchschnittlich ein Rechteck von bescheidener Grösse auf; das umfangreichste bei Hesselbach misst 82,20/72,40 m. In Oberscheidenthal haben wir eine Front von 135 m und eine Tiefe von 150 m. Der Flächeninhalt der Mümlingkastelle beträgt also nicht einmal $^3/_{10}$ des jetzt folgenden. Diese Verschiedenheit spiegelt sich in den Namen. Das Kastell bei Oberscheidenthal heisst beim Volke „Burgmauer", das folgende hat dem Orte Neckarburken (früher Neckerburgheim) den Namen gegeben. Hier sah man also ehedem Burgen, — an der Mümlinglinie haben wir ein „Schlösschen", ein „Hainhaus", ein „Hainhäusel". Der Grösse entspricht die Solidität des Mauerwerks, namentlich an den Thoren. Das Hinterthor fehlte auf der Mümlinglinie ganz, von unbedeutenden Türmen fanden sich — von dem jüngeren Principalthore in Hesselbach abgesehen — nur auf der Front dürftige Fundamentreste; hier in Oberscheidenthal haben wir eine prächtige porta decumana, deren Türme, aus Quadern errichtet und mit Säulen architektonisch verziert, einer Konservierung für wert gehalten wurden.

Bei der folgenden Hauptstation tritt dieser Unterschied noch anschaulicher zu Tage. Sie liegt, während die Mümlingkastelle höchstens 6 km zwischen sich lassen, nahezu 15 km weit ab, und auf der dazwischen liegenden Strecke fand man nur einige kleine Zwischenbauten, wie sie sich im Odenwalde an geeigneten Punkten ebenfalls noch einschieben. Auch diese kleinen Lagerplätze heben sich durch ihre Steinarbeit von den Odenwaldkastellen recht vorteilhaft ab. Bei Robern (Limesbl. S. 159) zeigt der römische Bau sorgfältig gerichtete Sandsteinquader, welche ursprünglich einen Mörtelverputz mit rot aus-

---

*) Ob die „gromatischen Hügel", deren Schumacher im Limesbl. S. 451 Erwähnung thut, sich als solche erweisen, muss erst die Untersuchung ergeben.

gefülltem Fugenstrich besassen. Ein schön profiliertes Gesims und der Wechsel von halbcylindrischen und glatten Zinnendeckeln mit aufgesetzten Pyramidenstumpfen, die oben eine Kugel trugen, mag der Façade eine belebende Abwechselung und malerische Bekrönung verliehen haben. Bruchstücke plastischer Denkmäler zeugen ebenfalls von einstiger Opulenz.

Die nächste Hauptposition finden wir erst im Thale bei Elz bei Neckarburken, hier in der einzig dastehenden Erscheinung zweier Kastelle unmittelbar neben einander, von denen das eine noch obendrein einen beträchtlichen Anbau zeigt.

Das Westkastell hat 161 m Länge, 134,5 m Breite, übertrifft also noch das vorige bei Oberscheidenthal. Die Normalstärke der Lagermauer von 1,50 m, die an den Ecken noch anschwillt, hat an der Mümlinglinie nichts Ähnliches. Während im Odenwalde nur neben der porta praetoria Spuren von Turmfundamenten zu bemerken waren, trugen hier ausser den Thoren auch die abgerundeten Ecken Türme von trapesförmigem Grundriss, und auf der Frontseite zwischen den Thor- und Ecktürmen sowie auf den zurückliegenden grösseren Teilen der Langseiten waren noch Zwischentürme errichtet, so dass die Front 6 Türme zeigte, die Flanke deren 5. Gleich auffallend weicht das Innere von den früher betrachteten Kastellen ab. Dort war keine sichere Spur fester Innengebäude vorhanden, hier haben wir ausser dem praetorium noch eine ganze Anzahl von Hallen und besser eingerichteten Gemächern, einen Baderaum, ein Wohngebäude, mehrere Einzelräume, darunter einen heizbaren und einen schön aufgemauerten und verputzten Keller mit Wandnischen und Lichtöffnungen. Vor der Nordostecke liegt das Hauptbad, dessen Einzelräume mit Abflusskanälen deutlich erkennbar sind. In denselben fand man noch viele Haarnadeln, kleine Salbtöpfe und Ähnliches. Bruchstücke eines grossen Stieres aus Sandstein erinnern an ähnliche Funde bei Robern.

Noch besser erhalten zeigt sich das Ostkastell. Die sauber aufgeführten Türme der porta decumana sind aufgemauert und konserviert worden. Von besonderer Bedeutung sind bei diesem Kastell zwei Funde. Der erste besteht in einer vor dem Hinterthor gefundenen, fast 4 m langen Inschriftenplatte; darauf lesen wir mit Schumachers Ergänzung: „Imp(eratori)

Caes(ari) Tit(o) Ael(io) Had(riano) Ant(onino) Aug(usto) Pio pon(tifici) max(imo) trib(unicia) pot(estate) co(n)s(uli) IIII p(atri) p(atriae) n(umerus) Brit(tonum) Elant(.?.). Abteilungen der Brittonen finden sich mehrfach, gewöhnlich nach ihrer Gegend benannt, — so liegt auch hier die Möglichkeit vor, dass der Beiname Elant.., dessen Endung leider nicht zu erschliessen ist, heute noch in dem Namen des Flüsschens Elz fortlebt.

Die Inschrift in ihrer Grösse und sauberen Ausführung macht ganz den Eindruck einer Bauurkunde für das Kastell, vielleicht für die ganze Strecke vom Neckar bis zum Odenwalde; sie lehrt uns, dass die Anlage zwischen 145—161 nach Chr. von einer Abteilung Brittonen vollendet wurde (s. Limesbl. S. 66 ff.).

Ein gleiches Interesse beansprucht der zweite Fund. Das praetorium besteht aus einem grösseren ummauerten Raume, an den im Westen noch vier kleinere Gelasse anstossen. Eins der beiden mittleren ist kellerartig in die Erde gegraben und zeigt nach der äusseren Seite hin eine ganz erhebliche Verstärkung der Aussenmauer. Zangemeister vermutet in dieser cella den thesaurus des Kastells (Limesbl. S. 75). Der signifer jeder Cohorte hatte für seine Soldaten eine Sparkasse (follis) zu verwalten, in welche ein jeder von den bei besonderen Veranlassungen empfangenen Geldbelohnungen die Hälfte niederlegen musste (vgl. Veg. II, 20). Vielleicht haben auch andere Wertstücke der Soldaten hier deponiert werden dürfen. Ein solches fand sich in dem beschriebenen Raume in der Gestalt eines Militärdiploms. Nach vollendeter Dienstzeit wurden dem römischen Veteranen gewisse praemia militiae zu teil, die in ehrenden Anerkennungen und Anweisungen von Geld und Land bestanden. An peregrini konnte auch das wertvolle römische Bürgerrecht, verbunden mit dem conubium mit Frauen peregrinen Standes und mit der Legitimation ihrer Kinder aus einer solchen Ehe gewährt werden. Über solche Privilegien erliess der Kaiser ein Gesetz, jedem Beteiligten wurde ein Diplom auf einem broncenen Diptychon eingehändigt (s. Marquardt, Röm. Staatsverw. II, S. 565).

Das in Neckarburken von Schumacher aufgefundene Exemplar bildet einen beträchtlichen Bruchteil des vorderen Täfelchens. Darauf werden eine ala und fünfzehn Cohorten auf-

gezählt, denen nach ehrenvoller Entlassung am 16. Oktober 134 vom Kaiser Hadrian civitas und conubium verliehen wird, und zwar ipsis liber(is) posterisq(ue) eorum. Jedenfalls gehörte ein solcher Nachkomme eines so ernannten Bürgers zur Garnison des später gegründeten Kastells und gab das auch für ihn so bedeutsame Dokument im Lager-Schatzhause in Verwahrung.

Über den weiteren Verlauf der Strecke von Neckarburken nach Süden ist man durch Schumachers scharfsinnige Forschung seit vorigem Jahre im Klaren. Sechs weitere Türme führen uns in gerader Linie direkt zur Kochermündung. Da gleichzeitig fünf Turmstationen nördlich von Neckarburken nachgewiesen wurden, liegt die Verbindungslinie zwischen Schlossau und dem Neckar nunmehr lückenlos vor, und es ergiebt sich dabei wiederum die überraschende Erscheinung, dass diese ganze Strecke eine schnurgerade Richtung aufweist, ein Gegenstück zu dem früher betrachteten Pauluswall zwischen Teufelsmauer und Main (s. Limesbl. S. 397, f.). Somit weicht die Linie von Schlossau bis zur Kochermündung in Einzelheiten wie auch in ihrem Gesamtplane durchweg von ihrer nördlichen Fortsetzung, der eigentlichen Mümlinglinie, ab. Es ergiebt sich der Schluss, dass hier zwei ganz ungleiche Teile zu einer Einheit künstlich zusammengeschweisst sind. Hier im Süden herrscht das Prinzip strenger Geradlinigkeit, die auf Berg- und Thalwellen des Geländes keine Rücksicht nimmt, im Norden passt sich der Zug genau dem Kamm der Höhe an. An der Neckarlinie liegen die Kastelle weit von einander (15 km), ihre Entfernung entspricht denen am äusseren Wall, im Odenwald liegen höchstens 6 km Zwischenraum zwischen den Hauptkastellen. Nach dem Neckar zu haben wir grosse Festen mit starken Mauern, vielen Türmen, solides Mauerwerk und architektonischer Schmuck zeugen von Sorgfalt und Eleganz: an der Mümlinglinie haben die Wehrbauten nicht viel über ein Viertel der Grösse, die Mauern sind einfach und schwach. Kunstvolle Steinbearbeitung zeigt sich nur an den Bädern und Türmen, offenbar späteren Ergänzungen, die Kastelle selbst und die „leeren Hügel“ deuten auf eine viel primitivere frühere Anlage. In den neueren Turmhügeln fand man Inschriften, die gleich der oben erwähnten in Neckarburken auf Antoninus Pius hinweisen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist unter ihm die

südliche Strecke neu angelegt, die nördliche wiederhergestellt worden. In ihrem Kerne steht die nördliche Strecke allein und selbständig da und verdient darum einen besonderen Namen; der hergebrachte: „die Mümlinglinie“ erscheint dafür auch heute noch recht passend.

Am Neckar aufwärts bildet eine weitere Etappenstrasse die Fortsetzung nach Süden. Auf der Karte des Limesblattes sind als Kastelle derselben Wimpfen, Böckingen, Wahlheim, Benningen, Cannstadt, Köngen, Rottenburg aufgezählt (vgl. Miller in der Westd. Zeitschr. VI S. 46 ff.). Möglich, dass diese Kette, welche gewiss zum Schutze des schon unter Vespasian occupierten Neckargebietes (s. Zangemeister in d. N. Heidelb. Jahrb. III, S. 1 ff.) diente, über das als alter römischer Waffenplatz bekannte Rottweil (Westd. Zeitschr. III, S. 326) eine Verbindung mit dem römischen Hauptquartier in Vindonissa (Windisch) herstellte und gleichzeitig den Verkehr zwischen diesem Platze und Rätien sicherte.

Den Verlauf unserer Mümlinglinie kennen wir nun, aber einige Fragen harren noch der Beantwortung. Ist diese Kette von Kastellen im Odenwalde mit ihrer südlichen Fortsetzung, an der doch Wall und Graben gänzlich fehlen, an der nirgends Orts- oder Flurnamen an Pfahl, Pfahlgraben und Ähnliches erinnern, jemals eine Grenze gewesen? Hierüber ist eine Entscheidung in den beiden letzten Jahren gewonnen worden. Die Anregung ging wiederum vom Taunus aus, wo Jacobi, gestützt auf eine umfassende Kenntnis heutiger Gebräuche und ein genaues Studium römischer Agrimensoren, in einem kleinen, etwa 6 m (= 4 römischen passus) vor dem Grenzwall hinziehenden Gräbchen, auf dessen Sohle unvergängliche Stoffe wie Kohle, Scherben, Nägel, seltene Steine versenkt waren, die eigentliche römische Reichsgrenze erkannte (s. Limesbl. S. 193 ff., Westd. Zeitschr. XIV, S. 147 ff.). Diese Beobachtung fand sich im Wesentlichen an allen Strecken des Limes bestätigt, nur fehlen an vielen Stellen die Abzeichen, die Grenze war nur durch ein Gräbchen mit fortlaufenden Steinsetzungen, oft durch recht umfangreiche, aufrecht stehende Platten gekennzeichnet.

Diese Form fand zuerst Schumacher auch an der Main-Neckar-Linie, freilich war hier das Grenzgräbchen um mehr

als 60 m vor die Linie der Türme vorgeschoben. An vielen anderen Stellen gemachte Einschnitte lassen die Kontinuität der Markierung an der ganzen Strecke ausser Zweifel erscheinen. Für die Auffindung des südlichsten Teiles bis zum Neckar hat das besagte Grenzgräbchen schon einen sicheren Wegweiser geboten, ebenso lässt sich von ihm auch über den nördlichen Anschluss an die äussere Linie eine Entscheidung erhoffen.

Mommsens Aufsatz: Der Begriff des Limes (Westd. Zeitschr. XIII, S. 134 ff.) hat zu neuen Untersuchungen Anlass gegeben. Limes, sprachlich nicht zu trennen von limus = quer, bedeutet danach einen quer an der Grenze hinlaufenden zugleich als Weg verwendeten freiliegenden Landstreifen. Dieser verlangte eine doppelte Begrenzung, nach dem Auslande und nach dem Inlande zu, und durfte gewiss weder von Grenznachbarn noch von Inländern ohne Erlaubnis des Kommandos betreten werden. Darum musste die Grenze vor allen Dingen sichtbar bezeichnet sein. Nach dem Auslande zu hat man auch unzweifelhafte Spuren davon in hervorragenden Steinen gefunden. Neben ihnen bildet das Grenzgräbchen so zu sagen eine juristische Grenze. Die darin versenkten Merkmale sollten bei einer Vernichtung der äusseren Grenzzeichen etwa entstehende Streitigkeiten entscheiden. Natürlich musste die so markierte juristische Grenze mit der äusserlich wahrnehmbaren bis ins Einzelne genau zusammenstimmen. Der mehrere Meter entfernte Wall kann also dem Zweck der Grenzbezeichnung nicht gedient haben, zumal sein Abstand vom Gräbchen durchaus nicht überall gleich ist.

Nach dem Inlande zu war eine äusserlich sichtbare Grenze gewiss nötig, eine versenkte Markierung aber nicht. Jacobi hat zwar im Taunus ein ganz ähnliches 30 cm tiefes, mit Abzeichen versehenes Gräbchen auch an der Innenseite des Limes unter der dem Auslande zugekehrten Kante des Steindammes und des grossen Walles entdeckt. Dieses für eine Abgrenzung des Limes auszugeben, dürfte jedoch nach den seither gefundenen geringen Spuren verfrüht sein. Die markierte Linie würde die offenbar zusammengehörige Anlage des im Limes liegenden Grabens und des ausserhalb liegenden Walles zerreissen. Soll man sich denken, dass es den Ansiedlern des

Inlandes erlaubt gewesen sei, den Wall zu betreten? Da liegt es wohl näher, an einen anderen Zweck des inneren Gräbchens zu denken. Solche Absteinungen finden sich auch sonst noch, offenbar zu anderen Zwecken als zur Grenzbezeichnung. Wie wir sahen, zog sich um die ältesten Grenzhügel eine kreisförmige versteinte Linie, ähnliches bemerkte Jacobi bei den als römisch erkannten Schanzen im Taunus. In mehreren Kastellen konnte man ein in gleicher Weise versteintes Gräbchen zur Bezeichnung des cardo und decumanus aufdecken. Bedenken wir, dass die ganze römische Gromatik auf einer sakralen Basis beruhte (s. Nissen, Templum S. 10), so dürfte man diesen versenkten Abzeichen, die sich auch ganz ähnlich als Beigaben in den Gräbern finden, eine sakrale Bedeutung beimessen, die bei der Anlage von Bauwerken, wie Wällen, Mauern, Türmen, Kastellen nicht minder als bei der Grenzbezeichnung statthaben könnte. Im Odenwalde unterblieb mit der Anlage des Walles oder Steindammes auch die des davon untrennbaren inneren Gräbchens.

Das Suchen nach dem Grenzgräbchen hat weiter zu einer neuen, bedeutungsvollen Entdeckung geführt. Am rätischen Limes entdeckte der Streckenkommissar Kohl eine mit der Teufelsmauer fast parallel ziehende Reihe aufrecht stehender Pfahlreste. Die Pfähle standen so dicht, dass man in einem Erdschlitz von 21,5 m Länge 43 Pfähle zählte aus ganz morschem, fast kohligem Föhrenholz, je nach der Vermoderung 15—40 cm von einander entfernt (s. Limesbl. S. 302 ff.). Hiermit war zum ersten Male ein wirklicher Pfahlgraben, heute noch dem Auge sichtbar, blossgelegt, der sich auf etwa 15 km fast ununterbrochen verfolgen liess. Verwandte Anlagen beobachteten Steimle an der württembergischen Grenze (Limesbl. S. 304 Anm.) und Eidam bei Gunzenhausen (Limesbl. S. 388 ff.).

Im Odenwalde hat Dr. Anthes im letzten Juli mit grösster Umsicht und Sorgfalt die Grenzbezeichnung untersucht. Hier, wo jeder Namensanklang an Pfahl fehlt, war die Entdeckung einer solchen Palissadenreihe um so überraschender. Schon ist von der Jägerswiese bis nach Würzberg auf einer ca. 11 km langen Strecke eine starke Verpfählung nachgewiesen. In einem zugefüllten, mit aufrecht stehenden Steinen reichlich ausgestatteten Graben, der etwa 30 m (100 röm. Fuss)

vor den Türmen und Hügeln hinzieht, haben in Abständen von 10—20 cm runde Pfähle von 25—35 cm Durchmesser gestanden. Die von harter Erde und Steinen umschlossenen cylindrischen Pfahllöcher sind mit einer lockeren Baumerde angefüllt, die sich manchmal mit der blossen Hand entfernen lässt. Sie reichen bis 1,40 m tief in die Erde, und hier haften angekohlte Holzfasern noch in aufrechter Stellung an den Wandsteinen. Der römische Ursprung der Anlage ist durch Funde gesichert (s. Limesbl. S. 442 f.).

Das gänzliche Verschwinden dieser Palissadenreihe aus der Volkserinnerung erklärt sich aus der sehr späten Besiedelung des Odenwaldes, welche sichtbare Spuren über der Erde nicht mehr entdeckte.

Nach diesen Ergebnissen dürfen wir also annehmen, dass die Mümlinglinie, die sich nach Süden zunächst bis Schlossau ausdehnte, in ihrer ältesten Form wirkliche Reichsgrenze, und zwar eine der ersten Anlagen war. Als man den grossen Grenzwall anlegte, war das römische Gebiet schon beträchtlich nach Osten erweitert. Antoninus Pius stellte die Verbindung zwischen den Neckarkastellen und Schlossau her und renovierte die ganze Linie. Dabei wurden die Holzwarten durch neue Wachttürme mit massivem Unterbau ersetzt, der Anlage der Bäder wurde eine besondere Sorgfalt zugewandt. Alle Spuren architektonischen Schmuckes, die von der dürftigsten Einfachheit in ihrer Nähe oft so grell abstechen, stammen aus dieser Zeit. Den Kastellen selbst ward hierbei wenig Beachtung zu teil, nur die Umfassungsmauer erhielt, wo es not that, durch eine Trockenmauer im Inneren eine Verstärkung. Offenbar war die Bedeutung der ganzen Linie seit der Anlage des äusseren Grenzwalles sehr gesunken. Beide Züge gleichzeitig voll besetzt zu denken, verbietet die geringe Zahl römischer Truppen. Im Ganzen standen zwei Legionen in Mainz, welche die Provinz bis Rottenburg zu sichern hatten, bis dahin schoben sich die Posten von Vindonissa aus nach Norden vor. Die Besatzung unserer Kastelle lag fast ausschliesslich in der Hand von Hilfstruppen.

Aus dem Fehlen fester Gebäude und aller Heizanlagen im Innern der Kastelle und in den Türmen geht hervor, dass die ganze Mümlinglinie im Winter unbesetzt zurückgelassen wurde,

höchstens blieb in den Villen (Bädern) vor den Kastellen eine kleine Aufsicht zurück. Eine viel gesuchte Corresponsion zwischen beiden lange Zeit zugleich benutzten Linien hat sich im Süden, namentlich zwischen Neckarburken und Osterburken wahrscheinlich machen lassen, im Odenwalde ist eine solche kaum zu denken, obwohl einige Strassenzüge nach dem Main hinweisen. Ein regelmässiger Verkehr nach Westen hin ist durch die Unwegsamkeit des Gebirges zur Römerzeit ausgeschlossen. Das Fehlen der porta decumana auf der Westseite der Kastelle spricht ebenfalls dagegen.

In dem Meinungsaustausch über die Bedeutung der Anlagen, welche wir am ganzen obergermanisch-rätischen Limes des Römerreiches finden, schwankt die Wage noch unentschieden hin und her. Die nächstliegende und darum früher allgemeine Ansicht, dass die Kastelle, Türme und auch der Grenzwall dem Zweck militärischer Verteidigung gedient habe, wird heute von unseren Offizieren stark angegriffen, andere Zwecke werden jenem entgegengestellt und mit Eifer verfochten. Unbefangen wird man beide Anschauungen, soweit sie positives bieten, vereinigen müssen. Der Zweck war ein vielseitiger. Der Gedanke, dass die Römer sich dauernd auf der ganzen Grenzlinie hinter die schützenden Wälle gelegt und von hier aus alle Angriffe zurückgeschlagen hätten, bedarf keiner Widerlegung, denn er ist noch nirgends in dieser Form ausgesprochen worden. Auf dem Standpunkt einer chinesischen Maueranlage haben die Römer auch in der spätesten Zeit niemals gestanden. Jedermann weiss, dass der Normalzustand der Frieden war, das beweist die genaue Grenzmarkierung. Aber es war dies ein Frieden mit einer sehr unsicheren, staatlich wenig organisierten Nachbarschaft im Auslande, an welches eine römische Kolonie von sehr zweifelhaften Ansiedlern anstiess (s. T a c i t u s, Germ. 29). Dass hier die Sicherheit des Reiches die Sperre eines unheilvollen Kommerziums, die Regulierung und Überwachung des gesamten Verkehrs zum Zweck der Zollrevision nicht minder wie aus vielen anderen, namentlich politischen Gründen nötig machte, liegt auf der Hand. Diese Grenzbewachung könnte man eine polizeiliche nennen, da sie ganze militärische Detachements erforderte, wird die Bezeichnung militärisch noch berechtigter sein.

Gerade die Schwäche der Besatzung erheischte besondere Hilfsmittel, die Sperre der Grenze zu erleichtern und zu sichern. Diesem Zwecke dienten die Wehrbauten genau so wie Wall und Graben. Sie sollten nicht eine grosse Armee abschlagen — wo wäre bei der lieben deutschen Uneinigkeit eine solche vorhanden gewesen? — wohl aber waren sie geeignet, wie von Sarwey sagt, „die Einfälle von Hammeldieben zu verhindern“ oder auch grössere Raubzüge zu vereiteln, namentlich auch durch die Erschwerung des Rückzuges. Das sind militärische Gesichtspunkte, wie sie die Schutztruppen europäischer Staaten in wilden Kolonisationsgebieten noch heute zu beobachten haben. Dass die lange Linie eine Verteidigung gegen ganze Heere nicht ermöglicht, hat der schliessliche Erfolg gezeigt, darum kann man aber immer mit dem Bau der Anlage militärische Gesichtspunkte verbunden haben, indem man damals an einen einstmaligen so umfassenden Ansturm noch nicht glaubte.

Alle Vermutungen von Signalstationen, vom Bau des Walles, damit die Grenze den Augen der Grenznachbarn imponiere, lassen sich durch nichts beweisen; in den dürftigen Erwähnungen bei römischen Autoren wird der Zweck der Befestigung stets unverkennbar angedeutet. Wir lesen: limiti acto promotisque praesidiis (Tac. Germ. 29), —: Romanus — castra in limite locat frontem ac tergum vallo, latera concaedibus munitus (Tac. ann. I. 50), — : cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita (Tac. ann. II. 7), —: stipitibus magnis in modum muralis saepis iactis atque conexis barbaros separavit (Spartian. Hadr. 12) u. a. Die Grenze gegen die Quaden wurde, wie wir aus einer Inschrift wissen, vom Kaiser Valentinian zur Sicherung seiner Basis mit burgi besetzt; auf der Trajanssäule in Rom sehen wir die palissadenumgürteten Türme im Kampfe gegen die Barbaren von den Römern verteidigt.

Unsere heutige Taktik ist durchaus nicht etwa der römischen gleich, wie man behauptet, nicht einmal die der Römer ist zu allen Zeiten dieselbe geblieben. Bei Caesar lesen wir, dass er auf 28 km die römische Grenze durch Mauer und Graben sichert, ausschliesslich, um sie zu schützen; und diese ganze Strecke verteidigt er erfolgreich mit einem Regiment

Linientruppen gegen das gesamte Kriegsvolk der Helvetier. In der Kriegsgeschichte hat es Schanzwälle von bedeutender, unzweckmässiger Länge zu allen Zeiten gegeben, alle sollten einer militärischen Verteidigung zur Stütze dienen. Im Ernstfalle hat sich die dadurch bedingte Zersplitterung der Kräfte immer als nachteilig erwiesen, aber bis in den letzten dänischen Feldzug haben kriegskundige Nationen sogar für den grossen Völkerkrieg das Grundgesetz von der Konzentration der Streitkräfte schlecht beherzigt. Was zu allen Zeiten thatsächlich vorgekommen ist, warum soll man das den Römern nicht zutrauen? Warum soll nicht das Werk, das sich doch thatsächlich auf die Dauer nicht bewährt hat, aus einer militärisch anfechtbaren Absicht entsprungen sein?

Allerdings finden sich, wie man sich namentlich im Taunus durch den Augenschein überzeugen kann, Stellen am Grenzwall, die einer jeden Verteidigungsabsicht Hohn zu sprechen scheinen; man kennt aber hier die näheren Verhältnisse des damaligen Auslandes nicht; und das leistete die Anlage unter allen Umständen, dass sie bei räuberischen Einfällen den Rückzug erschwerte.

Wenn aber hier noch mancherlei der Aufklärung bedarf, so trägt gerade die Mümlinglinie den deutlichen Stempel einer militärischen Anlage, und man sollte ein solches Zeugnis für die Beurteilung des Ganzen nicht unberücksichtigt lassen.

Eine Zollgrenze war die Odenwaldlinie von dem Augenblicke an, als man den äusseren Grenzring schloss, nicht mehr. Die Vermutung einer Signallinie ist ganz inhaltslos. Nach dem Rheine hin sperrte das unwegsame Gebirge die Verbindung, höchstens von Norden nach Süden hätte die Mümlinglinie diesem Zwecke dienen können. Was sollte aber von Turm zu Turm beständig signalisiert werden? Unmöglich sind doch die Signale Selbstzweck, ihren Inhalt können wir bei einem Blick auf die Gesamtanlage erraten. Die Türme haben sämtlich einen ungehinderten Ausblick ins Feindesland und zu einander; dieser Gesichtspunkt ist beim Bauprogramm entscheidend gewesen, hat er doch in unserer Zeit wieder zur Auffindung noch unbekannter Turmstationen hingeführt. Alle Übergänge über den Höhenrücken sind durch Kastelle gesperrt, deren Front mit der turmflankierten porta praetoria stets dem Feindeslande

zugekehrt ist. In dem Palissadenzaun kann man nichts anderes als eine Schutzmassregel erblicken. Aus militärischen Gründen vermutete Knapp nördlich und ebenso südlich der Mümlingmündung ein Sperrfort, seine Vermutung ward durch die Auffindung der Kastelle zu Obernburg und Wörth bestätigt. Sollte man da nicht aus der richtigen Folgerung auf eine richtige Voraussetzung zurückschliessen dürfen?

Die Erforschung der römisch-deutschen Reichsgrenze ist mitten im Gange, die Reichs-Limes-Kommission hat noch ein volles Arbeitsjahr vor sich, und von der aufopfernden Thätigkeit der Herren Streckenkommissare dürfen wir noch manche interessante Ergänzung unseres Materials und dadurch manche Erweiterung unserer Kenntnis erwarten; — soviel ist aber jetzt schon klar, dass gerade unsere Mümlinglinie, seither wegen des Fehlens von Wall und Graben arg vernachlässigt, eine ganz besondere Beachtung verdient als eins der ältesten Denkmäler der römischen Occupation in Deutschland und damit unserer eigenen Geschichte.

Zornzeichen und Warnungszeichen.

Eine kulturgeschichtliche Studie

aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Nach Erfurter Quellen bearbeitet

von

Dr. Loth.

Vortrag,

in der ordentlichen Sitzung

der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 18. December 1895 gehalten.



Wenn wir ein richtiges Verständnis für die Auffassung unserer Vorfahren über gewisse Ereignisse und Erscheinungen ihrer Zeit gewinnen wollen, so dürfen wir uns bei deren Betrachtung und Untersuchung nicht von den Anschauungen unserer Zeit beeinflussen lassen, sondern wir müssen uns im Geiste vollständig in den Grad der Bildung und die Denk- und Auffassungsweise unserer Altvordern hineinleben. Es gilt dies insbesondere auch von gewissen religiösen Anschauungen, welche wir gar zu leicht geneigt sind, heute als Aberglauben verächtlich bei Seite zu legen, und es nicht der Mühe wert erachten, ihnen eine wissenschaftliche Bearbeitung zu teil werden zu lassen, während jene doch der Ausdruck der jeweiligen Geistesrichtung und Denkweise sind.

Eine Deutung, welche von unserer heutigen grundverschieden ist, haben bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewisse Naturerscheinungen erfahren, welche unter dem Namen der Zorn- und Warnungszeichen bis zu jener Zeit eine grosse Rolle spielten.

Diese Zeichen, auch Merkzeichen, Strafzeichen, Schreckzeichen, Mahnzeichen, Kennzeichen u. s. w. genannt, waren Erscheinungen, welche als Zeichen des Zornes Gottes über die Sünden der Menschen gemeinhin angesehen wurden.

Es deuteten diese Zornzeichen auf Krieg, Pestilenz, Aufruhr oder den Tod gekrönter Häupter. Dementsprechend beschäftigten sich mit ihrer Deutung nicht nur Theologen, sondern vor allen Dingen auch Ärzte, Astronomen und Philosophen.

Auch die Grossen der Erde sowie die Behörden massen diesen Merkzeichen eine grosse Bedeutung bei und trafen nach diesen Zeichen ihre Massnahmen, um das Unglück nicht nur von sich, sondern auch von dem ihnen anvertrauten Gemeinwesen abzuwehren. Es bestanden diese Abwehrmassregeln in der Busse und im Gebet.

Sie brauchten aber nicht immer ein Unglück im Gefolge zu haben, denn erstens war es möglich, dass der Erzschalk, der Satan, nach der damaligen Auffassung nur sein Possenspiel trieb, um die Menschheit zu äffen, oder dass Gott gleich einem Vater, welcher seinem Kinde die Rute weiset, diese aber wieder bei Seite legt, wenn es sich zum Gehorsam wendet, ebenso seinen Zorn wieder fahren liess und die angedrohte Strafe abwandte.

Diese Zeichen waren aber keine miracula oder Merkmale, sondern sie fanden vielmehr ihre vollständig natürliche Erklärung sowohl von Seiten der theologici als auch der physici. Sie galten vielmehr als ein prodigium oder portentum von ganz besonderer Bedeutung, stehen also den Wundern der christlichen Kirche vollständig fern. Für ihre Entstehung nahm man eine doppelte Ursache an, zunächst eine causa physica, welche sich innerhalb der Grenzen der Natur und nicht wider den Lauf der Natur bewegt, dann aber eine causa hyperphysica oder divine et theologice, weil bei ihrem Erscheinen die Hand Gottes sichtbar ward *). Es kommen dieselben auch heute noch genau so häufig vor, doch beachtet man sie entweder gar nicht, oder man beachtet an ihnen nur die causa physica, ohne ihnen im übrigen irgend welche überirdische Bedeutung beizumessen.

Von einigen dieser Zeichen, von welchen uns berichtet wird, müssen wir allerdings annehmen, dass sie nicht mit der nötigen Sorgfalt und naturwissenschaftlichen Kritik untersucht sind.

Um aber diese Zeichen in ihrem Wesen und ihrer Erklärung und Bedeutung richtig verstehen zu können, ist es notwendig, bevor ich näher auf die Natur dieser Warnungszeichen eingehe, einige Worte über die Geistesrichtung, welche im 16. und 17. Jahrhundert einen grossen Teil der gebildeten Bevölkerung beherrschte, zu sagen. Man wird erst dann die Bedeutung, welche man den Merkzeichen beimass, richtig verstehen und würdigen können.

---

*) Natürlich gab es auch schon zu jenen Zeiten Gelehrte, welche in Schriften gegen diese Auffassung eiferten, und welche daher im Rufe von Atheisten standen.

Die Medizin begann mit dem allgemeinen Aufschwung des geistigen Lebens des 16. Jahrhunderts die ihr seit Galen angelegten Fesseln abzuwerfen und sich von den in ein strenges System eingeschränkten Dogmen frei zu machen. Man fing nach dem Vorgang des Vesalius wieder an, sich der Anatomie zuzuwenden, und Paracelsus lehrte wieder den Arzt, am Krankenbett seine Erfahrungen zu sammeln und nicht philosophischen Spitzfindigkeiten sich hinzugeben. Andererseits aber waren gerade die mystischen Lehren des Paracelsus und seiner Schüler am wenigsten geeignet, eine klare Auffassung von dem Wesen der Natur und ihrer Erscheinungen zu schaffen. Paracelsus beschäftigte sich selbst viel mit Alchymie, und nach dem Vorgang dieses Reformators von Einsiedeln, wie er genannt wurde, beherrschte diese mystische Lehre die Geistesrichtung des 16. und 17. Jahrhunderts.

Auch in Erfurt suchten Ärzte und Mönche *) auf dem Petersberg nach der Universalmedizin, nach dem Stein der Weisen, nach der quinta essentia, der grossen Medizin, dem Lebensbalsam aller Dinge, der grossen Tinktur, dem olenna und dem Azota philosophorum, mit dem man nicht nur aus unedlen Metallen Gold machen, sondern auch die gefährlichsten Krankheiten heilen zu können glaubte.

Mit diesen Anschauungen Hand in Hand gingen die Ansichten über den Einfluss, welchen die Gestirne, insbesondere

*) Von diesen nenne ich Dr. Benedictus Nicolaus Petraeus und Fr. Basilius Valentinus ord. St. Benedicti. Letzterer hat das Antimon zuerst dargestellt. Die chymischen Schriften desselben, welcher im 15. Jahrhundert lebte, wurden im Jahre 1738 in Erfurt von neuem herausgegeben unter dem Titel: Fr. Basilii Valentini ord. S. Benedicti Tractatus chymicus de quinta essentia d. i. chymisches Werk von dem fünften Wesen wie auch einem anderen raren Mstro eben dieses Autors wie nämlich aus einem gewaschenen Goldschlich eine grosse Tinktur leicht und bald zu bereiten von Sincew Abetophilus.

Von demselben Autor erschien: Phil. Aureoli Theophrasti Paracelsi Bombasti von Hohenheim geheimes und vollständiges Wünschbüchlein, welches nicht nur anweist, wie die meisten Erze in ihre drei principia dergestalt zu zerlegen, dass sie sowohl in der Chymie als medicina sehr dienlich sein können, sondern auch der philosophische Stein in kurzer Zeit zu bereiten sei. Erfurt. 1738. In Jena war als Alchymist bekannt der Kaiserliche Rat und Professor Dr. Georg Wolfgang Wendelin.

die sieben Planeten Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercur und Luna auf die Menschen ausübten *). Man dachte sich, dass die Planeten ähnliche Versammlungen abhielten, wie die Grossen der Erde, um über die Schicksale der Menschen Beschlüsse zu fassen. Die Sonne galt als höchster Monarch und König aller Sterne, der Mars als ihr Reichsfeldherr und Kriegsrat, der Jupiter ihr Kanzler, der Saturn ihr Henker und Nachrichter, die Venus der Sonnenwächter, der Merkurius ihr Trabant, der Mond ihr Bote und die Kometen mit ihrer Fahne galten als die Reichsherolde. Es wurden ihnen weiter bestimmte Eigenschaften zugeschrieben und die Menschen, Tiere, Pflanzen, Metalle und Edelsteine ihnen nach ihren verschiedenen Eigenschaften untergeordnet. Auch die Krankheiten wurden unter die Planeten eingereiht. So gab es saturninische Krankheiten, jovialische Krankheiten, solarische Krankheiten, venerische Krankheiten, mercurialische und lunarische Krankheiten.

Um ein Beispiel anzuführen, so galt der Saturn als höchster Planet für kalt und trocken. Alles, was er beherrscht, ist rauh und unangenehm im Ansehen, hartleibig, mager und runz-

*) Es entstanden so die Prognostica. Von den in Erfurt erschienenen Prognosticis erwähne ich:

a) Prognosticum historicum physicum auf's Jahr 1566, darinnen allerlei künftige Veränderung auf vergangene gleiche exempla gegründet worden. Warnungsweise gestellt durch doctorem Johannem Hebenstreit Erfordensem der Friedestadt Erfordt physicum und Med. lectorem ord. etc. a. 1564.

Ebenso ein prognosticum von demselben Autor auf's Jahr 1567.

Es ist dies derselbe Dr. Hebenstreidt, welcher verschiedene für die Seuchengeschichte Erfurts wichtige Pestschriften herausgegeben hat.

b) Johann Heinrich Voigt's zwanzigjährige Prognostice. Erfurt a. 1685.

c) Chr. v. Hellwig. Vermehrter auf 100 Jahr gestellter curiöser Haus-Calender namentlich von 1701—1801, darin zu finden, wie ein jeder Hausvater solche ganze Zeit über nach der Planeten Influentz judiciren kann; nebst Beschreibung der Metalle und Mineralien, wo solche unter die Planeten gehören. Auch der Kräuter in jedem Monat. Erfurt 1725.

d) Erasmus Reinhold. Med. Doct. Practice auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi unseres Heylands 1573. Sampt einer Erklärung des neu erschienen Sterns und wofür er eigentlich zu halten sei. Es behandelt dieses Buch einen neuen Stern im Sternbild der Carriopeya.

lig, schwarz, dunkel oder bleifarbig, von zusammenziehender Kraft, hässlich von Geruch. Die Kräuter, über welche er herrscht, wachsen an finsteren Orten, in Klüften, auf Gräbern und altem Gemäuer. Von den Tieren sind ihm geweiht alle traurigen und schwermütigen Tiere, welche die Nacht mehr lieben, als den Tag, der Esel, der Hase, die Maus, der Maulwurf, der Uhu, die Eule, der Fuchs, die Schmeissfliege u. s. w. Ein Kind in des Saturns Stunde geboren, hat die Eigenschaften des Saturn, siehet zur Erde, bekommt einen krummen Rücken, tiefe Augen, hohe Augenbrauen, ist ungern mit Leuten zusammen, wird bald grau, ist tiefsinnig, listig, betrügerisch, neidisch und zur Zauberei geneigt. Als saturninische Krankheiten galten kahle Köpfe, Runzeln, wackelige Zähne, faules Zahnfleisch, Beulen, Kröpfe, zauberische Krankheiten u. s. w. Von den Metallen besass die Influenz des Saturn: das Blei, des Jupiter: das Kupfer, des Mars: das Eisen, des Sol: das Gold, der Venus: das Zinn, des Merkur: das Quecksilber, der Luna: das Silber. Von den Edelsteinen gehörten z. B. dem Saturn alle schwarzen und dunkeln Edelsteine an. Aus dieser Verwandtschaft der Metalle und der Edelsteine mit den Planeten entstand der Glaube und die Lehre von der Wirkung der Sigillen *). Wenn ein solches Sigillum zu der Zeit der Influentz des Planeten angehängt und mit seinen Zahlen versehen auf blossem Leib getragen wurde, so glaubte man, dass dieses die

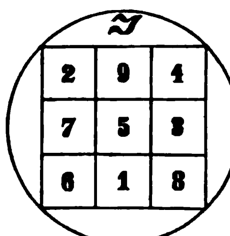
*) Das Sigillum wurde aus dem Metall, welches dem betreffenden Planeten gewidmet war, von der Grösse eines Kopfstückes gegossen. So wurde z. B. das Sigillum des Saturn aus Blei gegossen. Es zeigte auf der einen Seite das corpus Saturni, d. h. die Figur des Planeten, wie sie durch das Fernrohr erschien, mitten darauf den Charakter ♄ und um den Körper das Wort Saturnus. Auf der anderen Seite die Zahlen 1 bis 9 in einem Quadrat so gestellt, dass durch Addition nach jeder Richtung die Zahl 15 herauskommt. Darüber der hebräische Buchstabe Schin. Die höchste Zahl in dem Quadrat erhielt man dadurch, dass man die Zahl der obersten unsichtbaren Sphäre mit 1, die Zahl der gesamten Fixsterne mit 2, des Saturn mit 3, des Jupiter mit 4, des Mars mit 5, des Sol mit 6, der Venus mit 7, des Merkur mit 8, der Luna mit 9 bezeichnete, und diese Zahlen je mit sich selbst multiplicierte. Die Zahlen wurden dann in einem Quadrat so gestellt, dass die Summe beim Saturn: 15, beim Jupiter: 34, beim Mars: 65, beim Sol: 101, bei der Venus: 175, beim Merkur: 260, bei der Luna: 369 ergab.

antipathische Influenz an sich ziehen und so den Menschen vor bevorstehendem Unglück beschirmen und von ihm anhaftenden Krankheiten befreien würde. Das gleiche galt von den entsprechenden Edelsteinen, welche mit dem corpus des Planeten versehen, als Ring am Finger getragen wurden.

Die Sigillen übten aber nach dem Glauben der damaligen Zeit auch noch anderen Zauber aus. Vergrub man z. B. das Sigillum des Saturnus im Feldlager des Feindes, so hatte dieser so lange kein Glück, als er in dieser Gegend weilte. Es schützte auch gegen Zauberei und vertrieb die Geister beim Graben nach Schätzen.



Saturn.





Jupiter.

16	3	2	13
5	10	11	8
9	6	7	12
4	15	14	1

Mars.

14	10	1	22	18
20	11	7	3	24
21	17	3	9	5
2	23	19	15	6
8	4	25	16	12

Sol.

6	32	3	34	35	1
7	11	27	28	8	30
19	14	16	15	23	24
18	20	22	21	17	13
25	29	10	9	25	12
36	5	33	4	2	31

Venus.

22	47	16	41	10	35	4
5	23	48	17	42	11	29
30	6	24	49	18	36	12
13	31	7	25	43	19	37
38	14	32	1	26	44	20
21	39	8	33	2	27	45
46	15	40	9	34	3	28

Man war auch der Ansicht, dass es der Natur nicht zuwider sei, dass der Mensch ein höheres Alter erlangen könne, als er zur Zeit zu erlangen pflege, wie ja Adam, welcher 930 Jahre, Seth, welcher 912 Jahre, Enoch, welcher 905 Jahre, Methusalem, welcher 969 Jahre alt geworden seien, bewiesen, dass aber dieses Geheimnis des langen Lebens durch die Sündflut und die Sprachenverwirrung abhanden gekommen sei. Man glaubte nun, in den Sigillen dieses Geheimnis wieder gefunden zu haben.

Durch die Zusammenstellung der sieben Metalle und Sigillen wurde ein unschätzbares Kleinod zur Heilung aller Krankheiten erzeugt *).

Merkur.

8	58	59	5	4	62	63	1
49	15	14	52	53	11	10	56
41	23	22	44	45	19	18	48
32	34	35	29	28	38	39	25
40	26	27	37	36	30	31	33
17	47	40	20	21	43	47	24
9	55	54	12	13	51	50	16
64	2	3	61	60	6	7	57

Luna.

37	78	29	70	21	62	13	34	5
6	38	79	30	71	42	63	14	46
47	7	39	80	31	72	23	55	15
16	46	8	40	81	32	64	24	56
37	17	49	9	41	73	33	65	25
26	58	18	50	1	49	74	34	66
17	27	59	10	51	32	43	25	35
36	68	19	60	11	52	3	44	76
77	28	69	29	61	12	53	4	45

*) Diese Sigillen wurden auch in Erfurt seiner Zeit gefertigt und verkauft von dem berühmten Mathematico bei der uralten Universität zu Erfurt Israel Hiebner v. Schneebergk. Es hat dieser Mathematiker auch ein Werk geschrieben, welches betitelt ist: „Mysterium Sigillorum Herbarum et Lapidum oder vollkommenes Geheimniss der Sigillen, Kräuter und Steine in der Kur und Heilung aller Krankheiten, Schäden, Leibes- und Gemüthsbeschwerungen durch unterschiedliche Mittel ohne Einnehmung der Arznei in 4 Klassen ordentlich eingetheilet, als:

Erste Kur und Heilung durch die himmlische Influentz mit Hülfe der Kräuter und Wurzeln.

Zweite Kur und Heilung durch die himmlische Influentz aus den Metallen und Steinen mit Hülfe der 7 Sigillen.

Dritte und zwar summarische völlige Kur und Heilung durch die Zusammensetzung der 7 Metalle und Sigillen.

Vierte Kur und Heilung aller menschlichen Schwachheiten und Gebrechen“ u. s. w.

Die Kometen und Meteore glaubte man aus den Erd- und Wasserdünsten entstanden. Den Gestirnen schrieb man alle möglichen menschlichen Eigenschaften zu. So sprach man von den Exkrementen und dem Sperma der Gestirne und hielt z. B. die Sternschnuppen für die Exkremente der Sterne. Paracelsus erklärte, dass die Gestirne einen Schweiss austreiben, durch welchen die Morgenröte und der Tau erzeugt werde. Man sprach von dem Sperma solis, welcher in stehenden Gewässern eine rote Materie erzeuge. Auch dem Regen schob man die verschiedensten Eigenschaften zu. So glaubte man, dass in demselben eine blutrote Farbe stecke, welche eine heilsame Arznei abgebe. Als Beweis hierfür führte man an, dass man häufig unter den Dächern an den Lehmwänden dicht bei der Traufe eine derartige braunrote Blutfarbe zu spüren pflege. Überhaupt schrieb man dem Regen eine ganz besondere Kraft zu und hielt ihn selbst für samenhaltig, da ja die Erfahrung vorlag, dass Regen, welcher, ohne dass er vorher irgendwo auffiel, in einem Troge gesammelt und bei warmem Wetter den Sonnenstrahlen ausgesetzt wurde, sowohl Maden als auch eine grüne Pflanzenschicht zeigte. Auch führte man als Beweis für den Gehalt des Regens an Samen an, dass auf Dächern und Mauern Moos, Kräuter und Blumen wachsen, ohne dass solche hingesät sind.

Der Glaube an Zauberei und Hexerei hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur die breiten Volksschichten, sondern auch die Vertreter der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät beherrscht. Noch bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir in medizinischen Werken als „zauberische Krankheiten" eine grosse Reihe von Krankheitserscheinungen bezeichnet, mit welchen man sonst nichts zu machen wusste.

Die Lehre, dass der Teufel menschliche Gestalt annehmen und als Mensch unter den Menschen verkehren könne, hat zu den schwersten Verirrungen des menschlichen Geistes, dem Hexenglauben und den Hexenprozessen geführt. Selbst die Reformation vermochte die Geister von diesem Glauben an

---

Es erschien dieses Werk in Erfurt im Jahre 1653 und wurde im Jahre 1737 von neuem herausgegeben.

Teufel und Hexen nicht zu befreien. Noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg eine Nonne als Hexe verbrannt.

In Erfurt waren die Hexenprozesse nicht eben gar häufig *). Wenn auch im 16. Jahrhundert von mehreren Hexenverbrennungen berichtet wird, so schwinden diese doch vor den Greueln, von welchen andere Gegenden Thüringens erzählen. So wurden in den Jahren 1597—1676 in Schleusingen, Meiningen, Wasungen und Friedelhausen allein 197, in Suhl allein 38 Hexen verbrannt. Im Jahre 1622 wurden in Suhl wegen der erkrankten, angeblich verhexten 16jährigen Tochter des Schultheissen auf einmal 9 und später noch 2 Hexen verbrannt. Erst nach der Verbrennung dieser 11 Hexen genas die Kranke **).

Wie die Mitglieder der juristischen, medizinischen und theologischen Fakultät noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts über die Hexen dachten, darüber giebt uns ein recht anschauliches Bild der letzte Hexenprozess, welcher wohl in Thüringen und zwar in den Jahren 1708—1710 geführt worden ist.

In einem Dorfe im Hennebergischen lag nämlich ein Weib seit zwölf Jahren krank, raste und tobte, machte unanständige Geberden, ass und trank fast gar nichts, hatte vier Jahre lang nach ihrer Aussage keine Stuhlentleerung. Nach einem ihr von einem umherreisenden Okulisten verabreichten Abführmittel fand man als nach ihrer Angabe von ihr entleert im Bette vor: Haare, Nadeln, Nägel, Pfriemenspitzen, Federn, Eierschalen, Glasstücke, Wolle, Draht u. s. w. Dasselbe geschah nach einer ihr vom Scharfrichter verabreichten Pille. Die Gegenstände wurden sämtlich dem Herzog und der Regierung eingesandt. Als die Ärzte und die Geistlichen ihr nicht helfen konnten, hielt man die Kranke für verhext. Es wurde denn nun eine Frau als der Hexerei verdächtig in das Gefängnis abgeführt. Der Amtmann wandte sich um Rechtsbelehrung an den Schöppenstuhl in Jena und dieser holte ein Gutachten von der medizinischen Fakultät in Jena ein, welche

*) Jaraczewsky: Zur Geschichte der Hexenprozesse in Erfurt und Umgegend. Erfurt 1876.

**) Zachariae: Chronik von Suhl.

unter dem 26./6. 1709 erklärte, dass „in mensium defectu wie auch zuweilen in nubilibus zwar morbi convulsivi aliaque admiranda sich einzufinden pflegten, dass aber im vorliegenden Falle sowohl wegen der vorhergegangenen langjährigen Leibesverstopfung als auch wegen der ganz abnormen Excremente eine Bezauberung anzunehmen sei". Auf Grund dieses Gutachtens der medizinischen Facultät entschied der Schöppenstuhl zu Jena: „Wenn Inquisitin die ihr in Gegenwart des Scharfrichters und seiner zur Peinlichkeit gehörigen Instrumente vorgelegten Inquisitionsartikel in Güte nicht eingestehen, sondern beim Leugnen beharren würde, so müsse sie mit ziemlicher Schärfe und mit den aufsteigenden gradibus torturae angegriffen und befragt werden."

Aus Furcht vor der Tortur erhängte sich die Verhaftete im Gefängnis, ihre Tochter entzog sich der Verhaftung durch die Flucht. Es wurde denn nunmehr eine dritte Person als Hexe festgenommen, gegen welche der Schöppenstuhl zu Jena ebenfalls entschied, dass ihr Geständnis durch die Tortur sollte herbeigeführt werden. Jedoch wandte man sich zum Glück für die vermeintliche Hexe ausserdem noch an den Schöppenstuhl der Universität Halle, woselbst im Jahre 1701 der Professor Christian Thomasius seine „Theses inaugurales de crimine magiae" herausgegeben hatte.

Dieser Schöppenstuhl entschied nun dahin, dass die Kranke sowohl als der Vater der Kranken als Betrüger, der Scharfrichter aber sowie der Okulist, welche die Abführmittel verordnet hatten, als Mithelfer des Betrugs anzusehen seien. Die drei armen Weiber aber, von denen eins sich das Leben genommen hatte, das zweite geflohen war, das dritte noch im Gefängnis sass, und welche von den wissenschaftlichen Vertretern der juristischen und medizinischen Fakultät zu Jena als Hexen erkannt waren, wurden als völlig unschuldig erklärt. Auch der Pfarrer erhielt einen strengen Verweis, weil er eigenmächtig die angeblichen Hexen vom Abendmahle ausgeschlossen hatte. *)

Von den weltgeschichtlichen Ereignissen regte die Gemüter vor allen Dingen das Umsichgreifen der türkischen Herrschaft

*) Zachariae a. a. O.

auf. Und wie Christus vor der Zerstörung Jerusalems durch die Heiden grosse Erdbeben, teure Zeit und Pestilenz, Schrecknisse und grosse Zeichen vom Himmel an Sonne, Mond und Sternen geweissagt hatte, so glaubte man, das würde auch damals zutreffen, da die Christen an Stelle der Juden Gottes Volk geworden waren. Da sich nun die Christen trotz der Warnungszeichen ebensowenig besserten, wie sich früher die Juden gebessert hatten, so nahm man mit Sicherheit an, dass die Türken dazu auserkoren seien, die Christen zu unterjochen. Man beobachtete deshalb nicht ohne Besorgnis einerseits das Vorwärtsdringen der Türken, andrerseits die Erscheinungen des Himmels.

In direktem Zusammenhang aber mit den Zorn- und Warnungszeichen stand die Anschauung, dass Krieg und Aufruhr, Hungersnot und Pestilenz der direkte Ausfluss des göttlichen gerechten Zornes über das sündhafte Treiben der Menschheit sei. Gott gab aber in seiner Güte vorher noch ein Zeichen, um die Menschen zu warnen und zur Busse zu ermahnen. Man berief sich dabei auf die Worte des Joël: „Ich will Wunderzeichen geben im Himmel und auf Erden; nämlich Blut, Feuer und Rauchdampf. Die Sonne soll in Finsternis und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der grosse und schreckliche Tag des Herrn kommt.“ Oder auf Psalm 7: „Gott ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich droht. Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt, und zielt. Und hat darauf gelegt tötliches Geschoss; seine Pfeile hat er feurig gemacht zu verderben.“

Noch im Jahre 1666 wurde in einem Gutachten der medizinischen Fakultät zu Erfurt als Hauptursache der Pestseuche der über die Sünde und das gottlose Wesen entbrannte Zorn des gerechten Gottes, und als allererstes Präservativmittel eine in alle Wege durchaus wahre Busse und Abstellung alles gottlosen Wesens, um den erweckten Zorn Gottes zu mildern und abzuwenden, angegeben *).

Als eine weitere Ursache galten nach diesem Gutachten

---

*) Loth: Die Erfurter Verordnungen gegen die Pest, die ungarische Krankheit und die rote Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert.

neben dem Pestgift, der Disposition, den Diätsirrungen und dem Contagium noch die astralischen Einflüsse, d. i. die obgleich nur ab effectu bekannte astralische Influenz von bösen Aspekten der Planeten und Kometen. Auch zur Abwehr dieser astralischen Schädigung wird anhaltendes Gebet und ein Gott ergebener fröhlicher und getroster Mut empfohlen. Während wir in Italien die Lehre von der Entstehung der Pest bereits am Ende des 16. Jahrhunderts sich zu einer Klarheit entwickelt sehen, welche sich von unserem heutigen Standpunkte kaum wesentlich unterscheidet, vermochte sich Deutschland bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts von der Lehre der ira dei nicht frei zu machen zum grossen Nachteil für die von der Pest heimgesuchten Gegenden. Die Folge dieser Lehre war nämlich die, dass die Bevölkerung nicht nur in ungezwungenster Weise bei einer hereinbrechenden Seuche in den Tag hinein lebte ohne Arzt und Arznei, sondern sogar auch rücksichtslos mit den kaum von der Pest Genesenen zechte und spielte und somit fortgesetzt zur Verbreitung der Seuche beitrug, um ihre Freudigkeit und ihr Gottvertrauen zu beweisen. Denn, sagten sie, sei die Pest Gottes Strafe, so werde auch Gott sie behüten ohne alle Arznei und menschliche Verordnungen.

Bei der schweren Pest des Jahres 1564, welche in Lyon wütete und 60000 Menschen dahinraffte, wurde vor allen Dingen den daselbst in grosser Zahl lebenden Protestanten der Vorwurf gemacht, dass sie einem türkischen Fatalismus und einer Verblendung huldigten, welche sie verhinderte, der von Gott über sie verhängten Strafe durch vernünftige Massregeln zu entgehen.

Kein geringerer als Luther selbst trat gegen diese Auffassung von der ira dei in seiner Anrede an das Volk, „ob das Sterben zu fliehen sei“, auf, indem er sagte: „Solches heisst nicht Gott vertrauen, sondern Gott versuchen, denn Gott hat die Arznei geschaffen und die Vernunft gegeben, dem Leibe vorzustehen und sein zu pflegen, dass er gesund sei und lebe. Wer derselbigen nicht braucht, so er wohl hat und kann, der verwahrloset seinen Leib selbst und sehe zu, dass er nicht sein Selbstmörder erfunden werde vor Gott.

Denn mit der Weise möchte jedermann auch essen und

trinken, Kleider und Haus lassen anstehen und keck sein um seinen Glauben und sagen: wolle ihn Gott behüten vor Hunger und Frost, wird er's wohl ohne Speise und Kleider thun. Derselbige wäre freilich sein Selbstmörder. Zudem ist das noch greulicher, dass ein solcher, so seinen Leib also verwahrloset und der Pestilentz nicht hilft wehren, so viel er kann, möchte damit auch viele andere beschmeissen und vergifften, welche sonst wohl lebendig blieben, wo er seines Leibs (wie er schuldig ist) hätte gewartet und würde also auch schuldig seines nächsten Todes und viel mal vor Gott ein Mörder" *).

Von diesen Anschauungen befangen musste die Menschheit des 16. und 17. Jahrhunderts den Zornzeichen die weittragendste Bedeutung beimessen, eine Bedeutung, welche eben nur dann zu verstehen ist, wenn wir uns vollständig in die Geistesrichtung der damaligen Zeit hineinzudenken vermögen. Ich wende mich nunmehr zu den Zorn- und Warnungszeichen selbst.

Kometen sind Unglückspropheten, war ein Sprichwort, welches auf volle Wahrheit Anspruch erhob.

Man verglich die Kometen oder Schwanzsterne mit ihrem blutigroten Schweif und der falben Farbe des Sterns mit einem zum Kampfe ausgestreckten Schwert, mit einer feurigen Rute, einem blutigen Kriegsmantel oder einer grässlichen Kriegsfackel. Im Jahre 1668 sowie im Jahre 1680 war in Erfurt ein Komet mit zwei Flügeln sichtbar, welcher wie ein feuriges Kreuz anzusehen war.

Aber nicht nur das Auftreten der Kometen an sich war von besonderer Bedeutung, sondern man glaubte auch aus dem Laufe derselben besondere Schlüsse ziehen zu dürfen. So nahm der Komet des Jahres 1665 z. B. seinen Gang durch das Sternbild der mit Ketten gefesselten Andromeda zur Sonne. Die Andromeda bedeutete das von den Türken unterjochte Ungarn, und der Lauf des Kometen deutete also an, dass die Sonne die Andromeda ihrer Banden entledigen möchte. Der Komet des Jahres 1677 zeigte ebenso wie die Kometen der Jahre 1680 und 1681 mit seinem Schweif nach Osten gegen Polen, Moskau und die Türkei und deutete auf die dort statt-

*) Haeser, Historisch-pathologische Untersuchungen.

findenden Händel. Sein Lauf ging dann nach Norden, woraus man schloss, dass ein nordisches Reich die Türken vernichten würde.

Der Beweis aber dafür, dass die Kometen Schreck- und Zornzeichen sein mussten, war leicht gebracht. Wie schon angegeben, ging die Ansicht der physici dahin, dass die Meteore und Kometen aus den Erd- und Wasserdünsten entständen, und zwar entständen die Meteore, welche der Erde nahe in den unteren Luftschichten erscheinen, aus den gröbsten und schwersten Dünsten, die Kometen dagegen als die in den höheren Luftschichten befindlichen aus den subtileren und leichteren Dünsten und Dämpfen. Da nun die Ausatmungen, die Seufzer und Thränen der bedrängten Witwen und Waisen, der Schutzlosen und mit Unrecht Geplagten die allersubtilsten und leichtesten Dünste sind, so folgt hieraus, dass aus diesen mehr geistigen, allersubtilsten und leichtesten Thränen- und Seufzerdünsten auch die allerhöchststeigenden Meteore, die Kometen, entstehen müssten.

Eine ebenso ungünstige Vorbedeutung hatten Meteore oder Luftfeuer, welche an das Feuer erinnern sollten, welches die Welt am jüngsten Gericht aufzehrte. Bei einem grossen Wasser in Erfurt liessen sich zugleich in den Wolken grosse Feuer sehen, welche zur Erde fielen und einen so hellen Schein von sich gaben, dass die Feuerwächter glaubten, es brenne, und das Gerücht sich verbreitete, die Orte Eisenach, Weimar und Jena ständen in Flammen. Diese Ortschaften waren aber nicht verbrannt, sondern Gott hatte durch das Wasser und das Feuer nur ein Zeichen geben wollen, ob sich das Volk noch bekehren und bessern wollte, wie Conrad Stolle angiebt *).

Als ein Warnungszeichen von grosser Vorbedeutung galt das Sichtbarwerden von mehreren Sonnen, welche sich als Spiegelbilder am Himmel zeigten, ebenso wie ein doppelter Regenbogen. So erschien in Erfurt im Jahre 1568 am 14. Dezember nach Sonnenaufgang ein Regenbogen um die Sonne und zu jeder Seite der Sonne eine Beisonne oder wie man diese auch nannte, ein Sonnenmahl oder parelia. Der Regenbogen war oben von einer schwarzen Wolke bedeckt. Am

---

*) Conrad Stolle, Thüringisch-Erfurtische Chronik.

21. Dezember ging die Sonne blutrot auf, so dass es in den Wolken erschrecklich anzusehen war, denn sie gab grausam grosse Flammen und feurige Strahlen von sich, dass es am Himmel schien, als brenne ein Haufen grosser Häuser. Wie sie aber aufgegangen war, sah man um die Sonne einen schönen weissen Cirkel und einen Regenbogen und an beiden Enden des Regenbogens zwei Beisonnen. Ebenso erschienen am folgenden Tage vor Sonnenaufgang viele feurige Wolken, als wenn ein ganzes Dorf brennte. Nach ihrem Aufgang warf die Sonne unglaublich lange, feurige, erschreckliche Strahlen von sich. Sie erschien sehr gross und mit einem weissen Cirkel wie mit einem Regenbogen umgeben, nebst zwei Sonnenmalen, welche weisse Strahlen von sich gaben und wie weisse Kreuze aussahen. Nach einigen Stunden erschien dann ein farbiger Regenbogen und darauf erschienen auf beiden Seiten des Regenbogens noch zwei Beisonnen, so dass also fünf Sonnen erschienen. In der folgenden Nacht war der Mond von zwei bleichen Nebenmonden umgeben. Schon die ausführliche, in einem besonderen Buche herausgegebene Beschreibung zeigt, welche Bedeutung man dieser Himmelserscheinung beimass. Auch der Titel des Buches: „Wunderstern und Zornzeichen, so an Sonne und Mond gesehen worden", deutet darauf hin *). Aber man deutete diese Erscheinung keineswegs als ein Wunder, sondern erklärte die causa physica dahin, dass diese Beisonnen im Sommer Regen und dunkle Wolken, im Winter Kälte und Schnee anzeigten. Neben dieser causa physica aber mass man dieser Himmelserscheinung als causa divina noch den Ausdruck des Zornes Gottes bei.

Die vielfältigsten Deutungen liessen die Wolkenbildungen am Himmel zu. Man glaubte in ihnen Kreuze, Totenbahren oder Särge, Spiesse und streitende Heere zu erkennen. So erschien im Jahre 1564 ein grausames, erschreckliches Zeichen am Himmel. Es liefen schwarze und weisse Wolken durcheinander, welche sich in lange spitze Strahlen umwandelten, welche wie lange Spiesse aussahen und sich greulich wie in einer Feldschlacht mit einander schlugen. Im Jahre 1581

---

*) Cast. Fagi: Wunderstern und Zornzeichen, so an Sonne und Mond 1568 zu Erfordt gesehen worden.

führten diese Kriegsheere am Himmel in ihren Fahnen Sterne und Halbmonde. Im Jahre 1596, ein Jahr vor der schrecklichen Pest, welche in Erfurt von 20000 Einwohnern 7765 dahinraffte *), und an welcher in Thüringen 100000 Menschen dahinstarben, liessen sich früh am hellen Tage unzählich viele Besen, Kreuze, Särge und Totenbahren am Himmel sehen, so dass die Luft verdunkelt wurde, „welche die in den gröbsten Lastern damals ersoffenen Menschen zur Busse lockten, und das memento mori zum stärksten mouvement führten", wie ein Geschichtsschreiber im Jahre 1713 sagt **). Im Jahre 1561 erschienen am Himmel zwei aschfarbene Säulen, gleichwie die columnae Herculis. Aus diesen quoll ein schwarzer Rauch. Über diesen Säulen stand eine Rute mit grünem Bande umwunden. Nach einer Viertelstunde erschien ein Kruzifix neben der Sonne mit dem Haupte erbärmlich geneigt. Es bedeuteten diese Säulen die beiden grausamen Feinde des Christentums, die Moskowiter und Türken ***). Auch glaubte man zuweilen Wunderzeichen, welche das Kreuz und die Symbole des Leidens Christi darstellten, zu erkennen.

Im Jahre 1532 wurde zu Eisenach vor dem Tode des Kurfürsten Johannes am Himmel bei hellem Tage ein Baum, welcher alt, dürr und umgefallen war, gesehen. Darauf sah man einen geharnischten Reiter, der einen grünen Baum mit abgehauenen Ästen führte. Ihm folgte ein Jagdhund und hinter diesem erschien in einer lichten Wolke ein grosses schwarzes Kreuz †).

Auch Erscheinungen von alten Männern werden nicht selten als Warnungszeichen beschrieben. So erschien im Jahre

*) Loth: Geschichte der Epidemienzüge der Stadt Erfurt.

**) Johann Michael Weinrich: Kurzgefasste und gründliche Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der uralten und berühmten Hauptstadt Erfurt in Thüringen. Leipzig 1713.

***) Zeitbüchlein, darinnen gründlich auf's kürzeste und einfältigst angezogen, was nach Christi unseres Seligmachers gnadenreichen Geburt 1501 bis auf das Jahr 1586 an Kriegen, Theuerzeiten, Zeichen am Himmel und auf Erden etc. ergangen und inwendig 85 Jahren sich begeben und zugetragen. Collegiret durch Valentinum Rudolphum Budtstadiensem. Kirch- und Schuldiener zu Buttstädt. A. 1586.

†) Merkwürdige und auserlesene Geschichte von der berühmten Landgrafschaft Thüringen. 1685.

1579 in Dresden am Himmel ein Mannskopf mit langem grauen Bart gegen Mitternacht. Im Jahre 1680 liess sich in Zimmern infra bei Erfurt, von wo die für Erfurt so verhängnisvolle Pest der Jahre 1682 und 1683 ihren Ausgang nahm, bei einem grossen Gewitter ein alter Mann nebst zwei Knaben auf einem Schifflein am Himmel sehen. Im Jahre 1571 erschien in Gebesee auf dem Felde einem Waidbauer ein alter Mann mit einem grauen Barte, so doch nur „über dem Maul“ glatt gewesen, und forderte ihn auf, dem Prediger und dem Magister anzuzeigen, dass er auf der Kanzel allem Volke ankündige, Busse zu thun. Wo nicht, so werde Gott mit höllischem Feuer und grosser Pestilenz strafen. Würde er es aber nicht melden, so würde er in vier Wochen nicht mehr leben.

Vor den Judenverfolgungen erschien ein frommer und gelehrter Greis, welcher in hohem Alter verstorben war, 30 Tage nach seinem Tode einem Erfurter Weisen und sprach zu ihm: ich bin gekommen, um die Bewohner meines Ortes zu ermahnen, diesen zu verlassen und ihr Leben zu retten. Als der Morgen anbrach, war das Gemüt des Erfurter Weisen unruhig und er schickte einen Boten mit einem Warnungsschreiben an jenen Ort. Einige fürchteten die Worte des Frommen und flohen. Die, welche blieben, traf die Hand Gottes und sein Verhängnis schwer *).

Sehr bedeutungsvolle Warnungszeichen sind die sogenannten Blutzeichen. Wir besitzen von dem Physicus Dr. Johannes Rehfeld zu Erfurt, welcher im Verein mit der medizinischen Fakultät im Jahre 1636 eine Reihe von Blutzeichen untersuchte, ein ausführliches Gutachten **), welches für die

*) Kruspe, Sagen der Stadt Erfurt.

**) Blutgeschichte; das ist: Kurzer jedoch gründlicher Bericht, wie es mit dem verfärbten Teichlein zu Nohra und hiesigen Stadtgraben beschaffen etc. Wobei zugleich zu befinden die Blutzeichen, so sich zu Zimmern am Ettersberg bei einem eingemengten Lehmen und dann im Garten und Hofe hierselbst begeben. Auf sonderbare Verordnung E. E. Raths aufgesetzet von Johannes Rehfeldio Med. D. u. Physico ibidem ordinario. Erffurdt anno Chr. 1636.

Von demselben Verfasser stammt die Schrift: „Kurze wohlgemeinte Erinnerung betreffend, wie vermittelst göttlicher Gnadenhülfe I. die von der giftigen Seuche beschmeissten Wohnungen sampt der darin begriffene Hausrath sowohl vorsichtig zu reinigen als rein zu behalten; II. und die

Auffassung dieser Erscheinung von unschätzbarem Werte ist. Es ist dieses Gutachten um so wertvoller, als Rehfeld im Jahre 1634 auf Befehl Oxenstiernas im Dom unter ganz ungewöhnlich feierlichen Ceremonien zum Doktor promoviert wurde und zweimal, im Jahre 1641 und 1645, das Rektorat der Universität inne hatte, also immerhin ein Mann von Bedeutung war. Wertvoll ist das Gutachten aber auch deshalb, weil Rehfeld das Gutachten vorsichtigerweise vor der Veröffentlichung einer Censur der Theologischen Fakultät unterzog, da der Casus modo non tantum physico medico verum etiam ex aliqua parte theologico behandelt wurde und das Gutachten somit auch die Ansicht der theologischen Fakultät ausdrückt. In den Jahren 1632—1649 war die theologische Fakultät zu Erfurt nur durch evangelische Professoren besetzt.

Die Blutzeichen bestanden entweder darin, dass sich schon vorhandenes Wasser in Blut verwandelte, oder darin, dass es Blut regnete, d. h. dass sich Bluttropfen auf Steinen, Blättern u. s. w. sehen liessen. Es brauchten aber diese Tropfen oder das rot gefärbte Wasser, um die Deutung eines Blutzeichens zu erlangen, kein wirkliches Blut zu sein, sondern das Wasser oder die Flecken brauchten nur eine blutrote Farbe zu haben. Die causa finalis wurde also als eine vollständig natürliche angesehen. Trotzdem galt die Verfärbung als ein Blutzeichen und bedeutungsvolles Zornzeichen. Wenn auch in dem einen Falle in dem Gutachten auf Grund einer eingehenden Untersuchung festgestellt und ausdrücklich hervorgehoben wird, dass die rote Verfärbung des Wassers von vorhandenen Eisensteinen herrühre, eine Erscheinung, welche wir in unserem Stadtgraben recht häufig wahrnehmen können, und in dem anderen Falle die Frage offen gelassen wird, ob die roten Flecken auf den Steinen von einem stillicidium narium vel uteri herrühren oder ob daselbst eine Henne oder ein anderes Tier geblutet habe, oder ein rotes Raupengeschmeiss *) von den Bäumen durch den Regen herabgeflossen sei, oder das Blut unter dem Regen

---

Benachbarten sich inmittelst dabei zu verhalten haben. Aus dem Pestregiment aufgesetzet u. s. w. Erfordt 1626.

*) Manche Schmetterlinge geben bei dem Auskriechen aus der Puppe eine rötliche Flüssigkeit von sich.

vom Himmel gekommen sei, was ja auch, wie schon erwähnt, als etwas ganz natürliches angesehen wurde, so wurde doch neben dieser causa physica noch eine causa theologica et divina angenommen, und dieses prodigium als ein Zeichen des göttlichen Zornes zur Mahnung zur Busse angesehen. Auf Grund dieses Gutachtens der medizinischen Fakultät ordnete daher der Rat der Stadt Erfurt an, dass von allen Kanzeln der evangelischen Kirchen der Stadt Erfurt sowohl als auch im Erfurter Gebiet mit Bezug auf diese schrecklichen Blutzeichen Bussverkündigungen verlesen werden sollten. Auch wurden auf Befehl der Obrigkeit zwei christliche Gebetlein um gnädige Abwendung der durch solche Zeichen angedrohten Strafen, so in den Kirchen auf dem Lande des Erfurter Gebiets und sonst bei andächtigen Christen zu Hause zu lesen, sowie ein Gebetlein, so für Knaben und Mädchen in den Schulen zu gebrauchen seien, abgefasst *).

*) Die Bussverkündigung sowie die Gebete sind noch vorhanden. Erstere beginnt: „Euer christlichen Lieb ist genugsam bekannt, dass der Barmherzige Gott nach seinem gnädigen Willen sowol ohnlängst auf dem Lande, als hernacher in etlichen Stadtgräben und sonsten an gewissen Orten allhier durch Verfärbung des Wassers und im Regen sehr schreckliche und sonsten an diesem Ort ohngewöhnliche Blutzeichen gethan, männiglich vor Augen stellen und gleichsam den Himmel selbst blutige Thränen über unsere übermachte grosse Bosheit hat vergiessen lassen" etc. Die Gebete lauten: „Ewiger Allmächtiger gerechter Gott, der du nicht allein plötzlich redest wieder ein Volk, dasselbe auszurotten, zu zerbrechen und zu verderben, sondern auch als der mächtige Herr Zebaoth gross von Rath und mächtig von That mit Zeichen des Bluts im Wasser und im Regen wie zur Zeit des verstockten Pharao geschehen nunmehr auch in hiesiger Stadt und deren Gebiete auf dem Lande schreckliche Wunder thust. Wir arme, furchtsame, blöde Creaturen möchten verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen. Du lässest uns solche Zeichen und Wunder sehen, den Himmel, die Erde und das Wasser sich bewegen, damit wir doch zur Erkenntniss unserer **blutrothen** Sünden kommen und angereget werden möchten, dir in die Ruthe zu fallen, andächtig zu bitten, auf dass du Feuer, Schwert, Pestilentz, Hungersnoth und andere schwere Landplagen, so auf dergleichen Zeichen gemeiniglich zu folgen pflegen, gnädiglich von uns abwenden wollest . . . . um des angstblutigen Schweisses Jesu Christi deines lieben Sohnes unseres Heilandes willen."

Das Gebet für Knaben und Mädchen beginnt: „Allmächtiger, starker hülfreicher Gott, weil du selber sprichst, du habest nicht Lust am Tode

Eine grosse Reihe von Blutzeichen ist uns überliefert worden. Ich will nur einige aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus unserer Nähe anführen.

Im Jahre 1540 zeigte sich in Coburg ein Blutquell von eitlem Blute. Im Jahre 1549 liess sich wieder in der Umgegend von Coburg in einer Ackerfurche Blut sehen, desgleichen in dem Stadtgraben von Coburg. Im Jahre 1555 entstand im Schlossgraben zu Weimar eine Blutquelle, welche den ganzen Graben rot färbte. Schon 9 Jahre vorher hatte sich vor der Gefangennahme des alten Kurfürsten die Blutquelle gezeigt. In demselben Jahre zeigte sich in einem Brunnen in Erfurt das Wasser blutrot gefärbt. Ein Jahr vor dem Bauernaufstand zeigte sich das Wasser in der Umgegend von Weimar und in anderen Orten Thüringens blutrot. Im Jahre 1616 vor Ausbruch des dreissigjährigen Kriegs färbte sich der Stadtgraben zu Erfurt zwischen dem Johannesthor und dem Krämpferthor blutigrot, ebenso im Jahre 1622 eine Pfütze vor dem Krämpferthor bei einem daselbst stehenden Brunnen. Im Jahre 1629 verwandelte sich das Wasser in dem Stadtgraben zu Magdeburg zwei Jahre vor der Zerstörung durch Tilly in Blut. Dasselbe geschah im Jahre 1631 zu Halle a. S. vor der Schlacht bei Leipzig. Zugleich verwandelte sich auch das Wasser in den Sturmfässern, in dem Amtsschreiberteiche und in dem Scharfrichterteiche in Blut. Vor der Schlacht bei Lützen erschien Blut in dem Stadtgraben zu Freiburg, Meuselwitz und Leipzig. Im Jahre 1635 quoll unter der Cyriaxburg bei Erfurt ein Blutstrom hervor. Dasselbe geschah, als Bannier, der Schwedengeneral, die Stadt in Besitz nahm. Im Jahre 1636 verwandelte sich in Nohra am Ettersberg ein Teich in Blut. Zu derselben Zeit zeigten sich dort drei weisse Kreuze am Himmel, von denen zwei verkehrterweise untereinander, das dritte daneben abwärts stand. In der Nacht zeigten sich zu-

---

des Sünders, sondern es jammere dich Ninive der grossen Stadt, in welcher mehr denn hundert und zwanzigtausend Menschen gewesen, die nicht gewusst, was recht oder links ist. Ach Barmherziger Vater, wir deine elenden Kinder wissen auch nicht recht zu sagen, was du mit den allhier bisher gezeigten Blutzeichen im Wasser und im Regen fürhast, denn dass du uns dadurch locken und antreiben wollest, unsere blutrothen Sünden zu erkennen und wahre Busse zu thun etc.“

dem noch Totenbahren am Himmel. Es ist dies eins von jenen Blutzeichen, welches von dem Physikus, dem Dekan und den beiden professoribus ordinariis der medizinischen Fakultät zu Erfurt auf Veranlassung des Rats untersucht worden ist. Am Boden des Teiches fand man Töpferthon und viele Eisensteine. Zu Hause verrieben und mit Wasser angemengt, zeigte dieser Thon dieselbe rote Farbe wie der Teich, so dass man zu der Überzeugung gelangte, dass diese Mixtur die Verfärbung des Teiches repräsentiere. Das Dorf Nobra war aber seit Jahren von der Pest heimgesucht und bis auf wenige Menschen ausgestorben. In demselben Jahre verwandelte sich zu Erfurt der Stadtgraben bei dem Brühlerthor in Blut. Dieselbe Verfärbung zeigte der Stadtgraben zwischen Andreasthor und Moritzthor. Auch hier fanden sich am Boden Eisensteine und Töpferthon vor. Auch im Jahre 1641 zeigte sich wieder in einem stehenden Gewässer zwischen der Stadt und der Cyriaxburg Blut *).

Auch von Blutregen wird nicht selten berichtet. So regnete es im Jahre 1552 in Erfurt und in Leipzig Blut, ebenso auch im Jahre 1557 in ganz Thüringen. Vom Jahre 1570 wird in Erfurt berichtet, dass es hier Blut und Korn geregnet habe. Auf letztere Erscheinung komme ich noch zurück. Im Jahre 1636 hatte zu Zimmern am Ettersberg ein Mann mit seinem Knecht Lehm mit klarem Brunnenwasser angemengt, um einen Herd zu setzen. Während sie zum Essen gegangen waren, und darnach der Knecht den Lehm noch einmal durcharbeitete, fand man in drei Grüblein auf dem Lehm lauter Blut, sonst aber im ganzen Hof nichts Rotes. Im Jahre 1632 wurde in Erfurt im Kornhof auf des Königs von Schweden Stab sowie in etlichen Gärten auf den Blättern unter dem Regen rote Tropfen gesehen. Im Jahre 1636 fand ein Ratsverwandter in Erfurt, nachdem zuvor ein Mehltau und darnach ein Regen gefallen war, in seinem Garten Blätter mit Blutflecken. In einem anderen Garten fanden sich während eines Regens Steine mit Blut besprengt. Ebensolche Tropfen fand man auf etlichen

*) Falkenstein: Civitatis Erffurtensis Historia Critica et diplomatica, oder vollständige Alt-, Mittel- und Neue Geschichte von Erffurth. Erffurt. 1739.

Blättern an zwei Bäumen, welche in der Nähe der Steinhaufen standen. Auch diese Zeichen wurden auf Veranlassung des Rats von dem Physikus und der medizinischen Fakultät begutachtet, ein Beweis dafür, welche hervorragende Bedeutung man diesen Blutzeichen zu damaliger Zeit beimass *).

Im Jahre 1540 schoss, wie berichtet wird, ein Bürger auf das Weichbild vor dem Brühlerthore mit einer Büchse und traf dasselbe. Danach habe es geblutet **). Im Jahre 1651 fielen zu Rossla unter der Predigt vom Greuel der Verwüstung und indem der Pfarrer zwei Stellen aus Luthers Vorrede über den Haggai ablas, Blutstropfen von dem über der Kanzel stehenden Bildnis Luthers auf den Pfarrer und dessen Buch ***).

Es gehört hierher auch die Erscheinung der blutenden Hostien. In Erfurt wird von diesem Zeichen nirgends berichtet. Bekannt ist ja aber das Wunderblut zu Wilsnack, wohin bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch von Erfurt aus Wallfahrten stattfanden. Die bedeutendste Wallfahrt dorthin fand im Jahr 1475 statt und zwar liefen im Lande Thüringen, Franken, Hessen, Meissen und anderen Landen junge Leute, Knaben und Jungfrauen zwischen acht und zwanzig Jahren, zumal kleine Kinder ohne Halt und Wissen der Eltern. Wenn man die Kinder einsperrte, wurden sie wahnsinnig. Kinder, welche sonst keine Meile Weges gehen konnten, liefen Tag und Nacht bei grösstem Regenwetter. Es ist dieses Laufen zu dem heiligen Blute, welches wohl die Folge des „grossen Sterbens“ in den Jahren 1463—1464 war, in welchem allein in Erfurt 28000 Menschen starben, als eine der krankhaften geistigen Verirrungen aufzufassen, welchen wir in Erfurt im Mittelalter nach grossem Sterben öfter begegnen. Ich erinnere nur an die Kinderfahrt von Erfurt nach Arnstadt im Jahre 1237, an die Geisslerzüge und die Judenverfolgungen nach dem schwarzen Tod im Jahre 1350. Die Gelehrten waren sich zu jener Zeit

*) Rehfeld: Blutgeschichte, a. a. O.

**) Bericht des Baumeisters Schmidt vom 26./10. 1540, welcher von den Weichbildern vor den Thoren Erfurts handelt. Akten des städtischen Archivs.

***) Merkwürdige und Auserlesene Geschichte von der berühmten Landgrafschaft Thüringen.

über diese merkwürdige Fahrt nach dem heiligen Blute nicht einig. Ein Teil glaubte, sie sei ein Einfluss des Himmels, andere glaubten, sie käme vom bösen Geist. Das Laufen dauerte so lange, bis in Thüringen ein grosses Sterben ausbrach, und der Tod in Halle, Naumburg, Erfurt, Gotha und Eisenach viele Menschen dahinraffte *). Man führt bekanntlich die rote Verfärbung der Hostien ebenso wie die rote Verfärbung des Brodes heute auf einen Pigment bildenden Micrococcus zurück.

Wie man so annahm, dass der Regen im Stande sei, Blut mit sich zu führen, so glaubte man auch an eine Menge von anderen Dingen, welche vermittels des Regens auf die Erde gelange. So konnte man sich das plötzliche Auftreten von Ratten, Schlangen u. s. w. nicht anders erklären, als dass man annahm, diese Tiere seien durch den Regen herabgefallen. Des Interesses wegen will ich erwähnen, dass vom Jahre 1232 von Suhl berichtet wird, dass es über eines Bauern Hof grosse Stücke Fleisch geregnet habe. Es waren diese Stücke 10—12 Pfund schwer und wurden von Hunden und Vögeln gefressen. Das übriggebliebene ging nicht in Verwesung über, sondern schmolz an der Sonne wie Eis **). Von einem ähnlichen Fleischregen berichten schon Livius und Plinius.

Auch von Steinregen wird vielfach berichtet. Diese Steine, welche wohl mit Recht als Hagelsteine auch bezeichnet wurden, zeigten im Jahre 1580 in einem Dorfe bei Göttingen Gesichter von Verstorbenen, etliche trugen um den Hals dicke Kragen, nach dem damaligen Weltbrauch zerschnittene Hosen, etliche Ketten um den Hals. Man erkannte darin eine Warnung vor dem um sich greifenden Luxus. Im Jahre 1581 regnete es in Jena Schwefel und im Jahre 1571 in Weissenfels 23456 Ellen klarer Leinwand und Futter-Barchend ***).

Alle derartige aussergewöhnliche Naturereignisse, deren Glaubwürdigkeit ich dahingestellt sein lasse und auf deren Erklärung in naturwissenschaftlicher Beziehung ich verzichte, galten als bedeutungsvolle Warnungs- und Zornzeichen.

---

*) Conrad Stolle, a. a. O.

**) Zachariae, a. a. O. — Chronicon Sampetrinum Erfordense, in welchem das Ereignis auf das Jahr 1238 verlegt wird. — v. Falckenstein, a. a. O.

***) Merkwürdige und auserlesene Geschichte etc., a. a. O.

Jedoch wird auch von Zeichen berichtet, welche ein Beweis der Güte Gottes waren, ein Zeichen dafür, dass Gott die Seinen in der Not nicht verlässt. So fielen im Jahre 1699 Kiesel von verschiedener Grösse und Farbe vom Himmel, welche wie Honig so süss schmeckten. Sie lagen zwei Tage, bevor sie schmolzen. Man verglich diese Honigsteine mit dem Worte Gottes, denn dasselbe ist den Gläubigen süss, den Gottlosen aber hart und unverdaulich, ja ein Stein, den sie als böse Bauleute verworfen haben *).

Ich erwähnte vorhin schon, dass es im Jahre 1570 zu Erfurt Korn geregnet habe. Im Jahre 1699 zeigten sich auf einem Teiche in Pommern unterschiedliche Stücke Brod, welche zwar dem Ansehen nach nass, beim Herausnehmen aber ganz trocken befunden wurden und den Dürftigen als Speise dienten. Das Brod war ein natürliches Brod und beim Auseinanderbrechen fand man viele ganze Roggenkörner in demselben.

Im Jahre 1596 fand man in der Umgegend von Eisleben, Halle und Greussen auf dem Felde viele Hügel von lauter Mehl, wie Maulwurfshügel, so dass viele Leute von diesem Mehl nach Hause trugen. Auch diese Erscheinung wurde als ein Vorbote der im folgenden Jahre grassierenden Pest angesehen. Dieselbe Erscheinung zeigte sich im Jahre 1699 in einem Dorfe bei Zerbst. Auch hier sah man Maulwurfshügel von Mehl aus der Erde hervortreten, welches mit Roggenmehl gebacken ohne Schaden genossen werden konnte. Es wurde dieses Mehl vom Hof zu Weimar untersucht. Jedoch konnten es nur die Armen gebrauchen, bei den Reichen „senkte es sich gleichsam nieder“, wenn sie es geniessen wollten, und es schmeckte „etwas sandig“. Dieser etwas sandige Beigeschmack erklärt wohl hinlänglich die Art des Mehls.

Auch andere elementare Erscheinungen wie Erdstürze und Erdbeben galten als Zeichen des Zornes Gottes erinnernd an das Wort Davids: „die Erde bebte und ward bewegt; die Grundfesten des Himmels regten sich und bebten, da er zornig

*) M. Joh. Heinr. Tiemroth's, Professor und Pastor zu St. Michael: Historische Erzählungen einiger besonderer Merkwürdigkeiten, welche sich theils in dem vergangenen, theils jetzigen Jahrhundert zugetragen. Erfurt. 1753.

war". Die Erscheinung des Höhenrauchs verglich man mit dem Pulverdampf des Krieges, das Rollen des Donners mit dem Wehklagen Gottes über die Sünden der Menschen, und fürchtete die diesem Wehklagen folgende Strafe.

Einen hervorragenden, warnenden Einfluss übte das Spiel der Kinder aus. Spielten diese „begraben" und sangen dabei, wie es bei Beerdigungen üblich ist, so war dies ein Zeichen von einem bevorstehenden Todesfall. Diese Totenspiele führten die Knaben unter anderem vor der schweren Pestepidemie in Nymwegen der Jahre 1635—1637 auf *).

Im Jahre 1677 liess sich bei Erfurt ein Mägdelein sehen, ungefähr 10 Jahre alt. Seine Haare waren in einem Zopf geflochten. Es hatte ein weisses Kleid an und sah im Gesicht sehr blass aus. Es ging durch die Alacher und Bindersiebener Felder, redete mit sich selbst, doch konnte sie niemand verstehen. In der Hand hatte es ein braunrotes Stäblein und schlug damit, indem es durchs Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumen ab, so dass man diese aller Orten umherliegen sah. Wollte ihm jemand nach oder entgegen gehen, so kam ihm ein gewaltiges Grauen an, so dass er zurückweichen musste. Das Abschlagen der Blumen deutete offenbar auf den Tod, welcher ja auch einige Jahre später Erfurt so schrecklich heimgesucht hat.

Der Erfurter Chronist Conrad Stolle berichtet: In Staffelstein in Franken hüteten etliche Knaben Kühe und Pferde auf dem Felde zu der Zeit, als der Herzog von Burgund mit dem Kaiser und dem König von Frankreich im Felde lag. Diese Knaben wählten im Spiel unter sich einen Kaiser und einen König von Frankreich, welche zusammen gegen den Herzog von Burgund stritten. Es wurde bestimmt, dass der Kaiser und der Herzog von Burgund einzeln mit einander fechten sollten. Trotzdem der Knabe, welcher den Herzog von Burgund darstellte, stärker und grösser war, als der, welcher den Kaiser darstellte, so glückte es dem letzteren doch, den Herzog von Burgund zu Boden zu werfen. Er fiel auf einen Stein und war tot. Die beiden anderen Knaben flohen, wurden aber ergriffen. Da man aber bei dem Verhör annahm,

*) Haeser, a. a. O.

dass dies Spiel der Kinder ein Bild und ein Vorspiel sei, und es in Wahrheit dazu kommen könnte, wie das Spiel angedeutet hatte, so gab das Gericht den Knaben „Sicherheit allerwege“.

Auch das plötzliche massenhafte Auftreten von gewissen Tieren galt als ein Warnungs- und Zornzeichen. Ich habe bereits oben angeführt, dass man von der Überzeugung ausging, dass der Regen im Stande sei, gewisse Tiere mit sich zu führen. Man sprach von Regen von Mäusen, Ratten, Schlangen, Libellen u. s. w. Vor allen Dingen galt dies von dem massenhaften Auftreten von Ungeziefer, welches man als ein Zeichen des göttlichen Zornes ansah, dazu ausersehen, durch Stechen und Plagen die sündhaften Menschen zu peinigen. Hierzu gehörten auch die Raupen sowie die Heuschreckenschwärme, welche ja in mehr als einer Hinsicht die Boten schweren Unheils waren. Aber auch anderen Tieren, deren Auftreten nicht regelmässig stattfand, glaubte man eine unheilbringende Vorbedeutung beimessen zu sollen. So erzählt man von Raben und anderen Vögeln, welche glühende Kohlen im Schnabel trugen und damit Häuser und Ställe anzündeten. Im Jahre 1517 erschienen in Thüringen eine Gattung unbekannter Vögel, welche in der Grösse einer Schwalbe auf dem Rücken und dem Bauch braunrot, im übrigen aber pechschwarz aussahen und mit langen Schnäbeln ausgestattet waren. Auch weisse Vögel, wie weisse Schwalben, ebenso auch weisse Mäuse galten als Zeichen von böser Vorbedeutung und Warnungszeichen. Insbesondere aber wurde als ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Krieges oder anderer Plagen angesehen, wenn die Zugvögel ihren regelmässigen Flug änderten und ungewöhnlicher Weise sich in andere Gegenden begaben. Gleichsam als ahnten diese Boten des Himmels das bevorstehende Unglück und suchten diesem durch das Vermeiden der von Unheil bedrohten Gegend zu entfliehen *). Im Jahre 1542 sah man zu Erfurt Heuschrecken, welche aussahen, als wenn sie Harnische am Leibe und Hüte auf den Köpfen hätten. Conrad Stolle berichtet von einem Heuschreckenzug, bei welchem die vorderste Heuschrecke, gewissermassen die Führerin, so gross wie eine Wachtel war. Er beruft sich dabei als auf seinen Gewährs-

*) M. Joh. Heinr. Timroth; a. a. O.

mann auf einen Arzt Dr. Frowschuch in Erfurt. Im Jahre 1696 sah man hier wieder Heuschrecken mit rauchenden Köpfen, grossen Augen und vier Flügeln, welche von Hunden und Schweinen gefressen wurden *).

Von einem eigentümlichen Auftreten von Wölfen wird aus dem Jahre 1555 von Erfurt, 1681 von Kranichfeld berichtet. Diese liefen nämlich den Mägden nach, herzten und drückten sie, thaten ihnen aber nichts zu leide. Wir haben es hier vermutlich mit Wärwölfen zu thun, d. h. Geisteskranken, welche an der sogenannten Lykanthropie erkrankt waren, sich einbildeten, sie wären Hunde oder Wölfe und sich auf den Begräbnisplätzen und in den Wäldern aufhielten und in ihrem Wahnsinn zuweilen Kinder und Erwachsene töteten.

Als ein ganz besonders bedeutsames Warnungszeichen und Zornzeichen galten Missgeburten bei Menschen und Tieren, mit welchen nach der Annahme jener Zeit Gott die Menschen an ihre Sünden erinnern wollte. Wir finden auch deshalb diese Missgeburten nicht von Ärzten beschrieben, sondern ein ganz besonderes Interesse wandten vielmehr die Geistlichen der damaligen Zeit denselben zu. So wurde im Jahre 1581 zu Alach bei Erfurt ein Zwilling ohne Haupt und ohne Hände geboren, welcher von dem Magister Adolarius Praetorius als „Sündenspiegel“ beschrieben worden ist. Im Jahre 1563 wurde zu Werningsleben eine Missgeburt zur Welt gebracht, welche von dem dort zu jener Zeit amtierenden Pfarrer Gölitz in einem längeren Gedicht als Warnungs- und Zornzeichen besungen worden ist. Die Bedeutung dieses Zeichens wurde noch dadurch erhöht, dass die Geburt an dem Tage vor dem Sonntag stattfand, an welchem der Predigt das Evangelium von den Zeichen des jüngsten Tages zu Grunde zu legen war. Das Gedicht schliesst mit den Worten:

„Wollen wir nicht glauben der Göttlichen Lehre,
Thut es Gott für die Thür beschere,
Ob er durch solch' und andere Zeichen
Unser hartes Herz doch könnt erweichen.
Dass wir von Sünden abelan
Mögen und wahre Buse thun,

*) Falckenstein, a. a. O.

Im rechten Glauben allzugleich.
Gott helf uns in sein Himmelreich." *).

Ich könnte die Zahl der Zorn- und Warnungszeichen noch sehr vermehren, doch würde eine weitere Aufzählung zur Klärung nichts beitragen. Wiederholen aber möchte ich noch einmal, dass

1) diese Warnungszeichen als Erscheinungen **natürlichen** Ursprungs aufgefasst wurden, welche keiner unnatürlichen oder übernatürlichen Ursache ihre Entstehung verdankten. Dieselben kommen auch heute noch gerade so oft vor, wie in früheren Jahren. Nur ist die Auffassung ihrer Bedeutung eine andere geworden.
2) Nach der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts bestand aber neben dieser rein natürlichen Ursache noch eine **göttliche** Ursache (causa divina), nämlich der über die Sünden der Menschen entbrannte gerechte Zorn Gottes. Gott bediente sich dieser Erscheinungen, um die Menschen zu warnen und zur Busse zu ermahnen.

Wohl zu unterscheiden sind diese Warnungszeichen von den **übernatürlichen**, gespensterhaften Erscheinungen, welche nach der Auffassung der damaligen Zeit nicht Gott, sondern dem **Teufel** ihren Ursprung verdankten. Es gehört hierher die Erscheinung der weissen Frau, welche als Unglücksverkünderin in den Schallfenstern des Reglerturmes erscheint. Wohin sie drohend ihre Hand erhebt, dort geschieht Unheilvolles. Hierher gehören auch die Erscheinungen, welche den Tod des Schwedenkönigs Gustav Adolf verkündigten. Es erschien vor dessen Tode in Stockholm über dem Schlosse eine Jungfrau mit brennendem Licht und einem Thränentuch, und alle Thüren des Schlosses sprangen dreimal auf und zu. Die Gemahlin des Schwedenkönigs, welche in der Zeit vor der verhängnisvollen Schlacht bei Lützen in Erfurt wohnte, konnte in der Nacht vor der Schlacht vor Aufregung und Angst nicht schlafen. Da

---

*) Ein erschreckliche Geburt und Augenscheinlich Wunderzeichen des Allmächtigen Gottes, so sich auf den 4. Tag des Christmonds dieses 1653. Jahres in der Nacht in dem Dorfe Wurrinschleben in Eines Erbaren Rathes der Stadt Erffurdts Gebiete zugetragen. Beschrieben durch den Wirdgen Ern Jan Gölitzschen, des orts Seelsorgern. Mit der Abbildung der Missgeburt auf dem Titelblatte.

entstand plötzlich ein grosses Gepolter. Die Königin fuhr empor und sah, wie die Krone aus der von zwei Löwen gehaltenen Wappenschnitzerei herabgefallen war und durch das Gemach rollte. Das erkannte sie als ein böses Zeichen, und die Kammerfrau behauptete, den Teufel in Gestalt einer schwarzen Katze gesehen zu haben.

Im Jahre 1530 wurden von unbekannter und unsichtbarer Hand acht Tage lang grosse und kleine Steine bis zu einem Gewicht von drei Pfund in der Webergasse zu Erfurt geworfen. Trotzdem der Rat und die Gemeinde eifrig wachten, half es doch nichts. So hatte der Teufel sein Spiel, und es folgte eine grosse Pestilenz darauf, sagt der Chronist. Ein ähnlicher Spuk ereignete sich im Jahre 1581 in dem Dorf Tüttelstedt bei Erfurt. Im Jahre 1538 klopfte ein Gespenst in der Fingerlingsgasse an eines Messerschmieds Thür, öffnete die Kammern, zog den Schlafenden die Decken von den Betten und warf Steine von den Fenstern herab auf die Gasse. Es lief als eine schwarze Katze davon *).

Auch sind die Zornzeichen von den guten und bösen Vorzeichen zu unterscheiden, welche in dem Volksglauben aller Völker auf allen Stufen der Kultur, ganz gleich, welcher Religion sie angehören, so festgewurzelt sind, dass sie trotz aller vermeintlichen Bildung wohl niemals ausgerottet werden können und auch bei den christlichen Völkern bis auf die Heidenzeit zurück zu verfolgen sind. Ich meine die bösen und guten Tage, die Tiere von guter und böser Vorbedeutung, je nach der Art, der Zeit oder dem Orte ihres Auftretens, die Deutung, welche unseren Träumen zu teil wird, die guten und bösen Zahlen, die Furcht vor der bösen Dreizehn, die Prophezeihung der Kartenschlägerin, die glückliche Vorbedeutung des vierblättrigen Kleeblattes oder das Orakel, welches die liebende Jungfrau in den Blütenblättern des Massliebchens sieht. Ein Glaube, welchen nur eine „gemütsabstumpfende Überkultur“ zu vernichten vermag.

*) Kruspe, a. a. O.



Kronprinz Friedrich Wilhelm
und die deutsche Kunstindustrie.

Vortrag,

gehalten am 26. Januar 1896

in der Festversammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

C. Lucanus,
Oberregierungsrat.



Ein alter, schöner Brauch vereinigt uns auch heute wieder. Festlich begeht das deutsche Volk den Geburtstag des Landesherrn. Gern erinnert man sich bei solcher Gelegenheit vergangener Wohlthaten. So wird die Feier vielfach zum Dankfeste, an dem herrliche Erinnerungen wach gerufen werden, die Thron und Krone mit ewig grünem Lorbeer schmücken. Eine so vielbewegte Geschichte, wie die der Hohenzollern, ist reich an hervorragenden Schöpfungen, so dass man niemals um einen Stoff verlegen zu sein braucht, wenn es gilt, am Festtage eines einzelnen Hohenzollern auf frühere Geschehnisse hinzuweisen.

Wenn ich nun die Thätigkeit Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Gegenstand meines Vortrages gewählt habe, so erwarten Sie nicht, dass ich seine unvergesslichen Ruhmesthaten als Feldherr preise, — das ist erst unlängst aus Anlass der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde zu Wörth aus beredterem Munde geschehen —, sondern ich will von den friedlichen Bestrebungen sprechen, die den Kronprinzen als Hauptförderer der Künste und insonderheit der Kunstindustrie in der Neuzeit erscheinen lassen. Auch hier hat er sich durch seinen weitschauenden Blick, sein thatkräftiges Eingreifen und durch Bethätigung eines edlen Kunstgeschmackes ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Ich sage auf dem Gebiete der Kunstindustrie, und das legt mir die Verpflichtung auf, zunächst den Begriff dieses Wortes klarzustellen. Wie das Wort selbst sagt, kommen dabei zwei Elemente in Betracht: das industrielle, d. h. für den gewöhnlichen Gebrauch durch Arbeit gewonnene, und das künstlerische, welches durch Form oder Farbe dem Schönheitsgefühle der menschlichen Natur angepasst wird. Beide Elemente, Bedürfnis und Form, sind indes nicht gleichberechtigt, sondern eins kann dem andern untergeordnet sein.

Mithin kann jeder durch Arbeit in bestimmte Formen gebrachte Gegenstand in das Gebiet der Kunstindustrie gezogen werden. Und so finden wir zu allen Zeiten, wo die Kunstindustrie sich natürlich entwickeln konnte, dass sie die einfachsten Gebrauchsgegenstände veredelte und namentlich im Mittelalter das gesamte Leben durchdrang. Sehen wir uns die Arbeiten der alten Werkstatt darauf an, in welcher Weise Kunstsinn und Kunstfertigkeit sich an ihnen bethätigt hat. Schöne Profile, reiches Schnitzwerk und saubere Detailarbeit zeichnen die Schreinerarbeiten des 15. und 16. Jahrhunderts, der ersten Blütezeit des deutschen Handwerks, aus. Es ist, als wenn die Liebe und Sorgfalt, die ganze Hingabe der Hände und Herzen aus dem Bildwerke erkennbar würde. Dadurch erhalten diese Arbeiten ein lebendiges, individuelles Gepräge. Die Harmonie der Formen tritt dem Beschauer angenehm entgegen. Irgend eine Trennung von Kunst und Handwerk, welche diesem später so verderblich wurde, ist in der alten Werkstatt nirgends wahrnehmbar. So hatte sich auch ein besonderer Stand der Architekten in jenen Zeiten nicht gebildet. Wer Geschick und Tüchtigkeit besass, wurde zum Meister erkoren. Für den modernen Titel „Kunstschlosser“ und „Kunsttischler“ würde man damals kaum ein Verständnis und noch weniger eine Berechtigung gefunden haben. Peter Vischer, der das kunstreiche St. Sebaldusgrab zu Nürnberg schuf, fertigte als einfacher Gelbgiesser ebenso gut Leuchter für den bescheidenen Hausgebrauch an. Wie der Kunsthistoriker Schnaase zutreffend sagt, war der künstlerische Sinn selbst auf die Männer übergegangen, welche den schweren Hammer zu führen und das spröde Eisen zu schmieden hatten. Wie zahlreiche kunstvolle Eisen-, Silber- und Goldschmiedearbeiten, prächtige Holzschnitzereien an Altären und Chorstühlen und schöne Steinmetzarbeiten an den Kirchen und Brunnen in Nürnberg, Augsburg, Ulm und anderen Städten beweisen, durchdrangen zu jener Zeit Kunstsinn und Kunstfertigkeit die breiten Schichten des Handwerks. Der Ruhm deutscher Kunstfertigkeit drang sogar bis an die Höfe Italiens und Frankreichs. Erst in neuerer Zeit hat der frühere Direktor der Münchener Kunstanstalten, Hefner von Alteneck, nachgewiesen, dass die prachtvollen Harnische der französischen Könige die Arbeit eines Augsburger Meisters, des Hans

Mülich, sind. Die Zeichnungen zu diesen Arbeiten fanden sich im Nationalmuseum in München.

So lange also Handwerk und Kunst unmittelbar verbunden waren, strömte der alten Werkstatt immer frische Kraft zu. Als aber nach dem 30jährigen Kriege, der tausend und aber tausend Werkstätten verwüstete, die hohe Kunst von dem bescheidenen Handwerk sich vornehm trennte, als sie nicht mehr für das tägliche Bedürfnis und die Wohnung des Bürgers arbeitete, sondern nur die Schlösser der Fürsten versorgte: da verlor die Kunst ihren volkstümlichen Charakter und die Werkstatt den Sinn für die künstlerische Form. Das Handwerk kam der vornehmeren Schwester, der Kunst, gegenüber in die Lage des Aschenbrödels. Es arbeitete nur für den gemeinen Nutzen.

So ging es mit dem Kunsthandwerk bis zur Mitte unseres Jahrhunderts zurück. Erst da setzen die Reformbestrebungen zur Einführung eines besseren Geschmacks in den Erzeugnissen des Handwerks erfolgreich ein. Indessen ging es nur langsam vorwärts. Erst die letzten Jahrzehnte haben wieder einen künstlerischen Zug in die Arbeiten des Handwerks gebracht.

Wie hat sich diese Wandlung vollzogen? Wer hat die Anregung gegeben? Diese Fragen sollen jetzt eine Antwort finden.

Schon im Anfang unseres Jahrhunderts suchte Schinkel das Handwerk künstlerisch zu bilden. Bau- und Möbeltischler, Tapesierer und Maler wurden zur grösseren Handgeschicklichkeit und besseren formalen Bildung angeleitet. Aus dem Bestreben Schinkels, die Formen der Handwerkserzeugnisse zu veredeln, gingen seine Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker hervor, deren erste Serie von Kupfertafeln 1830 erschien. Aber dieses Werk hat auf weitere Kreise des Handwerks keinen nachhaltigen Einfluss geübt. Die ganze Arbeit hatte etwas steif Akademisches an sich, das ihr den Zugang zur Werkstatt erschwerte. Dass Kunst und Handwerk sich in derselben Person wieder vereinigen müsse, wie das in der alten Werkstätte der Fall gewesen, dieser Gedanke lag jener Zeit noch fern. Doch bleibt Schinkel das Verdienst, dass er zahlreiche Entwürfe für Geräte und Gefässe, Decken-

und Wanddekorationen, Eisen- und Bronceguss, angefertigt hat, die zwar erst Jahrzehnte nach seinem Tode recht gewürdigt sind, immerhin aber das Bestreben bekunden, die Werkstätte aus ihrer künstlerischen Verarmung zu erlösen.

Was Schinkel für Berlin, war Gottfried Semper für Dresden im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts. Semper hatte als Student zu den Füssen Otfried Müllers in Göttingen gesessen. Durch dessen geistvolle Vorträge wurde er für die klassische Kunst so sehr begeistert, dass er die Bauwerke Italiens und Griechenlands an Ort und Stelle studierte. So entstand seine Neigung für die Renaissance, die er für die edelste Kunstform erklärte. Mit dieser Anschauung kehrte er nach Deutschland zurück, um dieselbe in Dresden als Lehrer und Künstler in Theorie und Praxis durchzuführen. Der Bau des Hoftheaters war epochemachend. Für alle Arbeiten entwarf er bis ins einzelne die Zeichnungen und überwachte die Ausführung in der Werkstatt. So gestalteten sich Wandbekleidung, Deckendekoration, Holztäfelung, Möbel und Geschirr zum harmonischen Ganzen. Doch begnügte er sich nicht mit der Veredelung der architektonischen und dekorativen Formen, sondern er brachte besonders auch die Farbe wieder zur Anerkennung. Der damals herrschende Empirestil fiel nicht bloss durch seine phantasielosen Formen, sondern auch durch seine nüchternen und monotonen Farben auf. Da wandte Semper das System der Polychromie der Alten für Deutschland entsprechend an. Er wies nach, dass auch die Griechen von der Farbe einen weitreichenden Gebrauch gemacht hatten und dass nur Natur und Kunst in ihrem Zusammenhange künstlerische Harmonie erzeugen könnten.

So sehen wir, wie zwei geniale Architekten in die Werkstatt hinabgestiegen sind, um dem Handwerk wieder einen künstlerischen Zug zu geben und Kunst und Handwerk wieder näher zu bringen.

Es ist dann noch eines Mannes zu gedenken, der auf andere Weise dasselbe Ziel zu erreichen suchte. Es ist der Versuch des früheren Regierungsrats Freiherrn von Minutoli in Liegnitz, durch eine Sammlung mustergiltiger Gegenstände aus den verschiedenen Zweigen des Handwerks und der Kunstindustrie das Kunstgewerbe in bessere Bahnen zu lenken. Un-

auffällig hatte dieser Freund des Kunstgewerbes eine grossartige Sammlung der edelsten Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbefleisses der gebildetsten Völker der Vergangenheit und Gegenwart zusammengebracht. Er erhoffte von dem unmittelbaren Anschauen und Benutzen der Originale nachhaltigere Wirkungen, als von einer abstrakten Formenlehre und von Zeichnungen, wie die Vorbilder von Schinkel sie darboten. Die Arbeiten in Holz und Stein, in Glas, Thon, Metall, in Leder, Wolle und Seide zeigten nicht bloss, was kunstgeschickte Hände aus diesen Stoffen zu machen verstanden, sondern auch, wie sie allmählich zu dieser Vollendung sich emporgeschwungen hatten. Die Sammlung enthielt nämlich Werke der einfachsten Form und führte stufenweise zu den feineren und feinsten Kunstwerken über. Sie stellte somit eine anschauliche Geschichte der Technik dar, wie sie lehrreicher nicht gedacht werden kann. Eine Sammlung von Materialien, Werkzeugen und Stoffen trat ergänzend hinzu. Indessen vermochte auch diese herrliche Sammlung den Sinn für schöne Formen nicht unmittelbar zu erwecken und die Hand des Arbeiters zur Nachbildung zu reizen. Dieselbe gelangte erst später zur vollen Geltung.

Woran lag es nun, dass die ersten Anregungen so wenig Früchte zeitigten und nachhaltig wirkten? Einmal daran, dass die Bestrebungen, das Handwerk auf eine höhere Stufe zu heben, nur vereinzelt auftraten. Zum anderen daran, dass der gegebene Anstoss ein örtlich beschränkter blieb. Es fehlte der Bewegung an Breite und Tiefe.

Inzwischen wurde das Verwüstungswerk mehr oder weniger fortgesetzt. Getäfelte Wände wurden abgerissen und zerschlagen, um durch geschmacklose Papiertapeten ersetzt zu werden. Prächtige zinnerne Krüge, Kannen und Schalen wurden zu — Esslöffeln umgeschmolzen. Farbige Skulpturen in Kirchen, Klöstern und Rathäusern wurden übertüncht, und die weisse Farbe beherrschte alles. Die herrlichsten alten Truhen und Schränke wurden pietätlos verschleudert, oder man liess sie in der Rumpelkammer vom Wurm zerfressen.

Aber wie ein Blitz fuhr in diese Zeit des mangelnden Kunstverständnisses die erste internationale Industrie-Ausstel-

lung in London im Jahre 1851. Deutschland, aber auch England und andere Nationen — Frankreich allein ausgenommen — gingen mit einer beschämenden, aber heilsamen Lehre aus dem industriellen Wettbewerb heim. Die Kunstindustrie Europas, die sich seit Jahren hatte gehen lassen, wurde recht unsanft aufgerüttelt. Unverkennbar hatte die orientalische Kunstindustrie die europäische überflügelt. Den halbbarbarischen Völkern des Orients, vor allen den Indern, musste die Palme zuerkannt werden. Diese Wahrnehmung regte die Engländer so auf, dass sie sofort auf Abhilfe sannen. Kein geringerer als der Prinzgemahl von England, der die Weltausstellung ins Leben gerufen, ergriff die Initiative zur Hebung des Kunsthandwerks. Er berief den seit 1849 im Exil in England befindlichen Gottfried Semper, den ehemaligen Direktor der Bau-Akademie in Dresden, um zunächst über die Organisation eines besseren kunstgewerblichen Unterrichts Vorschläge zu machen. So wurde der Grund zu dem berühmten Süd-Kensington-Museum gelegt, welches zur Förderung des Unterrichts auf dem Gebiete der industriellen Kunst dienen sollte. Auch forschte man eifrig nach mustergiltigen Gegenständen des Kunstgewerbes. Leider wurde auch viel wertvolles Bildungsmaterial aus Deutschland entnommen und dem Kensington-Museum zugeführt.

In Deutschland erblickte man zwar in den Erfolgen Englands einen Fingerzeig, dass alle Anstrengungen gemacht werden müssten, die Arbeiter tüchtig im Zeichnen auszubilden und ihren Schönheitssinn durch Vorführung guter Muster in Museen und Sammlungen zu entwickeln. Doch ging man zunächst nur in Bayern und Württemberg in der bezeichneten Richtung vor. Endlich erkannte man auch in Preussen die grosse Bedeutung der Hebung des Handwerks in technischer und künstlerischer Hinsicht. Die erste Anregung dazu ging von einer Stelle aus, die mit dem geistigen Urheber der ersten Weltausstellung durch die engsten Familienbande verknüpft war. Ihre Kaiserlichen Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin waren nur zu sehr den Fortschritten ihres Heimatlandes zur Hebung seiner Kunstindustrie gefolgt, um nicht den lebhaften Wunsch zu hegen, gleichartige Einrichtungen in Preussen verwirklicht zu sehen. Auf ihre An-

regung gründete im Jahre 1867 eine Anzahl Künstler, Gelehrte und Volksfreunde unter dem Namen „Deutsches Gewerbe-Museum“ zu Berlin einen Verein zu dem Zwecke, den Gewerbtreibenden die Hilfsmittel der Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Die erste Unterkunft fand das Museum bekanntlich in dem Gropius'schen Diorama in der Stallstrasse, in einem Raume, der zwar äusserlich klassischen Stil bekundete — war doch die Façade des Vorderhauses von Schinkel entworfen —, im Innern aber einen einfachen Schuppen darstellte. Trotz der ausgezeichneten Kräfte, die das Publikum durch Vorlesungen über kunstgewerbliche Themata für die Bestrebungen des Museums zu erwecken suchte und trotz des mannichfachen Materials, welches die Sammlungen des Museums boten, ist es doch nicht gelungen, einen grösseren Kreis für dieselben zu interessieren.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse infolge des französischen Krieges. Als die deutschen Arbeiter aus Paris verwiesen wurden und in ihre Heimat zurückkehrten, war es nicht bloss eine Pflicht des Patriotismus, diesen Verstossenen Arbeit zu geben, sondern diesen wurden auch gern die Thüren der Werkstätten erschlossen, weil man den Wert der in Frankreich gewonnenen künstlerischen Schulung hier bald erkannte. Erfuhr so das Kunstgewerbe in mancher Hinsicht eine Belebung, so wurde andererseits durch Veranstaltung von Wander-Ausstellungen solcher Besitzstücke des Museums, welche ohne allzugrosse Gefahr einem Eisenbahntransport unterworfen werden konnten, das Interesse für die Sache in möglichst weite Kreise getragen. Auch wurde es infolge der geschickten Geschäftsleitung ermöglicht, dass im Jahre 1871 die Firma Haas & Söhne in Wien eine umfangreiche Ausstellung orientalischer Kunstteppiche und Gobelins in Berlin ausstellte, eine Veranstaltung, der im Jahre 1872 die Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände im Königlichen Zeughause folgte. Letztere gewann dadurch eine besondere Bedeutung, dass sie den Inhalt der Königlichen Kunstkammer in Verbindung mit der Sammlung des Gewerbe-Museums zeigte. Auffälligerweise war die Königliche Kunstkammer in ihrem Werte bis dahin wenig bekannt, obschon sie einen reichen Schatz von Musterstücken für alle

Arten kunstgewerblicher Arbeiten barg und Zeugnis davon ablegte, dass schon Anfang dieses Jahrhunderts Ansätze von Bestrebungen zu finden sind, welche auf die Sammlung edler kunstgewerblicher Arbeiten gerichtet waren. Sobald nun diese Stücke der Königlichen Kunstkammer an das Tageslicht kamen und geordnet dem Publikum gezeigt wurden, staunte man über den äusserst wertvollen Besitz. Auf Grund dieser Ergebnisse wurde im Jahre 1874 auf Veranlassung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen ein vollständiger Plan ausgearbeitet, auf welchen hin die kunstgewerblichen Teile, im Ganzen etwa 6500 Stück, dem Kunstgewerbe-Museum übergeben wurden. Nunmehr wurde Se. Königliche Hoheit der Kronprinz zum Protektor des Kunstgewerbe-Museums Allerhöchst ernannt. Wer war geeigneter dazu als Er! Von früh an mit der hellenischen Welt in ihren reinsten Erscheinungen vertraut, wurde er auf den weiteren und zahlreichen Reisen auch mit den Kunstschätzen der anderen europäischen Länder bekannt. Aber soviel Freude der Kronprinz an der Kunst und ihren Werken hatte, so würde ihn doch der misskennen, welcher in der Energie, mit welcher er sich den Aufgaben seines Protektorates zuwandte, nur einen Ausfluss fürstlicher Liebhaberei sähe. Vielmehr war alles, was er auf diesem Gebiete that, von dem Wunsche eingegeben: „Förderung, Freude, Belehrung durch die Wirksamkeit dieser Anstalt in die weiten Kreise des Volkes zu tragen.“ „Wir wissen“, sagte er, „wie in den Tagen unseres grössten nationalen Unglücks der Gedanke an die idealen Ziele des Menschen sich schöpferisch stark und lebendig erwies. Es gilt heute mehr denn je, diese Ideale unserem Volke wieder zu erschliessen.“

Vom Anbeginn der Thätigkeit des Allerhöchsten Protektorats an liess sich erkennen, dass der Rahmen, welcher die bisherigen Sammlungen umschlossen hatte, gesprengt sei, und dass den gesteigerten Forderungen nur in einem weiteren Raume genügt werden könne. Nachdem schon früher die Begründung der National-Gallerie für die deutschen Kunstwerke der Malerei beschlossen war, wurde diese Erweiterung der industriellen Kunsterzeugnisse in der Errichtung des Kunstgewerbe-Museums gefunden. So reifte der Plan zu dem grossen monumentalen Bau heran, der

in der kurzen Zeit von vier Jahren vollendet und am 1. Oktober 1881 seiner Bestimmung übergeben wurde; ein weithin leuchtender Markstein für die Fürsorge, welche dem Kunstgewerbe in unserem Vaterlande zu teil ward! Mit Wehmut, aber auch mit Stolz gedenken wir des hohen, kunstsinnigen Protektors, mit Freuden erinnern wir uns des schöpferischen Meisters Martin Gropius, der in Gemeinschaft mit Henno Schmieden das Werk begonnen hat, und anderer edler Männer, die bei der Errichtung und Einrichtung des Museums mitgewirkt haben. —

Obschon das Museum im Vergleich zu England, den süddeutschen Staaten und Österreich verhältnismässig spät eröffnet wurde, ist es doch noch gelungen, eine reichhaltige Sammlung von Kunstschätzen aller Art zusammenzubringen. Dieses günstige Resultat verdanken wir hauptsächlich dem stillen Sammelfleiss von Kunstfreunden, deren Schätze für das Kunstgewerbe-Museum erworben wurden. So finden wir, ausser der schon erwähnten Sammlung des Regierungsrats von Minutoli, um nur die hauptsächlichsten Stücke anzuführen, die vom Professor Thaulon gesammelten alten Schnitzwerke Schleswig-Holsteins, die vom Ober-Postmeister v. Nagler gestifteten Majolika-Arbeiten, und das vom Kammermusikus Hanemann gewidmete Steinzeug und Krüge. Auf diese Weise ist noch manches schöne Stück des Kunstfleisses der alten Werkstätten gerettet. Die Majoliken und venetianischen Gläser weisen sogar eine derartige Vollständigkeit auf, dass eine Weiterbildung kaum noch nötig ist. Unter den Arbeiten in Holz und Leder befinden sich Stücke, wie der berühmte Pommer'sche Kunstschrank, der allein ein wahres Museum des deutschen Kunstgewerbes in der Blütezeit seines Schaffens darstellt.

Die Sammlung des Museums hat nun in erster Reihe die Bestimmung, dem heimischen Kunstgewerbe Vorbilder zu geben. Zu diesem Zwecke gilt es, das Vorzüglichste herbeizuschaffen, was in irgend einem Lande auf diesem Gebiete hervorgebracht ist. Dabei muss die historische Entwickelung der Formen gezeigt werden, damit die Geschmacksrichtung einer früheren Zeit nicht bloss als zufällige Laune, sondern als das Ergebnis ganz bestimmter Kunstanschauungen erscheint. Eine besondere Pflicht erwächst ferner dem

Kunstgewerbe-Museum in der Erforschung und Darstellung des heimischen Kunstgewerbes, dessen Geschichte im Vergleich mit den glänzenden Namen italienischer und französischer Künstler noch sehr im Dunkel liegt. Eine weitere Aufgabe des Museums ist die Bewahrung heimischen Kunstbesitzes vor der Verschleppung in das Ausland. Es gilt also, überall Umschau zu halten, ob noch irgendwo Kunstgegenstände vorhanden sind, die eine angemessene Ergänzung oder Bereicherung der Sammlung bilden. Für den Schutz des vaterländischen Besitzes bringt jedes Jahr weiteren Abwartens unberechenbaren Schaden. Die Möbel und Holzarbeiten nehmen natürlich innerhalb der Sammlung eine Art leitender Stellung ein. Spricht sich doch in ihnen der Formeninhalt einer bestimmten Zeit am umfassendsten aus. Zur weiteren Ergänzung des in der Sammlung gebotenen vorbildlichen Materials dient die Bibliothek mit ihren Unterabteilungen. Den eigentlichen Kern derselben bilden aber kostbare Werke kunstgewerblichen Inhalts, welche von Ihren Kaiserlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin dem Museum huldvoll überlassen sind. —

Die Bücherei ist sodann durch eine Ornamentstich-Sammlung vervollständigt und stellt sogar in Bezug auf das Kostümwesen die glänzendste aller Sammlungen dar.

Wie im Süd-Kensington-Museum finden wir endlich auch im Gewerbe-Museum eine die Hauptkunstrichtungen gleichmässig berücksichtigende Kunstschule, ein Institut, das, von Gropius ins Leben gerufen, in hoher Blüte steht. Eine besondere Weihe hat diese Schule dadurch erhalten, dass Se. Majestät der hochselige Kaiser Wilhelm I. und der Prinz Heinrich zu ihren Schülern gezählt haben.

Dass aber in den künstlerischen Anschauungen des modernen Kunstgewerbes sich bereits ein Umschwung vollzogen hat, beweisen unsere Kaufhäuser und Magazine. In den Werkstätten der Möbeltischler, der Kunsttöpfer, der Glasmacher, der Beleuchtungsindustrie, der Metallarbeiter, der Weberei, des Tapetendrucks und vieler anderer Gebiete setzt man seinen Stolz darein, die Gebrauchsgegenstände des modernen Lebens künstlerisch zu veredeln. Hat man doch aufgehört, den alten Hausrat aus früheren Jahrhunderten

pedantisch nachzuahmen! Der leitende Gedanke des modernen Kunstgewerbes findet sich vielmehr in dem Bestreben, den neuen Empfindungen durch neu erdachte künstlerische Formen Ausdruck zu geben!

Vergleichen wir z. B. die jetzige Art der Herstellung von Möbeln mit der früheren Fabrikation. Es ist jetzt mit allen überflüssigen, konstruktionswidrigen Säulen und Gesimsen und den aufgeleimten Krönungen gebrochen. Der Rücksicht auf Haltbarkeit und praktische Benutzung muss sich die künstlerische Ausstattung unterordnen. Doch mit der Geschicklichkeit in der Ausnutzung selbst des kleinsten Raumes dieser Büffets, Schränke und Schreibtische ist fast überall ein ausgesuchter künstlerischer Geschmack verbunden. Allerdings wird es manchen Freund unserer heimischen Möbelindustrie aus nationalem Interesse peinlich berühren, dass man in Deutschland der Geschmacksrichtung des Auslandes so bereitwillig gefolgt ist, aber die Reformen der englischen und amerikanischen Industrie sind meist zu rationell, als dass man sich hier denselben auf die Dauer verschliessen könnte.

Wem fällt ferner der Fortschritt nicht auf, der unter den kleineren Luxusgegenständen in der Neuzeit gemacht ist? Auf keinem Gebiete ist die Einwirkung der Anschauung älterer Muster so wahrnehmbar, als auf diesem. Porzellane, Gläser und Fayencen lassen die glücklichste Nachahmung der schönen altrheinischen und altvenezianischea Trinkgläser erkennen: alte Motive in neuen, verjüngten Formen!

An den ständigen Besitz des Museums reihen sich neubelebend die Sonderausstellungen, zumeist Leihausstellungen aus fremdem Besitz, an. Die erste, eine indische Ausstellung, sandte Ihre Majestät die Königin von England als wahrhaft Königlichen Gruss dem von ihrer erlauchten Tochter und deren hohem Gemahl beschützten Institute. Es folgten die japanische und marokkanische Ausstellung und die Sammlung Riebeck. Eine Huldigung für den in Berlin versammelten medizinischen Kongress war die Ausstellung medizinischer Kunstaltertümer Nicht minder eigenartig war die erst neuerdings ins Werk gesetzte Ausstellung von Plakaten. Liess diese doch recht erkennen, welchen Wert in technischer Hinsicht und in Bezug auf künstlerischen Geschmack andere Nationen, insbesondere

die Franzosen und Amerikaner diesem Industriezweige zuwenden, während derselbe bei uns leider noch gänzlich vernachlässigt ist.

Ist auch das Hauptziel der kunstgewerblichen Bestrebungen auf die künstlerische Belebung des Handwerks gerichtet, so darf doch auch die sociale Bedeutung der Frage nicht unbeachtet bleiben. Wenn die Maschine die sociale Frage geschaffen hat, wenn die Arbeiter in der Fabrik ihre Selbständigkeit verlieren, so muss notwendigerweise jeder Gewerbebetrieb die sociale Frage lösen helfen, welcher dem Arbeiter wieder seine individuelle Arbeit ermöglicht und die Maschine auf ihr eigentliches Arbeitsfeld zurückdrängt. Beides vermag das Kunstgewerbe. Es bildet die Reaktion gegen die nivellierende Maschinenthätigkeit, die alles gleichmässig herstellt und rein mechanisch arbeitet. Der Gewerbestand darf also den Kampf gegen die Maschine ruhig aufnehmen. Die Schönheit der Erzeugnisse, der künstlerische Geschmack, das sind die Waffen, gegen welche die Maschine nichts auszurichten vermag, sie heben die Persönlichkeit des Arbeiters hoch über das Niveau des unselbständigen Maschinisten. Dadurch wird der Einzelne leistungsfähiger, es wächst die Kraft des Mittelstandes, den das Iudustriesystem zu vernichten droht. Mit jedem Stück Terrain, das auf diese Weise der Gewerbearbeit erschlossen wird, ist jenen Gefahren ein Stück Boden entzogen, welche mit dem Industriesystem nun einmal verbunden sind. —

Damit kommen wir zu der Frage der wirtschaftlichen Bedeutung der Kunstindustrie, die zuerst der Regierungs-Präsident von Viebahn klargelegt hat. Es lässt sich in der That nicht verkennen, dass der Staat die Kunstindustrie seines eigenen materiellen Interesses wegen fördern muss. Die Engländer in ihrer praktischen Art haben diese ganze Frage überhaupt nicht von der künstlerischen Seite, sondern von der wirtschaftlichen Seite aufgefasst. Wir Deutschen haben diese leider ganz übersehen, obwohl die charakteristische, aber auch krankhafte Folge unserer Industrie die Bildung grosser Kapitalsmassen ist. Die Kunst und Kunstindustrie machen hiervon meistens eine Ausnahme. Ihre Arbeit hebt den Wohlstand des einzelnen Hauses und der einzelnen Familie.

Aber auch an der sittlichen Seite der Frage dürfen wir nicht vorübergehen. Schiller sagt in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, „dass der Kontrast uns in Verwunderung setzen müsse, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und der ehemaligen, insbesondere der griechischen angetroffen werde. Dem Griechen hat die Alles vereinende Natur ihre Formen erteilt, bei uns präge der Alles trennende Verstand dem Individuum seinen Typus auf. Unsere gesellschaftlichen Zustände verlangen, dass jedes Individuum eine Seite ausbilde. Daher ist keiner mehr ein ganzer Mensch, wie der alte Grieche. Wir müssen also die Harmonie in unserem Wesen wieder herstellen."

Als Mittel zu diesem Zwecke empfiehlt Schiller die Kunst. An ihren unsterblichen Mustern, an ihren Wirkungen, an ihren Lehren könne der Mensch sich wieder erheben. Und in der That, wie die Schönheit der Natur sich vor des Menschen Sinn nicht entfalten kann, ohne seinen Geist zu erhöhen, so scheint auch den Wirkungen der Kunst etwas Göttliches beigemischt zu sein, das ihn vor allen schädlichen Einflüssen der körperlichen Welt beschützt. Es ist von tiefer Bedeutung, dass die griechische Sprache das *καλοκάγαθόν*, schön und gut, wie zusammengehörige Zwillingsgeschwister immer verbunden anführt.

Schiller hat diese Wirkung der Kunst in seiner Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten zur Genüge nachgewiesen. Er schreibt der Kunst das Verdienst zu, die Sittlichkeit zu fördern, Gleichmass und Mässigung herbeizuführen und die Menschen zu veredeln. Er meint, die Kunst sei ein ähnlicher Anker für das Schiff des Lebens, wie die Religion; man unterlasse daher nicht, das Wohl des Menschengeschlechts an diesem starken Anker zu befestigen! —

Von unserm Kaiser wissen wir, dass er selbst künstlerisch thätig ist, einen fein gebildeten Kunstgeschmack besitzt und der Kunst, insbesondere auch der Kunstindustrie, in hervorragender Weise sein Interesse zuwendet. Möge das Kunstgewerbe unter seinem mächtigen Schutze weiter gedeihen!

Wir aber wollen unserm Königlichen Herrn in seinen edlen Bestrebungen mit Zuversicht und unverbrüchlicher Treue fol-

gen und Gottes Schutz und reichsten Segen auf Ihn herabflehen.

Ich bitte, vereinigen Sie sich mit mir in den Ruf:
„Seine Majestät etc. lebe hoch!"

---

1. Schnaase's Kunstgeschichte.
2. Verschiedene Aufsätze und Reden von Professor Julius Lessing.

Zu dem Vortrage sind folgende Bücher etc. benutzt:

3. Die Festschrift des Kunstgewerbe-Museums.
4. Die Werke des Dr. Schwabe.
5. Ein Aufsatz von Ahrend über die kunstgewerbliche Bewegung.

II. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1895/96.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

a. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 15. Februar 1895 bis zum 30. April 1896.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 21 Sitzungen statt, unter ihnen 6 Senatssitzungen, 9 ordentliche, 5 öffentliche und 1 ausserordentliche. Unter den 14 Vorträgen, welche in den ordentlichen und öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, waren 5 geschichtliche, (2 litteraturgeschichtliche, 1 rechtsgeschichtlicher, 1 kulturgeschichtlicher, 1 kunstgeschichtlicher), 2 archäologische, 2 litterarische, 1 philosophischer, 1 juristischer, 1 sprachwissenschaftlicher, 1 kriegswissenschaftlicher und 1 sozialwissenschaftlicher. Soweit dieselben nicht in diesem Hefte veröffentlicht sind, bringen wir unten (Abschnitt b) eine Skizze ihres Inhalts.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Neu ernannt sind im ganzen 13 Herren:

1) Zu Ehrenmitgliedern folgende drei Herren:

a) Am 11. März 1895 Seine Durchlaucht der **Fürst Bismarck,** Herzog von Lauenburg.

Höchstderselbe nahm die Wahl durch folgendes, mit höchsteigener Namensunterschrift versehenes, an den Sekretär der Akademie gerichtetes Schreiben dankend an:

Friedrichsruh, 16. März 1895.

Euerer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 12. d. M. habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten und werde mir die Ernennung zum Ehrenmitgliede der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zur Ehre anrechnen. gez. v. Bismarck.

Das Diplom der Ernennung wurde dem Altreichskanzler in einer von dem hiesigen Buchbindermeister Julius Emanuel Walz sauber und geschmackvoll gearbeiteten, schön gepressten und mit dem Wappen der Akademie, sowie der Stadt Erfurt versehenen Kapsel zu höchstdessen 80. Geburtstage, dem 1. April 1895, von der Akademie übersandt.

b) Am 18. Dezember 1895 Herr Geheimer Hofrat Dr. theol. und phil. Johann Gustav Stickel, ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, der Nestor der Universität Jena.

Der ehrwürdige 91jährige Greis, welcher noch mit Goethe in dem jetzt von Herrn Kirchenrat Professor D. Hilgenfeld bewohnten Frommann'schen Hause (Fürstengraben 7) persönlich verkehrt hatte, richtete unter dem 22. Dezember cr. folgendes liebenswürdige Schreiben an die Akademie:

Hochverehrliche Königliche Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften!

Dass es auch für ein hohes Greisenalter noch herzerfreuende Momente gibt, dessen bin ich in wahrhaft ergreifender Weise beim Empfange Ihrer gewogentlichen, überraschenden Mittheilung inne geworden, wonach die altberühmte Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften mich einstimmig zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt hat.

Prüfend zurückschauend auf meine Vergangenheit kann ich nur meine achtundsechzigjährige akademische Lehrthätigkeit als den Beweggrund denken, welche mir den Beifall und die hohe Auszeichnung der Königlichen Akademie zugewendet hat.

Zwar nur mittelbar, meine ich, den gemeinnützigen Wissenschaften gedient zu haben durch die Saat praktischer und zugleich dem Idealen geweihter Gedanken, die ich in die Seelen Tausender meiner Zuhörer gestreut habe; aber ich glaube, gemeinnützlich gewirkt zu haben. Es beglückt mich, in der mir zugedachten Ehrung eine Bestätigung davon finden zu dürfen, die ich mit tiefstem Dankgefühl annehme.

In ehrerbietiger Ergebenheit verharre ich

einer hohen Akademie
gehorsamer
D. Johann Gustav Stickel,
Geheimrath.

Jena,
den 22. Dezbr.
1895.

Wenige Wochen nach Absendung des Diploms empfing die Akademie die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode des hochverdienten Orientalisten.

c) Ebenfalls am 18. Dezember 1895 Herr Dr. med. Bernhard Schuchardt, Geheimer Regierungs- und Obermedicinalrat, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha, der mit warmen Worten des Dankes die Wahl annahm.

2) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden folgende vier in Erfurt wohnhafte Herren ernannt:

Herr Pastor Alfred Fritzsche,
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Karl Martens,
„ Justizrat Bruno Huschke und
„ Regierungs- und Baurat Friedrich Kleinwächter;

3) zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern folgende sechs Herren:

Am 11. März 1895 Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Gustav Freytag in Wiesbaden.

Im folgenden, an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben erklärte sich Seine Excellenz zur Annahme der Wahl bereit.

Wiesbaden, 13. März 1895.

Hochverehrter Herr!

Dankbar für die Ehre, welche der Senat der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften mir durch die Ernennung zum auswärtigen korrespondierenden Mit-

gliede zu erweisen beabsichtigt, erkläre ich Ihnen meine Bereitwilligkeit, die Wahl anzunehmen.

Indem ich Ihnen und dem Senate mich in ausgezeichneter Hochachtung empfehle, habe ich die Ehre, mit besten Wünschen für das Wohl der Akademie zu sein

Ihr
ergebenster
Dr. Gustav Freytag.

Ferner die Herren:

Dr. Max Voretzsch, Sekretär der naturforschenden Gesellschaft in Altenburg,

Gymnasialdirektor Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg,

Gymnasialdirektor Dr. Friedrich Schröter in Burgsteinfurt,

Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Gustav Richter in Jena, Vorsitzender des Vereins für Thüringer Geschichte und Altertumskunde,

Pastor Otto Albrecht in Naumburg a. S.

b. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren folgende Mitglieder:

1) Das Ehrenmitglied Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. theol. und phil. Johann Gustav Stickel in Jena am 21. Januar 1896. (S. oben Seite 252).

J. G. Stickel, geb. 18. Juli 1805 zu Eisenach, studierte in Jena, wo er sich 1827 in der theologischen Fakultät habilitierte, nach seiner Rückkehr von einer 1829—30 nach Paris zu Silverte de Sacy unternommenen Studienreise ausserordentlicher Professor, 1848 in der philosophischen Fakultät ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen wurde. Besonderen Ruf genosss St. als Numismatiker; auf dem Gebiete der orientalischen, besonders der mohammedanischen Münzkunde galt er als Autorität. St. veröffentlichte u. a. „Handbuch zur morgenländischen Münzkunde“ (2 Bde., Leipzig, 1845 und 1870), „Das Buch Hiob, rythmisch gegliedert und übersetzt“ (ebd. 1842), „De gemma Abraxea nondum edita“ (Jena 1848), „Das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen“ (Lpz. 1858), „Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Übersetzung“ (Brl. 1888). Er starb in Jena nach einer

achtundsechzigjährigen reich gesegneten akademischen Lehrthätigkeit im Alter von 91 Jahren.

2) Das ordentliche Mitglied der Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium Herr Professor Dr. Gustav Auermann, am 26. September 1895. (S. den Nekrolog Abschnitt III.)
3) Das auswärtige, korrespondierende Mitglied Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Gustav Freytag in Wiesbaden, am 30. April 1895. (S. Abschnitt I, No. 5.)
4) Das auswärtige, korrespondierende Mitglied, der Grossherzoglich sächsische Geheime Hofrat Bergfeld in Weimar am 19. April 1896.

3. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

1) Vom Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele:
   Ein Theaterzettel der sog. Hamburger Entreprise 1767—69).
2) Vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann: Zwei Sonderabdrücke des Vortrages:
   Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit.
3) Vom ordentlichen Mitglied Herrn Pastor Fritzsche:
   Kindertaufe und Wiedertaufe. Ein Vortrag. Altenburg, 1890.
4) Vom ordentlichen Mitglied Herrn Divisionspfarrer Falke:
   Buddha, Mohamed, Christus. 1. Teil, Vergleich der drei Persönlichkeiten. 1896, Gütersloh. Bertelsmann.
5) Von folgenden auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern:
   Von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz in Charlottenburg: Aeschylus' Agamemnon, in Musik gesetzt. Berlin, 1896.
   Von Herrn Pfarrer Wiegand in Mittelhausen:
   August Neanders Leben. 2. A. Erfurt. Bartholomäus.
   Von Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenburg:
   Stammtafel der Familie von Wulffen. 1895.
   Stammtafel der Familie von Pfeil. 1896.

Von Herrn Musikdirektor Ludwig Meinardus in Bielefeld: Eigene Wege. Ein Roman. Bremen 1895.

Von Herrn Dr. Max Voretzsch in Altenburg:

1. Untersuchung einer speziellen Fläche konstanter mittlerer Krümmung. Dissertation. Göttingen, 1883.
2. Ein Blick auf die Vergangenheit der Stadt Altenburg. Altenburg, 1890.
3. Altenburg zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa. Altenburg, 1891.
4. Zur Erinnerung an Professor Dr. Karl Eduard Zetzsche. Altenburg, 1894.
5. Bericht über die Thätigkeit der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes, die Zeit vom 1. Juli 1892 bis 30. Juni 1894 umfassend. Altenburg, 1894.
6. Bericht über die Feier des 75jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes am 8. und 9. Oktober 1892. Altenburg, 1894.
7. Den Manen Galileo Galileis. Altenburg, 1894.

Ausserdem sind uns noch von den Herrn Verfassern folgende Werke übersandt worden:

Prof. Dr. Barthels: Geschichtliche Episode aus dem Leben einer Universitätsstadt. Frankfurt a. M., 1894.

" Lehrbuch der Stereometrie und Trigonometrie. Wiesbaden, 1893.

" Die biblischen Wunder. Stuttgart 1895.

Bugge: Etruskisch und Armenisch. I. Christiania, 1890.

Wellner: Einleitung zur Geschichte der Wissenschaften. Paris, 1895.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt V, b.) verzeichnet. Wir bitten, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

4. Wir schliessen unsern Bericht mit folgenden Mitteilungen aus der Chronik der Akademie.

Am 10. März 1895 vormittags 11³/₄ Uhr ward dem Vicepräsidenten und dem Sekretär der Akademie huldvollst eine Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha auf dem Schlosse Friedenstein in Gotha gewährt.

Am 16. April a. ej. hatten die beiden genannten Vertreter der Akademie die hohe Ehre, von Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach 12 Uhr mittags in dem Grossherzoglichen Schlosse zu Weimar in Audienz empfangen zu werden.

Am 17. Mai reiste der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele nach Berlin, um eine Audienz bei dem Präsidenten der Akademie, Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen, sowie bei Seiner Excellenz dem Herrn Kultusminister Dr. Bosse behufs Verbesserung der materiellen Lage der Königlichen Akademie nachzusuchen. Seine Königliche Hoheit war leider durch Unpässlichkeit verhindert, den Herrn Vicepräsidenten in Audienz zu empfangen. Auch Seine Excellenz war zur Zeit in Berlin abwesend. Dagegen ward Herr Direktor Dr. Thiele von dem Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium Herrn D. Weyrauch empfangen, welcher in wohlwollendster Weise seine Unterstützung in der vorliegenden Angelegenheit in Aussicht stellte.

Aus Anlass des am Anfang Oktober 1895 in Erfurt abgehaltenen 6. evangelisch-sozialen Kongresses, auf welchem auch die Frauenfrage behandelt wurde, beschloss der Senat in einer Sitzung am 23. Oktober ein die Frauenfrage berührendes Thema als Preisaufgabe für das Jahr 1896 zu stellen. Wir teilen die Verhandlungen der Preiskommission hinsichtlich der Wahl des Themas unter den Sitzungsberichten der Akademie (S. unten Abschnitt II, b. S. 264 ff.) und den Wortlaut des Themas mit den dazu veröffentlichten Erläuterungen mit. (S. unten Abschnitt IV.)

Den beiden bereits früher (s Jahresheft XXI der Neuen Folge S. 109) von der Comenius-Gesellschaft zu Di-

plom-Mitgliedern derselben ernannten Vicepräsidenten und Sekretär der Akademie sind gegen Ende des Jahres 1895 von dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Archivrat Dr. Ludwig Keller in Charlottenburg, die geschmackvoll ausgefertigten Diplome übersandt worden. Die bekannten freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen unserer Akademie und der Comenius-Gesellschaft seit Bestehen der letzteren vorhanden gewesen sind, haben dadurch aufs neue einen äusseren Ausdruck gefunden. Wir unterlassen nicht, auch an dieser Stelle noch einmal unsern verbindlichsten Dank zu bezeugen.

---

b. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 20. Februar 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberst und Regimentskommandeur Oberg hält einen Vortrag über das Thema: „Wissenschaft und moralische Faktoren in ihrem Einfluss auf den Krieg.“ Die Grundgedanken des Vortrages waren folgende:

Der Krieg ist eine Kunst und keine Wissenschaft, denn in ihm ist das Können das Entscheidende.

Zum Erlernen des Könnens aber ist eine Anzahl Wissenschaften nöthig, als deren hauptsächlichste zu nennen sind: Geschichte, Naturwissenschaften, Mathematik, Sprachen, Geographie, dann noch die besonderen: Strategie, Taktik, Kriegsgeschichte, Waffenlehre, Befestigungs- und Belagerungskunst, Terrainlehre, Militärrecht und Militärhygiene. Der Nutzen der meisten genannten Hilfswissenschaften liegt auf der Hand, betreffs der Naturwissenschaften muss bemerkt werden, dass deren Beherrschung für einzelne Offiziere durch die Fortschritte in der Kriegstechnik zur unabweislichen Notwendigkeit geworden ist.

Die Geschichte zeigt, dass die Kriege nicht in stetig fortschreitender Vervollkommnung geführt werden, sondern dass bei ihnen, wie bei andern Künsten, öfter ein durch die Kulturzustände bedingter Höhepunkt erreicht wird und dann wieder ein Rückgang eintritt, ja dass sogar auch um die Wende des 15. Jahrhunderts von einer Renaissance der Kriegskunst gesprochen werden kann.

Von grossem Interesse ist es, zu verfolgen, wie die verschiedenen bekannteren Heerführer zu den Wissenschaften sich gestellt haben: wenn sich auch in der Mehrzahl bei ihnen eine Hinneigung, sogar eine Förderung, feststellen lässt, so kann andrerseits nicht geleugnet werden, dass es auch hervorragende Feldherrn gegeben hat, denen die Wissenschaften gänzlich fremd waren, darunter gerade volkstümliche Helden.

Dieses giebt zu denken und fordert dazu auf, denjenigen Eigenschaften nachzugehen, die dem Führer eigen sein müssen, und wir kommen zu dem Schlusse, dass das Wissen und auch das Können nur die Vorbedingungen zu einer erspriesslichen Thätigkeit bilden, für die eigentliche Soldaten- und Feldherrnthätigkeit aber die Eigenschaften des Charakters in den Vordergrund treten, da die moralischen Faktoren bei allen Kriegsbegebenheiten die ausschlaggebende Rolle spielen.

Die Friedensübungen können ihrer Natur nach nur in geringem Masse diese Faktoren zu beherrschen lehren, und die Frage nach der Bewahrung der Kriegstüchtigkeit im Frieden beantwortet sich dahin, dass die Erhaltung der kriegerischen Tugend nur in der Arbeit, in der bis zur höchsten Anspannung getriebenen Thätigkeit des Heeres beruht. Der Hinblick auf die in unserm Heere richtig geleitete, tüchtige Arbeit muss mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllen.

Zweite Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 20. März 1895.

Der Vicepräsident berichtet über den Verlauf der ihm und dem Sekretär der Akademie von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzoge Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha im Schlosse Friedenstein zu Gotha am 10. März vormittags 11¾ Uhr huld-

vollst gewährten Audienz. Der Senat erledigt einige geschäftliche Angelegenheiten.

Dritte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 20. März 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Dr. med. Zschiesche hält einen Vortrag über: „Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen." Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 4.)

Vierte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 8. Mai 1895.

Der Vicepräsident berichtet über den Verlauf der ihm in Gemeinschaft mit dem Sekretär der Akademie am 16. April d. J. von seiten Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar im Grossherzoglichen Schlosse zu Weimar gnädigst erteilten Audienz. Der Senat erledigt dann verschiedene geschäftliche Angelegenheiten.

Fünfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 8. Mai 1895.

Der Vicepräsident fordert zum Beginn der Sitzung die versammelten Mitglieder der Akademie auf, sich behufs Ehrung des Andenkens des am 30. April in Wiesbaden verstorbenen auswärtigen Mitgliedes der Akademie Seiner Excellenz des Wirklichen Geheimen Rates Dr. Gustav Freytag von den Plätzen zu erheben. Dies geschieht.

Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten ergreift der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele das Wort zu seinem Vortrage über das Thema: „Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths." Derselbe ist in diesem Jahresheft vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 2.)

Sechste Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 29. Mai 1895.

Das Mitglied des Senates der Akademie Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hält einen Vortrag über das Thema: „Zur Erinnerung an Gustav Freytag.“ Auch dieser Vortrag ist oben (Abschnitt I, No. 5) vollständig abgedruckt.

Siebente Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 29. Mai 1895.

Der Vicepräsident erstattet eingehenden Bericht über seine am 17. und 18. Mai d. J. in den Angelegenheiten der Akademie unternommene Reise nach Berlin, über die von ihm nachgesuchte Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen und bei Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister D. Dr. Bosse, sowie über eine Unterredung mit dem Unterstaatssekretär im Kultusministerium Herrn D. Weyrauch.

Achte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 19. Juni 1895.

Das Mitglied des Senates der Akademie Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hält einen Vortrag über das Thema: „Bemerkungen zu Dante, insonderheit zum ersten Gesang der Hölle.“

Der Vortrag beschäftigte sich nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über den Dichter und sein Werk, zunächst mit der Beantwortung der Frage, was dem letzteren einen so hohen Ruhm verschafft habe, dass es von den Erklärern sehr bald als die göttliche Komödie bezeichnet wurde. Das erste Verdienst, welches Dante sich durch diese seine grösste Dichtung erwarb, war, dass er dadurch eine einheitliche italienische Sprache, zunächst für die Poesie, weiterhin aber auch für die schriftliche Darstellung überhaupt, schuf; das zweite, dass er

eine staunenswerte Gelehrsamkeit in ihr niederlegte und einer ebenso bewunderungswürdigen dichterischen Gestaltungskraft dienstbar machte; das dritte, dass er diese reichen Mittel in den Dienst seines Vaterlandes stellte, indem er die dasselbe zerfleischenden Parteiungen, Laster und Verbrechen aufs schärfste und unerschrockenste geisselte. Der Vortrag ging dann zur Besprechung der Art und Weise über, wie die Divina commedia dem Verständnis des deutschen Lesepublikums durch Erklärung und Übersetzung näher gerückt worden ist, und fand, dass in beiderlei Hinsicht des Guten zu viel geschehen ist, indem die Erklärer, nicht zufrieden mit dem wörtlichen und dem allegorischen Sinn, vielen Stellen auch noch eine politische oder mystische Bedeutung unterzulegen suchten, die Übersetzer aber in dem Bestreben, der Versform gerecht zu werden, der Deutlichkeit der Übersetzung Eintrag gethan haben. Um zu zeigen, dass manche der vielbesprochenen Dunkelheiten des Gedichts mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit bestehen, gab der Vortragende eine Übersetzung des ersten Gesangs der Hölle in Prosa und erläuterte denselben, indem er zunächst und vor allem den wörtlichen Sinn zur Geltung kommen liess, dann die freilich nirgends abzuweisende allegorische Bedeutung — des Waldes mit seinen Schrecknissen, der Nacht und den drei wilden Tieren, des vor ihm liegenden, von der Morgensonne bestrahlten Berges, der Erscheinung des Dichters Virgil und seiner Prophezeihung des Windhundes, welcher die Wölfin verjagen wird u. s. w. — in einfachster Form hinzufügte, die politischen und sonstigen Beziehungen aber auf das Mass des Notwendigsten beschränkte. Es ergab sich bei dieser Behandlungsweise, dass die meisten Stellen einen vollständig klaren Sinn enthalten, einzelne aber dunkel bleiben, die jedoch durch geschraubte und weit hergeholte Erklärungsversuche nur noch dunkler gemacht werden. Schliesslich wurde die Frage erörtert, welcher Dichtungsart die Divina commedia zugezählt werden müsse; es ergab sich, dass sie weder zu den epischen noch zu den didaktischen Gedichten gerechnet werden kann, sondern sui generis ist.

Neunte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 18. September 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Landgerichtsdirektor Herrmann hält einen Vortrag über: „Die Geschichte des Sachsenspiegels." Derselbe ist in diesem Jahresbericht vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 7.)

Zehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 16. Oktober 1895.

Den ersten öffentlichen Wintervortrag der Akademie hielt das Mitglied des Senates der Akademie, Herr Schuldirektor a. D. Neubauer vor einer grösseren Versammlung über: „Gustav Freytags Leben und Schriften." (Vergl. Abschnitt I, No. 5.)

Elfte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 23. Oktober 1895.

Der Senat bewilligt auf Vorschlag des Vicepräsidenten dem hiesigen Geschichts- und Altertumsverein behufs Herstellung einer archäologischen Karte von Thüringen einen Zuschuss von 50 Mark. Der Senat beschliesst, eine Preisfrage für das nächste Jahr auszuschreiben und eine aus drei Mitgliedern des Senats bestehende Kommission zu wählen, welche das Thema bestimmen und dem Vicepräsidenten ihre Beschlüsse mitteilen soll. In die Kommission werden gewählt die Herren Oberregierungsrat Lucanus, Schuldirektor a. D. Neubauer und der Sekretär der Akademie. Letzterer setzt unter Zustimmung der beiden andern Glieder den Tag für die Sitzung der Kommission fest.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 30. Oktober 1895.

Der Vicepräsident giebt zum Beginn der Sitzung den schmerzlichen Gefühlen der Mitglieder der Akademie über den

durch den am 26. September erfolgten Tod des Oberlehrers am Königlichen Realgymnasium Herrn Professor Dr. Gustav Auermann erlittenen Verlust einen Ausdruck. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Andenkens des Verstorbenen von den Plätzen.

Das auswärtige korrespondierende Mitglied der Akademie, Herr Gymnasiallehrer Dr. Schreiber aus Schleusingen hält einen Vortrag über: „Die heutige Limesforschung zwischen Main und Neckar.“ Der Vortrag beruhte auf eigenen Forschungen und bot eine treffliche Veranschaulichung des Gegenstandes durch graphische Darstellungen. An denselben knüpfte sich eine lebhafte und anregende Debatte, an der sich ausser dem Vortragenden besonders die Herren Dr. Thiele, Dr. Zschiesche, Herrmann, Oberg und Dr. Breysig beteiligten.

Dreizehnte Sitzung.

Sitzung der Preiskommission.

Erfurt, den 6. November 1895.

Der zum Vorsitzenden der Kommission gewählte Sekretär der Akademie teilt zunächst die von ihm vorgeschlagene Geschäftsordnung mit. Es handle sich darum, zuvörderst einen geschichtlichen Rückblick zu werfen auf die im Jahre 1892 beim Ausschreiben der letzten Preisaufgabe gewonnenen Erfahrungen und sodann um Vorschläge betreffs der nächsten Preisaufgabe. Hinsichtlich des Verfahrens, das bei der Veröffentlichung der Preisaufgabe, sowie beim Zirkulieren der eingelaufenen Preisarbeiten und bei deren Beurteilung einzuhalten sei, habe man keinen Grund, von der früheren Observanz abzugehen. Dagegen empfehle sich eine Änderung hinsichtlich der Fassung der Preisaufgabe und der bei dem Preisausschreiben notwendigen Zusätze und näheren Bestimmungen. Das Thema sei enger und bestimmter zu fassen, als es damals geschehen sei. Man werde dadurch eine Fülle ganz wertloser Arbeiten von vornherein ausschliessen. Auch habe die Preiskommission durch die Zusätze genau die Richtung zu bezeichnen, in der sie das aufgestellte Thema behandelt zu sehen wünsche. Die Anwesenden stimmen diesen Gesichtspunkten zu.

Sodann trat man in eine Verhandlung über das aufzustellende Thema. Man fand, dass es sich empfehle, zunächst einen Versuch zu machen mit dem Gebiete, das bei der letzten Senatssitzung bereits ins Auge gefasst sei, nämlich mit dem der Frauenfrage. Der Vorsitzende legt zuvörderst dar, es sei notwendig, das Gebiet zu begrenzen. Nicht die ganze Frauenfrage könne den Gegenstand der Behandlung bilden, da bei der weitverzweigten Beschaffenheit des Gebietes die technischen Kenntnisse der Mitglieder der Kommission nicht ausreichen würden und man sich genötigt sehen dürfte, eine fachmännische Autorität zu Rate zu ziehen, ein Verfahren, welches, als zu kostspielig, durch die beschränkten Geldmittel der Akademie ausgeschlossen sei. Auch wurde von einer Seite bemerkt, dass es sich empfehle, eine Seite der Frauenfrage, nämlich diejenige, welche die politisch-soziale Frage berühre, von vornherein auszuschliessen, da dieses Gebiet den Bestrebungen der Akademie fern bleiben müsse. Der Vorsitzende schlägt nun vor, man möge sich bei Aufstellung einer Preisaufgabe auf die Bildungsfrage beschränken. Denn von den vier wichtigsten Seiten, welche die Frauenfrage in sich schliesse, der sozialen, wirtschaftlichen, Rechts- und Bildungsfrage, sei die letztere diejenige, deren Behandlung der Akademie als einem zugleich wissenschaftlichen und gemeinnützigen Institute am nächsten liege. Dieser Gedanke fand die Zustimmung der Kommission und nach einer eingehenden Diskussion auch die von dem Vorsitzenden beantragte Fassung des Themas. Dasselbe lautete:

„Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?“

Der Vorsitzende verbreitete sich des Näheren über die ihm vorschwebende richtige Behandlung des Themas. Es komme zuerst die Bedürfnisfrage in Betracht. Man habe nachzuweisen, dass ein Bedürfnis vorläge, auf die heranwachsende weibliche Jugend und zwar zuerst und vor allem auch in den höheren Berufsklassen, als den leitenden und für die Kultur und Bildung unseres Volkes wichtigsten und ausschlaggebenden Kreisen, in planmässiger Weise erziehlich ein-

zuwirken. Man habe sodann die Bildungsziele ins Auge zu fassen, welche auf den verschiedenen Gebieten des Ethisch-Sozialen, des Litterarisch-Ästhetischen und des Wirtschaftlichen lägen. Zuletzt habe man die sich als praktisch empfehlenden Mittel und Wege anzugeben, welche eine Erreichung jener Ziele ermöglichten und verbürgten. Dabei komme alles in Betracht, was dazu geeignet sei, auf Geist und Gemüt, Herz und Sinn, wie praktischen Verstand einzuwirken, um dem heranwachsenden Mädchen die Fähigkeit zu geben, eine ihrer künftigen Berufsstellung, sei es nun — und zwar zuerst — als Hausfrau und Mutter, oder in einer privaten Stellung innerhalb ihres Gesellschaftskreises, für sie selbst befriedigende und für ihre Umgebung segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Alles komme darauf an, die Töchter der höheren Stände dem verderblichen Müssiggang und der unseligen Hast nach verfrühten Genüssen zu entziehen und ihrem künftigen Leben einen gediegenen Inhalt zu geben.

Der vorsitzende Sekretär wird von der Kommission beauftragt, ein für den Druck bestimmtes und zu veröffentlichendes Preisausschreiben aufzusetzen. Dasselbe soll ausser dem Thema einige erläuternde Zusätze enthalten, welche nicht bloss die äussere, geschäftliche Seite der Sache betreffen, sondern sich auch auf den Sinn des Themas und die von der Kommission gewünschte Art und Weise der Behandlung desselben erstrecken. Als äusserster Termin der Abgabe der Arbeiten wird der 1. Dezember des Jahres 1896 festgesetzt. Sobald der von dem Sekretär der Kommission zu unterbreitende Vorschlag von derselben genehmigt worden ist, soll zur sofortigen Veröffentlichung desselben geschritten werden. Von den gefassten Beschlüssen der Kommission soll, um eine nochmalige Berufung des Senates unnötig zu machen, der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, sofort durch den Sekretär in Kenntnis gesetzt und derselbe durch letzteren ersucht werden, diese Beschlüsse damit als durch den Senat genehmigt zu erklären.

Der vorsitzende Sekretär handelte dem entsprechend. Am 9. November d. J. erhielt derselbe das per Zirkular an die Herren Oberregierungsrat Lucanus und Direktor Neubauer abgesandte, von ihm vorgeschlagene Preisausschreiben von den

genannten Herren genehmigt zurück und sandte dasselbe sogleich mit einem Anschreiben versehen an den Vicepräsidenten der Akademie behufs Kenntnisnahme vor der Drucklegung ab. Dasselbe ist dann unter dem Datum des 10. November 1895 gedruckt, mit einem Anschreiben versehen an die Redaktionen der wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands, sowie an einzelne Personen, mit dem Ersuchen um gefällige Verbreitung des Schreibens in ihrem Kreise, abgesandt worden. Unter Abschnitt IV dieses Jahresheftes ist es wörtlich abgedruckt.

Vierzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 13. November 1895.

Den zweiten öffentlichen Vortrag hielt vor einer grösseren Versammlung der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasial-Direktor Dr. Thiele, über das Thema: „Die Sprache im Allgemeinen und die Sprachen Europas, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen.“

Der Fassung des Themas entsprechend gliederte sich der Vortrag, der eine grosse Fülle fachwissenschaftlichen Materials knapp und kunstvoll verarbeitete, in drei Hauptteile, deren erster vom Wesen und von der Entstehung der Sprache handelte und die Resultate der Sprachwissenschaften bis zur Gegenwart in grossen Zügen darstellte. Schon zu Pythagoras Zeit fragte man nach dem Wesen und dem Ursprung der Sprache, und indem man seit Plato systematisch vorging, sah man sie als das Produkt einer Übereinkunft an oder als Ergebnis des menschlichen Willens. Dieser Meinung stand die andere gegenüber, die eine natürliche Entstehung behauptete und ihre Verschiedenheit auf den Wechsel des Klimas zurückführte. Als aber das Christentum mit der Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts auftrat, verfiel man auf die Idee einer Ursprache, die man im naiven Glauben in der hebräischen erblickte, und stellte noch bis ins 17. Jahrhundert die Alternative einer direkten göttlichen Belehrung oder einer göttlichen Offenbarung. Den ersten Schritt zur Feststellung der Wahrheit diesen Träumereien gegenüber that Leibniz, der eine Ent-

stehung auf natürlichem Wege annahm; Herder bezeichnete, mit Betonung der eigenen geistigen Arbeit des Menschen, die Sprache als etwas Werdendes, den Menschen vom Thier prinzipiell Unterscheidendes, und Wilhelm von Humboldt fasste sie im Fortschreiten der Einsicht als Produkt des Vernunftinstinkts, als das bildende Organ der Gedanken, als ein Privilegium des Menschen dem denkunfähigen Tier gegenüber. Auf dieser Grundlage kam Steinthal zu einem gewissen Abschluss in der Forschung: Die Sprache ist ein Naturprodukt, eine Reflex-Bewegung des nervus vagus auf den nervus hypoglossus durch Denken und Lautieren entstanden. Sie ist, auf eine abschliessende Definition gebracht, der Inbegriff aller zum Zweck der Mitteilung dienenden Laute, der sinnliche Ausdruck des begrifflichen Denkens.

Je nach den klimatischen Voraussetzungen entstanden verschiedene Sprachen, deren jede eine Geschichte der Vervollkommnung durchgemacht hat. Drei grosse Sprachklassen, deren Reihenfolge zugleich eine Stufenfolge der Vervollkommnung bezeichnet, lassen sich nach dem Massstab der Formenverschiedenheit aufstellen: Die isolierenden Sprachen mit einem kunstlosen Nebeneinander der Wortwurzeln; die agglutinierenden oder aneinanderlehnenden und einverleibenden, die in verschiedener Weise den Wurzeln die Beziehungslaute anfügen, die flektierenden oder beugenden, die zum Zweck des Gedankenausdrucks die Wortwurzeln selbst verändern. Zu den letzeren gehören die semitischen und die indogermanischen Sprachen, aus deren Vertretern sich die massgebenden Völker der Weltgeschichte zusammensetzen. Die Semiten, als die berufenen Träger der Gottesidee, kommen für die europäischen Sprachen wenig in Betracht; dagegen ist der indogermanische Sprachstamm, der seine ursprüngliche Heimat am Abhang des Hindukusch hat und sich in die Formen des Indischen, Persischen, Griechischen, Romanischen, Keltischen, Slavischen und Germanischen gliedert, der eigentlich europäische. Für die lebenden Sprachen Europas ist nur noch die romanische, slavische und germanische Sprachform von hervorragender Wichtigkeit. Die romanische Sprache hat sich aus dem Lateinischen entwickelt, dessen direkter Nachkomme das Italienische ist, demnächst das Spanische und das Portugiesische. Als der edelste Zweig der romani-

schen Sprache stellt sich das Französische dar, ausgezeichnet durch eine glänzende Litteratur und als Diplomatensprache über die ganze Erde verbreitet. Das Slavische, dem das Littauische und Lettische nahe steht, zerfällt in die beiden Gruppen des Südslavischen, zu dem die Bulgaren, Slovenen und Serben gehören, und des Nordslavischen mit den Russen, Polen und Wenden.

Im zwiefachen Gegensatz zum Romanischen einerseits, zum Slavischen anderseits hat sich das Germanische oder — mit einem Wort aus dem 9. Jahrhundert, das die Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrten- und Kirchensprache bezeichnet — das Deutsche zu behaupten. Der älteste Vertreter des germanischen Sprachstammes ist das Gotische; in dieser Sprache ist die herrliche Bibelübersetzung bruchstellenweise erhalten, welche dem Bischof Ulfilas zugeschrieben wird. Vom Hochdeutschen selbst haben wir bis zum 8. Jahrhundert keine Kunde. Seine Geschichte beginnt mit Karl dem Grossen. Fast alle aus jener Zeit erhaltenen Schriften, wie der Heliand und Otfrids Krist, stammen von geistlicher Hand, da seit der Bekehrung zum Christentum die alten Götter- und Heldenlieder, von denen die Merseburger Zaubersprüche, das Hildebrands- und Waltharilied noch einige Ueberbleibsel sind, allmählich verschwanden, und die Klöster, wie St. Gallen, Fulda und Hersfeld, wurden die eigentlichen Träger der Kultur. Doch fehlte, da die Geistlichen ihren Zwecken entsprechend ein jeder im Dialekt seines Landstriches schrieben, die sprachliche Einheit; und erst als diese unter der Herrschaft der Hohenstaufen erreicht ward, und der schwäbisch-alemanische Dialekt als der der Heimat des Königshauses zur alleinigen Geltung kam, war der Boden für die erste Blütezeit der deutschen Litteratur bereitet. Epos und Minnelied fanden ihre klassischen Vertreter dort in Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg, hier in Reinmar dem Alten und Walter von der Vogelweide. Doch erlosch mit dem Aussterben der Hohenstaufen auch der Glanz der Dichtung, bis mit dem Zeitalter der Erfindungen und der Reformation eine neue Erhebung stattfand, und Luther durch seine Bibelübersetzung, der er in richtiger Einsicht die Sprache der kaiserlichen Kanzlei zu Grunde legte, eine einheitliche Schriftsprache schuf; aber eines nochmaligen Niederganges in

den Zeiten des dreissigjährigen Krieges und der Abhängigkeit vom Ausland hat es bedurft, ehe durch Lessing, Schiller und Goethe eine zweite Periode der Vollendung heraufgeführt werden konnte. Am Schluss seiner Ausführungen stellte der Herr Vortragende die mannigfach aufgeworfene Frage nach der Möglichkeit einer dritten litterarischen Blütezeit; eine solche werde sich, wenn sie je zu erwarten sei, im Gegensatz zu den Versuchen Rückerts und Bodenstedts, orientalische Formen und Anschauungen auf deutschen Boden zu verpflanzen, nur auf nationalem Gebiete entwickeln können.

Ein zahlreicher Zuhörerkreis war mit gespannter Aufmerksamkeit und dankbarer Teilnahme dem lebendigen Vortrage gefolgt, der durch die Darbietung charakteristischer Proben aus verschiedenen Sprachen, so der gotischen Fassung des Vaterunser, der althochdeutschen des Glaubensbekenntnisses, der vlämischen Übersetzung des Becker'schen Rheinliedes und der holländischen Übersetzung der „Wacht am Rhein" aufs Beste veranschaulicht wurde.

Fünfzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 27. November 1895.

Den dritten öffentlichen Vortrag hielt vor einer zahlreichen Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Rudolf Eucken aus Jena über das Thema: „Philosophische Erörterungen über das Problem der weiblichen Bildung."

Das Recht der Philosophen, so leitete der Redner seine Erörterungen ein, in dem Streit betr. die Frage der weiblichen Bildung seine Stimme abzugeben, ergiebt sich aus der eigentümlichen Art und Aufgabe aller philosophischen Betrachtungsweise. Diese nimmt mit Verzicht auf Angabe praktischer Vorschläge ihren Standpunkt über den Parteien ein und übt eine Kritik an den sich entgegenstehenden Meinungen, indem sie uns davon überzeugt, wie zufällig und begrenzt unsere Anschauungen zum grossen Teile sind, weil bedingt teils durch persönliche Erfahrungen, teils durch die allgemeinen Vorstellungen unserer Zeit und unseres Volkes. Mit welcher

Vorsicht das Problem der weiblichen Bildung behandelt werden muss, tritt sofort zu Tage in der Vorfrage nach der Bildungsfähigkeit. Eine Entscheidung ist hier nicht zu gewinnen durch die physiologische Untersuchung des Gehirns, deren Daten ganz entgegengesetzte Deutungen zulassen, sondern allein aus den Erfahrungen der Geschichte und des menschlichen Lebens. Zunächst freilich scheint die Geschichte nicht zu Gunsten einer besonderen weiblichen Bildungsfähigkeit zu sprechen, da sie uns die Erkenntnis aufnötigt, dass alle grossen schöpferischen Leistungen, auf welchem Gebiete es auch sei, auf die Seite des Mannes fallen, während die Frau wohl oft fördernd in die Entwicklung eingegriffen hat, nie aber neuschaffend thätig gewesen ist, eine Thatsache, deren Gewicht unvermindert bleibt gegenüber der leicht widerlegten Erklärung, es habe dem weiblichen Geschlechte von jeher an den Mitteln der Bildung gemangelt. Doch ist der irrige Schluss aus dieser Thatsache abzuwehren, den schon Plato zog, dass die Frau überhaupt an geistiger Begabung hinter dem Manne zurückstehe; denn daraus, dass sie nicht schaffend thätig ist, folgt nicht, dass ihr selbständige, für die Menschheit gleich wertvolle Leistungen versagt wären; es bleibt die Möglichkeit, dass die Frau durch die ihr eigentümlichen Eigenschaften des Taktes, der Sorgfalt und Hingebung zu Leistungen befähigt wäre, die zu zeigen sie nur die Gelegenheit nie gehabt hat. Gerade die geschichtliche Erfahrung zeigt deutlich, wie fehl wir gehen, wenn wir nach fertigen Begriffen die Grenze der weiblichen Bildungsfähigkeit ziehen wollten, sie lehrt, dass die Frau z. B. für das Gebiet der Kunsttechnik, für die exakten Wissenschaften, vielleicht sogar auch für die Politik mit eigenartigen Gaben ausgestattet ist. Die Frage: Sollen wir nach einer Steigerung der weiblichen Bildung streben? ist unbedingt zu bejahen. Dies gilt zunächst von der allgemein menschlichen Bildung. Zwei Gesichtspunkte sind hier hervorzuheben. Zunächst ist die Stellung der Frau im Hause eine andere geworden, indem die Konkurrenz der Grossindustrie ihr die wirtschaftliche Thätigkeit im Hause so sehr aus der Hand genommen hat, dass sie schon durch diesen Ausfall darauf geführt wird, sich auf einem andern Gebiete eine befriedigende Wirksamkeit zu verschaffen. Zugleich trifft es sich

nun, dass die Zeit ihr entgegenkommt, um mit lohnenden Aufgaben diesen Ausfall zu decken: das sind die modernen Aufgaben der Hygiene und der Erziehung, der sozialen Hilfe und besonders auch die Forderung der geistigen Teilnahme der Frau an der in der Neuzeit so viel umfassenden Arbeit des Mannes. Aber die Zeit bietet nicht nur das Mittel der Bildung dar, sondern erheischt, wie von jedem, so auch von der Frau einen festen Fond von geistiger Bildung und Überzeugung, denn die moderne Zeit steht im Zeichen des Wandels und der Unruhe, und nur eine sittlich gefestigte Persönlichkeit kann bei dem Getriebe der Meinungen sich behaupten. Es handelt sich darum um die Berufsbildung der Frau. Wir fragen: warum soll die Frau einen Beruf wählen? Die Antwort ist zunächst zu geben durch den Hinweis auf die soziale Lage der Frauen, von denen eine grosse Anzahl aus drei Gründen nicht versorgt wird: die Zahl der Frauen übersteigt die der Männer beinahe um 2 Procent, die Männer gehen nicht alle die Ehe ein, und sofern sie den gebildeten Ständen angehören, erst verhältnismässig spät, so dass die Zahl der Witwen entsprechend wachsen muss. Unter diesen Umständen erscheint das Urteil der öffentlichen Meinung oft als inhuman, ja unmoralisch: von den Witwen verlangt sie Selbstversorgung, doch ohne die Mittel dazu zu geben, die Frau soll die Heirat nie als Sache der Versorgung ansehen dürfen, und von der Unverheirateten erwartet man die Wahl eines Berufes ohne Rücksicht auf den inneren Trieb. Dies führt auf die zweite Antwort, die auf die Frage nach der Notwendigkeit der Berufsbildung zu geben ist: die weibliche Berufsbildung wird gefordert durch das Recht der Individualität auf freie Bewegung innerhalb ihrer Schranken. Wo man unter der männlichen Jugend nur irgend Keime geistigen Strebens wahrnimmt, da sucht man durch Unterstützungen den Eifer anzuspornen und das Fortkommen zu erleichtern; ist es gerecht, Frauen, die von Jugend auf Trieb und Sehnsucht nach einem wissenschaftlichen Beruf verspüren, ja die anerkannt Hervorragendes zu leisten im stande sind, in die vermeintlichen Schranken der Weiblichkeit zurückzuweisen? Denn eben der eigene Begriff von Weiblichkeit ist der Ausgangspunkt der gegnerischen Ein-

wände, während es doch nur eines Blickes in die Geschichte und in die Anschauungen ausserhalb unseres Landes bedarf, um zu erkennen, wie fliessend die Ansichten des Publikums vom Weiblichen sind, und wie philiströs es ist, den eigenen Begriff für den einzig richtigen zu halten. Diesem wie auch dem andern problematischen Einwand, die ernste Berufsbildung schädige die weibliche Gesundheit, liegt oft die Befürchtung zu Grunde, durch die Beteiligung der Frau am geistigen und gewerblichen Leben werde die Konkurrenz grösser und der Kampf ums Dasein noch erbitterter. Aber dies Raisonnement hebt sich selbst auf, denn dahinter steht der krasseste Egoismus, der unbedenklich um des eigenen Wohles willen das Wohl der anderen aufopfert. Ausser dem moralischen fehlt diesem Gegengrund aber auch die reale Berechtigung, denn die Gebiete der Thätigkeit des Mannes und der Frau sind nicht als zusammenfallend zu denken, sondern die immer zunehmende Verfeinerung und Verinnerlichung der Kultur ist bereits auf dem Wege, ganz neue Gebiete zu erschliessen. Die Gemeindearbeit wird vielen Frauen dankbare Beschäftigung geben, und wie in der Schweiz die Advokatenlaufbahn der Frau bereits geöffnet ist, so sollte ihr auch bei uns überall die Möglichkeit gegeben werden, ihre besonderen Gaben zu entfalten. Bis zum 15. oder 16. Jahr erzieht und bildet bei uns die Gesellschaft die weibliche Jugend; die folgenden, für die künftige Entwickelung entscheidenden Jahre verstreichen unbenutzt, und die Kräfte liegen brach. Darum war es eine treffende Wahl der Erfurter Akademie, wenn sie als Thema der jüngst ausgeschriebenen Preisarbeit die Frage gestellt hat, wie für die weibliche Bildung gerade vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gesorgt werde.

Man kann der Frauenfrage skeptisch und kühl gegenüberstehen, aber gewiss sind die Skeptiker nie die produktiven Geister, nicht der Unglaube, sondern der Glaube war, wie Goethe sagt, von jeher die treibende Kraft in den grossen Bewegungen der Geschichte, nämlich der Glaube an das Gute in der menschlichen Natur und die Steigerungsfähigkeit der menschlichen Kräfte. Wenn aber Glaube und Liebe verlangt wird für alles Grosse, und wenn sie die treibenden Mächte der Weltgeschichte gewesen sind, dann ist ihrer

sicherlich die Sache derer wert, die wir in erster Linie als Vertreter von Glaube und Liebe anzusehen gewohnt sind. — Der Vortrag führte so in klarem und durchsichtigem Gedankengang in das Problem ein, die Fülle der meist persönlichen Erfahrungen des Redners entstammenden Beispiele dienten in hohem Masse der Anschaulichkeit seiner Ausführungen, und indem die philosophischen Fragen in freier Rede und mit Wärme und Lebendigkeit vorgetragen wurden, wirkten sie nicht bloss belehrend, sondern auch innerlich fördernd auf die gespannt zuhörende zahlreiche Versammlung ein.

Sechzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 4. Dezember 1895.

Den vierten öffentlichen Vortrag hielt vor einer grösseren Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Franz von Liszt aus Halle, über das Thema: „Die Reformbewegung auf strafrechtlichem Gebiete.“

An zwei Grundfehlern, so setzte der Herr Vortragende ein, leidet unser modernes Strafrecht: es isoliert einerseits das Verbrechen von des Thäters Individualität, aus der sich erst die Eigenart ergiebt, und kommt so anderseits zu einer Nivellierung des ganzen Strafsystems. Mit beiden Grundfehlern ist der Reform ihre Richtung vorgezeichnet: Die Eigenart des Thäters muss berücksichtigt und eben ihr die Strafe angepasst werden. Dieses Ziel verfolgt die Internationale kriminalistische Vereinigung, welcher Liszt selbst als Mitgründer angehört. Bei der Berücksichtigung der Eigenart des Thäters ist zunächst zwischen den beiden Gruppen der Gelegenheits- und der Gewohnheitsverbrecher zu unterscheiden. Das Verbrechen nämlich stellt sich dar als das Produkt aus der Eigenart des Thäters, und aus den äusseren Verhältnissen, die im Augenblicke der That auf ihn einwirken. Entweder überwiegen die Verhältnisse, die eine Gelegenheit schaffen, oder die Eigenart des Thäters, der die Gelegenheit gesucht hat und eine That begeht, die typisch für ihn, ein Abbild seiner ganzen Lebensauffassung ist. Die Anpassung an diese Eigenart

setzt freilich ein befriedigendes Strafsystem voraus. Das gegenwärtige Strafsystem leidet an einem Krebsschaden; es ist die kurzzeitige Freiheitstrafe. Diese nützt gar nichts und schadet sehr, sie bessert weder die Thäter, noch sichert sie die Gesellschaft. Man strebt daher nach Aufhebung und Ersatz. Zwei Vorschläge stehen sich hier scheinbar gegenüber; einerseits völlige Beseitigung und Hinaufrücken des Mindestmasses der Freiheitsstrafe; andererseits Verschärfung derselben, da sie nicht ganz entbehrt werden und, wenn nicht bessernd, so doch abschreckend wirken kann. Indes treffen beide Vorschläge im Grunde zusammen, da sich durch Schärfung nur etwas ausrichten lässt, wenn die Freiheitsstrafe wenigstens einige Tage dauert, und das Mindestmass etwa auf eine Woche festgesetzt wird. Ein Ersatz für den Wegfall der kurzzeitigen Freiheitsstrafe ist durch die Geldstrafe zu schaffen, und zwar so, dass sie im Verhältnis zum Einkommen des Verurteilten steht und niemals in Freiheitsstrafe verwandelt werden soll. Man hat hier im Fall des Unvermögens Zwangsarbeit ohne Einsperrung vorgeschlagen, ein Abverdienen der Geldstrafe; doch stösst dieser Vorschlag auf praktische Bedenken. Abzuweisen ist die Prügelstrafe, da sie bei der Verschiedenheit der Stände, auf welche jedenfalls Rücksicht genommen werden müsste, das eifersüchtige Misstrauen der niederen Klassen gegen die höheren nur noch steigern würde.

Fragt man nun prinzipiell: Wie behandeln wir den Gelegenheitsverbrecher? so lautet die Antwort: Wer sich das erste Mal vergeht, muss so lange als möglich mit der Strafe verschont werden, denn die Strafe ist erst das letzte Zufluchtsmittel des Staates. In drei Vorschläge gliedert sich diese Forderung: 1) So lang es angeht, Verschonung mit der Verurteilung; Einleitung eines Sühneversuchs auf dem vielbeschrittenen Wege des Sühneverfahrens. 2) Falls die Verurteilung nicht vermieden werden kann, Hintanhaltung mit dem Strafvollzug: die bedingte Verurteilung. Diese besteht darin, dass bei einem erstmaligen Vergehen der Vollzug des Urteils ausgesetzt und dass im Fall einer guten Führung dem Delinquenten die Strafe ganz geschenkt wird. Es ist nicht eigentlich eine bedingte Verurteilung, sondern ein bedingter Straferlass, eine Aussetzung der Strafvollstreckung. Bereits

im grössten Teile Europas hat sich dies Verfahren eingebürgert; auch in Sachsen und Preussen ist nach einer Zeit kühler Ablehnung, mit einigen Modifikationen allerdings, die Sache wieder aufgenommen worden. Erstlich nämlich soll die Aussetzung des Strafvollzugs insbesondere Jugendlichen zu Gute kommen, nur ausnahmsweise Erwachsenen, doch wird sie bei diesen weit intensiver wirken als bei jenen, und man wird mit der genannten Einschränkung nicht die besten Erfahrungen machen. Ferner soll nach preussischem Recht die Aussetzung Sache der landesherrlichen Gnade, nicht des Richters sein. Aber man befindet sich hier in einer verhängnisvollen Täuschung. Denn da dem Landesherrn eine gründliche Untersuchung des Einzelfalles unmöglich ist, und auch der Justizminister, dem dann die Verantwortung zufiele, sich nicht selbständig mit jedem Fall beschäftigen kann, so käme die Sache schliesslich an die Ersten Staatsanwälte, und es handelte sich nicht mehr um ein Begnadigungsrecht des Königs, sondern um ein solches des Ersten Staatsanwalts. Soll aber die Staatsanwaltschaft oder das Richterkollegium entscheiden? Ohne Zweifel eher das letztere. — Drittens Ersatz der Strafe, so lange es irgend möglich ist, den Jugendlichen gegenüber durch Zwangserziehung: Schulkinder sollen nicht vor den Strafrichter und ins Gefängnis. Hiergegen wird täglich verstossen, da die Strafmündigkeit mit dem zwölften Jahre beginnt; sie sollte bis zum vierzehnten hinaufgerückt werden. Ferner empfiehlt sich eine Zwangserziehung für Jugendliche, die zwar noch keine strafbare Handlung begangen haben, aber sittlich verwahrlost sind. Eine kurz zusammenfassende Forderung für das Verfahren gegen Gelegenheitsverbrechen würde so lauten: eine Strafe, die nicht zu lang, aber die intensiv ist.

Die Gewohnheitsverbrecher scheiden sich in die Gruppen der Besserungsfähigen und der Unverbesserlichen, deren Grenzen freilich nicht immer scharf zu bestimmen sind. Auf jene muss durch eine ja nicht zu kurze Strafe erziehlich eingewirkt werden (Arbeitshäuser), diese gilt es auf möglichst lange Zeit, wenn es angeht, durch lebenslängliche Internierung, für die Gesellschaft unschädlich zu machen. Bei beiden Gruppen wendet man das Verfahren der unbestimmten Verurteilung an, die nach dem Prinzip verfährt, dass der Zeit-

punkt der Heilung auch der Zeitpunkt der Entlassung sei: die Verurteilung darf nicht von vornherein ziffermässig ausgesprochen werden. Hierbei ist eine grosse Vielgestaltigkeit in der Durchführung möglich, und Kompromisse, wie die Festsetzung einer Mindest- und Höchstgrenze, lassen sich kaum vermeiden. Für die sogenannten Unverbesserlichen hat man dies Verfahren als eine Art letzter Instanz und namentlich deshalb in Vorschlag gebracht, um den Richter in die Lage zu setzen, einen etwaigen Irrtum wieder gut zu machen, so dass der Verbrecher, falls eine wirkliche Besserung eintreten sollte, entlassen werden kann. Als zusammenfassendes Resultat ergiebt sich folgende Forderung: Verschiedene Beurteilung und Behandlung des Verbrechers überhaupt; Milde gegen den Gelegenheitsverbrecher, eindringliche Strafe bei dem besserungsfähigen, rücksichtslose Strenge gegen den unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher.

Doch sei beachtet, dass das Wesentliche für uns nicht sowohl die Bestrafung des Verbrechens als seine Verhütung ist. Das Verbrechen, als eine sozial-pathologische Erscheinung, kann nur durch sozial-politische Massnahmen eingeschränkt werden; es muss bekämpft werden in seinen gesellschaftlichen Wurzeln, nachdem diese klar gelegt worden sind. Eine wirksame Abhilfe erwächst insbesondere aus der Schutzfürsorge für die Entlassenen, eine freie, in Vereinen sich konzentrierende Liebesthätigkeit, für die zweifellos schon viel geschehen ist. Aber sie muss planmässig betrieben werden, muss früher und anders einsetzen und länger währen als üblich. Durch Fürsorge für die Familie des Verbrechers, durch Sicherung einer Stellung für den Entlassenen, durch Besuch und Rücksprache muss die Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhalten werden, und es ist Sache einer persönlichen Pflege, sich für die Einzelnen zu interessieren. Dies System allein sichert uns den Erfolg der Schutzfürsorge, die zur Bekämpfung des Verbrechens am wirksamsten beizutragen vermag.

Mit dieser letzten praktischen Abschweifung knüpfte der Herr Vortragende am Schluss seiner höchst fesselnden und mit grossem Beifall aufgenommenen Ausführungen treffend und fein an die gemeinnützigen Zwecke und Ziele der hiesigen Akademie an und nannte nur die Wissenschaft die wahre, die

aus dem Leben schöpft und für das Leben wirkt, und die als solche das Losungswort gerade der Erfurter Akademie geworden sei.

Siebenzehnte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 18. Dezember 1895.

Die vom Sekretär der Akademie vorgeschlagene Zahl und Reihenfolge der für das 22. Jahresheft ins Auge gefassten Abhandlungen wird durch den Senat genehmigt.

Der Vicepräsident teilt dem Senate mit, dass er sich genötigt gesehen habe, die Hilfe des Ersten Staatsanwalts hierselbst gegen eine in den ehrenrührigsten Ausdrücken die von der Akademie für das Jahr 1896 ausgesetzte Preisaufgabe anzeigende Annonce des „Hannoverschen Couriers“ in Anspruch zu nehmen.

Achtzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 18. Dezember 1895.

Der Vicepräsident verliest den von ihm abgefassten Nekrolog des verstorbenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie Professor Dr. Gustav Auermann vor (s. unten Abschnitt III).

Das ordentliche Mitglied der Akademie, der praktische Arzt Dr. med. Loth hält einen Vortrag über das Thema: „Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nach Erfurter Quellen bearbeitet.“ Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt (s. oben Abschnitt I No. 9).

Neunzehnte Sitzung.

Öffentliche Festversammlung
zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1896.

Den Festvortrag hält das Mitglied des Senates der Akademie, Herr Oberregierungsrat Lucanus über das Thema:

„Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie.“ Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt (s. oben Abschnitt I No. 10).

Zwanzigste Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 4. März 1896.

Es werden verschiedene geschäftliche Gegenstände verhandelt.

Einundzwanzigste Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 4. März 1896.

Der Vicepräsident kündigt die Einladung des ordentlichen Mitgliedes der Akademie, des Geschichts- und Portraitmalers Herrn von Hagen zur Besichtigung eines von ihm gemalten, die Reue des Judas darstellenden Bildes an.

Die neuen, vom hiesigen Lithographen Kirchner hergestellten Formulare zu den Diplomen der Akademie werden vorgelegt.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Pastor Dr. Lorenz hält einen Vortrag über: „Die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie.“

III. Nekrolog

des Oberlehrers am Königlichen Realgymnasium zu Erfurt,
Professor Dr. Gustav **Auermann**,
vom Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

Karl Gustav Auermann wurde am 5. November 1843 zu Merseburg geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das zu Zeitz; hier erhielt er zu Michaelis 1863 das Zeugnis der Reife. Darauf begab er sich auf die Universität zu Halle und studierte drei Jahre klassische Philologie und Geschichte; als Lehrer wirkten namentlich auf ihn Bernhardy, Bergk, Pott, Schaller und Dümmler ein. Da im Jahre 1865 Auermanns Vater, welcher Regierungssekretär in Merseburg war, starb, sah er sich genötigt, seine Studien nach dem gesetzlichen Triennium abzubrechen und bald darauf für einige Zeit ein Lehramt zu übernehmen: er leitete die Vereinsschule zu Lützen vom Herbst 1866 bis zum Frühjahre 1868. Dann diente er kurze Zeit beim Militär, wurde aber wegen Kurzsichtigkeit entlassen und bezog wiederum die Universität Halle, um seine Studien zu vollenden; damals hörte er vornehmlich Keil und Zacher. Bevor er jedoch die abschliessenden Examina machen konnte, wurde er beim Ausbruche des französischen Krieges eingezogen und machte den Feldzug bis zum Jahre 1871 mit; er gehörte dem Belagerungsheere von Paris an. Endlich im August 1872 gelang es ihm, das Examen pro facultate docendi zu bestehen, doch bereits vorher, Ostern des genannten Jahres, war er als Lehrer an die höhere Bürgerschule zu Eilenburg berufen. Am 1. Februar 1874 folgte er einem Rufe als ordentlicher Lehrer an die damalige Realschule I. O., das jetzige Königliche Realgymnasium, zu Erfurt. Im Mai 1876 wurde ihm die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der Königlichen Bibliothek zu Erfurt übertragen. In demselben Jahre promovierte er in Jena auf Grund seiner Dissertation: „Platons Kardinaltugenden vor und nach Abfassung des Euthyphron.“ Als im Jahre 1880 der erste Bibliothekar Professor

Dr. Weissenborn starb, erhielt Auermann dessen Stelle und bekleidete dieselbe neben seinem Lehramte bis zu seinem Tode. Am 18. Juni 1894 wurde er zum Professor ernannt. In den Nachmittagsstunden des 16. September 1895 traf ihn, der schon längere Zeit kränkelte, ein Gehirnschlag, an dessen Folgen er am 26. September 1895 starb.

Auermann war ein überaus pflichttreuer und fleissiger Lehrer und Beamter, der sich allen seinen Obliegenheiten gewissenhaft widmete und sie pünktlich versah; mit regem Eifer lag er vor allem seinem Lehramte ob, das ihm keine Last, sondern eine Lust war, so lange er sich körperlicher Rüstigkeit erfreute. Deshalb konnte die Schule bei seinem frühen Dahinscheiden mit Recht von ihm rühmen, dass er mit anerkennenswerter Treue und Gewissenhaftigkeit gearbeitet und seine Kraft im Dienste der Jugend verzehrt habe, da namentlich in den letzten Jahren sich seine äussere Stellung nicht in der von ihm gewünschten und verdienten Weise gestaltete. Als Bibliothekar zeichnete er sich durch rastlosen Fleiss, stets hilfsbereite Liebenswürdigkeit gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, namentlich aber durch grosse Sachkunde und umfassende bibliographisehe Kenntnisse aus.

In unsere Akademie wurde er am 3. Oktober 1877 autgenommen und nahm an ihren Bestrebungen willigen Anteil durch Besuch der Sitzungen und Halten von Vorträgen, von denen hier der über Papst Bonifatius VIII. genannt sei.

IV. Preisaufgabe
der Königlichen Akademie für das Jahr 1896.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen:

„*Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?*“

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-socialer, litterarisch-ästhetischer und wirtschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in seiner künftigen Berufsstellung eine befriedigende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Dagegen sind alle im engeren Sinne fachtechnischen Fragen von der eingehenderen Erörterung auszuschliessen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenem Folio zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 Foliobogen werden nicht berücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript spätestens bis zum 1. Dezember des Jahres 1896 unter der Adresse des unterzeichneten Sekretärs der Akademie einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Erfurt, den 10. November 1895.

Die Preiskommission der Königlichen Akademie.
Professor Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

V. Statistische Mitteilungen.

1. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1896. *)
Gesamtzahl: 104.

a. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c. Ehrenmitglieder (10).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Doktor Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

---

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg. 1892.

Herr Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

d. Mitglieder des Senates (9).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der demie. 1875.
- Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.
- Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
- Gymnasialprofessor Dr. Breysig. 1868.
- Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
- Oberregierungsrat Lucanus. 1894.
- Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
- Realgymnasialprofessor a. D. Hellwig. 1857.

e) Ordentliche Mitglieder (25) *).

Sämtliche in Erfurt.

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann. 1859.
- Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.
- Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
- Divisionspfarrer Falke. 1894.
- Pastor Fritzsche. 1895.
- Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
- Maler Eduard von Hagen. 1891.
- Justizrat Huschke. 1895.
- Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.
- Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
- Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des deutschen Reichstages. 1893.
- Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.

---

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
- Pastor Oergel. 1891.
- Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
- Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
- Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
- Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
- Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
- Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
- Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordnetenvorsteher. 1894.
- Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
- Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f) Auswärtige Mitglieder (58).

Herr Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
- Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
- Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
- Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
- Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
- Dr. Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
- Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
- Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
- Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
- Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
- Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.

Herr Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel in Plön. 1892.

- Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwig in Halle a. S. 1894.
- Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.
- Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.
- Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.
- Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.
- Gymnasial-Professor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
- Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
- Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.
- Dr. Hübschmann, o. Professor an der Unversität zu Strassburg. 1875.
- Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.
- Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.
- Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.
- Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.
- Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
- Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
- Dr. Kroschel, Schulrat, Geh. Hofrat, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.
- Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, Professor in Eisenach. 1884.
- Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.
- Dr. Lindner, Geh. Regierungsrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Dr. von Liszt, Geheimer Justizrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.
- Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.

Herr Musikdirektor Meinardus in Bielefeld. 1892.
- D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.
- Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.
- Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.
- Dr. Ruland, Geh. Hofrat und Museumsdirektor in Weimar. 1894.
- Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
- Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
- Dr. Schrader, Realgymnasial-Direktor a. D. in Halle a. S. 1848.
- Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.
- Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.
- Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.
- Dr. Schulze, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.
- Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.
- Dr. Sievers, o. Professor an der Universität Leipzig. 1894.
- Dr. Strützing, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Professor Dr. Suphan, Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
- Dr. Thiele, Gymnasialprofessor in Sondershausen. 1893.
- Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
- Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
- Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
- Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
- Pastor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.
- Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.

2. Verzeichnis derjenigen Wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 108.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwaldverein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1896 anzusehen.

Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Gesichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundestaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.

Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. AMERIKA.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Cordóba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts und Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Neue Folge. Heft I. (1860).
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.)
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.)
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.)
Preis statt 5 ℳ nur 2,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.)
Preis statt 5 ℳ nur 2,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877).
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.)
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.)
Preis statt 6 ℳ nur 3 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1887.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.)
Preis statt 1,50 ℳ nur 0,75 ℳ

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIII.

ERFURT, 1897.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Arthur Frahm.)






Jahrbücher

der

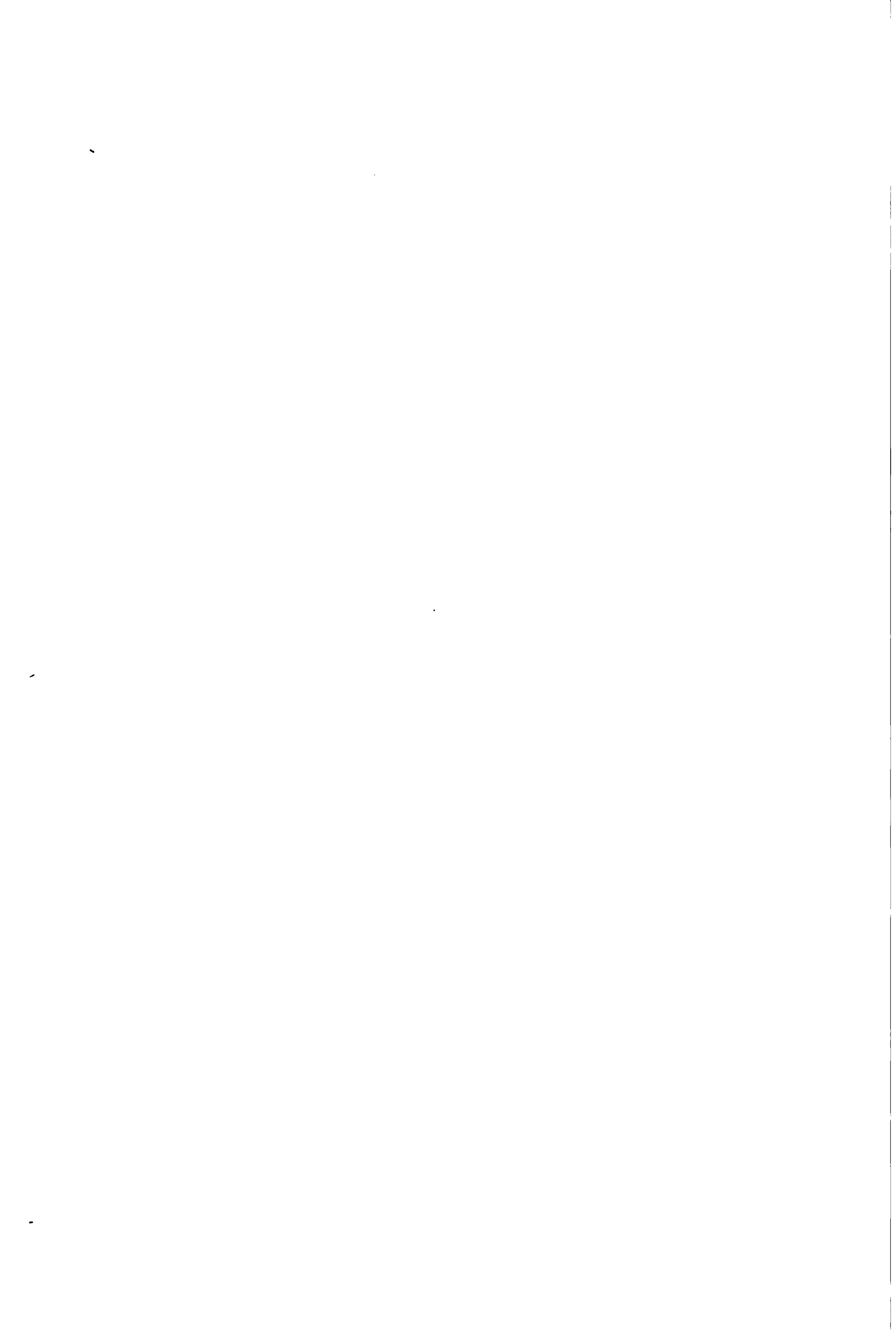
Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIII.

ERFURT, 1897.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Arthur Frahm.)



Vorwort.

Im Oktober des Jahres 1895 beschloss der Senat der Königlichen Akademie für das Jahr 1896 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen, welche dem Gebiete der in der Gegenwart so brennenden Frauenfrage entnommen werden sollte; er ernannte zu Mitgliedern der Preiskommission die Herren Oberregierungsrat Lucanus, Schuldirektor a. D. Neubauer und Professor Dr. Heinzelmann und beauftragte sie, das zu dem Ende Erforderliche zu veranlassen.

Die Kommission stellte auf Grund gemeinsamer Beratungen den Wortlaut der Preisaufgabe nebst den dazu nötigen Zusätzen fest und liess folgendes Druckschreiben durch die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands veröffentlichen:

> Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen:
>
> „*Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?*"
>
> Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.
>
> Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-sozialer, litterarisch-ästhetischer und wirtschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in

seiner künftigen Berufsstellung eine befriedigende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Dagegen sind alle im engeren Sinne fachtechnischen Fragen von der eingehenderen Erörterung auszuschliessen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenem Folio zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 Foliobogen werden nicht berücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript spätestens bis zum 1. Dezember des Jahres 1896 unter der Adresse des unterzeichneten Sekretärs der Akademie einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Erfurt, den 10. November 1895.

Die Preiskommission der Königlichen Akademie.

Das Ergebnis war folgendes.

Es liefen während des Jahres 1896 im ganzen 28 Preisarbeiten ein. Unter diesen befand die Preiskommission nach genauer Kenntnisnahme von allen Arbeiten drei für würdig, auf die engere Wahl gesetzt zu werden; zwei von ihnen waren aus Berlin, eine aus Forst i. d. Lausitz datiert. Von den beiden erstgenannten wurde zunächst nach eingehender Beratung die eine, welche das Motto „Surtr" trug, als minderwertig befunden. In Bezug auf die beiden andern Arbeiten aber sah sich die Preiskommission ausser stande, einen Unterschied hinsichtlich ihres Wertes zu machen. Beide Arbeiten hatten, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, die Aufgabe zur Zufriedenheit der Kommission gelöst und wiesen besondere Vorzüge auf, indem die eine mehr den strengwissenschaftlichen Anforderungen genügte, die andere aber den Gegenstand lebendig und anziehend, in einer mehr für einen weiteren Leserkreis geeigneten Weise behandelte.

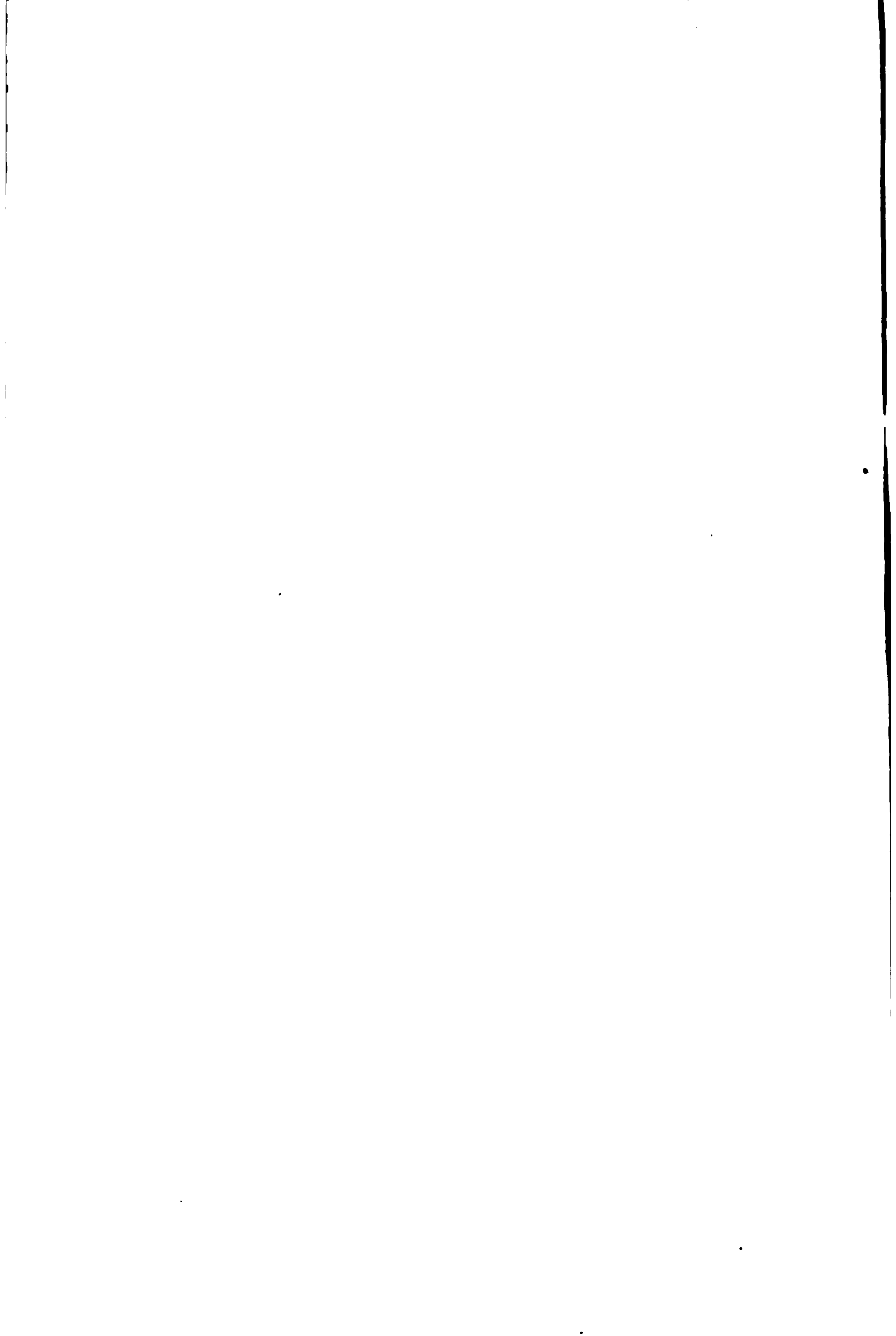
Die Kommission war daher der Ansicht, dass man keiner von den beiden gleichwertigen Arbeiten den Preis ausschliesslich zuerkennen dürfe. Dagegen war sie durchaus nicht abgeneigt, beiden Arbeiten im Interesse der Gerech-

tigkeit den vollen Preis von 300 Mark zuzuerkennen; sie stellte einen dahingehenden Antrag an den Senat, und dieser Antrag ward einstimmig angenommen. Der Senat beschloss, beide Arbeiten mit dem vollen Preis von 300 Mark zu krönen und dieselben nicht nur im Jahreshefte für das Jahr 1897, sondern auch in einer Separatausgabe durch den Buchhandel zu veröffentlichen.

Die im Anschluss an die zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages des erhabenen Protektors der Akademie, Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 26. Januar dieses Jahres anberaumte Festversammlung stattfindende Öffnung der versiegelten Couverts ergab hinsichtlich der Urheberschaft der beiden genannten Arbeiten folgendes Resultat: Die aus Berlin datierte Arbeit — mit dem Motto: Wîplîcher Wîpheit Rehte — hatte zur Verfasserin: Die Schriftstellerin Fräulein **Luise Hagen** in Berlin; die aus Forst i. d. Lausitz datierte Arbeit, welche mit dem doppelten Motto versehen war: Das Ewigweibliche zieht uns hinan (Goethe); Denn es ist furchtbar, wer die Götter ehrt (Aischylos), hatte zur Verfasserin die Lehrerin an der städtischen höheren Mädchenschule zu Forst Fräulein **Anna Beyer.**

So befindet sich nunmehr die Akademie in der angenehmen Lage, zwei von Frauenhand verfasste eigenartige Abhandlungen über eines der wichtigsten Kapitel aus dem weitverzweigten Gebiete der Frauenfrage ihren Mitgliedern und zugleich einem weiteren Leserkreise zur Belehrung und zum Genuss darbieten zu können. Schon im Interesse der vollen, ungeteilten Wirkung dieser gewiss sehr willkommenen Schriftstücke war es geboten, auf weitere Veröffentlichungen in diesem Jahresheft zu verzichten und sich auf den üblichen Jahresbericht und die statistischen Mitteilungen zu beschränken.

Schliesslich bemerken wir noch, dass die Buchhandlung des Herrn Carl Villaret hierselbst (Inhaber: Arthur Frahm), welche unsere Jahreshefte vertreibt, sich bereit erklärt hat, den Separatverlag der genannten Preisschriften zu übernehmen.



Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

Gekrönte Preisarbeit

von

Luise Hagen,
Schriftstellerin in Berlin.

Motto: Wîplîcher wîpheit rehte.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XVII. (1892.)

Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Gottlieb Leuchtenberger: Die Lebenskunst des Horaz. — Professor Dr. Heinzelmann: Ueber die Erziehung zur Freiheit. — Professor Dr. Breysig: Germanicus. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert. — Professor Dr. Bernhardt: Die Fürwörter der Anrede im Deutschen (du, ihr, er, Sie). — Prof. Dr. Heinzelmann: Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie vom 28. Oktober 1891 bis 6. Januar 1892 und Nekrolog des verstorbenen Sekretärs der Königlichen Akademie Direktor Dr. K. F. Koch. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. — Preisaufgabe der Königlichen Akademie für das Jahr 1892.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVIII. (1892.) Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Paulus Cassel: Gesammelte Schriften. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIX. (1893.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrologe. — Professor Dr. Krause: Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe. — Professor Dr. W. Heinzelmann: Ueber den deutschen Volkscharakter. — Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Ueber vorbeugende Hygiene, eine Skizze. — Pastor C. Oergel: Die Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. — Professor Dr. Krause: Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Professor Dr. G. Brünnert: Sagenhaftes in der Geschichte. — Maler Eduard von Hagen: Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. — Musikdirektor Ludwig Meinardus: Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. — Postbaurat W. Tuckermann: Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. — Dr. Frhr. W. v. Tettau: Gedenkrede auf Professor D. theol. Paulus Cassel. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XX. (1894.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum. — Professor Dr. Heinzelmann: Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers. — Gymnasialdirektor Leuchtenberger: Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Ueber die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina. — Missionsinspektor Dr. Schreiber: Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums. — Gymnasiallehrer Dr. Schreiber: Die heutige Limesforschung am Paulusswall. — Königl. Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Giebt es spezifisch trophische Nerven? — Oberlehrer Dr. Beyer: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382. — Prof. Dr. Bernhardt: Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden. — Professor Hellwig: Ueber die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen. — Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel: Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes. — Direktor der städtischen Realschule Dr. Venediger: Die deutsche Kaisersage. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. — Zwei Tafeln.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXI. (1895.) Preis 2 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. — Professor Dr. Kirchhoff: Die Lagenverhältnisse von Erfurt. — Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIII.

ERFURT, 1897.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Arthur Frahm.)




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIII.

ERFURT, 1897.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Arthur Frahm.)



Vorwort.

Im Oktober des Jahres 1895 beschloss der Senat der Königlichen Akademie für das Jahr 1896 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen, welche dem Gebiete der in der Gegenwart so brennenden Frauenfrage entnommen werden sollte; er ernannte zu Mitgliedern der Preiskommission die Herren Oberregierungsrat Lucanus, Schuldirektor a. D. Neubauer und Professor Dr. Heinzelmann und beauftragte sie, das zu dem Ende Erforderliche zu veranlassen.

Die Kommission stellte auf Grund gemeinsamer Beratungen den Wortlaut der Preisaufgabe nebst den dazu nötigen Zusätzen fest und liess folgendes Druckschreiben durch die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands veröffentlichen:

> Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen:
>
> „*Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?*"
>
> Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.
>
> Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-sozialer, litterarisch-ästhetischer und wirtschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in

schen Kulturwelt geworden. In Bezug auf die Gestaltung der Sitte fand sie ihren schlagenden Ausdruck in dem Durchbrechen der Privilegien des Cölibates, welches durch die Reformation vollzogen wurde und dessen Einfluss in der gesamten europäischen Kulturwelt empfunden wurde, auch da, wo es theoretisch niemals zur Anerkennung gelangte.

Durch die höhere Wertschätzung, welche die Ehe durch die prinzipielle Vernichtung des Cölibates erhielt, gewann auch die Erziehung des weiblichen Geschlechtes eine erhöhte Bedeutung für das öffentliche Leben. Luther schon trug ihr Rechnung, indem er das Prinzip der Volksschulbildung auf die Mädchenerziehung ausdehnte. Mochte auch diese Neuerung zum Teil praktisch aus der Erkenntnis herauswachseu, dass die mündliche Belehrung nicht mehr ausreichte, um die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, so wird doch kein Kenner der Geschichte jener Tage leugnen, dass gleichzeitig das Bestreben mitsprach, auch eine normale Verstandesbildung zu fördern. Luther, der die Vernunft ein feines Licht nannte, wäre inkonsequent geworden, wenn er einer zielbewussten Geistesbildung für die Zwecke des irdischen Lebens irgendwelche Hindernisse in den Weg gesetzt hätte.

Vermöge ihrer besseren Geistesbildung gelangten nun weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft in die Lage, ihre Sitten und ihre Lebensweise dem Vorbilde des Adels anzupassen und gleichzumachen. Aus dem Bürgerstande wuchs das deutsche Gelehrtentum heraus. Dieses Gelehrtentum wieder bildete im gesellschaftlichen Leben des deutschen Volkes die Brücke, mittelst deren die Verallgemeinerung aristokratischer Sitten vollzogen wurde. Innerhalb des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts lief bekanntlich bei diesem Vorgange eine starke Mischung von französischer Hofsitte mit unter. Ein Teil dieser überlieferten Hofsitte sitzt noch heute wie ein atembeschränkendes Schnürmieder nach Rokokoschnitt auf dem Körper der deutschen bürgerlichen Gesellschaft. Unser gesellschaftliches Formenleben ist auf gallisches Empfinden gestimmt, daher entspringt ein grosser Teil jener allgemeinen Unzufriedenheit mit unsern geselligen Sitten, die fast in allen Klassen unseres Volkes em-

pfunden wird. Der deutsche Volkskörper kann sich dem aufgezwungenen Mieder auf die Länge um so weniger anpassen, je breiter die Schichten sind, über welche es sich erstreckt.

An Reformvorschlägen für diesen Schaden haben wir keinen Mangel; unsere moderne Litteratur ist überreich daran. Man hat indessen meistens übersehen, welcher enge Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein gesunder Gesinnungen und der Ausnutzung materieller Fortschritte im Interesse der allgemeinen Sittlichkeit besteht. Die Geschichte der heidnischen Kulturvölker liefert den Beweis dafür, dass aller materielle Fortschritt dem sittlichen und wirtschaftlichen Untergange nur in die Hände arbeitet, wenn ihm nicht ein Empfindungsleben gegenüber steht, welches die materiellen Vorteile nur als Mittel zur Verbreitung und besseren Ausnutzung der geistigen ansieht. Weder der Muhammedanismus, noch der Buddhismus oder Schinteismus, weder heidnische Kultusformen noch philosophische Systeme haben in dem bisherigen Lauf der Kulturentwickelung eine ähnliche fördernde Kraft zum Allgemeinwohl entfaltet wie die christliche Weltanschauung. Weil sie die volle Entfaltung des Seelenlebens jedes Einzelnen zum Endzweck des materiellen Fortschrittes erhebt, erreicht sie im Prinzip jenen Zusammenschluss der Wertschätzung materieller und geistiger Güter, auf welchem allein ein gesundes Volksleben erwachsen kann.

Unsere jüngstvergangene Kulturepoche mit ihrem ungeheuren materiellen Umschwung, mit ihren zahllosen Entdeckungen und Erfindungen, mit ihrer von Grund auf veränderten Arbeitsweise hat für die Pflege des Empfindungs- und Gesinnungslebens keinen Raum gelassen. Nur die Erkenntnis ist uns allgemein aufgegangen von der ungeheuren Kluft, die zwischen unserer Theorie und Praxis besteht. Es hält heute schwer, einen Menschen zu finden, der nicht überzeugt wäre, dass unsere wirtschaftlichen und sozialen Zustände der Besserung bedürfen. Über Mittel und Wege der Besserung gehen die Ansichten in tausenden von verschiedenen Richtungen auseinander.

Giebt man nun einmal zu, dass ein Gegensatz zwischen Theorie und Praxis in unserm Kulturleben besteht, so werden die Anhänger aller verschiedenen Richtungen darin überein-

stimmen, dass der Ausgleich am schnellsten und sichersten gefunden werden wird, wenn man an der Besserung von Theorie und Praxis gleichzeitig arbeitet.

Es ist in der Neuzeit bis zum Überdruss wiederholt worden, dass die Weltordnung dem Manne die Pflege des Verstandes, der Frau diejenige des Gemütes zuteile. Überzeugend wurde diese Wahrheit um den Schluss des Jahres 1894, wenn ich nicht irre, von Max Dressler in den Preussischen Jahrbüchern an der Hand der biblischen Schöpfungsgeschichte dargestellt. Fasst man diese Theorie zusammen mit der oben angeführten Thatsache, dass schon im ersten Lebensjahr des Menschen, auf dem Arm der Mutter die Entscheidung darüber gefällt wird, ob er sich zu einem tüchtigen und glücklichen Gliede der Gesellschaft entwickelt, so werden die Angehörigen der allerverschiedensten Richtungen darin übereinkommen, dass die Pflege einer tüchtigen Gesinnung und gesunder Lebensanschauungen den wichtigsten Gesichtspunkt in der Erziehung der weiblichen Jugend bilden. Nimmt man hinzu, dass die weibliche Jugend der höheren Berufsklassen der Mehrzahl nach materiell leidlich unabhängig dasteht und dass sie ferner allen Schichten des Volkes im Lichte des nachahmenswerten Vorbildes erscheint, so wird dadurch die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit der Pflege einer solchen gesunden Lebensanschauung für sie erhöht. Sie bildet daher das wichtigste Erziehungsziel.

II. Gesunde Lebensanschauung.

Der Umstand, dass in Deutschland der Weg für den Aufschwung der unteren Klassen des Bürgertums weit häufiger durch das wissenschaftliche Studium genommen wurde, als z. B. durch kaufmännische Tüchtigkeit, wie in England, hat bei uns zu einer einschneidenden Zerklüftung der Stände geführt. Gelehrte und Gewerbetreibende stehen sich fremd und ohne gegenseitiges Verständnis gegenüber. Erst die neuere industrielle Entwickelung hat die praktische Grundlage zu besserer Verständigung geschaffen. Im Leben der deutschen Frauen aber hallt der Widerspruch noch nach, der aus

unserer einseitigen Überschätzung des Gelehrtentums herausgewachsen ist. Der Hyperidealismus unserer klassischen und romantischen Litteraturperiode ist in ein Bildungsprotzentum und in eine oberflächliche Halbbildung ausgeartet, die unser nationales Lebensmark auszudörren beginnt. Die deutsche Handwerkertochter von heute hält sich für verpflichtet, „geistreich“ und „bedeutend“ zu sein. Fühlt sie sich von diesem Ideal allzuweit entfernt, so tröstet sie sich mit etwas sentimentaler Herzensbildung. Eine Pflicht der Charakterbildung kennt sie nicht, weil sie das Wenige davon, was etwa auch der Gartenlaubenroman noch anerkennt, nicht recht verdauen kann. Alle Romanheldinnen der hohen und höchsten Kreise, die sie kennen lernt, strotzen von Geistreichigkeit und allenfalls auch von Edelsinn — Charakterbildung und gefestigte Lebensanschauung besitzen sie nicht, darum glaubt auch die Handwerkertochter, die Köchin und das Fabrikmädchen sie entbehren zu können. An der Unterschätzung der Charakterbildung krankt unser gegenwärtiges Volksleben. Gelingt es uns, den Wert der Charakterbildung in der Anschauung aller Kreise des deutschen Volkes zu heben, so haben wir ein höchst schätzenswertes Gemeingut gewonnen. Und wieder sind es die Frauen der höheren Berufsklassen, die der Wertschätzung der Charakterbildung zu fast allgemeiner Geltung verhelfen können. Nach Goethe besteht Charakter darin, dass man seinen Handlungen eine richtige Folge giebt. „Stil ist am Kunstwerk, was man am Menschen Charakter nennt“, sagt Lichtwark. Umgekehrt ist Charakter am Menschen, was man am Kunstwerk Stil nennt. Der Stil des Kunstwerkes entwickelt sich aus der Art, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Stoff und Zweck abfindet. Den Charakter erkennt man an der Art, wie der Einzelmensch aus den Konflikten zwischen Neigung und Pflicht hervorgeht. Charakterlos nennen wir die, die der Pflicht die Neigung voransetzen, charakterfest die, die Pflicht und Neigung mit einander zu versöhnen wissen, harte Charaktere die, die in starrer vermeintlicher Pflichttreue der Neigung und freien Entwickelung die Berechtigung absprechen.

Mit dem fünfzehnten Lebensjahre verlässt das Mädchen aus den höheren Berufsklassen zumeist

die Schule. Es kehrt gewissermassen zurück in den Schoss der Familie, wird in einem volleren Sinne Familienglied und erhält als solches der Familie gegenüber grössere Freiheiten, aber auch erhöhte Verantwortlichkeit. Bisher hatte das Kind Pflichten gegen die Aussenwelt zu erfüllen, es ist ihrer jetzt enthoben und meint nun meistens, mit einem jähen Sprunge in die Reihen der Erwachsenen einzutreten, deren Charaktere ihm als etwas Fertiges erscheinen, an denen nun nichts mehr zu erziehen und zu bessern ist. Die Familie ihrerseits fordert in den allermeisten Fällen, dass sich das Kind von jetzt ab als voll entwickelter Mensch zeige und seine Pflichten als solcher erfülle. Die Praxis aber ergiebt dann gewöhnlich sehr unbefriedigende Resultate, und man geht den unbequemen Konflikten aus dem Wege, indem man das junge Mädchen auf ein oder zwei Jahre in Pension schickt. Mutter und Tochter ersparen sich auf diese Art mancherlei Unannehmlichkeiten — unter Altersgenossinnen streift das Kind seine ungeschlachten Manieren schneller ab, in der geregelten Disciplin des Haushaltungspensionates lernt es schneller kennen, was ihm von hauswirtschaftlichen Dingen zu wissen not ist. Kehrt es nun abermals ins Elternhaus zurück, so gilt es als fertige junge Dame, die alles gelernt hat, was die Gesellschaft von ihr fordern kann — ob sie im Besitz jener Eigenschaften und Kenntnisse ist, die für das Glück und Gedeihen des Familienlebens erforderlich sind, braucht die Gesellschaft nicht zu erfahren. Es wird nur gelegentlich laut, wenn die Klagen über den Verfall des Familiensinnes, über die Zerrüttung des Nerven- und Gemütslebens erschallen. Die Unsitte, die jungen Mädchen ausserhalb der Familie erziehen zu lassen, liegt dem weitaus grössten Teil dieser Klagen zu Grunde. Alles das, was Jean Paul und K. v. Raumer über diesen Punkt geschrieben haben, besteht noch heute zu Recht. Noch heute sollte man nur in den Fällen äusserster Not die Pensionserziehung an Stelle der Familienerziehung treten lassen; jede Mutter sollte sich einer solchen geistigen Bankerotterklärung schämen und viel lieber im eigenen Hause materielle Opfer bringen, als ihr Kind Fremden anvertrauen, ausser, wenn es bis dahin nur Privatunterricht hatte.

Wie gewissenhaft und pflichttreu diese auch sein mögen — der Pflegling bleibt ihnen immer nur eins von vielen, das Glied einer Gattung, einer Klasse, wo notwendigerweise die Pflege des Individuellen in den Hintergrund treten muss, weil das Hauptgewicht auf die Gesamtinteressen fällt. Alle erfahrenen Lehrer und Lehrerinnen kennen von Grund auf die Schattenseiten der Klassenerziehung; niemand ist ernstlicher bemüht, ihnen entgegen zu arbeiten, als sie; niemand aber steht auch der Aufgabe so hoffnungslos gegenüber wie sie. Wenn dann die Schule der Familie das Ihre zurückgiebt, damit nun sie ihrerseits durch die Pflege des Individuellen die Nachteile der Klassendisziplin ausgleiche, die Segnungen der Disziplin zur vollen Entfaltung bringe, so entledigt sich die Familie dieser ihrer Aufgabe, indem sie das Kind flugs einer neuen, nur wenig modifizierten Klassendisziplin unterstellt.

Es kann nicht dringend und ernstlich genug vor diesem ungerechtfertigten Verfahren gewarnt werden. Gerade diejenigen, die den vollen Wert einer geregelten Disziplin am höchsten einsetzen, kennen ihre Grenzen und wissen, dass sie der Gegeneinflüsse bedarf, wenn nicht die trefflichsten Eigenschaften ausgerottet werden sollen, die in der Menschennatur entfaltet werden können. Je mehr in der Erziehung und Ausbildung des männlichen Geschlechtes Drill, Disziplin und Klassenwesen unvermeidlich werden, desto höhere Bedeutung gewinnt die Pflege des Individuellen beim weiblichen Geschlecht. Die auf Empfindungsleben gerichtete, analytisch veranlagte Natur der Frau verkümmert, wenn sie der synthetischen Dressur der Klassenerziehung länger als unbedingt nötig unterworfen ist. Die Klassenerziehung ist für die Förderung der Gesittung unendlich wichtig; je weniger die fortschreitende Kulturentwickelung die Gesittung entbehren kann, desto höher steigt die materielle Bedeutung der Klassenerziehung. Ohne Zweifel ist sie für keinen Mann in der heutigen Kulturwelt entbehrlich. Aber eben aus diesem Grunde wird auch die individuelle Erziehung der Frauen von Jahr zu Jahr für das Kulturleben wichtiger; denn nur bei den Frauen finden die Männer für ihre eigene Individualität Ersatz für das, was ihnen das Kulturleben

in der persönlichen Entwickelung raubt. Je mehr die steigende Arbeitsteilung auf Einseitigkeit in der Berufsbildung hinsteuert, desto wesentlicher wird für die Erziehung der Frau die Rücksicht auf ihre Veranlagung zur Vielseitigkeit. Alles daher, was in unserm Kulturleben der weiblichen Vielseitigkeit hindernd entgegentritt, ist als kulturfeindlich zu brandmarken und nach Kräften zu vermeiden. Die Erziehung im Hause mit ihrer ungeregelten Vielseitigkeit wird durchweg für die Entwickelung des jungen Mädchens nach Beendigung der Schulzeit prinzipiell als beste Erziehungsanstalt gelten. Gelingt es uns, mit Verachtung die Mutter zu brandmarken, die sich dieser ihrer Pflicht, der Erziehung ihrer Tochter, zu entledigen sucht, so ist viel zur Festigung des Familiensinnes in Deutschland gethan.

Sobald nur Mutter und Tochter sich auf den Standpunkt stellen, sich nicht als ein Fertiges und Vollendetes anzusehen, sondern sich als Werdendes zu betrachten, dem jeder Tag die Mittel zu neuem Fortschritt an die Hand giebt, sind die grössten Schwierigkeiten für die häusliche Erziehung behoben. In diesem Punkte berührt sich ja die moderne naturwissenschaftliche Betrachtungsweise mit der christlichen Weltanschauung. Mögen die Vertreter und Vertreterinnen beider Richtungen sich angelegen sein lassen, durch die That des Lebens für ihre Überzeugungen einzutreten. Miteinander mögen sie Selbstgerechtigkeit und Selbstverliebtheit, Ehrgeiz und Anmassung und allen wesenlosen Hyperidealismus bekämpfen, der vor lauter wolkenhohem Streben nicht gewahr wird, dass er den unmittelbaren Nächsten durch Staubaufwirbeln und Steinchenwerfen das Leben schier unerträglich macht.

Baut man seine Lebensanschauung auf der Erkenntnis auf, dass jeder neue Tag als eine Gelegenheit zu erfassen ist, neue Kraft zu gewinnen und zu entfalten, so gewinnt man auch die richtige Stellung zur Arbeit. Man hat die Arbeit das Ideal unseres Jahrhunderts genannt, aber wir haben dies Ideal materialisiert. Die Einen lassen nur das als Arbeit gelten, was in Thaler- und Markwerte umgesetzt werden kann, die Andern wieder wollen nur die Arbeit als menschenwürdig an-

gesehen wissen, die, unabhängig vom Wertmass des Geldes, nur unter Ausnutzung der Geisteskräfte verrichtet wird. Für die grosse, weltbewegende Arbeit des Empfindungs- und Gesinnungslebens ist unserer hastenden Zeit der Massstab und das Schätzungsvermögen abhanden gekommen. Zwar gehen die Wogen des Streites um die berechtigten Grenzen des Egoismus und Altruismus hoch, allein man achtet nicht auf die stillen Winkel, wo der Kampf Tag für Tag ausgefochten wird. Die Fanatiker des Altruismus gehen auf der Grundlage des kategorischen Imperativs weit hinaus über das „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst". In der Theorie fordern sie „mehr als dich selbst", in der Praxis aber fragen sie: „Wer ist denn mein Nächster? Doch nicht der elende, erbärmliche Wicht da am Wege, nicht das geistlose Weib, das in täglicher aufopfernder Treue eine Anzahl kleiner Pflichten erfüllt an der beschränkten Zahl von Mitmenschen, die ihr nahe kommen, ihre „Nächsten" sind?"

Soll unser Volksleben gesunden, so muss in erster Linie in unseren höheren Berufsklassen und Gesellschaftskreisen die richtige Wertschätzung der Geistes- und Gesinnungsarbeit wieder Fuss fassen, die in der treuen Erfüllung einfacher häuslicher Pflichten liegt. Das gegenwärtige Ideal des modernen jungen Mädchens ist entweder die Gesellschaftsprinzessin der seichten Romanlitteratur oder auch der Blaustrumpf der Emanzipationsprophetinnen; allenfalls kommt noch eine vage Vorstellung von hausbackener Tüchtigkeit materiellster Art hinzu. Nur im Zusammenleben mit der Mutter, im lebendigen Anteil an ihren Freuden und Leiden kann dem jungen Mädchen der rechte Begriff erwachsen von seinem Beruf zur Liebe und zum Leiden, zum Freudenspenden und Trauerverscheuchen, zum Trösten, Helfen, Aufrichten, Beglücken und Versöhnen, zum Eingehen auf alle Interessen, zur Pflege der Wahrheit und Schönheit. Wehe dem Volk, das solche Arbeit seiner Frauen nicht zu schätzen vermag, wehe den bedauernswerten, geistesarmen Frauen, die diesen ihren Beruf nicht als Töchter, Schwestern, Gattinnen oder Mütter zu erfüllen bemüht sind! Befriedigung des Ehrgeizes mag

ihnen zu teil werden — ein echtes, warmes und wonniges irdisches Lebensglück lernen sie niemals kennen.

Legt man den Schwerpunkt der weiblichen Erziehung in die Entfaltung der eigentlichen Weiblichkeit, der liebenden Hingabe an die kleinste Pflicht des Augenblicks, so ergiebt sich von selbst der richtige Standpunkt gegenüber allen Fragen der guten Sitte, des in die That umgesetzten sittlichen Empfindens.

Wir haben uns gewöhnt, unter Sittlichkeit der Frau lediglich alles das zu verstehen, was das sechste Gebot angeht. In Bezug auf alle übrigen Gebote kann nach unserer herrschenden Gesellschaftsmoral das junge Mädchen so ziemlich thun und lassen, was sie will, ohne für ihre Nachrede bei den Menschen irgend etwas befürchten zu müssen. Für die Gebote der ersten Tafel hat ja unser gesellschaftliches Leben ohnehin keinen Platz mehr. Allenfalls trifft man noch Menschen mit „veralteten Vorurteilen“, die es geschmacklos finden, wenn ein junges Mädchen albern und oberflächlich genug ist, abgedroschene Phrasen des Glaubens oder Unglaubens herzuleiern. Vernachlässigt ein Mädchen alle Rücksichten gegen seine Eltern, so schadet das dem guten Ruf weniger als ein notwendiger Gang über die Strasse zur ungewohnten Tageszeit; ihre „kleinen“ Launen und Zornessünden gelten für interessant; lebt sie von ihrer Hände Arbeit, wie es das siebente Gebot fordert, so gilt das nur selten für standesgemäss; Richten und Verleumdung gehen im Gewande der Pikanterie und Geistreichigkeit einher — wenn nicht zufällig ein Herr in der Nähe ist, so darf man so „equivoque“ sein, wie es einem beliebt, ja es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass unter jungen Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen Zweideutigkeiten aller Art in der Unterhaltung vorkommen, welche das Herz vergiften und das Gemüt aller seiner Güter berauben.

So pessimistisch und übertrieben es klingen mag, wir Mütter und Erzieherinnen des besten Menschenmaterials unserer Nation dürfen es uns nicht verhehlen, dass auch bei unsern Pfleglingen das Gespenst des Demi-viergentums verheerend einherzieht; wir haben unter uns Mädchen und Frauen, deren Seelen vergiftet sind mit einem Gift, das unvergleichlich schäd-

licher ist, als ein Fehltritt natürlicher Leidenschaft, der in einem unbewachten Augenblick begangen wird. Wir haben unter uns Verlorene, denen niemand das Recht auf unbeschränkten Verkehr in der besten Gesellschaft streitig macht, weil diese Gesellschaft nur die Unverletzlichkeit ihres äusseren Verhaltungskodex verteidigt und nicht danach fragt, ob die Einzelne aus innerer Überzeugung des Herzens seine Berechtigung, seine Wahrhaftigkeit und seine Schönheit erfasst hat.

Wir in Deutschland leiden am schwersten unter der Unbeweglichkeit dieses Verhaltungskodex, weil wir ihn von Frankreich übernommen haben. Klimatische Bedingungen und lebhaftes nationales Temperament mögen ihm jenseits der Vogesen eine gewisse Natürlichkeit und Lebensfähigkeit verleihen. Wir Deutsche dürfen nicht vergessen, dass unsere heidnischen Vorfahren unter dem Einflusse ihres abhärtenden Klimas und ihres auf das Geistige und Innerliche gerichteten Temperamentes eine hohe Reinheit der Sitten bewahrten, obwohl Männer und Frauen gewöhnt waren, sich unbekleidet neben einander am Feuer zu wärmen. Alle ursprüngliche deutsche Kunst — Dichtung wie bildende — trägt den Stempel einer Unbefangenheit in der Betrachtung der Stellung der Geschlechter zu einander, die dem Romanen durchaus unverständlich ist. Vor allem hat das echt Deutsche einen instinktiven Ekel vor jeder Zweideutigkeit.

Materieller Kulturfortschritt und Anpassung an gallische Vorstellungen haben uns um die volkstümliche Naivetät gebracht; sie hat sich dem Stande der modernen Entwickelung nicht angepasst, kann es auch nicht unbedingt, und es ist sogar nur bedingungsweise wünschenswert, dass sie es thut. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist die Frau ihrer gesellschaftlichen Stellung nach nicht die Gehilfin des Mannes, sondern sein kostbarer Luxusartikel. In praktischer Hinsicht liegt die Frage, Gott sei Dank, bei uns in hunderttausenden von Fällen ganz anders. Dennoch beweisen die zunehmenden Klagen über Heiratsscheu und Junggesellentum, dass auch in dieser Hinsicht bei uns nicht alles in wünschenswerter Ordnung ist. Bei objektiver Betrachtung der bestehenden Verhältnisse wird niemand leugnen wollen, dass unser geselliges Leben un-

ter einer unnatürlichen Trennung der Geschlechter leidet. Man kann ohne jede Übertreibung den Satz aufstellen: der Mann kennt die Frauen, die Frau die Männer nicht. Unsere Pensionatserziehung hat unendlich viel dazu beigetragen, diesen Schaden zu vergrössern. Es hat sich eine Zimperlichkeit, Befangenheit und Ziererei in den geselligen Verkehr junger Leute mit einander eingeschlichen, die ihrerseits wieder Zweideutigkeiten aller Art Vorschub leistet. Ein starker Prozentsatz deutscher Mütter und Erzieherinnen sperrt aus Übervorsicht und Scheu vor der Pflicht des Überwachens junge Mädchen von allem Verkehr mit gleichaltrigen jungen Leuten ab; andere hingegen scheuen sich nicht, schon die Minderjährigen für den Heiratsmarkt und Männerfang zu dressieren. Über dies letztere Thema ist so unendlich viel geschrieben worden, dass jedes Wort darüber Eulen nach Athen tragen heisst. Der einzige vernünftige Schritt, der jemals zur gründlichen Beseitigung dieses Uebels gethan worden ist, liegt in der öffentlichen Anerkennung der Thatsache, dass ein Mädchen bis zum zwanzigsten Lebensjahre noch erziehungsbedürftig ist, wie sie durch die dankenswerte Fassung unserer Preisaufgabe zur Geltung gebracht wird.

III. Ethische Erziehungsmittel.

Fasst man nach dem Vorhergehenden die Bildung einer festen Lebensanschauung und die vielseitige Entwickelung der Charakteranlagen als Erziehungsziel ins Auge, so entsteht die Frage, welche Bildungsmittel zur Erreichung dieses Zieles die zweckentsprechendsten sind. Jede Anschauung kann nur von einem festen Standpunkte, von irgend einem ethischen System aus gewonnen werden.

Der ziffernmässigen Überzahl nach bekennt sich unser Volk zur Ethik der christlichen Religion. Nebenher haben wir die Ethik der verschiedenen philosophischen Systeme — die Moralphilosophie. Weil sich Moralphilosophie und christliche Ethik in manchen praktischen und äusserlichen Punkten decken, werden sie häufig mit einander verwechselt. Ihre Ver-

quickung ist es vor allem, die zu mancherlei Vorurteilen gegen beide den Anlass giebt und zum Teil die schroff ablehnende Stellung der neueren Naturwissenschaft gegen beide begründet.

Seitdem die Naturwissenschaft in Vertretern wie Professor Rindfleisch und Ostwald die Unhaltbarkeit einer rein materialistischen Weltanschauung anerkannt hat, wird kein Mensch, der auf Bildung Anspruch macht, die Möglichkeit der Beeinflussung des Körpers durch den Geist mehr leugnen. Erkennt man diese Thatsache an, so ist die Verantwortlichkeit des Individuums gegenüber der Gesellschaft festgestellt, ohne dass man deshalb die Beeinflussung des Geistes durch den Körper wegzuleugnen braucht. Die Wissenschaft ist — nach Raoul Pictet u. a. — noch nicht weit genug vorgeschritten, um sittlich bindende philosophische Schlüsse zu ziehen. Für die Fragen der praktischen Erziehung, für die Bildung einer Lebensanschauung wird man also wohl in der Frage der Willensfreiheit, der Wechselwirkung von Körper und Geist auf dem biblischen Standpunkte stehen bleiben müssen, wie er Matth. 19, 11 u. 12, 1. Cor. 7—9 u. 17 und an anderen Stellen zur Geltung kommt. Wer auf diesem Standpunkte steht, wird aufrichtiges Mitleid haben mit dem Menschen, der im Jähzorn einen Totschlag begeht. Dieses Mitleid wird aber niemals ausschliessen, dass der, der es hegt, an sich selbst in der Beherrschung der Leidenschaft die höchsten Anforderungen stellt.

Vergleicht man mit diesem Standpunkte die edelsten Formen moderner Moralphilosophie, wie sie etwa in Nordaus „Conventionellen Lügen“ zu Tage tritt, so springt der Unterschied sofort in die Augen. Nordau urteilt, dass es im Interesse der Gattung liegt, die Menschen mit ungezügelten Leidenschaften zu Grunde gehen zu lassen. Auch das rein christliche Prinzip behandelt sie als Kranke, aber es setzt die Möglichkeit einer Heilung voraus. Die Möglichkeit einer sittlichen Befreiung wird von verschiedenen philosophischen Systemen eingeräumt; sie gehen aber zumeist von einer einseitigen Überschätzung des Einflusses der Seele und des Willens auf die natürlichen Triebe des Körpers und Geistes aus. Vor allem geben sie keine positiven Stützen des Empfindungslebens, wie sie das Christentum in der edelsten seiner „Gaben“

in der Charitas, der selbstverleugnenden Nächstenliebe bietet, die in der Liebe zu Gott, in der Ergebung an Seinen guten und heiligen Willen wurzelt.

Bei vorurteilsfreier, objektiver Betrachtung bleibt also die biblisch-christliche Ethik immer der gesundeste Standpunkt für die Bildung einer gefestigten Lebensanschauung. Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, deshalb leugnen zu wollen, dass auch philosophische Systeme treffliche äussere Zuchtmittel für die Praxis des Lebens ergeben können. Ohne Zweifel hat die Kirche in Deutschland viel von ihrem Einfluss eingebüsst, weil sie sich nicht bequemen wollte, in diesem Punkte klar und scharf zu unterscheiden — sie verzichtete auf Konsequenz der Praxis in der lutherischen Scheidung von Gesetz und Evangelium. So unterschätzte sie den Wert der gesetzlichen Zucht, während sie andrerseits einen Ballast von Moralphilosophie fortschleppte, der sogar in den deutschen und amerikanischen lutherischen Freikirchen noch viel Unheil und Verwirrung anrichtet.

Das unterscheidende Merkmal des Christentums ist sein Individualismus — immer und überall wendet es sich an den Einzelnen, dient dem Einzelnen, schätzt den Einzelnen der Erlösung wert. Darüber, dass die Heilung der Schäden unserer Zeit nur auf individualistischem Wege erfolgen kann, sind alle führenden Geister heute einig. Vermöge ihres Individualismus allein hat sich die christliche Kulturwelt entfaltet, darum kann nur der individuelle Fortschritt sie fördern. Jedes Mädchen unseres Volkes, das wir individuell auf den Standpunkt einer gefestigten Lebensanschauung heben, darf als lebendiger Faktor in der Förderung der Kultur gelten. Durch die Förderung seiner Individualität fördern wir die Kultur; wir haben bis jetzt noch kein besseres System des Individualismus als das christliche — benutzen wir es, bis es der Wissenschaft gelungen sein wird, uns ein besseres (?) zu geben. Bisher hat unsere philologische Bibelkritik zur praktischen Besserung des Lebens noch kein Haar breit beigetragen. Stellen wir unsere weibliche Jugend auf den Standpunkt jenes neueren englischen Dichters, von dem der Vers herrührt:

If God be Art and Art be God
I fear, I dont believe in God.
Antw. That matters not, since this is true
That God Himself believes in you.

„Gott glaubt an Euch.“ Wie viel überzeugender und apostolischer das klingt, als die modernen Forderungen verstandesmässigen Fürwahrhaltens und des sentimentalen Quietismus, der so häufig vorgiebt, christliche Glaubens- und Sittenlehre zu sein!

„Gott glaubt an Euch.“ Machen wir das zum Motto und Grundbegriff unserer christlichen Erziehung, so werden wir überzeugungsfreudige Christinnen von fröhlichem Sinn und liebreicher Gemütsart heranbilden, die unserm Volke den Halt wieder geben können, der ihm über den hochgehenden Flutwellen der hastigen materiellen Kulturentwickelung abhanden gekommen ist. Hat doch ein ehrlicher Gegner des krankhaften Modechristentums, wie Fritz Mauthner, offen eingeräumt, dass ein solches Christentum der frischen, fröhlichen Überzeugungstreue der einzige Faktor in unserm Kulturleben ist, der die tiefen sittlichen Schäden unserer Zeit zu heilen vermag.

Die Pflege dieses individuellen Christentums kann weder in der Pension noch in der Schule so gut gedeihen, wie in der Familie, wo die Vielseitigkeit des veränderlichen Alltagslebens stets neue praktische Probleme aufwirft, die an der Hand des gegebenen Systems gelöst werden müssen und ihm so einen festen Halt, den Umsatz in die That des Lebens ermöglichen. Es muss daher nochmals betont werden, dass für die Zeit vom 15. bis zum 20. Lebensjahr nicht ohne die dringendste Notwendigkeit von dem Grundsatz abgewichen werden darf: Das junge Mädchen gehört ins Elternhaus.

IV. Soziale Erziehungsmittel.

Als soziales Erziehungsmittel von grosser Bedeutung, dessen Einfluss unmittelbar aus dem Familienleben herauswächst, muss der Verkehr des jungen Mädchens mit seinem Vater gelten. Das Wort: „Es ist nicht gut, dass der Mensch

allein sei", gilt von der Frau so gut wie vom Manne. Unter lauter Frauen herrscht so wenig ein guter Ton, wie unter lauter Männern. Moralisch kann es ja in Gesellschaften dieser Art hergehen — auf die Dauer wird ihnen immer das geistig fördernde Element abhanden kommen, oder wenigstens erlahmen. Nicht als ob das Bedürfnis „unter sich" zu sein nicht eine zeitweise Berechtigung für beide Teile hätte. Es ist sogar unbedingte Notwendigkeit. Gänzliche Trennung aber hat immer Stagnierung zur Folge und untergräbt die Gesittung. Dem Philister freilich ist der Verkehr mit Frauen höchst unbequem, und er ist nicht ganz frei von der muhammedanischen Tendenz, die Frau als Spielzeug zu behandeln und sie einzusperren, sobald sie unbequem wird und Schaden nehmen oder anrichten könnte. Im Interesse unserer Mädchenerziehung ist es wünschenswert, dass die Pflicht aller Väter, auf die Geistesbildung ihrer heranwachsenden Töchter einzuwirken, allgemein als zu den nationalen Bürgerpflichten gehörig anerkannt werde. Hätte man das rechtzeitig gethan, so wäre bei unsern Backfischen und ledigen Frauen niemals die beschränkte Meinung eingewurzelt, dass Geistes- und Charakterbildung nur auf den Universitäten oder in der Ausübung einer Erwerbsthätigkeit ausser dem Hause zu holen sind. Eine so trostlose Missachtung des Familienlebens, wie sie sich in unsern modernen Frauenbildungstheorien kund giebt, konnte eben nur Platz greifen, wo die gröbsten Vernachlässigungen der elterlichen Pflicht vorlagen, die genug zu thun wähnten, wenn sie in standesgemässer Weise für das materielle Wohlsein der Kinder sorgten und sich allenfalls noch Mühe gaben, den Erfolg auf dem Heiratsmarkte zu sichern.

Erkennt die Gesellschaft im Prinzip den Eltern die unvermeidliche Pflicht zu, vom 15. bis zum 20. Jahre noch an der Erziehung ihrer Töchter zu arbeiten, so wird diesen jungen Mädchen die Möglichkeit entzogen, als offizielle Heiratskandidatinnen aufzutreten, was ja in England und Amerika bereits praktisch der Fall ist — nur mit dem Unterschiede, dass man die Mühe der Erziehung bezahlten Kräften überlässt.

Das Fernbleiben vom Heiratsmarkt mag mancher sorglichen Mutter als ein schwerwiegender Nachteil erscheinen.

Liegt ihr jedoch das Wohl ihres Kindes wahrhaft am Herzen, so wird sie gern die Pflicht der Überwachung der Tugend ihres unerfahrenen Kindes einige Jahre länger erfüllen, als es bisher üblich war. Es ist statistisch erwiesen, dass das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen mit zunehmender Kultur steigt. Augenblicklich steht es in Kulturländern auf 26, und nur bei barbarischen Völkern wird die Rücksicht auf die Charakterentwickelung der Frau dem Interesse des niedrigen Sinnenkitzels geopfert, der in der Jugend der Erwählten einen besonderen Reiz erblickt. In medizinischen Kreisen trifft man erfahrene und urteilsfähige Männer, die ihren Töchtern das Eingehen einer Ehe vor dem vollendeten 25. Lebensjahre nicht gestatten, weil sie diese Einschränkung der Gesundheit ihrer Kinder schuldig zu sein glauben.

Die Berücksichtigung einer streng gewissenhaften Gesundheitspflege ist von hoher Bedeutung für die gesunde Entfaltung des Geisteslebens; sorgfältige Hautpflege und ein geregeltes Mass körperlicher Bewegung in frischer Luft sind unbedingt notwendig. Nicht selten wird in Bezug auf Leibesübung das Mass überschritten und nervöse Überreizung hervorgerufen, die man dann durch alkoholische Stärkungsmittel und überreiche Fleischnahrung auszugleichen sucht. Man weiss allgemein, dass Askese und absoluter Vegetarismus das frische Pulsieren des geistigen und physischen Lebens nachteilig beeinflussen können. Andererseits aber geben wiederum Mediziner zu, dass überreizte Kost auch Überreizung der Phantasie und alle jene Übel der geistigen Gesundheit nach sich ziehen kann, die man auf Rechnung der verzögerten oder ausbleibenden Verheiratung zu setzen liebt.

Die Mannigfaltigkeit der Individuen macht natürlich auch in dieser Hinsicht die Beobachtung des Einzelfalles und das Studium seiner speziellen Bedürfnisse zur Pflicht. Ein hochwichtiges Mittel gegen krankhafte Erregung der Phantasie ist geselliger Verkehr mit **gleichaltrigen** jungen Burschen. Unser modernes Schulprinzesschen rümpft natürlich zu einem 15- oder 16jährigen Tischherrn die Nase. Bleibt ihr aber keine andere Wahl, so macht sie die überraschende Entdeckung, dass er ein recht guter Kamerad ist, mit dem sich eigentlich viel besser reden lässt, als mit

dem Herrn Studenten voller Schmisse, der einen fühlen lässt, dass er sich am Biertisch und in anderer Damengesellschaft besser amusiert, als bei einem kleinen Abendessen mit Thee, kaltem Aufschnitt und Backfischchen. Der 16jährige Kamerad andrerseits macht die Entdeckung, dass sich mit gebildeten jungen Mädchen recht angenehm plaudern lässt, und er wird als Student von dem philiströsen Abscheu der modernen Akademiker vor Damengesellschaft nicht angesteckt werden. Eine zielbewusste Pflege derartigen geselligen Verkehrs unter der Jugend würde einen nicht zu unterschätzenden Hebel bilden in der Lösung der Frauenfrage, soweit diese aus den Verkehrtheiten unseres Gesellschaftslebens herausgewachsen ist. Gewinnt der gesellige Verkehr an geistigem Gehalt, so wird der unvernünftigen Steigerung der Repräsentationspflicht, des Aufwandes für Kleidung und Bewirtung bei geselligen Zusammenkünften ein vernünftiger Damm entgegengesetzt; es werden Freundschaften zwischen jungen Männern und Mädchen geschlossen, die nicht die stillschweigende Voraussetzung enthalten, dass die Tochter zum „Lohn“ für genossene Gastfreundschaft geheiratet werden muss. Die Grundlage für einen ungezierten Verkehrston ist gegeben, die Mädchen haben Gelegenheit, sich unbefangen darin zu üben, und die jungen Männer werden bis zu einem gewissen Grade gegen das Blendwerk berechnender Koketterie gefeit.

Unser herrschender Gesellschaftskodex baut sich auf der stillschweigenden Voraussetzung auf, dass ein Mann und eine Frau nicht ohne Gefahr für die allgemeine Sittlichkeit mit einander allein gelassen werden können, falls sie nicht mit einander verheiratet sind.

Verheiratete und unverheiratete Frauen, die ihr eigenstes Wesen und das Leben überhaupt kennen, werden niemals die Möglichkeit einer solchen Gefahr ganz in Abrede stellen, wie es deutsche Schwärmerinnen für englische und amerikanische Verhältnisse bisweilen thun. Die Entwickelung der modernen Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse macht es aber praktisch zur absoluten Unmöglichkeit, an dem bisherigen Verhinderungs- und Beschützungssystem festzuhalten. Im Grunde ist es eine jämmerliche Vogelstrausspolitik; das heutige Leben muss in dieser Hinsicht den Grundsatz befolgen, dass die Tugend,

die eines so kleinlich ängstlichen Schutzes bedarf, der Mühe dieses Schutzes gar nicht wert ist. Nur eine Frau mit gänzlich unreifen sittlichen Anschauungen wird im stande sein, einem unverheirateten Mädchen, etwa vom 25. Lebensjahre ab einen Vorwurf daraus zu machen, dass sie unter Umständen mit Herren allein verkehrt. Denen, die unter diesem lächerlichen Vorurteil zu leiden haben, bleibt nichts anderes übrig als zu fragen, ob denn die Gegnerinnen wirklich nicht Anstand genug besitzen, um es zu können. Unbedingt gehört es zu den Pflichten der Familie gegen das junge Mädchen, ihm nicht das trockene „Es schickt sich nicht“ oder „Was werden die Leute sagen?“ zur Verhaltungsmassregel zu machen. Vielmehr stelle man es auf den Standpunkt, dass es in jedem Manne zuerst den Menschen sieht, dem es so wenig wie einer Freundin oder Altersgenossin gestatten darf, in seiner Gegenwart Zweideutigkeiten zu äussern, weil jede solche Zweideutigkeit ein Hohn auf einen von Gott durch die Naturordnung geheiligten Lebensvorgang ist, der von den Menschen nicht entweiht werden darf. Nicht die Schablone der Sitte, sondern die Reinerhaltung des Gewissens ist der rechte Schutz der Tugend. Den äusseren Schutz gewähre man ohne Rücksicht auf kleinliche Urteile und immer im bewussten Hinblick auf die Notwendigkeit, ihn früher oder später zu entbehren — er ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck — etwa der Metronom des Klavierspielers, der überflüssig wird, sobald die Taktsicherheit erlangt ist.

Es würde zu weit führen, wollte man alle verschiedenen Reformvorschläge erörtern, die gemacht worden sind, um die Frauenfrage auf dem Wege der Mädchenerziehung zu lösen. Sie alle kranken an der Überschätzung der wissenschaftlichen Geistesbildung, an Unterschätzung der Gemüts- und Gesinnungsbildung. Auf sie alle findet die Tendenz eines Romans Anwendung, den Anselm Heine kürzlich in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte. „Wie positive und negative Elektrizität einander bedingen und ohne einander keine Kraft entfalten können“, hiess es da ungefähr, „so können auch Männer und Frauen nicht mit einander leben, wenn eins oder das andere seine Eigenart aufgiebt.“ Natürlich wird durch diesen Satz die Frau

nicht zum Verzicht auf Geistesbildung verurteilt. Nur muss ihre Geistesbildung, ihren analytisch-empfindenden Anlagen entsprechend, eine von derjenigen des Mannes verschiedene und ihre Gemütsbildung eine wesentlich stärker und bewusster entwickelte sein, wenn sie ihre Aufgabe als Trägerin der Gesinnungstüchtigkeit in der Kulturwelt weiter erfüllen will.

Fassen wir das lebendige Zeugen für den Segen einer arbeitsfreudigen, leidensbereiten Lebensanschauung als die Hauptaufgabe jeder Frauennatur auf, so fallen die thörichten Vorurteile und die kindische Furcht vor dem Ledigbleiben in sich selbst zusammen. Wie klein auch der Wirkungskreis der ledigen alten Frau sein mag, es ist durchaus undenkbar, dass sie nicht irgendwie in Beziehung zu einem Gliede der jüngeren Generation treten könnte, dem sie von den Gütern ihres Geistes und ihrer Lebenserfahrung mitteilen und dadurch ihrem Leben einen Inhalt geben könnte. Jede echt weibliche Natur ist sich der Thatsache voll bewusst, dass sie in der Ehe, im Zusammenleben mit einem Manne am besten zur vollen Reife ihres körperlichen und Seelenlebens gelangen kann. Indessen gilt das doch nur von der Charakterehe, d. h. von derjenigen, die auf der Grundlage gleicher sittlicher Kraft ruht und von zwei Menschen geschlossen wird, die als höchstes Gesetz ihres Wesens die freie und volle Entwickelung des Seelenlebens anerkennen.

Es gereicht unserer Zeit zur Ehre, dass immer wieder Stimmen in der Öffentlichkeit laut werden, die für die Rechte der ledigen Frauen eintreten und hinweisen auf alles, was sie entbehren, um der Gesellschaft grössere Rücksicht auf sie abzunötigen. Allein ausser dem Rechte auf Freigabe gesellschaftlicher Verkehrsrechte, die ihr die Möglichkeit gewähren, Geist und Charakter im Umgang mit Männern zu bilden, wird man den Ledigen in der bestehenden Ordnung keine Vorteile sichern können. Der Vorschlag von Prof. Max Haushofer, den mehr als Dreissigjährigen zu gestatten, die Liebe zu nehmen, wo sie sie finden, baut sich nicht auf einem vollwertigen Begriff vom Wesen der Liebe auf.

Di liebe ist niht man noch wîp
Hat niht di sêle noch den lîp.

Weil sie beides, Seele und Leib, erfasst, so kann die echte Frauennatur nur in einer Liebe den Ausgleich ihres Wesens finden, die Seele und Leib an ihr sucht. In flüchtigen Verhältnissen aber sucht der Mann nicht die Seele der Frau; die Ehe ist eine psychische und physische Notwendigkeit für Mann und Weib, nicht eine Erfindung des Eigennutzes, wozu die „Phantasie“ der Herren Nordau, Bebel und Konsorten sie herabdrückt.

Man hat sehr häufig das numerische Übergewicht der Frauen über die Männer als Grund für das Ledigbleiben der Frauen zur Geltung gebracht. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, dass auf je 100 Mädchen 106 Knaben geboren werden. Wenn man von einem „Willen“ der Natur in diesen Dingen zu reden beliebt, so ist er also nach dieser Richtung hin nicht vorhanden. Es kann vielmehr der Kulturwelt der Vorwurf nicht erspart werden, dass ihre Mütter nicht auf der Höhe ihrer Pflichten stehen; denn nachweislich geht die Mehrzahl der Knaben an schlechter Pflege im frühesten Alter zu Grunde, gegen deren Schädigungen der Körper der Knaben empfindlicher ist, als der des Mädchens. Hier wäre also der Hebel einzusetzen, wenn eine „Lösung“ der Frauenfrage ernstlich in Angriff genommen werden soll. Ein logischer Schluss würde in erster Linie zu der Forderung führen, dass alles daran zu setzen ist, den vorhandenen Mangel an Mütterlichkeit, so weit es angeht, dadurch zu decken, dass man die überzähligen Frauen in den Dienst der Kinderpflege stellt.

Eine neuere Statistik enthielt übrigens die Angabe, dass im heiratsfähigen Alter — zwischen 21 und 35 — augenblicklich in Deutschland eine Überzahl von 600 000 Männern vorhanden sein soll. Selbst wenn diese Zahl unrichtig ist, bleibt die Thatsache der Ehescheu bestehen. Ehescheu ist aber nicht nur auf Seiten der Männer vorhanden, sie ist auch bei den Frauen stark entwickelt und würde noch offener hervortreten, wenn die Ehe aufhörte, das einzige Mittel zu sein, mit dessen Hülfe die Frau zur vollen Anerkennung in der menschlichen Gesellschaft gelangen kann. Es wird aber niemals angehen, diese Ordnung, die nur die verheiratete Frau als vollwertigen Faktor gelten lässt, vernichten zu wollen, denn ihrem Grundprinzip nach beruht sie auf der Achtung vor der Würde

der Mütter. Es sind auch schliesslich nur oberflächliche Pessimisten, die sich zu der Behauptung versteigen können, dass das moderne Mädchen die Ehe lediglich um des gesellschaftlichen Vorzuges willen eingeht. Allerdings findet sich in unsern grossen Städten ein sehr starker Prozentsatz von Mädchen aus Bürgerfamilien, die alles daran setzen, um eine Heirat mit einem akademisch gebildeten Manne zu erreichen. Sie bahnen Bekanntschaften an auf Wegen, die in den höheren Gesellschaftskreisen niemals gebilligt werden können. Das überwiegend berechnende, verstandesmässige Element ihrer Natur schützt sie gegen die Gefahren der Temperamentssünden, und sie erreichen ihren Zweck, ohne zu bemerken, dass sie ihm den wahren Adel der Frauennatur geopfert haben. Zu einer innern sittlichen Reife gelangen sie später nur ausnahmsweise, sie erfassen die Ordnung des geselligen Verkehrs nur äusserlich und mechanisch; die innere Grösse der gesellschaftlichen Entwickelung wird ihnen niemals klar — äusserlich bekennen sie sich zur Theorie von der Aristokratie des Geistes, innerlich aber bleiben sie dem Adel der Seelen gänzlich fern. Auf ihre Kosten gelangt ein so starker Prozentsatz von Mädchen aus Familien mit guter gesellschaftlicher Tradition nicht zur Ehe, was sicherlich im Interesse des Kulturlebens zu beklagen ist.

Man wird nur dann die Ehe den einzigen wahren Beruf des Weibes nennen können, wenn der Beweis erbracht ist, dass alle Frauen in der Ehe unbedingt zur vollwertigen Charakterbildung gelangen. Für die höheren Berufsklassen unseres Volkes wird als Erziehungziel der jungen Mädchen der Standpunkt von Karoline Perthes massgebend sein: „Die Ehe als das höchste Gut des Weibes schätzen und sie doch entbehren können.“ Wer mit Bewusstsein das trefflichste Charakterbildungsmittel entbehrt, wird alle übrigen um so sorgfältiger ausnützen und dadurch immer zu einem einigermassen befriedigenden Resultat gelangen. Die ehelose Frau steht da, wie etwa der Mann, dem der Besitz einer vollkommenen Gesundheit versagt ist. Man weiss, dass Männer dieser Gattung an Energie viele Gesunde übertreffen können, dass die Kulturwelt gerade ihnen viele ihrer wichtigsten Errungenschaften verdankt. Dasselbe gilt von den ehelosen Frauen. Auch sie dürfen sich des fröhlichen Bewusstseins erfreuen,

dass die Weltordnung und der Kulturfortschritt sehr wohl eine Verwertung für ihre Kraft haben und dieselbe gar nicht entbehren können.

Unter den eben entwickelten Gesichtspunkt fällt auch die Beurteilung der Frage nach den Schädigungen, die das ehelose Leben für die Gesundheit der Frauen einschliesst. Bleiben denn alle verheirateten Frauen gesund? Und würde man wirklich den Schaden durch die Gewährung des Rechts auf freie Liebe heilen? Würde nicht diese — wenn sie auch nur den Schatten des Namens Liebe verdienen soll — der Seele Wunden schlagen, deren Tiefe auch den Körper in Mitleidenschaft zöge? Und ist es denn wirklich möglich, oder auch nur wünschenswert, dass alles Leiden aus der Welt geschafft wird? Die freie Liebe würde jedenfalls das Übel verschlimmern und die Gesellschaft, die ihren Töchtern ein glückliches Lebenslos sichern will, kann das nur durch Erziehung zur Charakterehe erlangen und dadurch, dass sie einer solchen Charakterehe alle Hindernisse aus dem Wege räumt.

V. Litterarisch-ästhetische Bildungsmittel.

Dichter und Künstler sind die Anwälte des Empfindungslebens in der Kulturwelt. Sie zergliedern theoretische Werte am Massstabe des praktischen Lebens; sie erfassen die Grundstimmungen ihrer Zeit und spiegeln in aktiver und passiver Teilnahme die Gedankenströmungen wieder, welche die jeweilige Gegenwart bewegen. Litteratur und Kunst sind höchst wirksame psychologische Bildungsmittel. Ebendeshalb gewinnen sie für die Erziehung des Weibes eine so hohe Bedeutung; denn psychologische Bildung ist in der Kulturwelt ohne Beihülfe des weiblichen Elementes der Menschheit einfach undenkbar. Nur das allergröbste philiströse Verkennen dieser Thatsache konnte zur Aufstellung bornierter Theorien von der Inferiorität der Frauen führen. Diese jämmerlich beschränkten Theorien haben denn einen Teil der Frauenwelt in wissenschaftliche Bahnen gelenkt, die zu einem geistigen Wettkampf mit den Männern führen sollen. In ihren Endzielen ist diese Bewegung vielleicht die kulturfeindlichste von allen, die unsere Zeit be-

wegen. Der Irrtum ist von Männern und Frauen gleichmässig begangen worden. Man würde ihn durch absoluten Verzicht auf Geistesbildung der Frauen freilich nur verschlimmern. Nur eine richtige Wertschätzung der psychologischen Bildung kann uns das rechte Gleichgewicht in dieser Hinsicht wieder geben.

In England gilt der Grundsatz, dass kein Mann Vorteil von einer akademischen Bildung hat, der nicht im stande ist, sich eine abgerundete Geistesbildung (education of the highest kind) aus seiner Bibel und aus seinem Shakespeare zu holen — if he misses it there he will not get it out of anything. Bei uns hat die Altjungfernprüderie die Bibel mit ihrem heiligen sittlichen Ernst aus der Mädchenerziehung verbannt — ich kenne auch eine deutsche Residenzstadt, wo junge Mädchen nicht Shakespeare lesen dürfen, ohne ihren guten Ruf zu gefährden.

Unsere Litteratur ist als Bildungsmittel so wertlos geworden wie unsere Religion, weil Theologen und Philosophen ihr den Charakter eines oberflächlichen Genussmittels aufgedrängt haben, statt ihren psychologisch bildenden Wert anzuerkennen. Gerade weil man den Menschen aus dem Genuss der Litteratur und Kunst ein „Gewissen", und zwar ein sehr böses gemacht hat, sind sie dahin gekommen, nur die Narkose darin zu suchen, die Sensation, einen Augenblick hastiger Aufregung und Spannung, der sie über die Armut, Leere und Kälte ihrer eigenen erfrorenen, im Starrkrampf liegenden Seele hinweg täuschen soll, um das Erwachen hinterher nüchtern, die schöne, sonnige Alltagswelt langweilig erscheinen zu lassen.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, dass unsere Theologen und Moralisten ihr Bestes gethan haben, um den habgierigen Sensationsspekulanten unter Verlegern und Schriftstellern den Weg ins breite Publikum zu ebnen. So lange man nur das Feigenblatt nicht wegnimmt, wird alles geduldet. Die ernsten Künstler, die einmal einem wirklich vorhandenen psychologischen Problem kühn und rücksichtslos zu Leibe gehen, werden als „unmoralisch" mundtot gemacht. Dafür wuchert denn das Unkraut der versteckten Sensation um so üppiger.

Natürlich sind ernste Erörterungen psychologischer Probleme nicht bedingungslos passende Lektüre für junge Mädchen. Weil sie nicht voll erfasst werden können, werden sie zum gefährlichen Sinnenkitzel und arbeiten jenem Zustande vor, den Hauff in den Memoiren des Satans so trefflich durch den Ausdruck charakterisiert: „der Körper liest.“

Gott sei Dank ist unsere moderne Litteratur trotz aller bestehenden Schäden noch nicht arm an einer grossen Reihe von Werken, die zur Erlangung und zum Ausbau einer psychologischen Bildung wertvolle Hilfsmittel bieten. Die Auswahl ist so gross, dass das Publikum allmählich gewahr wird, wie unhaltbar das Prinzip ist, welches zur Bedingung der Zurechnungsfähigkeit für Gebildete die Kenntnis einer unermesslichen Anzahl von litterarischen Erzeugnissen macht. „Es gehört zur Bildung, diesen oder jenen Verfasser zu kennen“, ist zwar noch eine beliebte Romanphrase; dem wirklichen Kenner der modernen Litteratur nötigt sie ein Lächeln des Mitleides ab. Das Ergebnis, welches s. Z. die Rundfrage nach den „besten Büchern“ zu Tage förderte, wird von jedem Versuch zurückschrecken, eine Auswahl von „nützlichen“ Büchern für junge Mädchen zu treffen. Vielleicht dürfte aber folgender Vorschlag sich praktisch nutzbar erweisen:

Die Mutter oder Erzieherin mache sich sehr eingehend mit Thackeray's Newcomes und George Elliot's Mill on the Floss vertraut. Beide Werke sind ausgezeichnet durch psychologische Schärfe, und es geht bei beiden diese psychologische Schärfe nicht so sehr auf das Geschlechtsleben wie auf alle jene Gewohnheitssünden und Charakterschwächen, die das Zusammenleben der Menschen so schwer machen. Nun suche man in der neuen deutschen Litteratur der Familienblätter solche Arbeiten aus, die im gleichen Sinne bildend wirken. Die Mühe der Wahl darf eine gewissenhafte Mutter nicht scheuen — niemals sollte man auf Empfehlung hin dem jungen Mädchen Lektüre irgend welcher Art überlassen. Eines schickt sich auch hier nicht für alle; die Mutter hat die Pflicht, die Eigenart ihres Kindes zu kennen und dementsprechend zu wählen. Dem lebhaften, phantasiereichen Temperament wird manches gefährlich, was der phlegmatischen oder vorwiegend ver-

standesmässigen Natur dienlich ist, und umgekehrt. Weiss das Kind, dass die Mutter ihm nicht aus blossem Vorurteil irgendwelches Wissen vorenthält, sondern den geregelten Plan verfolgt, ihm zu einem echten Genuss der Litteratur und des Lebens zu verhelfen, so wird es sich der liebevollen Führung rückhaltlos anvertrauen. So weit es möglich zu machen ist, pflege man gemeinsame Lektüre. Hierbei dürfte sich die Berücksichtigung von Biographien empfehlen — ebenso Bruchstücke aus geschichtlichen Werken. Giesebrechts Deutsche Kaiser, Sach's Deutsches Leben, Muthers Geschichte der Malerei seien nur beispielsweise erwähnt.

Die Lektüre deutscher und ausländischer Klassiker würde ich etwa bis zum 17. Jahre hinausschieben, dann aber auch die Nibelungen und sonstige alte deutsche Dichtungen nicht ausmerzen. Charakteristisch für das, was aus der neueren Litteratur in der späteren Erziehungsperiode geboten werden sollte, erscheinen mir Bücher wie George Elliott's Adam Bede, Luise von François' Letzte Reckenburgerin und Ossip Schubins „Gebrochene Flügel". Diese drei Frauen betrachten das Leben mit so hohem sittlichen Ernste und urteilen gleichzeitig mit so wahrhaft christlichem Erbarmen, wie es unserer Jugend als höchstes Ideal vorgehalten werden darf.

Es soll ja in der Gegenwart Männer geben, die ein Mädchen nicht heiraten würden, wenn sie erfahren, dass sie Bücher dieser Art gelesen hat. Jedenfalls würde sich kein ernstes, gewissenhaftes Mädchen mit voll entwickelten weiblichen Instinkten dazu hergeben, einem so beschränkten Kopfe zu eigen gehören zu wollen, und unsere Mädchenerziehung wird sich nicht verschlechtern, wenn die Frauen lernen, an diesem Grundsatz fest zu halten. — Gewiss, es giebt auch ernste Litteraturwerke, die im Leser eine vorübergehende sinnliche Erregung zu Wege bringen — allein wer will behaupten, dass ihm auch ohne Lektüre niemals arge Gedanken gekommen sind? Es ist die schlimmste aller konventionellen Lügen, die natürliche Anlage zu argen Gedanken zu leugnen — aber sie kommen auch ohne den mindesten Anlass. Man wird Luthers Ansicht beipflichten müssen, dass man sie gehen lassen soll, wie man

nicht hindern kann, dass einem die Vögel über den Kopf fliegen — man soll sie aber in den Haaren keine Nester bauen lassen. Das absolute Verbot belletristischer Erzählungslitteratur verhindert, bei verständiger Auswahl, das Nesterbauen der argen Gedanken. Hierzu kann unter Umständen auch der Theaterbesuch dienen, der nach denselben Gesichtspunkten zu regeln ist, wie die Lektüre. Man sollte im allgemeinen auf Studium des Textes vor dem Besuch des Theaters halten und ihn untersagen, sobald man beobachtet, dass er in einem besondern Fall dem Nesterbauen der Gedanken Vorschub leistet.

Über die Stellung zu den übrigen Künsten lässt sich ohne Abschweifung ins Gebiet der ästhetischen Theorien wenig sagen. Wünschenswert ist, dass unsere höheren Berufsklassen als Norm annehmen, was Lichtwark in seinen „Wegen und Zielen des Dilettantismus" (München, Fr. Bruckmann, 1894) aufgestellt hat. Eine zielbewusste Pflege des Dilettantismus, wie er sie befürwortet, würde der deutschen Kunst, namentlich auch der Ornamentik und allen Zweigen des Kunstgewerbes bald zu jener Bedeutung für die ganze Kulturwelt verhelfen, welche die deutsche Musik nicht zum geringsten Teil der dilettantischen Musikpflege in Deutschland verdankt. Bedingung ist allerdings erbarmungslose Vernichtung alles Unterrichtes seitens stümperhafter Lehrkräfte, die das Publikum zu bestechen suchen, indem sie Pfuschereien ausüben lassen, deren Vollendung nur der monumentalen Kraft des Genies gelingen könnte.

Zu bekämpfen ist das gedankenlose, pflicht- und schulmässige Schönfinden von allem, was mit dem Pinsel oder Meissel angefertigt ist, ebenso das Nachplappern gelesener Kritiken und das Umsichwerfen mit Schlagwörtern aller Art. Man lehre die Mädchen, dass Kunstwerke da sind, um empfunden, nicht um kritisiert zu werden, dass sie auch nicht den Zweck haben, einen flüchtigen Sinnenkitzel auszuüben, wie ihn etwa die süsslichen Schöpfungen eines Thumann und Konsorten vermitteln, sondern dass sie, um ihren Namen und ihre Berechtigung zu verdienen, unumstössliche Wahrheiten im Gewande der Schönheit geben sollen.

Die Pflege des Ornamentalen und Dekorativen verdient in der häuslichen Kunst mehr Berücksichtigung, als ihr bisher zu teil wurde. Freilich artet auch das in gewissen Modekreisen schon wieder in Übertreibungen aus, die es demnächst zur Notwendigkeit machen werden, in der Öffentlichkeit die Berechtigung des Monumentalen in der Kunst geltend zu machen. Trotzdem lasse man nicht ausser Acht, dass die Ornamentik die Stelle der symphonischen Tondichtung in der bildenden Kunst vertritt, und dass es wirklich „zur Bildung gehört", ihr empfindendes Verständnis entgegen zu bringen. Das Gemütsleben wird dadurch bereichert, und das Kunsthandwerk kann dadurch den Standpunkt wiedergewinnen, den es in der Renaissanceperiode inne hatte.

VI. Wirtschaftliche Erziehungsmittel.

Die deutsche Frau hat aus der Kraft ihres Gemüts- und Gesinnungslebens heraus einen mächtigen Impuls zu allem Grossen und Guten geliefert, was von der Nation überhaupt geleistet worden ist. Die Grundlage für diese Kraftentfaltung hat sie der Hauptsache nach aus ihrer Thätigkeit im Hause gewonnen. Ihre hauswirtschaftliche Bildung hat genügt, um ihr eine vollwertige Charakterbildung zu gewährleisten. An und für sich ist auch kein Grund vorhanden, weshalb dies in unserm Jahrhundert anders sein sollte. Man darf jedoch den Einfluss der neueren industriellen Entwickelung mit ihrem Maschinenwesen nicht willkürlich übersehen. Durch sie sind viele weibliche Arbeitskräfte im Haushalt brach gelegt, so dass der Satz: „die Frau gehört ins Haus" seit langem unhaltbar ist. Ferner erleidet die Ansicht, hauswirtschaftliche Thätigkeit sei die einzig zuträgliche für die Gesundheit der Frau, dadurch eine Einschränkung, dass in der neuen Wirtschaftsordnung auf eine verhältnismässig kleine Anzahl von Frauen grosse körperliche Anstrengungen entfallen, die früher, von mehreren geteilt, bewältigt wurden.

Ungeachtet dessen darf man — allen gegenteiligen Modetheorien zum Trotz — die Behauptung aufstellen, dass das Elternhaus die Stätte ist, wo die Grundlage für die hauswirtschaftliche Ausbildung der Tochter gelegt

werden muss. Es mag ja unangenehm sein, wenn Papa ein Gesicht schneidet zu der Suppe, die Lieschen versalzen hat, aber wenn Papa ein echter Patriot und Mama eine fleissige, gewissenhafte Frau ist, so werden sie das unvermeidliche Übel um seines guten Zweckes willen ertragen und gemeinsam ihre Pflicht gegen Lieschen und gegen die Menschheit erfüllen. Es braucht ja nicht alles im ersten Jahre, noch viel weniger in den ersten Wochen gelernt zu werden. Gerade weil das moderne Kulturleben so hohe Ansprüche an seine zukünftigen Mütter und Hausfrauen stellt, muss diesen eine längere Frist zur Vorbildung gewährt werden. In Zeiten und Ländern, wo eine Wirtschaft ohne Kenntnis des Lesens, Schreibens und Rechnens geführt werden kann, mögen Eltern berechtigt sein, ihre Töchter frühzeitig zu verheiraten oder sie einem selbständigen Erwerb zuzuweisen — für die moderne Kulturwelt ist ein solches Verfahren ein Akt der Selbstsucht, der das Volksleben schädigt und gegen den sich die Gesamtheit nur verteidigen kann, indem sie ihn mit Verachtung brandmarkt. Es fehlt uns bisher in Deutschland an hauswirtschaftlichen Hochschulen für Frauen — wir können sie auch nur unter der Bedingung einrichten, dass die Familie ihre weiblichen Glieder praktisch für ihren Besuch vorgebildet hat, denn theoretischer Unterricht auf diesem Gebiet ist ein Unding ohne praktische Vorkenntnisse. Andererseits wieder fehlt es uns durchaus an einer organisch entwickelten Theorie der Hauswirtschaft, wie sie in England längst besteht. In den Hausfrauenzeitungen, ganz besonders in „Fürs Haus“ liegt das Material für ein solches Werk berghoch vorbereitet. Wir harren noch vergebens der weitblickenden Frau, die vollendet, was die verdienstvolle Gründerin jener Zeitschrift in Angriff nahm. Jenes vielseitige Material muss durch tüchtige nationalökonomische, physikalische und chemische Kenntnisse ergänzt und gewissenhaft gesichtet werden, damit wir ein unserer Nation würdiges, tiefgehendes Lehrbuch der Hauswirtschaft erhalten.

Als wirtschaftliche Frage muss auch diejenige gelten, wie weit die Erziehung in der Familie die Vorbildung für selbständige Erwerbsthätigkeit ins Auge zu

fassen hat. Dass sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch in den höheren Berufsklassen fast unbedingte Pflicht und Lebensfrage ist, können nur eigensinnig verblendete Theoretiker bestreiten. Man darf aber für die höheren Berufsklassen fast ausnahmslos den Grundsatz gelten lassen, dass das zwanzigste Lebensjahr das früheste ist, in welchem eine solche Entscheidung zulässig erscheint. Wählt doch auch der junge Mann nur selten früher seinen Beruf.

Es hiesse den geistigen Bankerott unseres Schulwesens öffentlich erklären, wollte man behaupten, zwanzigjährige Mädchen wären nicht fähig, noch zu lernen. Sind sie es wirklich nicht, so hat die Schule ihre erste Pflicht, sie das Lernen zu lehren, gänzlich versäumt — die Familie hat in solchem Fall ein unbrauchbares Wesen gross gezogen, dessen Bildungsniveau praktisch und geistig weit unter demjenigen einer aufmerksamen, an Nachdenken gewöhnten Fabrikarbeiterin steht. Ein schön geflickter Mantel von Schöngeisterei ändert an dieser Thatsache garnichts, und wenn man solche Wesen mit schlafenden Seelenfähigkeiten gar noch auf die Universität schicken will, so sei Gott der Wissenschaft gnädig, wie unsere Vorfahren gesagt haben würden. Wir haben gerade genug von versumpftem männlichen Material, und auf unsern Kunstakademien weiss man schon Lieder genug davon zu singen, was für Elend durch die Mode des Malerinnenwerdens angerichtet ist.

Es gereicht unserer deutschen Gelehrtenwelt zur Ehre, dass sie jederzeit wirklich tüchtigen Leistungen der Frauen auf wissenschaftlichem Gebiete rückhaltlose Anerkennung gezollt hat. Wir haben aber in der Kunst und Litteratur schon ein so starkes weibliches Proletariat, dass man allen Grund hat, sich gegen die Züchtung eines solchen Gelehrtenproletariats zu wehren. Eine Erscheinung, die trefflich die Verfahrenheit unserer durchschnittlichen Bildungsbegriffe charakterisiert, ist der fühlbare Mangel an guten Musterzeichnungen, der in der deutschen Industrie empfunden wird. Die Mehrzahl unserer Musterzeichner wird nämlich handwerksmässig gebildet; sie werden nach dem Lehrlingssystem dressiert und erhalten nur selten diejenige allgemeine Geistesbildung, die zum Entwerfen von

Mustern so unentbehrlich ist, wie zur Komposition eines Gemäldes. Dennoch dünkt sich die hungernde Malerin etwas Besseres als die Musterzeichnerin, die unter Umständen Jahreseinnahmen von 5—20000 Mk. verzeichnen und ausserdem noch in ihrer Familie leben könnte.

In der modernen Industrie ist der Gipfelpunkt des Maschinenwesens überschritten, der Schwerpunkt ruht, wenigstens in der Textilindustrie, auf der Intelligenz des Zeichners und einzelner Arbeiter; die japanische Konkurrenz steigert die Nachfrage nach Mustern, und nur diejenige Nation wird im internationalen Wettkampf bestehen, die einen grossen Reichtum an nationalen Mustern besitzt. Die deutsche Familie kann daher nichts Besseres thun, als ihre Töchter für einen Beruf vorbilden, der ihnen vermöge ihrer Allgemeinbildung einen Vorsprung vor den Männern auf diesem Gebiete sichert. Die Vorbildung kann in der Familie in der Weise gewonnen werden, dass man auf dilettantische Schmierereien in Oel und Aquarell verzichtet und eine grosse Akkuratesse im Zeichnen nach der Natur pflegt. Darauf kann später eine tüchtige Fachbildung mit gewissenhaftem Studium der handwerksmässigen Seite sich aufbauen.

Dieses Beispiel von der unpraktischen Verschrobenheit unserer Theorien von standesgemässer Arbeit wiederholt sich auf vielen andern Gebieten. Es genügt, auf das Übel hinzuweisen und an der Einsicht festzuhalten, dass eine tüchtige, in der Familie erlangte hauswirtschaftliche Bildung jedem weiblichen Wesen die Grundlage für Erfolg im Erwerbsleben sichert. Nur das Mädchen, das überhaupt nicht denken und nicht arbeiten gelernt hat, steht im Leben rat- und brotlos da, ob mit oder ohne Fachbildung bleibt sich nahezu gleich. Sicher ist, dass die gründliche hauswirtschaftliche Bildung bis zum 20. Lebensjahr die Vorbedingung für Fachbildung nur fördert, während zweifellos eine vorzeitige Fachbildung die Entwickelung der Geistes- und Gemütsanlagen für den Beruf der Mutter und Hausfrau schädigt. Die Fachbildung in späteren Jahren ist in hohem Grade wünschenswert, unendlich viel wichtiger aber ist die Vorbildung für den kulturellen Beruf der Frau. „Er-

zieht die Frauen zu ebenbürtigen Gehilfinnen des Mannes, zu Wesen, die der Würde einer Mutter ihr Leben lang würdig bleiben" — das muss das Losungswort des deutschen Volkes für alle seine Berufsklassen in der Mädchenerziehung bleiben.

Eine eingehende Würdigung verdient bei der Besprechung des Erziehungsplanes unserer heranwachsenden Mädchen der von der Gräfin Lippe zuerst in der „Tägl. Rundschau" erörterte Gedanke an das weibliche Freiwilligenjahr, der seitdem in das Programm von Frau Lina Morgenstern übergegangen ist. Der Vorschlag fasst eine Schulung der jungen Mädchen in der Krankenpflege und im Dienste verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten ins Auge. Die Gründe, die für die Annahme dieses Vorschlages ins Feld geführt werden, gehören zumteil zu denjenigen, die darauf ausgehen, die Familie in Bezug auf Erziehungspflichten zu entlasten. Es beweist jedoch andererseits dieser Vorschlag, wie allgemein die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der Zustände in unserer Mädchenerziehung verbreitet ist. Man meint, dass das Anstaltswesen das leisten muss, was die Familie aus gewohnheitsmässiger Gleichgültigkeit vernachlässigt. Wer aber eine Gesundung der Verhältnisse von innen heraus erstrebt, kann sich von einer Einrichtung dieser Art keine Heilung versprechen. Der Vorschlag trägt allzuviel von jener älteren Richtung der Arzneischulen an sich, die da meint, Krankheiten nur durch äussere Mittel heilen zu können, ohne auf eine gesundheitsmässige Lebensweise zu dringen. In ärztlichen Kreisen weiss man sehr wohl, dass mit derartigen Heilmethoden nur die Kurpfuscher die Gunst des Publikums erringen. Ebenso wird auch ein weibliches Dienstjahr an sich durchaus nichts für die Hebung der weiblichen Erziehung und die Besserung gesellschaftlicher Zustände leisten können. Schon vom rein praktischen Standpunkte würde es nicht angehen, die Krankenhäuser und Wohlfahrtseinrichtungen zu Experimentieranstalten für junge Modedämchen herzugeben. In Diakonissenmutterhäusern weiss man ein Lied davon zu singen, wie ausserordentlich schwer es hält, Kräfte zu gewinnen, die auch nur für das Probejahr tauglich sind.

Ganz anders jedoch würde sich die Sache gestalten, wenn man die Berechtigung zu einem solchen Freiwilligenjahr von der Vorzüglichkeit der häuslichen Erziehung auf praktischen Gebieten der Hauswirtschaft und von einer Kenntnis von Gesundheitslehre, Naturwissenschaft und Volkswirtschaft abhängig machte. Alle diese Fächer brauchten keineswegs wissenschaftlich betrieben zu werden; es müsste nur jene Anwendung auf das praktische Leben gemacht werden, die in englischen Volksschulen seit Jahrzehnten gang und gäbe ist. Für Mädchen wird dieser Unterrichtszweig Domestic Economy genannt. Unsere deutsche Hauswirtschaftslehre ist zumeist zu sehr Küchenchemie, und vor allem wird Kenntnis des Geldwesens und auch die physikalische Grundlage z. B. in Bezug auf Heizung u. dgl. m. zu sehr vernachlässigt.

Setzte man nun Kenntnisse dieser Art als Norm für die Berechtigung zum Freiwilligendienst ein, so wäre schon äusserlich durch die Ehre, die diesem „Rechte" anhaftet, ein gewaltiger Sporn für die Pflege der häuslichen Töchtererziehung gegeben. Vermutlich würden z. B. Heiratskandidaten eine solche Garantie für wirtschaftliche Befähigung sehr wohl zu schätzen wissen. Wesentlich höher würde der praktische Wert dieser Einrichtung steigen, wenn man an das zurückgelegte Dienstjahr eine Anwartschaft auf Anstellung an den verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen knüpfte. Man würde so den Ledigbleibenden die Aussicht auf eine Lebensstellung eröffnen, die ihnen eine befriedigende Thätigkeit und wirtschaftliche Unabhängigkeit sichert. Der Andrang zum Lehrerinnenberuf würde sich dadurch wesentlich vermindern, und nur wenige Eltern würden eine kostspielige Universitätszeit einer Laufbahn für ihre Töchter vorziehen, welcher in einem gewissen Sinne die gesellschaftlichen Rechte des Beamten- und Militärstandes zukommen.

Zu betonen wäre von Anfang an, dass das Freiwilligenjahr nicht eine Erziehung auf Staatskosten bedeutet, sondern eine Belohnung häuslicher Gewissenhaftigkeit. Der Eintritt dürfte nicht vor dem 20. oder 21. Lebensjahr gestattet werden. Einem übergrossen Andrange wäre dadurch vorzubeugen, dass man

die Erhaltungskosten während des Freiwilligenjahres den Eltern auferlegt, wobei natürlich ein bescheidener Normalsatz anzunehmen wäre; auch ist für jeden mit dem Stande des Haushaltungs- und Kochschulwesens Vertrauten kein Zweifel daran vorhanden, dass ein grosser Bedarf an Lehrkräften für diesen Zweck zu decken sein wird, sobald erst der Haushaltungs- und Kochunterricht in allen Volksschulen so verbreitet ist, wie es jetzt der Handarbeitsunterricht ist. Letzterer freilich muss, wie allgemein anerkannt wird, ebenfalls noch auf eine höhere Stufe gestellt werden.

Es sei hier in Kürze auf die Programme der Diakonieseminare in Elberfeld, Herborn und Zeitz, auf die Haushaltungsschulen Neurode i. Schl. und Radolfszell, sowie auf das Werk über Haushaltungsunterricht von Dr. O. Kamp und Herstatt verwiesen. Das letztgenannte Werk zeigt vorwiegend, wie ungeheuer viel nach dieser Richtung hin noch ungethan ist und doch notwendig gethan werden muss. Man kann sich der Überzeugung nicht länger verschliessen, dass die deutsche „Frauenbewegung" in ganz ungesunde Bahnen geraten ist, wenn man eine annähernd richtige Vorstellung davon besitzt, wie gewissenlos dieses Gebiet weiblicher Thätigkeit bisher vernachlässigt wurde. Wer die unberechtigten Vorurteile gegen Frauenarbeit ausser dem Hause beseitigen, wer wahrhaft die Lage der Frauen heben will, werfe seine ganze Kraft auf diese Seite der Wagschale.

Man hat die jüngst gefallene Entscheidung des Gesetzes über das Eigentum der Frauen bedauert. Der Geist der Gesetzgebung hat in diesem Punkte mit unfehlbarem Instinkte das Richtige getroffen. Durch den ganzen Entwickelungsgang der Kultur hindurch verfolgt das wachsende Rechtsgefühl das Prinzip, die individuelle Verantwortung der Frau in Bezug auf die Wahl des Gatten zu erhöhen. Das neue bürgerliche Gesetzbuch macht es jedem normal erzogenen Mädchen unmöglich, einen Mann zu heiraten, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens nicht anvertrauen kann. Das weibliche Freiwilligenjahr würde diese Wirkung des Gesetzes wesentlich unterstützen, indem es die gesellschaftliche Stellung der ledigen Frauen auf eine höhere Stufe hebt.

Nur die kurzsichtigsten, in den verderblichsten Vorurteilen befangenen Menschen können der Erwerbsfreiheit aller Frauen irgend ein Hindernis in den Weg legen wollen. Nur wer die Natur des wirtschaftlichen Umschwunges unserer Zeit gänzlich verkennt, wird bestreiten, dass die Arbeit auch der Frauen der höheren Berufsklassen unseres Volkes in der Gegenwart unentbehrlich sei.

Anspannung aller Kräfte ist unerlässlich für alle. Man erhebe daher die Erziehung zur Arbeitstüchtigkeit zum Ideal Aller. Man brandmarke alle Trägheit, am meisten aber die Trägheit in der Charakterbildung und Gemütspflege. Nie und nimmer wird es angehen, irgendwelche Fachbildung an Frauen und Mädchen höher zu schätzen, als eine gesunde Gemüts- und Charakterbildung, ohne Sentimentalität, aber auch ohne verstandesmässige Härte. Wer im Besitz einer solchen Charakterbildung ist, wird es nimmer fertig bringen, müssig am grossen Markte des Lebens zu stehen — auch beim Besitz von Millionen nicht. Ohne Charakterbildung aber ist alle Fachbildung wertlos, selbst wenn sie das Mittel bildet, grosse Geldsummen zu erwerben. Je mehr sich diese Erkenntnis schon im männlichen Berufsleben aufdrängt, desto weniger darf man versuchen, in der Bildung der Frauen Experimente wissenschaftlicher Art zu machen. Nicht die Geisteskräfte allein, nicht die Körperkräfte nur — die Kräfte der Seele, des Intellektes und des Körpers müssen wir pflegen, wenn unsere deutsche Mädchenerziehung sich den Anforderungen der Gegenwart gewachsen erweisen soll.

Man wird das Thema der höheren Mädchenbildung in Deutschland nicht besprechen können, ohne einen Vergleich mit dem anzustellen, was von anderen Völkern auf diesem Gebiete geleistet wird. Es ist nun einmal so Mode geworden, einfach den Satz aufzustellen, die Frauen in Nordamerika, in England und vielleicht auch in den skandinavischen Ländern erfreuten sich grösserer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Freiheiten als die deutschen Frauen. Aus wohlverbürgten Quellen ist aber bekannt, dass in Amerika schon

längst die Dienstmädchen verhältnismässig weitaus die beste Erwerbsgelegenheit haben. In englischen Frauenzeitungen wird augenblicklich allen Ernstes die Frage erörtert, ob nicht gentlewomen, d. h. gebildete Damen, klug daran thun würden, sich als Dienstmädchen zu vermieten. Schriftstellerinnen, Journalistinnen, Erzieherinnen, Buchhalterinnen, Maschinenschreiberinnen u. s. w. sind im Überfluss vorhanden, auch Lady-dressmakers, d. h. gebildete Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w. u. s. w. sind viel mehr da, als gebraucht werden. Betreiben doch Damen mit hocharistokratischen Titeln diese Geschäftszweige schon längst als Sport mit hübschem Nadelgeldertrag. Nur an Köchinnen, Hausmädchen und Jungfern herrscht Mangel, besonders an solchen, die irgendwie zuverlässig sind. Die Colleges, namentlich diejenigen, die es als Ungerechtigkeit empfinden, dass ihre Studentenscharen kleiner sind, als die von Oxford und Cambridge, setzen geradezu Prämien auf den Besuch der Studentinnen. Oxford und Cambridge enthalten nach wie vor Preise und Stipendien den Studentinnen vor, und alle jene Glanznummern, mit denen unsere Kongressrednerinnen zu paradieren lieben, nehmen sich bei Licht besehen ganz anders aus als in der Entfernung.

Es wäre nun ebenso lächerlich, wenn man aus diesen und ähnlichen Gründen behaupten wollte, dass nicht manche Mädchen für das wissenschaftliche Studium befähigter sind, als manche junge Männer. Allein es fragt sich in dieser Angelegenheit gar nicht, was Frauen können oder nicht können. Es kommt vielmehr darauf an, einen Gesichtspunkt zu finden, von wo aus sich darüber entscheiden lässt, was für die grosse Masse des deutschen Volkes das Vorteilhafteste ist. Will man nun die vielgepriesenen englischen und amerikanischen Zustände im günstigsten Lichte betrachten, so könnte man sagen, es handelte sich hier um eine sehr wohlthätige Umwälzung; denn die lady-Dienstboten würden das Ansehen dieses Standes heben, sie würden gewissenhafter und umsichtiger arbeiten; vielleicht würden die Köchinnen mit Universitätsbildung die Gesetze der Physik und Chemie berücksichtigen, die Hauswirtschaft nationalökonomisch auf eine höhere Stufe heben. Dieser Gesichtspunkt würde aber in Deutschland keine

Rolle spielen; denn Eltern, die ihre Töchter studieren lassen können, sind meistens auch in der Lage, ihnen ein angenehmes Heim und eine leidlich gesicherte Zukunft zu bieten. Und jedes Mädchen, das nur will, kann sich bei uns ohne Universität zur Köchin ausbilden. In England, wo jede Köchin sich empört, wenn eine lady in der Küche erscheint, liegt die Sache wesentlich anders. Kein Punkt zeigt so deutlich, wo der Unterschied zwischen unserer deutschen und der englischen Mädchenerziehung liegt, wie dieser. In Deutschland hält es keine Frau für schimpflich, ihrem Haushalt selbst vorzustehen. Deutschland ist auch das erste Kulturland gewesen, das für eine geregelte Lehrerinnen-, Diakonissen- und Kindergärtnerinnenbildung gesorgt hat. Alle übrigen Länder sind in dieser Richtung Jahrzehnte später vorgegangen als wir. Das Bedürfnis nach einer höheren, vom Staate anerkannten Lehrerinnenbildung hat den Engländerinnen die Universitäten erschlossen, weil das Interesse für die Errichtung von öffentlichen Lehrerinnenseminaren fehlte. Wir sind England buchstäblich überlegen in diesem Punkte, besonders seit unsere Universitäten den Frauen gewisse Freiheiten eingeräumt haben. Eine hauswirtschaftliche Hochschule besitzt England noch nicht; Amerika hat sie, und wir werden sie in Deutschland erhalten, sobald unsere Diakonieseminare und die im April 1897 zu eröffnende Wirtschaftsschule in Ofleiden bei Marburg i. H. die Feuerprobe werden bestanden haben. Diese hauswirtschaftlichen Hochschulen werden für die Hauswirtschaft leisten, was die landwirtschaftlichen für die Landwirtschaft gethan haben. Ihr Einfluss wird sich sogar viel weiter erstrecken als derjenige der letzteren, weil sie alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft berühren werden.

Zu wünschen ist, dass Anstalten dieser Art den Schülerinnen nicht vor dem neunzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre erschlossen werden. Sie haben, gleich den Fachschülern für Handwerker und Kunstgewerbetreibende, keinen Wert, wenn nicht gewisse praktische Vorkenntnisse vorhanden sind. Der verhältnismässig geringe Erfolg von Kunstgewerbeschülerinnen wird überall darauf zurückgeführt, dass sie ausserhalb des Handwerks stehen. Das Gleiche würde bei hauswirtschaftlichen Hochschulen der Fall sein.

Man wird freilich darauf hinweisen, dass die Lehrerinnenseminare unmittelbar an die Schule anschliessen. Einmal ist aber dieser Fall durchaus nicht parallel, und dann fragt es sich sehr, ob nicht durch dies Verfahren hunderten von jungen Mädchen durch die Loslösung vom Familienleben gerade in der Zeit, wo sich die individuelle Charakterbildung vollzieht, ein schweres Unrecht geschieht. Dass die Gefahr des Einseitigwerdens, des Zurücktretens der Eigenschaften des Gemütes zum Besten des Verstandes vorhanden ist, wird kein einsichtsvoller Seminardirektor in Abrede stellen. Gewiss sind schon viele ausgebildete Lehrerinnen tüchtige Hausfrauen geworden — tüchtigere unbedingt als hunderte von jungen Damen, die sich am Romanfutter Gemüt und Verstand haben ruinieren dürfen. Es sind aber auch viele Lehrerinnen, infolge ihrer gesonderten Erziehung, namentlich wo es an ausreichendem männlichen Einfluss fehlte, um die Gelegenheit gebracht worden, sich so zu entwickeln, dass ihnen die Möglichkeit, die Liebe eines Mannes zu gewinnen, offen blieb. Man dürfte in diesen Fällen freilich fast immer mit Recht auf mangelnden Einfluss in der Familie schliessen. Die Seminare an sich sind absolut frei von aller Schuld daran. Nur die Bequemlichkeit der Familien ist zu tadeln; sie haben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Kulturentwickelung ihre Verantwortung für die Töchtererziehung zu verringern gesucht, und doch ist noch nie ein stichhaltiger Beweis dafür erbracht worden, dass ein einundzwanzigjähriges Mädchen von Natur mehr geistige Reife besitzt, als der gleichaltrige Mann. Alle Frauen, die mit Bewusstsein an ihrer eigenen Charakterbildung arbeiten, sind einig darin, dass sie ihre volle Kraft erst mit dem achtundzwanzigsten Jahre erreichen. Es ist sehr wichtig, dass im volkswirtschaftlichen Leben mit dieser Thatsache gerechnet werde.

Das einzige Gebiet, wo die weibliche Jugend einen wirklichen Vorsprung vor dem Alter hat, ist das religiöse. Ohne allen Zweifel ist die Jugend empfänglicher für alles das, was an den geoffenbarten Glaubenslehren die Seele fesselt, erhebt und begeistert. Dieses Glaubensleben zu pflegen, sollte der Familie als höchste Aufgabe erscheinen, die es der Jugend gegenüber zu erfüllen hat. Sorgfältig aber meide man

die Richtung auf das Emotionelle. Des Gefühlschristentums haben wir immer noch viel zu viel, trotz allen beklagten Mangels an kirchlichem Sinne. Es ist kaum denkbar, dass eine tägliche, schlichte Hausandacht mit einem kurzen, gelesenen Bibelabschnitt, vielleicht mit Familiengesang und Vaterunser, nicht mehr für das geistliche Leben unserer Jugend thun könnte, als ganse Bibliotheken von Andachtsbüchern. Unser kirchliches Leben krankt an dem Zuviel solcher Sachen. Hier gilt das Wort: „Ihr sollt nichts dazu thun und sollt nichts davon thun.“ Man meint immer, man müsste nachhelfen. Besonders von England aus ist ein gewisser Methodismus zu uns herüber gekommen. Der „christliche“ englische Roman hat viel Schaden dieser Art gestiftet. Man meint, zum „Gläubigsein“ gehöre das Reden von geistlichen Dingen. Man vergisst, dass Gott mit jeder Seele seinen eigenen Weg geht, dass er jede von dem Volke besonders nimmt, wie Christus den Taubstummen; für jede gilt aber auch das Gebot, „es niemand zu sagen“, weil diese Dinge zu hoher und zu verborgener Natur sind, um viel Reden darüber zu vertragen. Wir treiben heutzutage in unsern „christlichen“ Kreisen viel zu viel Seelsorgerei, wir machen es wie thörichte Kinder, die den Blumen auf ihrem Beet keine Ruhe zum Wachsen lassen, weil sie fortwährend daran graben, hacken oder giessen. Es würde des Spottes, des bewussten Widerspruches gegen göttliche Dinge unendlich viel weniger geben, wenn wir die Töchter unserer höheren Stände so erziehen könnten, dass sie gar nicht nötig haben, mündlich von Christo zu zeugen, sondern dass die ganze That ihres Lebens dastände wie ein lebendiges Zeugnis für reinste Wahrheit und höchste Schönheit. Je unbedingter wir in dieser Hinsicht der Macht der heiligen Schrift vertrauen, je glaubensfreudiger wir nach religiöser Seite das Werk der Erziehung treiben, „durch Wandel, ohne Wort“, nur durch das lebendige Zeugnis glühender Liebe zur Sache, desto schönere Erfolge werden wir verzeichnen. Nur der Kleinglaube, der da meint, Gottes Sache müsste mit Menschenhand getrieben werden, hat uns zum Sinken gebracht.

Es ist kaum denkbar, dass eine Frau, die ihren Glauben im Herzen und nicht auf den Lippen trägt, jemals um einen

Beruf in Verlegenheit kommen sollte, auch wenn ihr das Glück versagt wird, den höchsten Beruf der Gattin und Mutter zu erfüllen. Wo immer sie im Leben stehen mag, sie wird eine Zeugin für Wahrheit und Recht, für Schönheit und Liebe bleiben. Sie wird eine Aufgabe erfüllen, deren Segen weit über ihr eigenes Leben hinausreicht, auch wenn ihr der lebende Anteil an der Zukunft des Menschengeschlechtes versagt ist. Mag sie reich sein und niemals eine Arbeit verrichten, die in dem materialistischen Notizbuche des Utilitariers als Wertfaktor verzeichnet wird — sie bleibt ein geistiger Wert durch die ewige Freiheit ihrer eigenen Seele und durch das Zeugnis ihres Lebens gegenüber ihren Mitmenschen. Und ist sie arm, zu arm und unbegabt womöglich, um ihren eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, so wird sie trotzdem nicht ruhen, ehe sie irgend eine Stätte gefunden hat, wo ihr bescheidenes Teil von Kraft Verwendung irgendwelcher Art findet.

Wir werden unsere höhere Mädchenerziehung, wir werden unser ganzes Volksleben nicht fördern, wenn es uns nicht gelingt, den rein materiellen Begriff vom Werte der Arbeit zu beseitigen, der noch weite Kreise praktisch beherrscht, wenn er auch theoretisch geleugnet wird. Die Frauen unserer höheren Stände bilden unbewusst das Urteil des Volkes über diese Frage. So viel sie auch wegen ihres „Müssigganges“ geschmäht werden mögen, alle tiefer stehenden Kreise suchen es ihnen trotzdem gleich zu thun. Haben die Frauen der höheren Stände die richtige Wertschätzung für Charakterbildung, für Lebensanschauung und Überzeugungstreue, so wird sie auch dem ganzen Volke mitgeteilt, denn es bleibt wahr, was Prof. Platter unlängst in der Neuen Deutschen Rundschau (Freie Bühne) bekannte: eine Mutter hat in ihrem Leben mehr Aussicht, Gutes zu erreichen und zu wirken, als ein Universitätsprofessor. Die Frauen appellieren immer vielmehr an das Gemüt, an die Seele, als viele Männer es können. Deshalb braucht auch das Leben der ehelosen Frauen nicht verfehlt zu sein, so lange ihnen diese Fähigkeit bleibt. Sie zu erhalten, zu entwickeln, zu pflegen, ist und bleibt die höchste Aufgabe der weiblichen Jugenderziehung.

Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

Gekrönte Preisarbeit

von

Anna Beyer,

Lehrerin an der städtischen höheren Mädchenschule zu Forst in der Lausitz.

Motto: Das Ewigweibliche zieht uns hinan.
(Goethe.)

Denn es ist furchtbar, wer die Götter ehrt.
(Aischylos.)



Wer es unternimmt, die vorgestellte Frage zu beantworten, versucht zunächst, sich für seine Antwort Grenzen zu ziehen; denn ungeheuer weit erscheint das durch dieselbe vor unseren Augen sich aufthuende Gebiet. Die Grenzen ergeben sich durch den in der Frage enthaltenen Begriff „Höhere Berufklassen". Man hat, wenn man dem Ausdruck nicht näher tritt, im allgemeinen die Vorstellung von höherem Stande, sei er durch Geburt, Amt, Erziehung und Bildung oder durch die aus Besitz und Vermögen erwachsende gesellschaftliche Stellung bedingt. Man beachte aber wohl, dass hier von höheren Ständen nicht die Rede ist. Es handelt sich also nicht um die Töchter der oberen Zehntausend oder mehr, die durch eine historische Schranke zwar nicht in nationaler, aber in sozialer Hinsicht vom Volke getrennt sind, die sich nicht erst durch den Beruf, sondern von vornherein durch die Geburt über das Volk erheben. Es wäre für einen Bürgerlichen, der diesem Stande fernsteht, der nicht hineingeboren ist in seine Lebensanschauungen, sich nicht in sie hineingelebt hat, der nur als kühler Zuschauer auf soziale Verhältnisse, Überlieferung und Sitte des Adels blickt, auch eine undankbare Aufgabe und ein dreistes Unterfangen, für die Töchter derselben eine Theorie der Erziehung aufstellen zu wollen.

Es handelt sich auch nicht unmittelbar um die Töchter jener weiten Kreise, die in unserer industriellen Zeit, besonders in Handels- und Fabrikstädten, gesellschaftlich tonangebend geworden sind, der Fabrikanten und Kaufleute. Sie gehören zum Teil zu den höheren Ständen, wie wir diesen Begriff heute fassen, aber den höheren Berufsklassen gehören sie nicht an.

Wer zwischen niederen und höheren Berufen unterscheidet, der wird niedere Berufe alle diejenigen nennen, die es mit der Schaffung materieller Güter zu thun haben, höhere diejenigen, die vorwiegend auf Erhaltung und Mehrung der ideellen Güter eines Volkes gerichtet sind. In einem höheren Berufe kann nur derjenige wirken, der im Besitze der geistigen und sittlichen Errungenschaften seines Volkes ist, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht. Die höheren Berufsklassen sind also notwendig die gebildeten Berufsklassen. Der reich gewordene Industrielle, der gesellschaftlich zu den höheren Ständen zählt, kann gebildet sein und wird es häufig sein, aber er braucht es nicht zu sein. Der Gelehrte, der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Arzt, der Prediger, der wissenschaftliche Lehrer müssen gebildet sein, sonst wären sie nicht, was sie sind. — Mit der Erziehung der Töchter dieser Kreise haben wir es hier in erster Linie zu thun.

Es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um zu erkennen, mit welchen Schwierigkeiten gerade die den höheren, den gebildeten Berufsklassen angehörenden Eltern bei der Erziehung und Ausbildung ihrer Töchter zu kämpfen haben. Von diesen Kreisen nahm die Frauenbewegung ihren Ausgang; die Sorge um die alten Jungfern ist nirgend so gross und häufig wie hier, in diesen Kreisen ist sie zu einem Notstande geworden, dessen Grösse ein öffentliches Eingreifen, ein Eingreifen des Staates zu heischen scheint.

In der Erschliessung neuer Berufszweige, und zwar der höheren, für das weibliche Geschlecht sehen manche Männer, vornehmlich aber viele Frauen, die Erlösung von diesem sozialen Übel. Nun, mag man immerhin Gymnasien für das weibliche Geschlecht einrichten, mag man ihnen die Universitäten öffnen — für Stellung und Ansehen der Frau nach der Seite ihrer intellektuellen Fähigkeiten hin ist das ja immerhin von Bedeutung, und die einzelne Frau kann sich eine ihren Fähigkeiten entsprechende Existenz gründen — aber man denke nicht, dass man damit die Frauenfrage löse, dass man damit der Frau gebe, was sie im Grunde verlangt und verlangen muss. Wer da glaubt, dass die Frauenfrage, wie oft behauptet wird, nichts weiter sei als eine Brotfrage, der hat ein sehr geringes Verständnis für die in seiner Zeit

ringenden Ideen. Die Frauenfrage ist nicht einmal vorwiegend eine Bildungsfrage, sie greift viel weiter und höher, sie ist eine Frage, die sich dreht um den Menschheitswert der Frau. Gebt mir eine Ausbildung, die es mir ermöglicht, mir eine meinem Herkommen entsprechende Existenz zu gründen, das ist die erste Forderung, die die Tochter an ihre Eltern, das Weib an Gesellschaft und Staat richtet und richten darf mit gleichem Rechte wie der Mann. Die zweite, viel höhere, viel sittlichere Forderung aber ist die: Gebt mir Achtung, die Achtung, die mir zukommt als einer geistigen, gottgewollten Persönlichkeit! Nur das hochgestellte, hochgeachtete Weib hat wirksamen Einfluss auf das Geschlecht der Gegenwart, vor allem aber auf die zu erziehende Generation der Zukunft. — Von dieser Seite gefasst, aber auch nur von dieser, kommt der Frauenfrage der grosse Raum zu, den sie jetzt auf dem Kampfplatze der Öffentlichkeit einnimmt.

Wie aber steht es um die Achtung des Weibes in unserer Zeit, was gilt und bedeutet die Frau der Gesellschaft?

Das geistige Leben mit all seinen Vorstellungen und Ideen findet seinen Niederschlag in der Kunst. Diese führt oft am deutlichsten der Nachwelt vor Augen, was eine Zeit war, was sie errang. Wenn die Nachwelt einst bei unserer Kunst anfragt: Was war die Frau in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts? Dann wird die Litteratur antworten: Sie war eine unter dem Egoismus der Männer, sei es des Gatten oder der Söhne, schwer leidende Dulderin, eine unter den Werktagssorgen und Lasten fast stumpfsinnig gewordene Hausmagd, andererseits aber auch eine schamlose Verführerin, Ehebrecherin und Sittenschänderin — und unter dem Einfluss der Frauenfrage — wohl auch ein an seinen Ketten leidenschaftlich rüttelndes Weib. Die Malerei aber wird sagen: Sie war eine Dame, deren eigenstes Gebiet der Salon war, der Salon, in dem die Phrase die Hauptrolle spielte, und in dem sie fast immer dekolletiert erschien. Sie war weiter eine elende, in Schmutz verkommene Proletarierin und endlich allenfalls noch Bäuerin, die allein noch darauf hindeutete, dass unsere Zeit auch geistig und sittlich gesunde Frauen aufzuweisen hatte. Auf die Fragen: Ja, gab es denn keine gebildeten

Hausfrauen, Gattinnen, Mütter, die künstlerischer Darstellung wert gewesen wären, wo sind die Frauen eurer höheren Beamten, Ärzte, Richter, Lehrer, die Frauen des gebildeten Bürgerstandes, wo zeigen sich diese in ihrer Arbeit, in ihren Werken, in ihrer weittragenden sozialen Bedeutung? Lebten denn eure Künstler nur in der Schenke, in den Häusern des Elends, in den Arbeitssälen der Fabriken, im Salon und im Ballsaal? Kanntet ihr denn kein Familienleben, keine Wohnstube, das eigentliche Reich des Weibes? Auf alle diese Fragen muss die Kunst beschämt verstummen.

Ja, leider Gottes, so weit sind wir gekommen! Die Wohnstube ist eine Stätte der Langenweile; der Familienvater und die erwachsenen Söhne suchen ausserhalb des Hauses Zerstreuung und Anregung. Das öffentliche Leben und Treiben nimmt alle Zeit und Kräfte in Anspruch. Zu Hause ist man nur noch, wenn man der Ruhe bedarf nach den Anstrengungen der Arbeit und des Genusses. Dass der Mann sein Bestes, ein warmes Gemüt und die sichere ruhige Kraft für den Kampf ums Dasein sich einzig und allein aus seinem Hause, aus dem festen, innigen Zusammenleben mit Weib und Kind, mit Eltern und Geschwistern holt, hat man oder will man vergessen. Auch die Frau sucht ihre Ehe nicht mehr darin, einem gemütlichen Familienkreise in eigenem Hause vorzustehen, sondern darin, einen möglichst grossen und möglichst vornehmen Verkehrskreis zu haben. Der Zug nach der Höhe hat sie alle ergriffen, Mann und Weib. Aber nach welcher Höhe? Nach der, wohin Gott Mammon seine Auserwählten führt, wohin die Herrschsucht leitet, nach der Höhe, wo Pracht und Glanz Einfachheit und Genügsamkeit als die Tugenden schwachsinniger Thoren verhöhnen, wo die Augenblenderei dem gesunden Wahrheitssinne siegreich die Thüre weist. Die Jagd nach äusseren Erfolgen, der Tanz um das goldene Kalb kennzeichnet leider Gottes alle Kreise unseres Volkes, und in ihrem Gefolge zieht ausser dem Luxus die Genusssucht. Diese aber treibt den Mann, und was noch viel schlimmer ist, auch das Weib aus den schützenden Mauern des Hauses, die Wohnstube wird öde, das Familienleben kalt und trübe. Wo aber kein echtes, rechtes Familienleben mehr ist, da fliehen Sitte nnd Frömmigkeit und mit ihnen die Sittlichkeit, da ge-

deiht keine feste, warme Liebe mehr, da sind allen schlechten Trieben der menschlichen Natur Thür und Thor geöffnet. Und da erwächst — wenn doch die gebildeten Frauen das recht verstehen und beachten wollten — da erwächst die Verachtung des Weibes in Haus und Gesellschaft; wo Mammonsdienst und Luxus überhand nehmen, da wird auch das Weib zum — Luxusartikel.

Und wenn heute die Frau öffentlich auftritt und Reden hält und Bücher schreibt zu dem Zwecke, ihrem Geschlechte eine geachtetere Stellung zu schaffen, so ist ihr Streben dem Grunde nach ein edles und berechtigtes. Nur haben gerade diejenigen, die sich für die berufenen Vertreterinnen ihres Geschlechtes in der Öffentlichkeit halten, häufig nicht die volle klare Erkenntnis, woher sich die Verachtung des Weibes leitet, wie und wo sie einzusetzen haben; nur versehen sie sich zu oft in der Wahl ihrer Mittel, obwohl man, wenn man die Entwicklung der Frauenbewegung verfolgt, auch hier ein langsames Fortschreiten nicht verkennen wird. Wer damit die Verachtung des Weibes aus der Gesellschaft zu schaffen glaubt, dass er die Frau studieren lässt, dass er ihr zeigen lässt, dass ihr Intellekt dem männlichen gleich sei, der ist ein Thor; ein noch grösserer aber ist der, der ihr persönlichen Wert verleihen will dadurch, dass er sie zum allgemeinen Stimmrecht zulässt.

Was dem Weibe für den Mann Wert giebt, ist nicht, dass sie ihm gleich, sondern dass sie anders ist als er. Nicht, dass sie leistet, was er auch leistet, sondern dass sie kann, was er nicht kann, das macht ihre Bedeutung aus für den Einzelnen wie für die Gesamtheit. Wenn sie die ihr eigentümlichen Anlagen zu der ihr möglichen Höhe entwickelt, wenn sie eine volle und starke Persönlichkeit aus sich macht, so ist sie dem Manne gleichwertig, der seinerseits dasselbe thut, und tausendmal mehr wert als der ideal- und charakterlose Mann, und wenn er sie an Wissen um Bergeshöhe überragt. Was aber ist es, das dem Weibe vor dem Manne gegeben ist? Es ist nicht seine Schönheit, nicht sein Verstand, nicht sein Blick für das Kleine, nicht seine praktische Tüchtigkeit, nicht einmal seine Sittlichkeit, es ist das alte Bekannte, oft verlachte und verspottete und

doch ewig Wahre, das, was die Deutschen alter Zeit im Weibe verehrten, das Gottahnende, das Gotterfüllte. Es ist etwas Wunderbares um die Seele eines Weibes. Ein Weib kann sehr wohl ein Kind der Gegenwart sein. Es kann sehr wohl zweifeln an der Wahrheit überlieferter Glaubensartikel, und es hat doch seinen Glauben, seinen Gott, seine ideale Liebe. Es muss diese Liebe, es muss seinen Dank, seine Sorgen, Ängste und Nöte, es muss dies alles ausströmen im Gebet. Thoren die, die das Weib deswegen der Inkonsequenz beschuldigen! Sie kann eben nicht anders. Ein Weib sein und beten müssen, das ist ein Naturgesetz. Wenn von den beiden verschiedenen Wesen das eine feste Glaubenssätze aufgeben kann, ohne damit zugleich seinen Glauben zu verlieren, so ist es das Weib. Ja das Weib braucht überhaupt keine Glaubenssätze, um zu glauben. Reisst vor einem echten klugen Weibe ein Glaubensgebäude ein, es fehlt ihr nicht an Verstand, um dem Abbau Schritt für Schritt folgen zu können; wenn ihr aber denkt, ihr habt ihm damit Halt und Stütze, seinen Glauben genommen, so irrt ihr euch. Der ruht warm und sicher in der Tiefe der Seele und ist völlig unabhängig von Verstand und Verstandesgründen. — Ein Weib aber, das seinen Glauben verwerfen kann, das sich bewusst der absoluten Glaubenslosigkeit, dem Materialismus in die Arme wirft, hat sich selbst aufgegeben, es hat sein Edelstes, die Tiefe seiner Seele, den Ursprung und die Kraft seiner Liebe, seiner Hingabe und Opferfähigkeit, seiner Geduld und seines Vertrauens, es hat das Ewig-weibliche abgestreift. Das aber ist es, was das Weib auszeichnet vor dem Manne, was ihm die Herrschaft giebt über ihn, ob sie anerkannt wird oder nicht, das ist es, was uns hinanzieht, was — wieder erweckt und als ein köstlicher Schatz gehegt und gepflegt — uns eine neue Generation schaffen könnte voller Weisheit, Liebe und Sittlichkeit.

Das in unseren Töchtern zur schönsten Entfaltung zu bringen, sei das Ziel unserer Erziehung; auf diesem Grunde alles das aufzubauen, was sie für das Leben nötig haben an praktischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, an intellektuellem Wissen und Können, sei die Aufgabe der Eltern und Erzieher, vornehmlich in dem Alter, da die

jugendliche Seele sich dem Ideal entgegensehnt wie in keinem andern, da der Verstand anfängt zu begreifen, was es ist um das Leben, um seinen Wert und seine Ziele. Lernen müssen unsere Töchter, dass der Mammonsdienst unser Volk zum Verderben führt, dass die Bedeutung und das Ziel des Lebens nicht in äusseren Erfolgen besteht; lernen müssen unsere Frauen, dass ihr Weg nicht aus dem Hause hinausgeht, dass das alte, viel missbrauchte Wort: Die Frau gehört ins Haus! nicht bloss ihnen noch immer Richtschnur sein muss, sondern dass es ihr Recht und ihre Pflicht ist, dieses Wort auch auszudehnen auf den Mann. Auch der Mann gehört ins Haus, wenn ihn nicht die Ausübung seines Berufes davon fernhält. Frauen müssen wir haben, die es verstehen, für Mann und Kinder das Wohnzimmer so gemütlich, so einzigartig zu machen, dass sie nirgend anders einen Ersatz dafür finden, Frauen, die den Mann davon überzeugen können, dass es die erste soziale Pflicht des Vaters ist, im Familienzimmer zu weilen und seine Kinder zu erziehen.

Wenn wir nun dazu übergehen, im einzelnen zu zeigen, wie sich die Erziehung unserer Töchter vom 15. bis zum 20. Lebensjahre gestalten soll, so überfällt uns Scheu und Bangen. Ja, wer zum berufenen Pädagogen zugleich ein rechter Dichter wäre, wer ein Buch schreiben könnte, durchglüht von edelster Begeisterung, von reinster Liebe für die Töchter seines Standes, wer sie dichterisch sehen und gestalten könnte als die leuchtenden Vorbilder ihrer Töchter, die Leiterinnen und Ratgeberinnen auch der dem Knaben-, dem Jünglingsalter entwachsenen Söhne, die Helferinnen ihrer Gatten, die Reinigerinnen der Sitten, die Verächterinnen der Lüge, der Hohlheit in der Gesellschaft, die barmherzigen Samariterinnen gegen ihre elenden Mitmenschen, die patriarchalischen Erzieherinnen ihres Gesindes, ein anderes „Lienhard und Gertrud“ für die höheren Berufsklassen unserer Zeit, wer das hineinwerfen könnte in all den Wirrwarr über Frauenfrage und Bethätigung unserer Töchter nach dem schulpflichtigen Alter, der hätte eine That gethan. Wer nun aber kein Pestalozzi ist, wer sich sagt, dass er doch gar nichts Neues oder Tieferes zu sagen hat, als von anderen und besseren Leuten auch schon gesagt worden ist, der ruft sich zaghaft zu: Warum schreibst

du über diesen Gegenstand, hoffst du die Form zu finden, in der alte Gedanken von neuem wirksam werden? Nur ein Versuch kann dir diese Antwort geben — nun, so versuche es!

Fünfzehn Jahre! Dein Kind steht vor dem Altare und legt das Gelübde ab, ein Kind Gottes und damit zugleich ein sittlicher Mensch, ein tüchtiges, brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden zu wollen. Hast du es bis dahin sorgfältig erzogen, so ist es ihm ernst mit diesem Gelübde, und du hast einen Grund gelegt, auf dem du weiter bauen kannst. Ist ihm dieser Tag des Gelübdes nichts weiter als ein Tag besonderer Wichtigkeit, an dem es sich vor der Gemeinde zu präsentieren hat, als der Markstein zwischen Kind und angehender Dame, an dem es ganz genau beachtet, wie es sich ausnimmt in Gang und Haltung, im Faltenwurf seiner Toilette, wie die Mitgenossinnen erscheinen und sich benehmen, ist ihm sein Ja nur eine Form, dann wehe dir, dann baut dein Kind sein Leben auf einen Grund von Flugsand, und den hast du gelegt. Und ihr, Vater und Mutter, ihr Erzieher, welches ist heute euer Denken und Fühlen? Es lebt wohl in euch der herzliche Wunsch, euer Kind den guten Weg des Lebens gehen zu sehen, nicht bloss den guten Weg einer bequemen und sorglosen Existenz, sondern den Weg der Tugend und der Wahrheit. Siehst du heute in der Ceremonie der Konfirmation — wie du auch sonst darüber denken magst — eben nichts als eine Ceremonie, dann lass dein Kind aus deinen Händen, dann fehlt es dir am Besten, was du ihm ins Leben mitgeben kannst, dann suche ihm einen anderen Erzieher. Jeder ernste Vater und jede ernste Mutter aber bewegen heute und in folgenden Tagen in ihrem Herzen mancherlei Fragen, die gebieterisch Antwort heischen. Es werden im allgemeinen die folgenden sein:

Was soll aus meiner Tochter werden in Beruf, Haus und Gesellschaft, wie lässt sich ihre praktische Erziehung am zweckmässigsten gestalten?

Wie mache ich mein Kind stark und fest in sich selbst und für die Wechselfälle des Lebens, wie bilde ich seinen Charakter?

In welchen Ideen von Gott, Welt und Menschen scheint mir das Glück, die Bestimmung meines Kindes zu liegen, in welcher Lebensanschauung erziehe ich es?

Die erste und wichtigste Frage ist die, welche allen anderen Erziehungszwecken zur Grundlage dient, die sich richtet auf die Bedingungen, unter denen das Leben überhaupt möglich ist, die: Was soll mein Kind werden, wie gründe ich ihm seine Existenz?

Es ist bei normalen Verhältnissen jedes Vaters und jeder Mutter Wunsch, seien sie reich oder arm, dass ihre Töchter in einer glücklichen oder doch zufriedenen Ehe die ihnen von der Natur gesetzte Bestimmung erreichen. Man ist daher auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass die Erziehung der Töchter in erster Hinsicht auf diese natürliche Bestimmung gerichtet sein muss. Ein Mädchen muss, auch wenn sie in einem anderen als weiblichen Berufe ihre Lebensbedingung findet, diesen Beruf jederzeit mit dem der Gattin und Mutter vertauschen können, wenigstens soll sie daran nicht gehindert sein durch den vollständigen Mangel an denjenigen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die zur geordneten Führung eines Haushaltes, zur Pflege und Erziehung der Kinder nötig sind. Wird sie durch sich selbst, durch die Eigenart ihres Empfindens und Denkens von der Schliessung einer Ehe zurückgehalten, so ist das ihre Sache, sie kann ihrer Erziehung dann nicht Schuld geben.

Nach welchen Richtungen hin hat nun die Ausbildung deiner Tochter für ihren natürlichen Beruf zu geschehen? Deine Tochter soll Gattin und Hausfrau, Mutter und Erzieherin ihrer Kinder, soll als Hausfrau zugleich die Vertreterin ihres Hauses und ihrer Familie nach aussen, d. h. im geselligen Umgange sein. Wer übernimmt ihre Erziehung nach allen diesen Seiten hin? Man sollte meinen, über die Beantwortung dieser Frage könnte gar kein Zweifel sein, sie müsste natürlich lauten: die Mutter. Hier liegen jedoch die Verhältnisse so mannigfaltig, dass man in Verlegenheit kommt, wenn man grosse und allgemein geltende Linien ziehen will. So ist es in manchen Städten in den besseren Gesellschaftskreisen Sitte geworden, die Töchter mit dem 15. oder 16. Lebensjahre in ein Pensionat nach auswärts zu schicken, wo sie in den

fremden Sprachen, im Zeichnen und Malen, in Musik, Litteratur, Kunstgeschichte, in geselligen Umgangsformen unterrichtet werden, wo sie also vor allem das lernen, was die Konversation und die Repräsentation in der Gesellschaft erheischt. Man wird, so künstlich und gemacht einem die Sache auch erscheinen mag, ihr doch nicht allen Wert absprechen dürfen, wenn es sich um Töchter gebildeter Familien vom Lande handelt, oder auch um die Töchter solcher Familien, die vermöge ihres Geldes in eine höhere als ihrer Bildung entsprechende Gesellschaftsstufe gerückt sind. Solche Mädchen können thatsächlich im eigenen Hause und bei ihrer Mutter nicht die geeignete Erziehung in notwendigen Äusserlichkeiten erhalten. Wirklich gebildete Eltern aber sollten sich an dieser Sitte nicht beteiligen; denn niemals kann ein Pensionat deiner Tochter den Ernst und die Gemütsinnigkeit, kurz, die in den Tiefen der Seele wurzelnde Bildung eines gut geleiteten, feingeistigen Elternhauses geben. Behalte dein Kind in den ersten Jahren nach der Schulzeit im Hause. Ist das doch gerade die Zeit, da die Tochter der aufmerksamsten und zartesten Leitung bedarf. Und die erste Forderung ist hier: Gieb ihr tüchtige Arbeit im Haushalte, aber Arbeit, nicht bloss Beschäftigung. Bist du selber eine rüstige Haushälterin, die die gesamte Last und Mühe des Haushaltes mit Freuden auf ihren Schultern trägt, so ist es wohl verständlich, wenn du mit etwas Bangen dem Tage entgegensiehst, da deine erwachsene Tochter diese Last mit dir teilen soll. Aber im Interesse deiner Tochter musst du das Opfer bringen, musst ihr möglichst frühzeitig einen Teil deiner Pflichten überlassen. — Unsere jungen Mädchen sind von der Schule aus an ein strammes Arbeiten, an Pünktlichkeit und Ordnung, an strenge Pflichterfüllung gewöhnt. Was hier errungen worden, darf nicht leichtsinnig wieder aufgegeben werden, wie es leider gar nicht selten geschieht. Um sechs Uhr des Morgens stehe deine Tochter auf wie früher. Unter keinen Umständen darfst du in Bezug auf das Aufstehen eine Willkür eintreten lassen, darauf gründet sich die Tagesordnung. Zu dem so gefährlichen Träumen im Bett darf ihr keine Zeit gelassen werden. Hat sie kleinere Geschwister, so musst du den Ehrgeiz in ihr erwecken, diesen nach jeder

Richtung ein Vorbild sein zu wollen; diese des Morgens für die Schule fertig zu machen, sei ihre erste Aufgabe. Am besten ist es, sie hat einen wie den anderen Tag dasselbe zu thun, immer stehe sie eine geraume Zeit an derselben Stelle im Getriebe des Haushaltes. Als Lieutenant Glülphi in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" den Entschluss gefasst hat, ein Schulmeister zu werden, geht er zuerst in Gertruds Wohnstube, um von der natürlichen, eingeborenen Erziehungsart der Mutter zu lernen. Er sieht, wie sie mit den Kindern betet, denkt und lernt, sieht, wie die Kinder mit der Mutter und unter ihren Augen im Hause, am Spinnrocken und im Garten arbeiten, und als er mit seinen Begleitern die Gertrud verlässt, sagten die Herren, sie wollten morgen wiederkommen. Da antwortet sie ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden. Glülphi antwortet ihr: Du könntest dich und dein Thun nicht besser rühmen, als mit diesem Worte. Und er hatte recht. Das, was immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, ebenso wie das, was sich immer verändert, dadurch auffallen macht, dass es nichtig und vergänglich ist. — Diese dem Leben abgelauschte Wahrheit Pestalozzis sollte jede Mutter sich zur Regel machen. Jene Stetigkeit der Arbeit, jene Bestimmtheit und Gleichheit in der Tages- und Wochenordnung allein giebt deiner Tochter die Stetigkeit und Festigkeit, die Zuverlässigkeit in Wesen und Charakter, die für eine rechte Hausmutter unerlässlich ist. —

Mehr als früher kommt Deine Tochter durch die Arbeiten im Haushalt mit den Dienstboten in Berührung. Auch darauf hast du dein Augenmerk zu richten. Es wird manchem schwer, diesen gegenüber das Richtige zu finden. Im grossen Ganzen kann man die Hausfrauen hier in drei Klassen einteilen. Da sind erstens solche, die sich mit den Dienstboten „einlassen" und es nicht verstehen, sich „in Respekt zu setzen." Seinen Grund hat diese Erscheinung entweder darin, dass den Herrinnen selbst noch zu viel von Dienstbotendenken und -Fühlen anhaftet, oder aber dass sie durchaus unpraktisch und thöricht im Umgange überhaupt sind. Die zweite Klasse den diejenigen, die in ihren Forderungen unbillig sind. Es giebt Hausfrauen, deren übertriebener Reinlichkeits- uud Ordnungssinn die Mädchen aus dem Hause treibt und die Häuslichkeit ge-

radezu in das Gegenteil von Gemütlichkeit, die doch mit Ordnung und Reinlichkeit hergestellt werden soll, verkehrt. Verbindet sich mit sehr hohen Forderungen ein freundlicher Sinn für das Mädchen und seine Bedürfnisse, so wird zwar ein vernünftiges Mädchen sich willig fügen, gewöhnlich aber ist das nicht der Fall; man wird immer finden, dass solche Herrinnen auch kalt und abgeschlossen, ja sogar schroff sind. — Es wird heutzutage von den meisten Hausfrauen über die Mädchen geklagt, es wird das Ideal der Mädchen aus früheren Zeiten heraufbeschworen, daran aber denken unsere Frauen nicht, auch das Ideal der Hausherrin aus früheren Zeiten in sich auszubilden, jener Herrin, die dem Mädchen eine zweite, wenn auch kühlere und strengere Mutter war. Welcher Hausherr, welche Hausfrau der höheren Berufsklassen denkt heute noch daran, mit ihrem Gesinde eine gemeinsame Morgen- und Abendandacht zu halten oder gemeinsam mit den Dienstboten zu Tische zu gehen. Familienandachten sind veraltet, und das zweite erscheint unseren verfeinerten Nerven eine Unmöglichkeit. Ich will dem auch hier nicht das Wort reden, die Dienstboten wünschen es wohl selber nicht, aber könnte nicht wenigstens das Tischgebet gemeinsam gesprochen und eine gemeinsame „Gesegnete Mahlzeit“ geboten werden?

Es ist über ein engeres Zusammenleben zwischen Herrschaft und Dienerschaft vom Standpunkt der sozialen Frage schon so viel geschrieben und gesprochen worden, dass darüber Neues nicht mehr gesagt werden kann. Gelöst aber kann die Frage nach dieser Richtung hin nur von der Einzelfamilie werden durch solche Hausväter und Hausmütter, die neben einer hochstehenden Bildung ein starkes Gefühl allgemeiner Menschlichkeit besitzen. Und das ist die dritte Klasse von Hausfrauen, freilich eine seltene Art. Die Würde einer charaktervollen Persönlichkeit hält die Dienstboten in respektvoller Entfernung, die Wärme des menschlichen Empfindens erweckt Liebe und Freudigkeit im Dienst. Zu welcher Art von Hausherrinnen du deine Tochter erziehen willst, das brauche ich dich wohl nicht zu fragen. Wie aber bildest du dein Kind dazu? Nur an deinem Vorbilde und auf Grund einer Lebensanschauung, die

in dem Dienstboten nicht nur eine bezahlte „Kraft" sieht, sondern einen Menschen, der sich mit seiner Person in deinen Dienst stellt und dafür deiner Fürsorge, deines Wohlwollens bedarf. In dem Verhältnis zu den Dienstboten, in dem Leben mit diesen in Haus und Familie wurzelt das soziale Denken und Fühlen deiner Tochter. Von hier aus wird sie eng- oder weitherzig, kalt oder warm gegen die Menschenklasse, die gesellschaftlich unter ihr steht. Von hier aus musst du sie am einzelnen Beispiel begreifen lehren, was berechtigt ist an dem Kampfe, den der sogenannte vierte Stand heute kämpft, musst aber auch wieder am Beispiel zeigen, wie viel Sentimentalität, wie viel Phrase und Unwahrheit in der Lehre von der Gleichheit der Menschen liegt.

Soll aber deine Tochter gar nicht dein Haus verlassen, ehe sie dem Gatten in das eigene folgt? Du bist anderer Meinung, du willst, dass sie im Umgang mit Fremden, dass sie in anderen Verhältnissen ihre Ausbildung zur Hausfrau, die du begonnen hast, vervollkommnet, dass sie mit dieser Ausbildung zugleich das Leben kennen lernt und Erfahrungen sammelt, die sie im eigenen Hause nicht so mannigfaltig, nicht in der Weise, wie du es wünschest, sammeln kann. — Die energische Vorkämpferin einer besseren Ausbildung der Mädchen für das Leben, Helene Lange, hat einmal den Wunsch ausgesprochen, die Mädchen höherer Stände in einem einjährigen Dienste in Kleinkinderbewahranstalten, Haushaltungsschulen, Volksküchen, Krankenhäusern und dergleichen ihre Pflicht der Gesellschaft ableisten zu sehen, wie dies der Mann in Waffen thut. Das wäre in der That ein Erziehungsmittel, ein Seitenstück zu der grossen Schule, die die Militärzeit für das männliche Geschlecht bildet. Gleich diesem würden nur diejenigen Mädchen der höheren Stände von dieser Dienstleistung dispensiert, die notwendig im Haushalte ihrer Familie gebraucht würden, alle anderen, die nicht für ihres Lebens Notdurft und Nahrung zu arbeiten hätten, müssten einen solchen ein- bis zweijährigen Dienst ableisten. Der praktische und ideale Gewinn einer solchen Einrichtung wäre gar nicht hoch genug zu schätzen. Jedoch wird das immer ein frommer Wunsch bleiben. Eine Einrichtung, die nicht aus einem unmittelbaren allgemeinen Bedürfnis hervorgeht, die

nicht zum Bestehen der Gesellschaft und des Staates notwendig ist, wie das Heer und die Wehrpflicht, wird niemals allgemeine Gültigkeit durch Gesetzesvorschriften erlangen. Und unbedingt notwendig ist eine solche Einrichtung nicht. Giebt es doch Gelegenheiten genug in öffentlichen und Privatanstalten, da dein Kind ausserhalb deines Hauses seine haushälterische Ausbildung vervollkommnen kann, wenn du sie nur benutzen willst. — Am schönsten und natürlichsten ist es, wenn du deine Tochter ihr *Probejahr in einer angesehenen Familie* abdienen lässest, wo eine tüchtige Arbeit von ihr verlangt wird, wo sie als Stütze der Hausfrau, als Gesellschafterin oder dergleichen womöglich für ihre Arbeitsleistungen bezahlt wird. Stosse dich daran nicht! *Es liegt in den Arbeiten für Geld ein hoher sittlicher Wert.* Der Gedanke: ich kann für mich selbst sorgen, ist für die Ausbildung einer charaktervollen Persönlichkeit eine der natürlichsten Bedingungen. Hat ein Mann keinen Beruf, der ihm ermöglicht, auch ohne ererbten Besitz sich und eine Familie zu ernähren, so ist er nach unseren Anschauungen kein rechter Mann. Warum sind unsere Anschauungen in Bezug auf das weibliche Geschlecht gerade die entgegengesetzten? Ihrer Entstehung nach sind sie wohl erklärlich, aber von sittlicher Bedeutung sind sie nicht. —

Kehrt deine Tochter nach ihrem Ausfluge in die Welt wieder in dein Haus zurück, so muss sie hier wieder ihre hauswirtschaftliche Thätigkeit aufnehmen. Jetzt aber wird ihre Stellung eine wesentlich andere. Du musst ihr eine *grössere Selbständigkeit* gewähren. Überwinde dich sogar darin, dass du sie vollständig in deine Verhältnisse einweihst, sie muss wissen, wie viel Mittel dir zur Verfügung stehen für Haushalt, Kleidung, Wohnung, für die Erziehung der Geschwister, *sie muss deine Sorgen mit dir teilen*, du musst mit ihr Berechnungen aufstellen, mit ihr beraten über Ausgaben, die gemacht oder vermieden werden können. Das ist der grosse Vorzug kleinbürgerlicher Verhältnisse, dass die Kinder ihre Lebenserfahrungen gewinnen, ihren Charakter bilden und stählen an den Sorgen von Vater und Mutter, an der Miterziehung der jüngeren Geschwister und dadurch, dass sie durch ihren Verdienst mit beitragen helfen zum Unterhalte für

die Familie. In den höheren Berufsklassen dagegen sorgen sich gewöhnlich die Eltern allein, teils weil sie aus Liebe ihren Kindern die Heiterkeit der Jugend, das unbefangene, frohe Lebensgefühl nicht trüben wollen, teils aber leider auch, weil sie sich scheuen, ihre Kinder in ihre unklaren Verhältnisse hineinschauen zu lassen. Damit aber geht eines der natürlichsten und eindringlichsten Erziehungsmittel verloren.

Deine Tochter soll aber nicht nur zur Hausfrau, sie soll auch zur Gattin und Mutter erzogen werden. Dass das nötig ist und mit Sorgfalt geschehen muss, wird nur selten eingesehen. Man meint, mit dem Manne und dem Kinde sei auch zugleich die Fähigkeit gegeben, mit dem Manne recht zu leben und sein Glück und das der Kinder zu begründen. Wie thöricht! Die schwerste Kunst auf Erden ist es, einen Menschen glücklich zu machen. Wie zu jeder Kunst, so gehören auch zu dieser Kenntnisse oder besser Erkenntnisse und Fertigkeiten. Die Liebe zwischen Mann und Weib — und sei sie die reinste — trägt nicht alle Schwächen und Fehler des Charakters, duldet nicht alle Eigentümlichkeiten, sie hört wohl auf, wenn sie nicht mit Sorgfalt, mit Zartheit und Bewusstsein gepflegt wird. Du Gattin, die du es verstanden hast, die Wärme des ehelichen Glückes mit hinein zu nehmen in die ruhigen Jahre, du wirst auch wissen, wie viel Mühe und Selbstüberwindung das gekostet hat, wie viel Vernunft dazu gehörte, und du wirst zugeben, dass eine Erziehung zur Gattin geboten ist. Du aber, die du mit Schmerz vielleicht einsiehst, dass du nicht schuldlos daran bist, wenn dein eheliches Leben anders geworden ist, als du es dir in der Jugend träumtest, wirst erst recht von ganzem Herzen deiner Tochter den Weg zu einer glücklichen Ehe anbahnen wollen. Erziehe deine Tochter zur Hüterin des ehelichen Glückes! Fragst du mich: Wie soll das geschehen? So sage ich dir: Sieh' dir die wenigen glücklichen Ehen an, die du in deinem Umgange kennen gelernt hast, jene Ehen, da du nach zwanzig, dreissig, vierzig Jahren immer dasselbe siehst, nämlich eine Gemeinschaft, eine Freundschaft, die im Glück immer freudiger, durch Leid und Schmerz immer fester wurde. Diese Ehen studiere so zu sagen, vergleiche sie mit deinen eigenen Erfahrungen und du wirst im stande sein, im

fortwährenden Zusammenleben mit deiner Tochter ihr mancherlei nützliche Erkenntnisse zu vermitteln. Man bemüht sich in neuester Zeit so sehr, den Unterschied zwischen Geist und Gemüt des Mannes und der Frau festzustellen, lediglich um nachzuweisen, dass die Frauen zu dem und dem Berufe fähig oder nicht fähig seien. Männer und Frauen streiten darüber mit heftigster Erbitterung. Und was kommt dabei heraus? Nichts als eine Entfremdung der beiden Geschlechter. Im Laufe der Zeit, im praktischen Leben erweist es sich ganz genau, was eine Frau leisten kann und was nicht. Von grossem Nutzen, von unmittelbar praktischem Werte dagegen wäre es, wenn Mann und Weib, Jüngling und Mädchen auf Grund der Anschauung im Hause, in der Familie, im Gedankenaustausche mit Vater und Mutter, der eine mehr mit jenem, die andere mehr mit dieser, die thatsächlichen physischen und seelischen Unterschiede und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse und Neigungen der beiden Geschlechter kennen und würdigen lernten, um einst im ehelichen Zusammenleben die nötigen Kenntnisse, das rechte Verständnis dafür zu haben. Wer es veranlassen könnte, dass nur der junge Mann, nur das junge Mädchen in die Ehe treten dürften, die ihren Katechismus über den sittlichen Wert und die sittliche Bedeutung der Ehe in Herz und Kopf haben, der wäre vielleicht im stande, unserm deutschen Volke ein rechtes Familienleben zurück zu geben. Wie entsetzlich leichtsinnig wird in unserer Zeit von Seiten der jungen Mädchen die Ehe geschlossen! Leider herrscht auch hier das eiserne Gesetz von dem umgekehrten Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Das junge Mädchen von heute hat fast keine Wahl. Besser ohne Liebe heiraten als gar nicht heiraten, das ist der Grundsatz des jungen Mädchens und seiner Eltern. Nun, über den Wert der Liebesheiraten liesse sich streiten vom sittlichen und sozialen Standpunkte aus, aber jene notwendigen Fragen bei Schliessung einer Ehe: Kann ich dem, der um mich wirbt, eine rechte Gattin sein, kann ich mich finden in seine Art, teile ich seine Interessen, seine Lebensanschauungen, kann ich seine Neigungen verstehen, kann ich ihm zu Liebe das Opfer eigener Neigungen bringen, auch die stellt sich das junge Mädchen gar zu leicht hin. Dem leichtsinnigen: es wird schon

gehen — folgen Jahre herben Kampfes. Und nur wenige sind dann stark genug, sind Märtyrerinnen genug, das selbstgewählte Los ohne offene oder tiefinnere Auflehnung zu tragen. Diese aber heisst Zank und Streit, jene heisst trostlose Gleichgültigkeit, eisige Kühle zwischen Mann und Weib, heisst ein Haus ohne Liebeswärme für die Kinder.

Aber auch der Mann, dem die Wahl frei steht, denkt bei derselben selten an das alte Bibelwort: Ich will ihm eine Gehülfin machen, denkt selten daran, was in dem Begriffe Gehülfin für ihn und seine Ehe liegt. Es ist ein hässlicher Gedanke, aber doch leider in den höheren Berufsklassen traurige Wahrheit, dass der heiratsfähige Mann, der meist im Alter von 30—40 Jahren steht, sich gar zu häufig das jüngste Mädchen zur Gattin wählt. Selten aber wird ein junges Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren einem sechsunddreissigjährigen oder noch älteren Manne eine rechte Gehülfin sein können. Ist das aber nicht der Fall, so ist über den sittlichen und sozialen Wert einer solchen Ehe der Stab gebrochen. Poetisch und pikant mag das eheliche Verhältnis zwischen einem Manne und einem Kinde sein, glückbegründend, gesichert, innig und fest aber ist nur das gleiche Bündnis. Darüber ihre Söhne und Töchter zu belehren, ihnen immer wieder die Pflichten des Gatten und der Gattin vorzuhalten in Beispiel und Wort, das ist die erziehliche Aufgabe vernünftiger Eltern.

Wie steht es endlich um die Erziehung unserer Töchter zu Müttern eines künftigen Geschlechtes? Dein Beispiel und die Selbstzucht, die deine Tochter an sich üben lernt im Umgange mit dir, mit den Dienstboten und mit Fremden, sind die besten Bürgen für ihre Befähigung zur Kinderzucht. Versäume es nicht, wenn du Gelegenheit hast, dein Kind in Fortbildungskursen an den Vorträgen teilnehmen zu lassen, die sich auf das Gebiet der Psychologie und Gesundheitslehre erstrecken. Am besten ist es, wenn du dich mit anderen Müttern deines Bekanntenkreises zusammenthust, wenn ihr mit euren erwachsenen Töchtern mit einer erfahrenen und tüchtigen Lehrerin euch vereinigt, die Vorträge über Gesundheitslehre, Kinderpflege und Erziehung hält, wenn ihr mit euren neunzehn- bis zwanzigjährigen Töch-

tern das Gehörte durchsprecht und eure eigenen Erfahrungen für sie fruchtbar macht. Erziehungsbücher wie Herbert Spencer „Die Erziehung“, in dem von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus praktische Winke bis ins Kleinste hinein gegeben werden, wie Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ lest und besprecht mit ihnen. Nirgend sind die Pflichten der Gattin und Mutter schöner dargestellt, als in dem letzteren, nirgend der Segen einer hingebenden Gattin und Mutter für die sittliche Erziehung der Menschheit packender gezeigt worden. Das Buch, das einst eine Königin Luise zu der Niederschrift in ihrem Tagebuche veranlasste: „Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!“ — Das ist leider nur ausnahmsweise in einem gebildeten Hause zu finden. Und es kann doch heute eine Mutter noch ebenso gut mit Begeisterung zu ihrem hohen Berufe erfüllen wie damals. —

Es genügt aber nicht, unsere Töchter zur Hausfrau, Gattin und Mutter schlechthin zu erziehen. Sie sollen die Vorsteherinnen eines gebildeten Haushaltes, sollen Gattinnen der gebildetsten Männer unseres Volkes, sollen die Mütter der geistigen Führer der Zukunft werden. Sie müssen, wenn sie als solche ihren Beruf wahrhaft erfüllen sollen, in den Geist ihrer Zeit eindringen, müssen die mit einander um den Vorrang kämpfenden sittlichen, sozialen und ästhetischen Ideen erfassen können, müssen eigene Ideale haben und verteidigen. Dies alles aber ist bedingt durch eine sorgfältige und hohe Bildung des Geistes. Unsere Jünglinge holen sich diese von den Universitäten, für unsere Jungfrauen giebt es allerhand Privatveranstaltungen, zu denen auch die in der jüngsten Zeit vielfach mit höheren Mädchenschulen verbundenen wahlfreien Kurse, sowie die von Frauenvereinen errichteten Fortbildungskurse gehören. Diese, sowie der auch bei solchen Familien, deren Töchter „es nicht nötig haben“, sich immer mehr ein-

bürgernde Gebrauch, ihre Töchter die Lehrerinnenprüfung ablegen zu lassen, deuten darauf hin, wie sehr das Bedürfnis einer besseren geistigen Ausbildung von den Frauen empfunden wird. Die Frau, die dieses Bedürfnis nicht hat, der Mann, dem der geistige Standpunkt der ersten Klasse einer höheren Mädchenschule bei seiner Gattin genügt, stellen sich damit das Zeugnis aus, dass sie schlechte Vertreter ihres Standes sind. Höher hinauf! Das muss die Devise der höheren Berufsklassen sein. Höher hinauf geistig und sittlich bei Mann und Weib! Das ist eure Pflicht, euer Wert und eure Würde. Worin liegt eure Berechtigung, euch über das Volk zu erheben, wenn nicht darin, dass ihr erhaltet, was andere Geister vor euch schufen, dass ihr mehrt und fortpflanzt, was unser Volk an idealem Gehalte besitzt!

Doch ist die Ausbildung der beiden Geschlechter zu diesem höheren Berufe schon im Prinzip eine andere. Der Jüngling bereitet sich vor zu seinem höheren Amte; die damit zusammenhängende Erhebung des Geistes ist zwar eine notwendige, aber nicht in erster Linie beabsichtigte Begleiterscheinung. Seine Ausbildung ist in erster Linie auf ganz bestimmte Fachkenntnisse gerichtet, die ihn befähigen, sich und einer Familie eine Existenz zu gründen. Bei der Frau ist die geistige Ausbildung durchaus individuell, nur auf ihre Person gerichtet. Alles, was sie lernt, versteht und begreift, kommt nur ihr, freilich auch denen, die zu ihr gehören, zu gute. Wüchse mit einer höheren Ausbildung bei der Frau nicht ihr Persönlichkeitswert, so hätte dieselbe keinen Zweck. Dieser Unterschied aber im Zwecke der Ausbildung führt notwendig auf einen Unterschied in der Art. Der Mann muss, oft gegen seinen Willen, all seine Kraft und Energie an die Erlangung von Kenntnissen setzen, von denen er genau weiss, dass sie seiner geistigen Persönlichkeit sehr wenig bedeuten, er muss auch, um in seinem Fache etwas leisten zu können, sich stets in einer bestimmten Richtung, in einem bestimmten Gedankenkreise bewegen, er kann eine gewisse Einseitigkeit nicht vermeiden. Aus der ursprünglichen Notwendigkeit wird mit der Zeit ein freiwilliges Verzichten auf geistige Beschäftigung auf anderen Gebieten, und so kommt es denn, dass Leute, die in

ihrem Fache ganz Bedeutendes leisten, für Nichtfachleute in Geselligkeit und Umgang ganz ungeniessbar und, was noch schlimmer ist, auch ganz ohne Einfluss sind. Hieraus erwächst nun der Frau ihre eigentümliche Aufgabe, und aus dieser wieder ergiebt sich das Was und das Wie ihrer höheren Ausbildung. Sie soll in ihrem Eheleben, in Familie und Geselligkeit, jenes allseitige Interesse haben und pflegen, das der Mann, durch die Notwendigkeit gezwungen, verliert, die Fachkenntnisse einer einzelnen Wissenschaft gehen sie nichts an, aber sie soll die aus allem Thatsachen- und Einzelwissen und über dasselbe hinauswachsenden Vorstellungen, Begriffe und Ideen verstehen und fortpflanzen, sie soll weiter dem in allen Menschen liegenden Triebe zur Schönheit sowohl in ihrer eigenen Erscheinung als in ihrer Umgebung zum Ausdrucke verhelfen, sie muss verstehen können, in welchem innigen Zusammenhange das Ästhetische mit der Sittlichkeit steht, um seine Bedeutung in Haus und Geselligkeit zur Geltung zu bringen, kurz, sie muss jene schroffen Einseitigkeiten, die aus der Berufsbildung des Mannes erwachsen, durch eine umfassende Bildung abschwächen und ausgleichen. Braucht der Mann zuerst Fachbildung, so ist die ihrige vor allem allgemeine Bildung. Die Mittel aber, sich diese allgemeine Bildung zu verschaffen, sind in erster Linie Litteratur und Kunst. Denn worin anders finden die allgemeinen geistigen Ideen einer Zeit ihren Niederschlag als in der Litteratur, woran anders kann man seinen Geschmack bilden als an den Erzeugnissen der Kunst? Litterarische und ästhetische Bildung also ist die Devise für die Erziehung unserer Töchter. Das ist eine sehr alte Erkenntnis. Wie gering aber ist im allgemeinen das Verständnis für das, was wir damit erreichen wollen, und wie entsetzlich oberflächlich wird bei dieser Ausbildung vorgegangen. Während das Gymnasium für den Jüngling die Vorbereitungsanstalt auf ein tüchtiges, energisches, geistiges Arbeiten auf der Universität ist, wird die höhere Mädchenschule häufig nur als Drillanstalt für nun einmal unerlässliche Kenntnisse angesehen. Hat das junge Mädchen die Schule verlassen, so sind sie und die Eltern froh, dass die „ewige Lernerei“ nun endlich ein Ende hat. Zwar weiss man,

dass das junge Mädchen seine Bildung noch nicht vollendet hat, es muss noch Kurse besuchen, in denen Französisch und Englisch gelesen und gesprochen wird, es nimmt auch wohl noch Klavier- und, was noch wichtiger ist, Gesangstunden, es lernt ein bischen Malen, und will man noch ein Übriges thun, so hört es auch einen Winter lang Vorträge über Litteratur und Kunstgeschichte. Aber auf den Gedanken, dass die Schule doch erst der Anfang der eigentlichen Geistesarbeit gewesen sei, dass erst in den auf die Schulzeit folgenden Jahren die eigentliche Erziehung und Ausbildung für den hohen Beruf, der der gebildeten Frau in Haus, Familie und Gesellschaft zufällt, erfolgen kann und erfolgen muss, auf den Gedanken kommen nur die höchststehenden Eltern, die wenigen, die da wissen, was wahre Bildung ist. Was die Schule angefangen hat, fortsetzen! Nur wer das thut, kann seine Tochter zu einer klugen, wahrhaft gebildeten Frau erziehen. Die besten Erzieher aber sind auch hier wieder Vater und Mutter. Wohl kann der Besuch von allerhand Fortbildungskursen von gutem Nutzen sein, herrscht jedoch im Hause nicht der Geist hoher Bildung, fehlt es Vater oder Mutter an Zeit, Willen oder Fähigkeit zum Erziehungswerke ihrer erwachsenen Tochter, so bleibt alles doch nur Stückwerk. — Die Mutter muss selber die Litteratur ihres Volkes kennen und verstehen, der Vater muss Lust und Frische des Geistes genug haben, seiner Tochter die grossen, ewigen Gedanken im poetischen Kunstwerke aufzudecken und klar zu legen. Beide müssen mit ihrer Tochter Neues lesen und lernen. In der Schule hält man es für ein unerlässliches Mittel, durch das Lernen und Deklamieren des Besten, was unsere grossen Dichter schufen, den Geschmack zu bilden zum Zwecke feinerer und höherer Sittlichkeit. Die kleinen Mädchen der ersten Schuljahre lässt die Mutter mit Stolz und Freude im Familien- oder Bekanntenkreise die in der Schule erlernten kleinen Gedichte deklamieren und freut sich ihrer schönen Sprache, ihres Ausdrucks, die grossen Mädchen — lässt sie laufen, leider meist, weil sie ihnen nicht mehr folgen kann. Ein gutes Zeichen und ein Lichtblick für die Zukunft aber ist es, dass die Mütter unserer

Zeit anfangen einzusehen, das sie nicht genug wissen und können, um die Erziehung ihrer Mädchen, geschweige ihrer Knaben, noch während der Schulzeit in der Hand zu haben. Diese Einsicht führt viele Mütter unserer Zeit zu dem herzlichen Wunsche, dass ihre Tochter mehr, viel mehr lernen möge, als sie gelernt hat. Hätten wir doch viele Frauen solcher Art, wie jene Dame aus einer altadligen Familie, die den Konfirmandenunterricht eines hochbegabten Geistlichen in Berlin gemeinsam mit ihren Töchtern besuchte, als sie sah, welche Begeisterung die Mädchen aus jenen Stunden mit heimbrachten, die sich nicht scheute, dort mit ihren Kindern einem Lehrer von Gottes Gnaden zu Füssen zu sitzen, um neu zu lernen und umzulernen, um ihren Kindern eine wahrhafte Mutter zu sein. Lerne, arbeite mit deiner Tochter, zeige ihr ein liebevolles Interesse bei allem, was sie thut und treibt! Füllt eure Abende aus mit Lesen, Besprechen und Deklamieren! Erst wenn Vater und Mutter, Söhne und Töchter allabendlich wieder um den Familientisch versammelt sind, erst wenn ein gutes Gespräch die beste Unterhaltung für die Gebildeten unseres Volkes ist, erst dann ist Aussicht auf ein Sinken des Mammonsgeistes und der Mammonsmacht. Was kann es Schöneres, was kann es Aussichtsvolleres für die Zukunft unseres Volkes geben, als wenn seine Söhne und Töchter sich aus dem Leben mit Vater und Mutter, mit guten Freunden, die sich im Wohnzimmer einstellen, kurz aus dem Leben in der engeren und weiteren Familie, Wärme des Herzens und des Gemütes mit in die Welt hinausnehmen. Wir müssen den deutschen Abend, den Familienabend wieder haben! Wir müssen wieder den Sonntag Nachmittag mit Frau und Kind in Feld und Wald oder im Wohnzimmer, sei es im eigenen, sei es in dem guter Freunde, verleben. Am deutschen Abend, am deutschen Sonntage, da pflege das, was dir immer das Höchste bleiben muss, das deutsche Gemüt. Da lies mit deinen erwachsenen Töchtern Freitags „Ahnen“ — „Bilder aus deutscher Vergangenheit“, da zeige ihnen Wesen und Wert der Stände in „Soll und Haben“. Da freue dich mit ihnen an dem Besten, was ein Reuter, was ein Raabe schrieb. Da schadet es auch nicht, wenn du einmal einen Sudermann in seinen Schwächen und Stärken, in seiner

zeitlichen Bedingtheit neunzehn- bis zwanzigjährigen Mädchen zum Verständnis bringst; denn wenn deine Töchter in der Zeit und gegen Zeitströmungen wirken sollen, so müssen sie sie verstehen und zu würdigen wissen. Da lies und besprich mit ihnen, was ein Riehl in der „Naturgeschichte des deutschen Volkes" von deutscher Arbeit, deutscher Familie, deutschem Mannes- und Frauenwerte zu sagen hat. Da lass die titanische Art eines „Faust" auf sie wirken, da zeige ihnen, worin des Weibes Glück besteht, da lehre sie das Reine und Hohe schätzen, das Unedle und Gemeine verachten. Da lehre sie auch Kritik üben, aber jene echte, die allein von Wert ist, die die Dinge ergründet, ehe sie zu- oder abspricht. — Eine Frau, die für sehr gebildet galt, eine solche, der die Menge das Attribut der edlen Weiblichkeit willig zugestand, wurde jüngst im „Salon", als es sich im Anschluss an Sudermanns „Es war" um die Abgabe eines Urteils über den Helden des Romans handelte, nach ihrer Meinung gefragt. Sie nannte den wilden, brutalen, halb verrückten, herzlosen Egoisten einen starken, edlen, ungewöhnlichen Menschen. Solche Urteile sind nur möglich bei einer gänzlichen Verbildung des Geistes und Gemütes. Dieselbe Frau antwortete mit einem Lächeln unnachahmlicher, selbstbewusster Bescheidenheit, als es sich einst um die Petition deutscher Frauen in der Sittlichkeitsfrage handelte, und als in der aus Herren und Damen bestehenden Gesellschaft eine andere Dame warm für die Petition eintrat, dieser: „Ich glaube, das ist doch wohl nicht unsere Sache, ist es nicht besser, wir überlassen das den Herren? Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, dass ich verstehen kann, wie sie's meinen." Goethe hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er sein armes, viel missbrauchtes Wort in diesem Zusammenhange gehört hätte. Das ist auch etwas für den deutschen Familienabend. In der Schule haben die Mädchen die Citate gelernt; nach der Schulzeit sie in ihrem Zusammenhange häufig wiederholen und Kritik an ihnen üben, d. h. sie in die rechte Beleuchtung stellen, je nachdem es die Gelegenheit mit sich bringt, das ist die Aufgabe eines tüchtigen, klugen Vaters. Man könnte des Einzelnen so vieles hier anführen, wer aber den guten Willen hat, findet das alles selber und besser. Nur auf ein Buch sei noch hingewiesen, das so recht zum Arbeits-

buch für die erwachsenen Töchter sich eignet, das Buch von Albert Goerth „Einführung in das Studium der Dichtkunst.“ Das legt ihnen auf den Weihnachtstisch anstatt der beliebten poetischen Goldschnittbändchen, das veranlasst sie unter eurer Anteilnahme und Kontrolle durchzuarbeiten, und ihr habt ihnen für ihr ganzes Leben den Geschmack und die Richtung für das Schöne und Unvergängliche in der Litteratur gegeben. Nur dadurch, dass ihr mit euren erwachsenen Töchtern gute Lektüre treibt, nur dadurch, dass sie am poetischen Kunstwerke lernen und arbeiten, verhindert ihr die Neigung zu seichter oberflächlicher Romanlektüre, die Überspannung der Phantasie an Liebesgeschichten, begegnet ihr den Gefahren für Leib und Seele, die in den Entwickelungsjahren der Frau durch das Lesen schlechter, sinnlich erregender Romane drohen.

Man rühmt sich in unserer Zeit der grossen Erfolge der Technik, aber statt dass die Höhe der Technik, die das Arbeitsmass in der Wirtschafts- und Haushaltsführung so gewaltig beschränkt, sie hinaufzieht in die Sphäre geistiger Arbeit und Beschäftigung, zieht sie die Frauen aus dem Hause, treibt sie sie zu Vergnügungen und Genüssen und vom Genusse zu neuen Begierden. Wenn unsere technischen und maschinellen Erfolge nichts anderes mit sich bringen, dann seien sie verdammt für alle Zeiten, wenn sie dem Menschen, dessen höhere Entwicklung auf der Arbeit, auf der tüchtigen persönlichen Arbeit beruht, das Leben nur bequemer machen, ihn zu einem seichten Genussleben verführen, dann seien sie nochmals verdammt. Warum aber wollen diejenigen, die sich zu den höheren Geistern ihrer Nation rechnen, warum wollen die im bequemen Zeitalter der Technik sich selber überflüssig machen dadurch, dass sie die gewonnene Zeit nur zu Vergnügungen und Zerstreuungen, zum Schmuck und Tand des Lebens benutzen? Eure Töchter zu erziehen, dass sie die durch die Technik freigewordene Zeit zu ihrer höheren Ausbildung in geistiger und sittlicher Hinsicht benutzen, das ist die Aufgabe der gebildeten Mütter und Väter unserer Zeit.

Da ist nach der tüchtigen Arbeit, die in der Litteratur steckt, die Arbeit in der Musik, in der darstellenden Kunst.

Eine junge Dame wurde bei Gelegenheit eines Damenkaffees, nachdem mehrere junge Mädchen Klavier gespielt und gesungen hatten, gefragt, ob sie musikalisch sei. Mit dummstolzem Lächeln antwortete sie: Ich habe als Kind ganz gut gespielt, aber Papa sagt, es wird jetzt so viel musiziert, dass man dem Zeitalter einen Gefallen erweist, unmusikalisch zu sein. — Nun, diese hatte sich das beste Teil erwählt, eine schöne selbstgefällige Eitelkeit, die sich einbildet, etwas Besonderes zu sein, wenn man nicht thut, was alle thun, das ist in diesem Falle, wenn man talentlos oder faul war. Leider lässt sich so viel eitles Selbstbewusstsein bei den Frauen auf ähnliche Gründe zurückführen.

Die Musik ist eine edle Gabe Gottes, pflege sie, so viel du kannst, und selbst, wenn du unmusikalisch bist, höre gute Musik, wo sich dir die Gelegenheit bietet und du nicht anderes, Nötigeres darüber vernachlässigst. Ein Klavier steht in jedem Hause, in jeder gebildeten Familie, aber nicht jede gebildete Familie ist davon durchdrungen, dass auch die Musik ins Haus gehört. Hausmusik! In diesem einen Wort liegt der der Wert und die Würde der Musik für die Erziehung unserer Kinder. Im Hause erfreut und erhebt sie unser Herz viel mehr als im Getümmel des Konzertsaales. Da hält sie die Familienglieder zusammen, da freut sich einer an den Fortschritten des anderen. Ein Haus, in dem zwei Schwestern ein Rubinstein'sches Duett singen, zwei Brüder auf Klavier und Violine die kraftvollen Töne des Chorals „Ein' feste Burg ist unser Gott" vor den übrigen andächtig lauschenden Gliedern der Familie ertönen lassen, wo Vater und Mutter mit ihren Kindern um die Wette Volkslieder und auch wohl einmal ein melodisches Trinklied singen, wo die guten Freunde des Hauses stets willkommen sind zu Gesang und Musik, ein solches Haus ist ein gesegnetes Haus, aus einem solchen Hause nehmen Söhne und Töchter etwas Unverlierbares mit in die Welt hinaus. — Soll aber deinen Töchtern die Musik ein wirkliches Bedürfnis werden — und erst wenn sie das ist, ist sie ein Mittel gegen Zerstreuungs- und Genusssucht — so musst du streng darauf halten, dass ihnen die Musikausübung in den Jahren nach der Schulzeit eine wirkliche Arbeit sei, nicht eine saure, schwere, aber doch eine Arbeit,

die ihre Energie fördert und ihr Inneres wachsen lässt. **Ernste Musik**, tiefe, grosse, **Bach**, **Händel**, **Beethoven**, **Schubert**, **Schumann**, **Mendelssohn**, das sind die **Meister**, zu denen du sie in die Schule schicken musst. **An denen müssen sie ihren Geschmack bilden**, mit denen in die Vorhöfe des Heiligen treten, das so tief und unergründlich in der Musik beschlossen ist.

Nach der Musik bildet das **Zeichnen** und **Malen** und die damit in Verbindung stehenden **Handarbeiten der Schnitzerei und Brennerei**, die Zeitausfüllung der jungen Mädchen der besseren Stände. Und das soll es auch bleiben, es muss aber, wenn es einen wirklichen Wert für **die Persönlichkeitsbildung unserer Töchter** haben soll, in ganz anderer Weise als gewöhnlich üblich, gehandhabt werden. Für unsere jungen Mädchen ist die Kunst fast ausnahmslos nichts als Dekoration. Und auch noch in der Art, wie diese betrachtet und ausgeübt wird, liegt so viel Geistlosigkeit und Tändelei, dass man beinahe sagen möchte, die Beschäftigung mit ihr und allem, was dazu gehört, verflacht; denn sie führt zu einem sinnlosen Luxus. Man durchschreite nur die Salons unserer „guten Familien“ mit kritischem Blick, und man wird von der künstlerischen Bildung unserer Frauen einen sehr niedrigen Begriff bekommen. Als Ganzes wirkt das moderne Zimmer meist malerisch und reich — das geniale Hinstellen und Hinwerfen von Möbeln und Dekorationsgegenständen ist ja erstes Gesetz, — das Einzelne aber darf man nicht betrachten, wenn man das Gefühl des Unsoliden, den Eindruck von Plunder und Tand vermeiden will. **Das moderne Zimmer ist auch ein Zeichen der Zeit; auf der Oberfläche glänzend und eigenartig**, — was man nämlich so eigenartig nennt — **im Innern hohl, roh, unsolid.** — Unsere Töchter aber wollen wir **erziehen für eine bessere Zukunft.** Die **Dekoration** muss ihnen nicht nur eine das Auge auf sich ziehende Raumausfüllung sein, sie muss ihnen das werden, was sie dem Künstler ist, der **Ausdruck eines Gedankens, der Ausdruck einer und zwar ihrer geistigen Persönlichkeit.** Dazu aber bedarf es nicht einiger Zeichen- und Malstunden — die können dabei, wenn kein Talent vorhanden ist, sogar gänzlich unterbleiben — da-

zu bedarf es eines gründlichen kunstgeschichtlichen, oder besser künstlerischen Unterrichts, eines Unterrichtes, der das Geistige, der die Idee, daraus das Kunstwerk entsprungen ist, der die künstlerischen Mittel der Darstellung und ihre Beziehung zu der Idee, zu der Absicht des Künstlers immer und überall in den Vordergrund stellt. Eine Vollständigkeit der verschiedenen Schulen und ihrer Vertreter brauchen unsere Töchter nicht, aber sie brauchen Verständnis für das, was ein Kunstwerk seiner Zeit war und was es noch heute ist. Ein Leitfaden der Kunstgeschichte, wie er vor nicht langer Zeit von einer Dresdener Dame, Marie von Broecker, herausgegeben wurde, der stets die geistige Bedeutung des Kunstwerkes zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung nimmt, in der Hand eines kunstbegeisterten, verständigen Lehrers könnte hierbei vortreffliche Dienste leisten. — Erst, wenn unsere Töchter aufhören, ihre Beschäftigung mit der Kunst nur als einen kleinen Spaziergang in ein ihnen sonst fremdes Gebiet, als ein Mittel anzusehen, sich einmal im Salon zu unterhalten und dort für äusserst gebildet zu gelten, erst wenn sie ihnen geistiges Brot, ein Stück ihres Lebens geworden ist, erst dann ist Aussicht vorhanden, dass die Frau auch einen sittlichen und sittigenden Einfluss auf Kunst und Künstler ausüben wird. Dann werden unsere jungen Damen aber auch nicht mehr sich einbilden, etwas Besonderes zu leisten und zu können, wenn sie ein Blümchen oder ein Sträusschen in Aquarell oder Öl nach einer Vorlage oder, was schon weit über das gewöhnliche Mass hinausgeht, nach der Natur kopieren. Jedoch soll damit nicht etwa gemeint sein, dass unsere jungen Mädchen aufhören sollen, ihre Talentchen auszubilden und zu bethätigen, im Gegenteil, sie sollen tüchtig zeichnen und malen und zwar nach der Natur, — das früher in den gebildeten Kreisen so viel von Mann und Frau ausgeübte so Geschmack bildende Skizzieren ist leider durch die Photographie fast ganz verdrängt worden, auch wieder eine Folge unserer vielgerühmten Technik — sie sollen auch tüchtig stilisieren und sich Muster zu ihren Handarbeiten zusammenstellen; aber sie sollen auch wissen, dass das weiter garnichts zu bedeuten hat, dass viele und ernste Arbeit dazu gehört, ehe sie sich einer künstlerischen Bildung rühmen dürfen.

Vom künstlerischen Standpunkte aus, d. h. auf Grund eines gebildeten, geläuterten Geschmackes müssen unsere Töchter aber nicht nur ihre Umgebung, sondern auch ihre eigene Person betrachten lernen. Wie dem grössten Teile unserer Frauen die Kunst nur Dekoration ist, so sind sie sich leider auch selbst gar zu häufig nur Dekorationsstück. Wird der Mann vorwiegend nach seinen Leistungen im öffentlichen Leben beurteilt, so schätzt man bei der Frau stets in erster Linie, wie sie als Persönlichkeit wirkt. Unsere Frauen wissen das und beachten es sehr wohl, soweit es sich auf ihr Äusseres bezieht. Daher all die Modethorheiten, denen sie sich unterwerfen, um immer wieder neu und interessant zu erscheinen. Aber wie sie bei der Einrichtung der Wohnung über der Erscheinung Zweck und Idee vernachlässigen, so vergessen sie bei der Mode den Zweck der Kleidung, vor den Unbilden der Witterung zu schützen und sogar den, auf den es ihnen doch gerade ankommt, ihrer Person zur vorteilhaften Erscheinung zu verhelfen. Da trägt die Schlanke und die Korpulente dieselbe knapp anliegende oder weitbauschige Gewandung; sie weiss zwar, dass sie nach einer früheren Mode vorteilhafter aussehen würde, aber man muss doch mit der Mode mitgehen. Da werden kaum handgrosse Muffs getragen in der strengsten Winterkälte, man friert zwar, aber es ist Mode. Es wäre thöricht, wenn wir von unseren Frauen verlangen wollten, dass sie der Mode aus dem Wege gehen, es ist etwas in der weiblichen, um nicht zu sagen, menschlichen Natur Liegendes und darum bedingt Berechtigtes, den Wechsel der Erscheinungen an sich selber mitzumachen, aber unsere Frauen sollen nicht Sklaven, sie sollen Herren der Mode sein, erst sie selber, ihre eigne Person, dann jene. Dazu aber müssen sie Verstand und Geist, dazu müssen sie einen gebildeten Geschmack in die Mode bringen. Das ist eben das Geheimnis der Pariserin, ihr chic, dass sie weiss, nicht wodurch diese oder jene Frau wirkt, sondern wodurch sie in ihrer Eigenart wirken wird und muss.

Aber eine viel höhere künstlerische Arbeit, besser gesagt eine bildnerische Arbeit harrt der gebildeten Frau in Bezug auf ihr Inneres. Die Frau unserer Zeit hat eine viel zu geringe

Achtung vor sich selber, vor ihrem eignen innersten Ich, vor der heiligen gottgewollten Persönlichkeit, die sie an sich und in sich herausarbeiten soll. „Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, so lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“ Es giebt nur wenige Frauen, nach unseren Erfahrungen viel weniger noch als Männer, die zu allen Zeiten, von ihrer Kindheit an, spontan scharf und klar den Drang fühlen, etwas Eigenes, etwas Besonderes werden zu wollen, werden zu müssen, weniger im Sinne äusseren Vorwärtskommens als in dem inneren Wachsens, seelischer und geistiger Entwicklung, Menschen, die erst dann zu innerer Ruhe, zur Klarheit des Handelns kommen, wenn sie sich ihre eigne, ihre ganz persönliche Lebens- und Weltanschauung gebildet, wenn sie das Recht erlangt haben, sich und ihre Persönlichkeit in ihrem Wirken durchzusetzen. Leider hat der Begriff des Individualismus in unserer Zeit einen etwas unruhigen Beigeschmack bekommen; von jenem Individualismus, wie er jetzt in den Köpfen mancher unserer Dichter und Künstler spukt, die unter dem Durchsetzen der Persönlichkeit nichts anderes verstehen als das Durchsetzen leidenschaftlicher Triebe, unter einer grossen Persönlichkeit aber eine starke, wilde, ja brutale Herrschernatur mit eigner Moral, ist hier nicht die Rede. Man hat diese Richtung mit einer Variation des Goethe'schen Wortes: Was du ererbt von deinen Vätern hast, verwirf es, um dich zu besitzen, treffend charakterisiert. Wir meinen hier jenen Individualismus, zu dem sich eine von Hause aus auf Sittlichkeit angelegte Persönlichkeit bekennt, die das Ererbte, Übernommene, Erlernte mit eigenem Geiste und Gemüte durchdringt und weiter bildet, das zeitlich Bedingte, Überlebte aber abstreift. Wie gesagt sind es nicht viele Frauen, die diesen Persönlichkeitsdrang besitzen, im allgemeinen begnügt sich die Frau mit dem, was ihr als Richtschnur für ihr Leben durch ihre Erzieher gegeben wird, wird sie das, was ihre Erziehung aus ihr macht. Die Charakterbildung der Töchter, die Weltanschauung, in der sie ihren Halt finden, liegt mehr als bei den Söhnen in der Hand der Eltern. Um so grösser deren Verantwortung, um so dringender ihre er-

zieherische Aufgabe, in ihren Töchtern das Gefühl der Hochachtung vor sich selber — das nicht das Geringste mit eitlem Selbstbewusstsein zu thun hat — zu erwecken, das feine, starke, stets lebendige Bewusstsein, dass es ihre Pflicht sei, innerlich zu wachsen und vorwärts zu kommen, etwas zu bedeuten in der Welt des Geistes. Wir müssen unsere Kinder durch unsere Erziehung so weit bringen, dass ihnen Selbsterkenntnis, Sebstbeherrschung und Selbsterziehung die treuesten Begleiter auf ihrem Lebenswege werden.

Wenn wir nun im besonderen zur Charakterbildung unserer Töchter übergehen, so kommt es uns nicht darauf an, zu zeigen, wie wir sie zu einzelnen Tugenden, wie der der Bescheidenheit, der Dienstwilligkeit, der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, der edlen weiblichen Zurückhaltung erziehen, wir wollen auch nicht Winke und Regeln geben, wie gewissen Charakterfehlern, der Empfindsamkeit, dem Eigensinn, dem Hochmut und der Spottsucht, entgegenzutreten ist. Uns liegt es vielmehr daran, den Boden zu kennzeichnen, in dem alle Einzeltugenden wurzeln. Dieser Boden aber ist eine reine Seele, ein warmes Herz, ein rechtes Verständnis für Welt und Menschen und ein frommes Gemüt.

Die erste Bedingung einer festen, edlen Charakterentwicklung in späteren Jahren ist die, dass wir unsere Töchter rein und makellos an Leib und Seele durch die gefährliche Zeit vom 14. bis zum 20. Lebensjahre hindurchbringen. Diese Zeit macht dein Kind für sein ganzes Leben gross oder klein, schwach oder stark. Das bedenke wohl und schicke dein Kind nicht zu frühzeitig aus dem Hause, wenn nicht besondere Verhältnisse dich dazu zwingen. In dieser Zeit braucht es Mutterhut wie zu keiner anderen. Sind die um die Zeit des Überganges vom Kinde zur Jungfrau erwachenden erotischen Gefühle nicht stärker als beim Jüngling, so sind sie doch darum viel gefährlicher, weil sie bei dem Mädchen naturgemäss einen viel breiteren Raum einnehmen. Das Mädchen sieht schon sehr früh seine eigentliche Bestimmung im Berufe der Gattin und Mutter, und in der Zeit, da des gesunden Jünglings Streben vor allen Dingen darauf gerichtet ist, etwas Tüchtiges zu lernen und einen ganzen Mann aus sich zu machen, er-

träumt und ersehnt sich das junge Mädchen einen Gatten, der sie über alles liebt und auf den Händen trägt. Sie weiss auch sehr wohl, was in physischer Beziehung für sie damit zusammenhängt. Gedankengänge, die sich auf diesen Gegenstand richten, gehören nicht zu den Seltenheiten, wenn eine sorgsame Erziehung ihnen nicht das Gegengewicht hält. In den unteren Schichten des Volkes — vorausgesetzt, dass nicht das Laster sich hineingedrängt hat — wird das Mädchen in diesem Alter, durch die Not des Lebens zu tüchtiger körperlicher Arbeit gezwungen, nach der es des Abends ermüdet auf sein Lager sinkt, um einen traumlosen Schlaf zu schlafen, bei kärglicher Nahrung so abgehärtet und gestählt, dass für weichliche, sinnliche Regungen kein Spielraum bleibt. Und wenn es hier auch viel öfter vorkommt, dass ein Mädchen im groben Sinne des Wortes fällt, so liegt das daran, dass in diesen Schichten des Volkes die Sitte viel milder, oder wenn man will, viel gröber gerade in dieser Hinsicht urteilt, als in den höheren Volksklassen. Ein solches Mädchen braucht deshalb durchaus nicht unsittlich zu sein; im Gegenteil, man wird in den niederen Volksschichten — ich sehe natürlich immer von jenem Proletariat, das sich dem Laster aller Art in die Arme geworfen hat, ab — selten eine unreine Gesinnung, eine schmutzige Phantasie beim Weibe finden. Es hat keine Zeit dazu, es kann sich nicht gefährlichen Träumereien und Phantastereien hingeben. Die Töchter der höheren Volksklassen aber haben Zeit und Gelegenheit dazu, wenn beides ihnen gelassen wird. Die gefährlichste Verführerin ist die Langeweile, sie ist so recht eigentlich die Mutter weiblicher Schuld. Ist das junge Mädchen körperlich und geistig nicht genügend beschäftigt, so ist das gewöhnliche Ausfüllungsmittel leichte, unterhaltende Lektüre. Romane, in denen die Liebe zwischen Mann und Weib das A und das O ist, in denen das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern so unnatürlich und verschroben wie nur denkbar dargestellt wird, werden mit Begeisterung und fiebernden Sinnen verschlungen. Und schadet einem gesunden jungen Mädchen, das seine tüchtige Arbeit hat, dem schon sehr früh die Pflicht als Stern und Führer des Lebens aufgegangen ist, das Lesen des einen oder anderen dieser Bücher nicht, so ist es für

solche, die zur Langenweile verdammt sind, die sich den durch die Lektüre angeregten sinnlichen Träumen hingeben können, geradezu ein Unglück. Darum hüte dein Kind vor der Langenweile! Wie das geschehen kann und muss, darüber wirst du, wenn du unseren Ausführungen bis dahin mit Aufmerksamkeit gefolgt bist, nicht im Zweifel sein.

Eine weitere Gefahr für die Reinheit des Empfindens und Denkens unserer jungen Mädchen liegt in der Geselligkeit, wie sie jetzt in unseren besseren Ständen gepflegt wird. Der Salon und der Ballsaal das sind die Totengräber aller reinen Gesinnung, aller tieferen Charakterentwicklung. Der Ballsaal ist nichts anderes als der Markt, wohin das junge Mädchen seine Jugend und Schönheit trägt, wo neben diesen Ausrüstungen noch eine andere gut besteht, das Vermögen. Wo beim Angebot diese drei, besonders das letztere, schwer in die Wageschale fallen, da sammeln sich die Käufer. Alles andere, Persönlichkeit, Tüchtigkeit, grossen, edlen Sinn, das kannst du nicht nur, nein das musst du zu Hause lassen; denn es wird hier nicht begehrt. Das junge Mädchen, dem Salon und Ballsaal neben leichten, tändelnden Arbeiten im Haushalt, neben oberflächlicher Beschäftigung mit dieser oder jener Kunstausübung, neben verflachender Lektüre, das Hauptfeld seiner Bethätigung wird, – soll es doch vorkommen, dass junge Mädchen in einem Winter dreissig bis vierzig Tanzfestlichkeiten besuchen — gewöhnt sich, nur das zu schätzen, was im Ballsaal das Höchste ist, Schönheit, Toilette und Geld. Sich möglichst gut und elegant zu kleiden und reich zu sein oder reich zu werden, das sind die idealen Wünsche unserer schlecht erzogenen jungen Mädchen; denn Eleganz und Reichtum verbürgen den Süccess in der Gesellschaft, der Süccess aber ist die einzige Sehnsucht, die grosse Befriedigung der Gesellschaftsdame. Aber noch andere, tiefere Schäden für Leib und Seele drohen im Ballsaal. Seine Nerven holt sich unser Jahrhundert viel weniger aus dem Übermasse der Arbeit — wir wollen uns doch nicht einbilden, dass wir mehr arbeiten als unsere Voreltern — als aus dem Übermasse der geselligen Genüsse. Ihre Nerven holen sich die jungen Mädchen nicht, wie manche uns lehren wollen aus dem Übermass geistiger Arbeit, das ihnen zugemutet wird, sondern aus

dem Nachtleben, das sie zu einer Zeit führen, da der Körper der sorgfältigen Pflege, der ruhigsten Entwicklung bedarf, holen sie sich aus den wechselnden Stimmungen, denen sie während der sogenannten Saison anheimgegeben sind, Stimmungen, die bei manchen alle Stadien, vom äussersten Hochgefühl geschmeichelter Eitelkeit bis zum tiefsten Überdrusse nach dem Genusse durchlaufen. Der Hauptteil ihres Denkens und Sinnens dreht sich um das männliche Geschlecht und zwar um solche Männer, die von sittlicher Reinheit, warmer, grosser Empfindung weit entfernt sind, die in der Frau thatsächlich nichts anderes sehen als einen Luxusartikel oder eine gute Versorgung; denn diese sind die eigentlichen Salon- und Ballhelden. Der echte, rechte Mann hat Besseres zu thun, als Zeit und Kraft mit fadem Geschwätz im Ballsaal zu vergeuden. Gefallsucht, Koketterie, Liebeleien kleinlicher Art, die das Aufkeimen grosser Gefühle, einer echten warmen Liebe unmöglich machen, Männerverachtung, das sind für manches junge Mädchen noch nicht die schlimmsten Errungenschaften des Nachtlebens im Ballsaal. Darum hütet euer Kind vor dem Ballsaal!

Zwar wird mancher Vater, manche Mutter uns seufzend recht geben, und doch bleibt ihnen, wie sie meinen', nichts anderes übrig, als ihre Töchter, so oft sich nur die Gelegenheit bietet, auf Tanzfestlichkeiten und in Gesellschaften zu führen; denn sie soll — heiraten. Ja, leider Gottes, Diners, Soupers, Bälle, Picknicks und dergleichen, das sind die Gelegenheiten, wo junge Mädchen mit heiratsfähigen Männern sich zusammenfinden. Verkehren in einer Familie mit erwachsenen Töchtern junge Leute, so findet man das unpassend, und die böse Nachrede bleibt nicht aus. Man weiss wirklich heutzutage nicht, wie man jungen Mädchen und jungen Männern, ausser auf Gesellschaften und Bällen, einen unbeanstandeten Verkehr mit einander ermöglichen soll. Der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ist so ein ganz unnatürlicher und verkehrter geworden. Auch hier kann nur die Rückkehr zum echten Familienleben helfen. Gleichgesinnte Familien, Vater und Mutter, die sich der Verantwortlichkeit in der Erziehung ihrer Söhne und Töchter von vornherein bewusst sind, Leute, die wirkliche Vertreter der höheren Berufs-

klassen sein wollen, deren Sinn darauf gerichtet ist, das Banner des Ideals der materiellen Gesellschaft unserer Tage entgegenzuhalten, die sich ganz bewusst und unverrückbar dem Mammon und dem Luxus entgegenstellen, weil sie wissen, dass er alles höhere Streben erstickt und unser Volk seinem Untergange entgegenführt, die müssen sich zusammenthun zu einem Familienverbande. Solche Familienverbände, die ihre Familienfeste feiern, aber wechselnd im eigenen Hause, nicht im Hotel oder Gesellschaftssaal, die ihre bestimmten Familienabende haben, an denen Söhne und Töchter sich beteiligen, an denen die gemeinsamen idealen Interessen zielbewusst gepflegt werden, die sind wohl geeignet, unseren Söhnen und Töchtern den Ballsaal und die sogenannten Gesellschaften zu ersetzen. Anstatt das Herz zu erkälten, füllen sie es mit Wärme, anstatt den Sinn zu verflachen, die Gefühle der Eitelkeit, des Neides zu erregen, erweitern und vertiefen sie das Gemüt, in solchen Familienverbänden finden alle guten Triebe ihre Nahrung, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Dienstwilligkeit. Die Liebe für den engeren Familienkreis erweitert sich zum Wohlwollen, zur herzlichen Teilnahme für die Glieder des weiteren Verbandes. — Hier können unsere Töchter und unsere Söhne in harmlosem Verkehr vor uns und mit uns sich einander nähern, hierher mögen sie Freunde und Freundinnen einladen, unser Kreis soll allen Guten und Gleichgesinnten geöffnet sein, hier mögen sie zeigen, was sie zu zeigen haben an kleinen und grossen Talenten, hier kann Gesang und Musik, hier kann edle Sitte, hier können litterarische und ästhetische Interessen, hier muss eine inhaltsvolle Unterhaltung gepflegt werden. Haben wir vorher, als wir die Erziehung der Töchter im engeren Familienkreise betrachteten, die Forderung gestellt: Schafft wieder einen deutschen Abend, einen Familienabend! so rufen wir jetzt: Gründet Familienverbände! damit eine herzerwärmende Geselligkeit, ein natürlicher und sittenreiner Verkehr zwischen den Geschlechtern möglich werde.

Auf dem Boden eines arbeitsreichen Daseins, einer reinen Seele, eines gesunden, vernünftigen, wahrhaftigen geselligen Umganges, muss sich unter deiner kundigen Leitung das

rechte Verständnis für die Bedeutung des eigenen Lebens, für Welt und Menschen in deinem Kinde aufbauen. Es vergleicht sich mit anderen, lernt sich von anderen unterscheiden, es gestaltet sein Verhältnis zu anderen nach der ihm eigentümlichen Lebensanschauung. Wer mit klarem Blick in das Getriebe der Welt sieht, wie es heutzutage sich vor uns entfaltet, der muss vorwiegend eine grosse, starke Anschauung erhalten, nämlich die: Das Leben, die Zukunft gehört der Arbeit. Das soll auch die Anschauung deiner Tochter sein. Nicht nur gewohnheitsmässig arbeiten soll sie lernen, sie soll auch die Arbeit ansehen als etwas Gottgewolltes, als das, worauf ihres Lebens Wert beruht. Nur so viel ist sie wert, nur so viel bedeutet sie, als sie arbeitet. Das Wort: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, — das gilt für sie so gut wie für andere. Und das andere: Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, — soll sie lernen als einen Segen und nicht als einen Fluch anzusehen. In diesem Jahrhundert des Kampfes der sogenannten arbeitenden Klassen gegen die besitzenden und besser gestellten ist es mehr als je angebracht, seinen Kindern die Bedeutung der Arbeit in ethischer und sozialer Beziehung begreiflich zu machen. Die Frauen der höheren Stände sehen gar zu gern in sich ein Wesen höherer, anderer Art als in der Frau aus dem Volke. Und wie tief steht doch die ihr Leben im gesellschaftlichen Treiben vertändelnde Frau, die die Sorge für Haus und Familie, für Mann und Kind bezahlten Kräften überlässt, vom sozialen Standpunkte betrachtet, unter dem armen Weibe aus dem Volke, das in schwerer Arbeit für sich und seine Kinder um des Lebens Notdurft ringt! Wenn die höheren Berufsklassen nicht arbeitsfreudigere, tüchtigere, edlere, wirklich höhere Menschen schaffen und erziehen wollen, wozu sind sie da? Der Faullenzer und Tagedieb der unteren Volksschichten, ob Mann, ob Weib, fällt dem Verderben anheim; nichts anderes kommt dem faullenzenden Mann, der nicht arbeitenden Frau der höheren Stände zu. Von diesem Standpunkt lehre deine Tochter ihre Arbeit und ihr Lebenswerk betrachten. Lehre sie das hohe Glück schätzen, das darin liegt, von niederen

Arbeiten befreit, sich höheren, geistigeren zuwenden zu dürfen, Arbeiten, die vor allem den Zweck haben, das Leben schön zu machen, die ihr persönlich zum Nutzen gereichen, ihren persönlichen Wert haben; lehre sie, ihre Lebensaufgabe darin zu sehen, durch ernstes Arbeiten an sich selbst sich thatsächlich zu dem höheren Beruf, der ihr durch Geburt und Schicksal zugewiesen, zu befähigen. Auch hierzu kannst du ihr als Wegweiser und Stütze wieder ein gutes, ein vorzügliches Buch in die Hand geben, es nennt sich „Glück" von Professor Dr. Hilty. — Sieht sie so ihr eignes Leben an als ein der Arbeit geweihtes, so hat sie den rechten Massstab für die Beurteilung anderer, so wird sie das richtige Verhältnis finden zu den Menschen, die da schwer arbeiten müssen für des Lebens Bedürfnisse, die zufrieden sein müssen, wenn ihre Arbeit sie und die Ihrigen nur gerade ernährt, die nichts wissen von jener grossen inneren Befriedigung, die uns unsere Arbeit so oft gewährt. Nicht jenes thörichte Mitleid, jene verderbliche Sentimentalität, die in dem Arbeiter einen armen unterdrückten Sklaven sieht, dem es nur an Luft und Licht, an der Gelegenheit fehlt, um sich als strahlender Phönix in die Höhe zu schwingen, wollen wir in unseren Töchtern erwecken, wohl aber jenes Gerechtigkeitsgefühl, das seinen Ausdruck findet in dem Wort: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert — und in dem anderen: Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Dieses Gerechtigkeitsgefühl wird sich paaren mit einem herzlichen Entgegenkommen, mit warmem Mitgefühl, wenn sie ihr Los und das manches armen, mühsamen und fleissigen Weibes aus dem Volke vergleichen, wenn sie das bittere Leiden sehen, das dem armen Volke zum grossen Teile aus seiner eignen Schuld und Hülflosigkeit erwächst. Es ist eure Pflicht, ihr Eltern, eure Kinder unter das Volk zu führen, um ihnen das Herz zu öffnen für die groben Leiden der Menschheit, um sie das Dichterwort in seinem ganzen Ernst verstehen zu lehren:

All euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Als Winterkälte im dünnen Kleid,
Die blossen Füsse im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Wohlthätigkeitsvereine und Kollekten mögen zur Linderung mancher Not gut und unerlässlich sein, das Beste und Eindringlichste für Geber und Nehmer aber sind die Spenden, die von Hand zu Hand gehen, das freundliche, herzliche Trostwort, der ganz persönliche Beistand in Kummer und Not. Jede gebildete Familie sollte ihre Hausarmen haben, die sie unterstützt mit Rat und That.

Der Kern der Weltanschauung des Menschen aber liegt in seinem Verhältnis zu Gott, in seiner Religion. Wie gestaltet sich die Erziehung unserer Töchter in Bezug auf diese? Lebten wir im Mittelalter, wir wären um die Antwort nicht verlegen. In unserer Zeit aber, die so vielgestaltig, so individuell in religiöser Hinsicht ist, wie wohl noch nie eine andere vor ihr, ist die Antwort schwer. — Dem Vater, der Mutter, die sich eine ganz individuelle, ganz persönliche Glaubensüberzeugung in ernster Geistesarbeit errungen haben, diesen wenigen hier Fingerzeige geben zu wollen, stände uns auch nicht an. Die wissen ganz genau, was sie gewonnen haben für sich selbst, und ebenso genau, welchen Weg sie ihre Kinder führen müssen. Ebenso wenig brauchen diejenigen unsern Rat, die festhalten an der Überlieferung. Wohl den Eltern, die mit treuer, wahrer Überzeugung ihre Kinder mit den Lehren und dem Geiste des Christentums erfüllen können. Wo die Menschen wahre Christen sind ohne Intoleranz, Eitelkeit und Selbstüberhebung, da ist Wohl bereitet allen, die mit ihnen fester oder loser verbunden sind, da ist der Boden, auf dem die Charaktere wachsen, die unserer götterlosen und darum haltlosen Zeit so not thun. Solche Eltern haben einen erziehlichen Zauberstab für sich und ihre Kinder in der einfachen Lebensregel: Christus dein Stab, dein Trost, deine Zuversicht. — Miss dich am Vorbilde Christi, prüfe all dein Denken und Thun in seinem Sinn!

Solchen Eltern aber, die es, wie die landläufige Formel heisst, nicht mit ihrem Verstande vereinen können, an die Wunderlehren des Christentums zu glauben, aber durchaus

nicht grundsätzliche Gegner der christlichen Kirche und ihrer Einrichtungen sind, möchten wir raten: Haltet euch eurer Kinder wegen an die Konfession eurer Väter, übt alle damit verbundenen kirchlichen Pflichten und Sitten. Lasst eure Kinder nicht aufwachsen ohne Glaubensübung! Ihr Väter aber und ihr Mütter, die ihr das für Thorheit haltet, die ihr euch von den alten frommen Sitten eurer Väter abkehrt, die ihr es nicht für nötig haltet, den Gottesdienst zu besuchen, die ihr der kirchlichen Einrichtungen nicht zu bedürfen glaubt, ihr seht euch wohl vor, dass eure Kinder nicht einen andern Lebensweg gehen, als ihr ihnen vorzeichnet! Gewohnheit und Sitte sind ein gar starkes Band, an dem die Sittlichkeit sich hält. Ihr seid noch auferzogen von Eltern, deren Weg allsonntags in die Kirche führte, deren tägliches oder wenigstens sonntägliches Erbauungsbuch die Bibel war, und ihr könnt es gar nicht ermessen, wie viel unbewussten Halt für euer sittliches Leben euch solche Eltern mitgaben. Die alte gute Sitte habt ihr aufgegeben, achtet wohl darauf, dass eure Kinder nicht den Schritt weiter thun und auch die Sittlichkeit darangeben!

So haben wir denn in den vorstehenden Ausführungen zu zeigen versucht, wie sich die Erziehung unserer Töchter zu gestalten hat, wenn wir aus ihnen gebildete Hausfrauen, Gattinnen und Mütter machen wollen, die sich des umfassenden Einflusses der Frau, ihrer grossen Pflichten gegen Familie und Gesellschaft wohl bewusst sind. Wir sind aber einer Sorge bis jetzt geflissentlich aus dem Wege gegangen, der Sorge, die in den höheren Berufsklassen dadurch entsteht, dass ein grosser Teil ihrer Töchter unverheiratet bleibt. Der Beamte ohne Vermögen kann heutzutage von einer Versorgung seiner Tochter durch die Ehe nicht von vornherein absehen. Zwar wird sich das ändern, wenn wir unsere Bedürfnisse wieder vereinfacht haben, wenn der Mann und die Frau der höheren Berufsklassen wieder den Mut finden, eine Ehe zu schliessen ohne den sicheren Untergrund eines Kapitals, aber wann wird das geschehen? Wenn man so auf die Zustände unseres Vaterlandes blickt, auf die

Unnatur und Verrottetheit in allen Schichten des Volkes, so möchte man fast wünschen, dass jene gewaltigen Erschütterungen, vor denen unser Zeitalter bangt, die es aufzuhalten sucht mit allen nur denkbaren Mitteln der Staatskunst und die eines Tages doch kommen müssen, dass die recht bald kommen möchten, so lange noch gesunde Kräfte und Keime da sind, die sich siegreich behaupten und den Grundstock eines erneuten, gesundeten Geschlechts bilden könnten. Aber noch sind wir nicht so weit. Noch steht der vermögenslose Vater der höheren Berufsklassen und fragt sich: Was soll aus meinen Töchtern werden? Früher fand diese Frage sehr leicht ihre Erledigung. Es war selbstverständlich, dass die unverheiratete Frau in den engeren oder weiteren Verband der Familie aufgenommen wurde. Im Hause ihrer Schwestern, Brüder oder auch entfernterer Verwandten suchte und fand sie als geschätzte Arbeitskraft Befriedigung in einer ausfüllenden Thätigkeit. Wie es heute in dieser Beziehung in den höheren Berufsklassen aussieht, da das Einkommen gerade nur für die allerengste Familie ausreicht, da die Wohnungen so eng sind, dass eine Person mehr im Hause grosse Unbequemlichkeiten macht, da es an ausreichender Arbeit im Haushalt fehlt, braucht wohl nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Es ist ein trauriges Los, als überflüssiges Glied in einer Familie geduldet zu sein. Und das kräftige junge Mädchen bäumt sich heute dagegen auf. Es will sich selber durchs Leben bringen, es verlangt von Vater und Mutter eine Ausbildung, die es dazu befähigt. Noch wird in dieser Hinsicht mit sträflichem Leichtsinn vorgegangen. Für die Söhne wird gedacht, gesorgt und die Mittel werden unter Entbehrungen herbeigeschafft, um sie für einen Beruf auszubilden. Für die Töchter wird noch gar zu häufig die Existenzmöglichkeit dem Himmel überlassen. Ich kenne einen Vater zweier Kinder, einen einfachen Mann, der seinen Sohn studieren lässt, der aber auf Heller und Pfennig für die Tochter dieselben Summen spart, die er für den Sohn ausgiebt. Das soll ihr Heiratsgut sein.

Wenn nun auch die Verhältnisse nicht immer eine so peinliche Gerechtigkeit gegen die Kinder gestatten werden, wenn auch die Elternliebe hier manches Mal die Gerechtigkeit

von einem höheren Standpunkte als von dem des nackten Mein und Dein sehen darf, im Prinzip bleibt sie doch sittliche Forderung. Es frage sich doch jeder rechtlich denkende Vater, jede treue und ehrliche Mutter, ob sie ohne Gewissensbedenken anders handeln können. — Aber du willst deiner Tochter gar keine berufliche Ausbildung geben, du hältst es für vornehmer, deinem Stande angemessener, wenn sie in einem weltvergessenen Winkel ein lichtloses, kümmerliches Dasein führt und ihre Kräfte ungenutzt dahinsiechen lässt, hältst es für unweiblich, dass deine Tochter in einem selbstgewählten Berufe sich eine Existenz gründe. Ja, dann allerdings! dann rühme dich deiner thörichten Anschauungen, aber der väterlichen Fürsorge für deine Tochter rühme dich nicht! Wenn irgend etwas auf die falsche Lebens- und Anschauungsweise des höheren Beamtenstandes hinweist, so ist es die Zahl der **unversorgten** alten Jungfern, die diesem Stande angehören. —

Wir aber reden hier weiter mit solchen Eltern, die sich darüber klar sind, dass ihre Tochter arbeiten soll in einem Berufe, dass sie, wenn sie nicht ihre natürliche Bestimmung erfüllen kann, doch ihre geistigen und sittlichen Kräfte für sich und die Welt nutzbar mache. Und wer sagt dir denn, dass die natürliche Bestimmung ihre eigentliche sei? Ist es nicht denkbar, dass die Vorsicht, oder wie du es sonst nennen magst, gerade den Überschuss der Frauen dazu zu verwenden beabsichtigt, dem Weibe über sich selbst, über das, was es in der Welt des Geistes sein kann und sein muss, die Augen zu öffnen? Die thatenlose alte Jungfer, die unselbständige Gouvernante der jüngsten Vergangenheit, die als eine Karikatur des weiblichen Geschlechts herumlaufen, konnten es freilich nicht, aber vielleicht kann es die begabte, in ernster Arbeit stehende, hochstrebende Lehrerin der Gegenwart, die in aufreibendem Dienste der Kranken und Armen stehende Ärztin der nächsten Zukunft. Es giebt unter den in einem höheren Berufe arbeitenden Frauen schon heute Persönlichkeiten von einem Stolz und einer Würde, einem Ernst und einer Höhe der Lebensanschauung, die zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Jene beiden Berufe aber, der der Lehrerin und der der Ärztin, sind

es, die dem jungen Mädchen der höheren Berufsklassen am nächsten liegen, vorausgesetzt, dass besondere Talente sie nicht auf die Ausübung einer Kunst weisen. Und diesen beiden Berufen reden auch wir hier das Wort. Zwar scheint es, als widersprächen wir damit dem, was wir bisher über Bestimmung und Wesen des Weibes gesagt haben, als wollten wir nun doch thun, was wir als das Übel, das Verderben unseres Volkes bezeichneten, als wollten wir das Weib hinausführen aus Haus und Familie. Es scheint dir folgerichtiger, wenn wir dir raten würden, dein Kind auf Grund einer hauswirtschaftlichen Ausbildung als Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin und dergleichen oder mit dem Lehrerinnenzeugnis in der Tasche als Erzieherin in gebildeten Familien sich ihr Brot erwerben zu lassen. Haben wir doch die Familie als den Halt und Hort der Frau, als den Boden gekennzeichnet, da sie ihr Bestes empfangen und geben kann. Und dabei bleiben wir auch; und doch raten wir dir: Lass deine Tochter in einem Schulamte sich ihre Existenz gründen, lass sie als Ärztin im öffentlichen Leben wirken. Denn es ist etwas ganz anderes, in einer eignen Familie Hausfrau und Mutter zu sein, als in fremden Häusern bald hier, bald dort für ein paar Jahre Beschäftigung und Unterhalt zu finden. In der eignen Familie entwickelt sich die Persönlichkeit der Frau, da drückt sie der Häuslichkeit und den Kindern ihren Stempel auf, in der fremden geht sie innerlich zu Grunde. Kärglich ist der Lohn, den sie für mühselige Arbeit erhält, und mit schwerer Sorge sieht sie den Tagen ihres Lebens entgegen, da sie nicht mehr wirken kann. Der Gefahr aber, dass deine Tochter durch ihre Ausbildung zu einem „unweiblichen“ Berufe unweiblich wird, musst du durch deine Erziehung begegnen. Ganz gleich, welchen Beruf sie wählt, es muss ihr Zeit bleiben, auch das zu lernen, was für eine Hausmutter unerlässlich ist. Ist sie in einem glücklichen Familienleben aufgewachsen, hast du ihr durch dasselbe die Familienhaftigkeit — wenn ich so sagen darf — anerzogen, so wird sie auch, wenn sie ihrem Berufe mit freudiger Seele ergeben ist, sich nicht besinnen, was sie zu thun hat, wenn ein Mann sie zur Ehe begehrt, zu dem sie Vertrauen hat, mit dem sie hoffen kann, ein Familienleben zu gründen, das ihm und ihr zum Segen gereicht. Wenigstens wird das

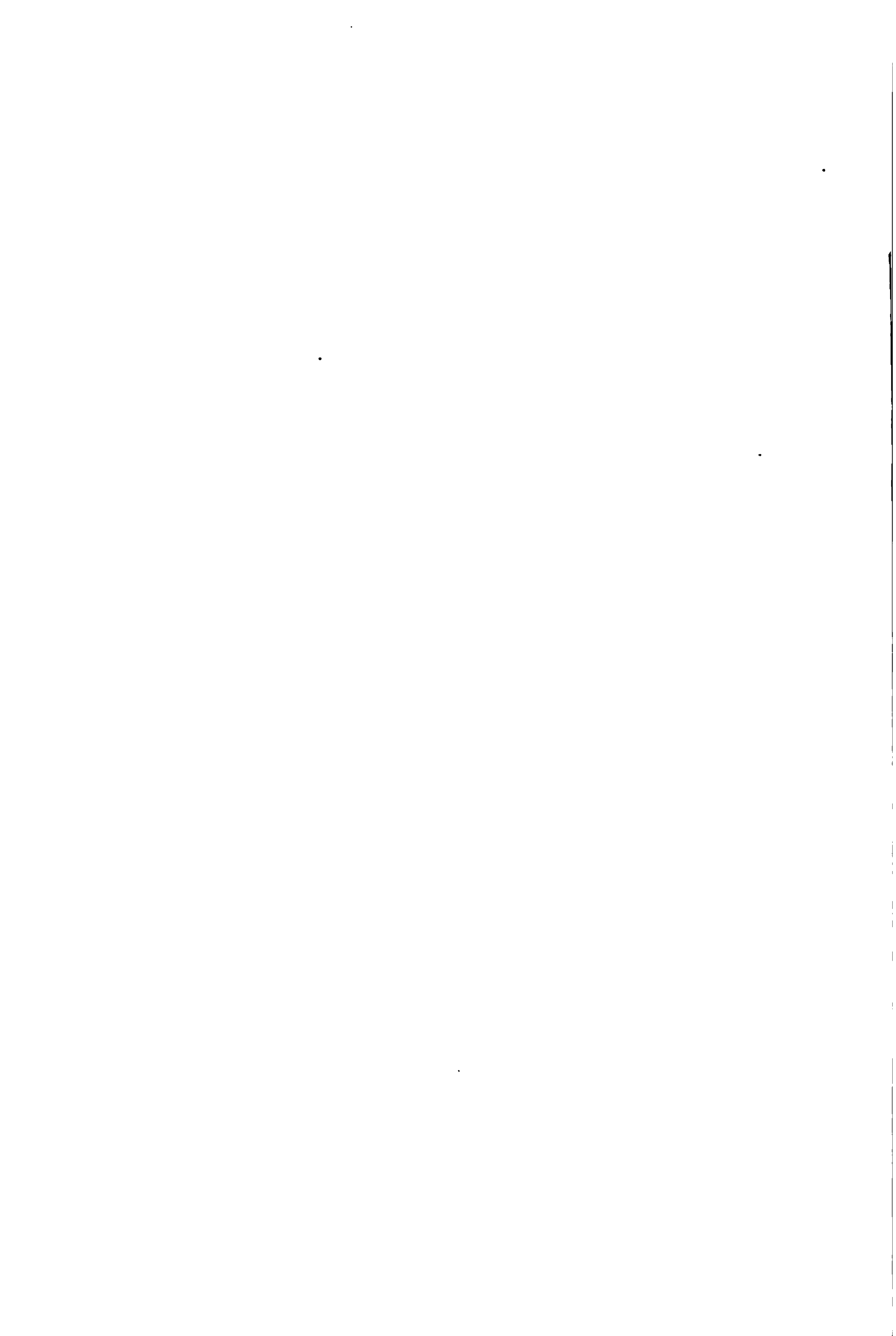
zutreffen bei der Lehrerin. Anders allerdings liegen die Verhältnisse bei der Ärztin. Ihr Studium, ihr Beruf entfernen sie so weit von der gewöhnlichen Bahn des Weibes, dass es die ernste Pflicht eines Vaters ist, seine Tochter zu warnen vor dieser Berufswahl und wohl zu prüfen und genau zu erwägen, ob sie die Reife des Geistes besitze, ob sie überhaupt fähig sei zu der Stärke und Festigkeit, zu der Selbständigkeit der Lebensanschauung, die notwendig sind, wenn sie unbeirrt den für das deutsche Weib so ungewöhnlichen Weg gehen soll. Nicht im Berufe liegt hier die Gefahr, sondern in der Abweichung vom Herkommen. Zum Ungewöhnlichen gehört ein ungewöhnlicher Mensch. Es ist fast nie ein Glück, zu den Bahnbrechern zu gehören. Die Frau, die Glück, Ehre oder Gewinn im ärztlichen Berufe sucht, die bleibe fern davon. Gleich der Diakonissin muss ein innerer Beruf sie treiben. Nur wenn sie neben dem starken Drange nach höchster Bildung die ideale Liebe zu ihrem Geschlecht, zur Menschheit, zu der Wahl ihres Berufes bestimmen, dann ist sie nicht in Gefahr, sich selbst zu verlieren, dann hat sie das Recht herauszutreten aus den Schranken, die dem Weibe geboten sind. — Es ist wohl denkbar, dass eine Zeit kommt, wo man mit Begeisterung von den weiblichen Ärzten sprechen wird, eine Zeit voller Kriegslärm und Kriegsgeschrei, eine Zeit, da Ärztin und Diakonissin in gleicher schwerer Arbeit, gleicher Treue und gleicher Opferwilligkeit, die eine anordnend, die andere ausführend, durch die Säle der Lazarette schreiten werden, da man erkennen wird, dass die Ärztin zwar gelehrter, aber nicht weniger weiblich ist, als die Schwester. Ihre öffentliche Anerkennung holt sich die Ärztin vielleicht vom Schlachtfelde zur Zeit wilder Völkerstürme, ihr gewöhnlicher Beruf aber, segensreich und volksbeglückend, der liegt da, wo ein armes krankes Weib weiblicher Hülfe bedarf, wo hungernde, frierende und kranke Kinder von einem barmherzigen Menschen gekleidet, gesättigt und geheilt, von einer freundlichen Hand warm berührt, von einem gütigen Wort getröstet werden wollen.

Hat deine Tochter Kraft und Mut, eine gesunde Seele und einen gesunden Körper, kann und will sie verzichten auf persönliches Glück, will sie ihre Befriedigung suchen in wissen-

schaftlicher Arbeit, noch mehr aber in freiwilliger Hingabe an arme kranke Menschen, will sie Armenärztin werden, und bist du überzeugt davon oder glaubst du wenigstens, dass sie darin ihre Befriedigung finden werde, so lass sie ziehen und glaube, dass sie eben dazu bestimmt ist, einen andern Weg zu gehen, als die Mehrzahl ihrer Schwestern ihn zu ihrem Glücke gehen muss. —

Und so kommen wir denn zum Schluss. Wollte Gott, dass das, was wir hier in stiller Arbeit am Schreibtische zusammentrugen, nicht die Erkenntnis weniger Einzelner sei, dass es gefühlt, dass es klar erkannt würde von allen, die berufen sind zu Eltern, zu Erziehern eines kommenden Geschlechts. In der Erkenntnis liegt die Zukunft. Dann können sie kommen, die Weltenstürme, die wir fürchten, unsere Kinder sind gerüstet, dann mag es nahen, das gewaltige zermalmende Schicksal, unsere Kinder werden feststehen:

Denn es ist furchtbar, wer die Götter ehrt.



Bericht über die Thätigkeit der Akademie
vom 1. Mai 1896 bis 27. Januar 1897.

Gestorben sind folgende Mitglieder:

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann, Erfurt.
„ Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel, Plön.
„ Musikdirektor Meinardus, Bielefeld.

Zum Ehrenmitgliede wurde ernannt:

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt:

Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann, Erfurt.
„ Regierungs- und Baurat Kleinwächter, Erfurt.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahn-Direktor Lochner.

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden ernannt:

Herr Dr. Knabe, Oberlehrer an der Oberrealschule, Kassel.
„ Dr. Liebe, Assistent am k. Staatsarchiv, Magdeburg.
„ D. Witte, Superintendent, Professor an der Landesschule, Pforta.
„ Dr. Neumann, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Strassburg.

Der Akademie wurden ausser den periodischen Schriften der Akademien, Gesellschaften und Vereine, mit welchen sie in Schriftenaustausch steht, folgende Schriften zugesandt:

O. Lorenz: Die materialistische Geschichtsauffassung, 1897.
J. K. Kohn: Die frühere Herrschaft Düdelingen und der St. Johannesberg, Luxemburg 1894.
— — Monographie de la Seigneurie de Dudelange ou Mont-Saint-Jean, Luxembourg 1894.
— — Johann der Blinde, Graf von Luxemburg und König von Böhmen, Luxemburg 1895.
K. Breysig: Nietzsches ethische und soziologische Anschauungen.

F. Schultz: Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten III.

Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes zu Erfurt am 3. Juli 1896.

F. Schreiber: Die Vullineburch oder Welonoburg, ein römisches Kastell im Odenwalde.

G. Liebe: Das Kriegswesen der Stadt Erfurt.

M. Voretzsch: Zur 50jährigen Jubelfeier der Smithsonian Institution in Washington.

Sanchez: La Cornoide.

Heinzelmann: Über den Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit.

Heinzelmann: Der Brief an Diognet, übersetzt und gewürdigt.

G. Schmidt: Stammtafel der Familie von Wulffen.

G. Liebe: Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstifte Trier.

— — Ein Brüchteregister des Amtes Emden aus dem 15. Jahrhundert.

— — Die kommunale Bedeutung der Kirchspiele in den deutschen Städten.

— — Das deutsche Nationalgefühl in seiner geschichtlichen Entwickelung.

Knabe: Deutschlands Errettung aus der römischen Knechtschaft.

— — Über Schulmünzen im ehemaligen Kurhessen.

— — Über den direkten Beweis.

— — Lehrpläne von Bürger- und Realschulen der Provinz Hessen-Nassau aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft.

— — Heinrich Gräfe, der erste Leiter der jetzigen Oberrealschule zu Kassel.

— — Entwicklung der Oberrealschule zu Kassel.

An Stelle des Herrn Prof. Dr. Heinzelmann wird mit Rücksicht auf dessen angegriffenen Gesundheitszustand Herr Schuldirektor a. D. Neubauer die Sekretariatsgeschäfte vertretungsweise auf ein Jahr (1. Oktober 1896 bis 30. September 1897) versehen.

Der Preis von 300 Mark für die beste Bearbeitung der von der Akademie ausgeschriebenen Preisfrage:

Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

wird zweimal erteilt, nämlich an Fräulein Luise Hagen, Schriftstellerin in Berlin, und Fräulein Anna Beyer, Lehrerin in Forst. Eingegangen waren 28 Arbeiten.

Sitzungen.

In der ordentlichen Sitzung am 9. September las der Sekretär einen Aufsatz des auswärtigen Mitgliedes, Gymnasial-Direktors Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg: Gedanken über das Wesen der Musik. Wie alles Geheimnisvolle, so reizt auch die Welt der Töne den Forscher zur Untersuchung ihres Wesens und Zusammenhanges an. Zu diesem Zweck ist zunächst das Organ zu prüfen. Der Mittelpunkt der Gehörwahrnehmung ist das Cortische Organ mit seinen Stimmstäbchen. Das Auge setzt uns mit den Gegenständen der Aussenwelt in Verbindung, das Ohr verknüpft uns mit dem Inneren des Menschen. Die durch Reflexbewegungen erzeugten Laute bilden ebensowohl den Anfang der menschlichen Sprache wie der Musik auf ihrer untersten Stufe, der Interjektionalstufe. Durch den ihm innewohnenden Kunsttrieb gestaltet der Mensch den Laut zum Ton, welcher durch die Harmonie der gleichzeitig mit dem Hauptton vernommenen Obertöne das Lustgefühl hervorruft. Da es sich im Reich der Töne um ein zeitliches Nacheinander handelt, so ist die Bewegung der den Stoff gestaltende Faktor. Sie entfaltet sich zum Rhythmus. Zu ihm treten Harmonie, Melodie, Tonfarbe und Tonstärke als Mittel des musikalischen Künstlers. Das Gesetz der Schönheit verlangt auch in der Musik Gliederung und Ebenmass. Sie ähnelt hierin der Architektur, die man eine gefrorene Musik genannt hat, aber ihre Wirkungen auf das Gefühl sind unmittelbarer und mannigfaltiger. Sie ahmt ferner Vorbilder der Natur nach und kann in dieser Beziehung mit der zweiten Sprachstufe, der onomatopoetischen, verglichen werden. Sie vermittelt uns auch die Vorstellung räumlicher Gegenstände und hat eine enge Verwandtschaft zur Farbe (Tonfarbe, heller und dunkler Ton). Sie erhebt sich dann

weiter zur dritten, der charakterisierenden, Sprachstufe und stellt endlich das Leben der Seele selbst dar. Durch das Eindringen in unser Gemütsleben kann sie sittlich läuternd wirken und das Geheimnisvolle, Vorgeahnte, Unerforschliche und Ewige ausdrücken, was das Wort nicht auszusprechen vermag.

Am 9. Dezember las Herr Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel eine Abhandlung über Joh. Matth. Meyfart, Rektor der Universität und Senior des evangelischen Ministeriums zu Erfurt, Dichter des Liedes „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." Joh. Matth. Meyfart, Sohn des Pastors Michael Meyfart zu Wahlwinkel bei Waltershausen, ist am 9. November 1590 in Jena im Hause seines Grossvaters, des Ratsherrn Johann Fiedler geboren. Er besuchte die Schule zu Gotha und studierte Philosophie, Philologie und Theologie, zunächst in Jena, wo er 1611 Magister wurde, dann 1614 in Wittenberg. 1616 begann er in Jena philosophische und theologische Vorlesungen zu halten. Noch in demselben Jahre wurde er von Johann Casimir nach Coburg an das von demselben gegründete Gymnasium Casimirianum berufen. 1623 übernahm er das Direktorat dieser höheren Bildungsanstalt, welche zugleich die Stelle einer Universität vertreten sollte. Nachdem Gustav Adolf von Schweden infolge der Schlacht von Breitenfeld am 7. September 1631 auch in Erfurt als Retter des evangelischen Glaubens eingezogen war und dort die Universität mit reicheren Mitteln ausgestattet, auch eine evangelisch-theologische Fakultät ins Leben gerufen hatte, wurde Joh. Matth. Meyfart vom Rat der Stadt als Professor der Theologie nach Erfurt gerufen. Fürst Joh. Casimir wollte ihn zwar wegen bekannter guter Gaben und Gelehrsamkeit lieber behalten, doch liess er ihn ziehen in Ansehung, dass solches Werk zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seiner Kirche abziele. Am 11. Juli 1633 ward er zugleich mit Georg Grossenhain aus Arnstadt in einem feierlichen Universitätsakt, welcher auf die Neunpredigt mit Tedeum und Geschützsalven im Dom stattfand, durch den Syndikus Dr. Norinberger in sein Amt eingeführt. D. Rennemann dankte im Namen der Universität. Meyfart, der schon in Jena am

14. Dezember 1624 zum Doktor der Theologie kreirt war, ward bald Dekan der theologischen Fakultät. Als solcher hat er am 2. März 1634 drei seiner Kollegen, Grosshain, Zaps und Elsner, zu Doktoren der Theologie promovieren lassen, die einzigen, welche in Erfurt zu Doktoren der evangelischen Theologie gemacht worden sind. Denn die evangelisch-theologische Fakultät ging nach dem Prager Frieden 1635 bald wieder ein. Als Dekan hielt Meyfart auch am 6. November 1633 in der Severistiftskirche vor der Universitätsgemeinde eine Predigt zur Erinnerung an Gustav Adolfs Tod. Für diesen Tag war ein Buss-, Bet- und Fast-Tag vom Rat der Stadt angeordnet worden. Zum Rektor der Universität wurde er am Tage St. Lucae als am 18. Oktober 1634 gewählt, am 2. Februar 1636 wurde er als Pastor an der Prediger Kirche eingeführt und vom Rat der Stadt zugleich zum Senior des evangelischen Ministeriums ernannt. In dieser Stellung ist er bis zu seinem am 26. Januar 1642 erfolgten Tode geblieben. Er hat in Erfurt segensreich gewirkt und hat sich durch Betonung eines ernst sittlichen und christlichen Lebens auch um die Studenten mancherlei Verdienste erworben. In gewisser Weise war er ein Vorläufer Speners, auch ein Beförderer des Friedens zwischen Lutheranern und Reformierten. Aus seiner Schrift „De concilianda pace inter ecclesias per Germaniam evangelicas“ geht seine Unionsneigung klar hervor. Selbst der katholischen Kirche gegenüber zeigte er sich sehr friedfertig, obgleich er ein scharfer Gegner der Jesuiten war, wie aus seiner Schrift „Grawerus continuatus“ hervorgeht, die eine Fortsetzung von Albert Grawers „Disputationes antejesuiticae“ sein sollte.

Am bekanntesten ist Meyfart dadurch geworden, dass er das Lied „Jerusalem du hochgebaute Stadt“ gedichtet hat. Der Vortragende gab nunmehr eine Übersicht über die von Meyfart verfassten eschatologischen Schriften. Besonders behandelte er dabei „das höllische Sodoma“, welches 1630 bei Forckel in Coburg gedruckt wurde und in 2 Büchern 1071 Seiten umfasst. Er schilderte die grobsinnlichen Auffassungen der damaligen Zeit, die sich auch bei Meyfart finden. Auch enthalten seine Bücher eine Fülle von eingestreuten Erzählungen aus allen Zeiten, welche wohl dieselben interessant gemacht haben.

Ähnlichen Inhaltes sind die Bücher „Das Jüngste Gericht" und „Das Himmlische Jerusalem".

Das Lied „Jerusalem du hochgebaute Stadt" findet sich in einer Sammlung von vier Predigten unter dem Titel „tuba novissima", welche 1626 bei Friedrich Gruner in Coburg erschien, gedruckt von Forckel. In der dritten Predigt, welche Meyfart am 13. September 1626 zu Coburg über Matth. 17, 1—9 gehalten, kommt zum Schluss das herrliche Lied vor. Er sagt da von den Auserwählten Gottes: Sie werden Gott in ewiger Ruhe sehen, sie werden ihn sehen und lieben, sie werden ihn lieben und loben. Nachdem er sie dann auffordert zu weinen vor Freuden und zu verstummen vor Freuden, stimmt Meyfart den Gesang voll Himmelssehnsucht und Himmelsfreude an: Jerusalem du hochgebaute Stadt u. s. w. Die einzelnen Strophen, welche fast wörtlich so lauten, wie sie jetzt in unsern Gesangbüchern stehen, sind aber nicht unmittelbar an einander gereiht, sondern es findet sich zwischen denselben immer ein überleitender Gedanke ausgesprochen. So steht zwischen der ersten und zweiten Strophe folgendes: „Also erseufzen betrübte Christen, wenn sie den heutigen Zustand, Elend und Jammer wo nicht ansehen, doch erfahren. Sie wünschen: O schöner Tag und noch viel schönre Stunden u. s. w." Meyfart hat noch mehrere geistliche Lieder gedichtet, die sich zum Teil auch in seinen Predigten finden. Doch keins kann auch nur im Entferntesten an Tiefe der Empfindung, an Kraft und poetischem Schwung mit diesem Liede verglichen werden. Aber dies eine, ein wahrer Juwel unter den Dichtungen jener Zeit und frei von aller Geschmacklosigkeit, wie wir sie auch in Meyfarts Schriften vielfach finden, hat seinen Namen unsterblich gemacht in der Zahl der Dichter geistlicher Lieder aller Zeiten und Völker.

Der erste der von der Akademie in diesem Jahre veranstalteten öffentlichen Vorträge handelte von der Entwickelung des deutschen Nationalbewusstseins. Der Vortragende, Herr Geheimer Regierungsrat und Professor Dr. Lindner von der Universität Halle, entwarf in kurzen, markigen Zügen ein Bild von der Entwickelung des Deutschen

Reiches, um zu zeigen, dass es den Deutschen an einem Nationalbewusstsein im jetzigen Sinne des Wortes bis auf die neueste Zeit immer gefehlt habe. Das Wort national wies nur auf die gemeinsame Abstammung hin; Deutschland bildete, nachdem es von Heinrich I. auf eigene Füsse gestellt, von Otto I. aber mit den Angelegenheiten Italiens in Verbindung gebracht war, ein römisches Reich deutscher Nation. Die Not und Bedrängnis, in welche dieses Reich durch die Verbindung mit Italien, besonders aber durch den Kampf mit dem welfisch gesinnten, eine nicht bloss geistliche Weltherrschaft anstrebenden Papsttum geriet, liess zwar Patrioten wie Walther von der Vogelweide die Notwendigkeit eines engeren politischen Zusammenschlusses der deutschen Nation erkennen; aber einer solchen Geschlossenheit stand der nach individueller Selbstständigkeit strebende Charakter dieser Nation schroff gegenüber. Das Recht der Selbstbestimmung zu wahren galt als höchste Pflicht; man wollte wohl Genossenschaften zu bestimmten Zwecken bilden, und herrliche Blüten, wie die Germanisierung des Ostens, die Machtentfaltung der Hanse, verdankt Deutschland diesem Drange der Selbstthätigkeit; aber man wollte nichts für das Reich thun, und als dann die Not der politischen Zerfahrenheit immer grösser, das Bedürfnis einer Reform immer offenbarer wurde, da waren es die deutschen Fürsten, die sich diese Not zu nutze machten, um ihre Macht vollends zu staatlicher Selbständigkeit auszubilden und dem Kaisertum schliesslich nur noch den Wert einer politischen Dekoration übrig zu lassen. Die Reformation, ein so schönes Denkmal jener Selbstthätigkeit, hat doch die politische Ohnmacht des Reiches besiegelt; aber sie ist auch in späteren Zeiten eine der mächtigsten Erregerinnen des nationalen Gedankens gewesen. Der dreissigjährige Krieg vernichtete den letzten Rest des Nationalgefühls und schuf in den unglücklichen Deutschen jenen Geist der Bedientenhaftigkeit, der erst allmählich in unseren Zeiten einem stolzeren Gefühl, aber auch einer bescheideneren Anerkennung der nicht auf dem Gebiete des Beamtentums liegenden Bestrebungen gewichen ist. — Dieser neue Geist, das Nationalbewusstsein im modernen Sinne, fing endlich an sich zu regen; aber mit wie vielen Schwierigkeiten hatte es noch zu kämpfen, auf welche Irrwege wurde

es selbst geworfen! Noch Lessing, Goethe und Schiller verwarfen es, und doch hat es sich an ihren Werken entzündet; denn es kam uns, dem Volke der Denker und Dichter, von unserer plötzlich und herrlich emporgediehenen Litteratur, und es wurde gereift unter dem Drucke gewaltiger nationaler Schicksale. Hart und schwer war den Deutschen die Erkenntnis des Zwanges, von seiner Freiheit etwas aufzugeben zu Gunsten der Einheit und Einigkeit; härter und schwerer vielleicht noch die Einsicht, dass diese nur erreicht werden könne durch die Anlehnung an einen grossen deutschen Staat; das Schwerste endlich war die Überzeugung, dass dieser Staat nur der verhasste Emporkömmling Preussen sein könne. Zu diesem Zwecke mussten freilich Stein und seine Mitarbeiter erst ein neues Preussen schaffen, die auf die Befreiungskriege folgende Reaktion, welche das Nationalbewusstsein, den treuesten Bundesgenossen des Strebens nach staatlicher Grösse, durch unverständigen Widerstand auf die Bahn des Weltbürgertums und des Radikalismus, französischer Gedankenprodukte, drängte, musste überwunden, Österreich gewaltsam aus dem deutschen Staatsverbande ausgelöst werden, das übermütige Frankreich musste endlich den Deutschen die Waffen zur Verteidigung ihrer Selbständigkeit in die Hand drücken, ehe dieses Bewusstsein sich voll und frei entfalten konnte.

Der hochgeschätzte Redner schloss seinen ebenso überzeugenden wie anregenden Vortrag mit einer Würdigung der Verdienste Kaiser Wilhelms I. Hierin, wie in so vielem anderen, ist er uns vorbildlich gewesen; denn er folgte dem Gebote der Pflicht, er entsagte seinen liebsten Gedanken, wenn er sich überzeugt hatte, dass das Wohl des Vaterlandes, die Erreichung der Einheit Deutschlands, andere Wege verlangten; er vermied einseitige Extreme und folgte mittleren Bahnen. Möge das 25jährige Jubelfest der Einigung Deutschlands uns mahnen, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren; mögen wir das Gesetz aller historischen Entwickelung beherzigen, dass die Erhaltung eines Machtzustandes die fortwährende Kräftigung und Befestigung desselben erheischt, mögen wir unsere Selbständigkeit bewahren, aber nicht missbrauchen; mögen die Parteien sich dem Ganzen unterordnen!

Wie der Vortragende die Entwickelung seiner Gedanken an das alte Erfurt, den mit Unrecht sogenannten Apostel der Deutschen, Bonifatius, die wüsten Parteikämpfe, aber auch das tüchtige Bürgertum der alten Stadt angeknüpft hatte, so wies er zuletzt auf den materiellen Zweck, dem diese Vorträge dienen sollten, hin: die Errichtung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in unserer Stadt. Gedenken wir, so rief er aus, auch bei diesem Werke der Enkel, die sich eines äusserlich erstarkten, wirtschaftlich und politisch gefestigten, innerlich durch ein kräftiges Nationalbewusstsein geeinten Vaterlandes dereinst erfreuen sollen! Der Redner endete unter lebhaften Beifallsbezeugungen. Der zum erstenmal zu diesen Vorträgen benutzte Saal des neuen Gymnasialgebäudes machte in seinen edlen Verhältnissen, seiner strahlenden Beleuchtung und mit seiner zahlreichen Zuhörerschaft einen sehr angenehmen Eindruck.

Am Mittwoch den 4. November abends hielt in der Aula des neuen Gymnasiums Herr Professor D. Witte aus Pforta den zweiten der diesjährigen Wintervorträge. „Ignaz Döllinger“ war das Thema, das der bekannte Vorkämpfer des evangelischen Bundes mit gründlicher Sachkenntnis und geistvoller Charakteristik unter dem grossen Beifall eines ansehnlichen Zuhörerkreises durchführte. Die Erscheinung Döllingers, so urteilte der Vortragende, ist ein Beweis für die Unfähigkeit des Ultramontanismus, reformatorischen Gedanken in seinem Schosse Raum zu geben; der grosse katholische Kirchenhistoriker stellt in seiner Person den Konflikt dar zwischen deutscher katholischer Frömmigkeit und römischer Theologie und Kirchenpolitik. Zu Bamberg im Jahre 1799 ward Johann Joseph Ignaz Döllinger als Sohn und Enkel namhafter Naturforscher geboren. Es schien sich von selbst zu verstehen, dass auch er die Naturwissenschaft studierte; er machte den Versuch, doch in angeborenem Drang nach der übersinnlichen Wahrheit wechselte er bald die Fakultät und ward Theologe, um das Ziel seines Strebens, die Zurückführung seiner Kirche zu ihrer alten Herrlichkeit, zu erreichen. Vor allem trieb er kirchengeschichtliche Studien, war ein eifriger Anhänger des

Papsttums und ein ebenso eifriger Feind des Protestantismus. Nach einer Anstellung am Lyceum zu Aschaffenburg, wo er Gelegenheit nahm, eine grosse Anzahl neuer Sprachen zu erlernen und mit den Erscheinungen der Weltlitteratur, mit Geschichte, Naturwissenschaft und Jurisprudenz sich zu beschäftigen, folgte er einem bedeutungsvollen Ruf an die Münchener Universität als Docent für Kirchengeschichte und Kirchenrecht. In München residierte zu jener Zeit König Ludwig I., der eine romantische Idealisierung der römischen Kirche liebte und, von Görres als gottgesandter Schirmherr des Katholizismus begrüsst, Anstalten machte, diese Erwartungen zu erfüllen; nur sträubte er sich gegen die Wiedereinführung der Jesuiten, in denen er ein deutschfeindliches Element erblickte. Döllinger kam nun als Professor mit einem grossen Kreis von Gelehrten in Berührung; ausser Männer wie Schelling, Baader, Stahl und Thiersch fand er als engeren Kollegen den Theologen Möhler, der später durch die Herausgabe seiner Symbolik berühmt wurde. In den dreissiger Jahren griff Döllinger in die praktischen Zeitfragen ein: er schrieb in Sachen der gemischten Ehen und des bayerischen Kniebeugungsstreites, und zwar in energischer Wendung gegen den Protestantismus. Denselben polemischen Geist atmen in verstärkter Potenz seine weiteren Schriften über die Reformation und über Luther, Schriften, die ihrem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen können, dass sie der berüchtigten Geschichtsschreibung eines Janssen die Wege geebnet haben. Um dieselbe Zeit stand Döllinger auf dem Gipfel seines katholischen Ruhms, von den Protestanten als ihr gefährlichster Feind gefürchtet, von Heinrich Heine als „Ignatius Tartuffius“ verspottet. Dabei aber teilte er mit seinem Landesfürsten die Abneigung gegen die Zurückberufung des Jesuitenordens, dessen Zöglinge von Rom aus immer zahlreicher in Deutschland eindrangen und eine neue Scholastik begründeten. Mit der Losung: „Wir Deutsche wollen als Katholiken nicht aufhören, Deutsche zu sein“, eiferte der Münchener Professor gegen den unkatholischen Ultramontanismus, der die Interessen des deutschen Volkes geflissentlich zurücksetzte; und eine Reise nach Rom in den fünfziger Jahren, die in seiner kirchenpolitischen Anschauung einen bedeutsamen Umschwung herbeiführte, liess ihn, da die Kurie für deutsches

Denken und Empfinden nicht das leiseste Verständnis zeigte, eine Reform von Rom aus nach den Wünschen seiner heimischen Kirche als Unmöglichkeit erkennen. Überdies sah er, wie die Verhältnisse lagen, den Untergang des Kirchenstaates vor der Thür und erwog dementsprechend in jenen berühmten zwei Vorträgen, die er wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien im Münchener Odeum hielt, die Eventualität einer völligen Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papstes, und zwar mit so rücksichtsloser Offenheit, dass der päpstliche Nuntius in demonstrativer Weise den Saal verliess. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Reihen der päpstlich Gesinnten. Döllinger schrieb zu seiner Rechtfertigung das Aufsehen erregende Buch über „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat", leugnete hier die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes, versuchte auch eine gerechte Würdigung der Persönlichkeit Luthers und verband die Mahnung, den rechten reformatorischen Geist aus der Kirche nicht verschwinden zu lassen, mit dem Aufruf zu ernster Prüfung des kirchlichen Lebens. Nach solchen Worten ward über ihn zu Rom der Stab gebrochen und das letzte Ziel der kurialen Politik, die Deklarierung der päpstlichen Unfehlbarkeit, allmählich vorbereitet. Jetzt hielt es Döllinger nicht länger zurück: in einer pseudonymen Schrift: „Der Papst und das Concil" von Janus, die er kurz vor der Berufung des vatikanischen Concils publizierte, suchte er im Gegensatz zu den päpstlichen Machtansprüchen den Nachweis zu führen, dass das Papsttum, wie es geworden, als krankhafter Auswuchs am Organismus der Kirche zu beurteilen sei. Der Eindruck war überwältigend; die deutschen Bischöfe kamen in Fulda zusammen, erliessen den beruhigenden Hirtenbrief und versicherten, dass es bis zum Äussersten nicht kommen werde. Doch als das Concil seinen Anfang nahm, als sich die völlige Unfreiheit der Verhandlungen, das Vergebliche jedes Versuchs herausstellte, der allmächtigen Koalition der ausländischen Bischöfe entgegenzutreten, war es Döllinger wieder, der von München aus in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" „Römische Briefe vom Concil" veröffentlichte, die angedeuteten Mängel ungescheut aufdeckte und eine Synode ohne volle Freiheit eine Pseudosynode nannte. Freilich ahnte er selbst die Aussichtslosigkeit

seines Widerstandes: die Unfehlbarkeit ward proklamiert, und die grössten Kapazitäten, die zuvor widersprochen, unterwarfen sich eine nach der anderen und verfolgten rücksichtslos ihre früheren Gesinnungsgenossen. Die Opposition ward schwächer und schwächer, und so erging auch an Döllinger das Ansinnen, sich vor dem Dogma zu beugen. Er antwortete, das neue Dekret sei wider Schrift, Überlieferung und Concilsbeschlüsse, es sei durch Fälschung zu stande gekommen und trage seinen romanischen Ursprung an der Stirn; weder als Christ, noch als Theolog, noch als Geschichtskenner, noch als Bürger könne er diese Lehre annehmen. Döllingers Schicksal war mit diesem Absagebrief besiegelt: „wegen bewusster Leugnung klarer Glaubenssätze“ ward er samt seinem Freunde Professor Friedrich exkommuniziert. Anfangs standen noch Tausende zu dem furchtlosen Streiter, unter ihnen die Hälfte des gesamten bayerischen Klerus; aber der Einfluss Roms machte sich geltend und liess die meisten von ihnen verstummen. Döllinger schwieg. Die Professur konnte er nicht verlieren, durch Ehrenpromotionen wie durch das Vertrauen der Münchener Universität ward er reichlich ausgezeichnet; aber die Kommunion spendete ihm kein Priester, und er durfte sie nur noch als „Kommunion der Sehnsucht“ geniessen. Die altkatholische Bewegung, die an sein Zeugnis anknüpfte, begleitete er fortan mit lebendiger Teilnahme, ohne doch das Episkopat, das man ihm antrug, anzunehmen: die Bildung einer selbständigen Sondergemeinde fand seinen Beifall nicht. Mit dem Vatikanismus war eine spätere Einigung nicht mehr möglich, und der Versuch, ihn für die römische Kirche zurückzugewinnen, blieb ohne Erfolg; er wollte, wie er sagte, sein Alter nicht mit einer Lüge beflecken und starb, trotz des Kirchenbannes, ein milder, unverbitterter Christ. So verweigerte ihm denn seine Heimatskirche die letzte Ehre, doch begleitete je ein Vertreter der griechischen und anglikanischen Kirche seine Leiche. Bei dem gründlichen Wechsel, der in dem kirchenpolitischen Denken dieses Mannes vorgegangen ist, haben die zwei bedeutsamsten Züge seiner Persönlichkeit keinen Wandel erfahren: als Gelehrter wie als Geschichtsforscher war und blieb er ein zäher Anhänger der kirchlichen Tradition, und als Mensch wie als Christ durch und durch ein deutscher Mann.

Schlaf und Schlaflosigkeit. Vortrag, gehalten von Professor Dr. Stintzing in der öffentlichen Versammlung am 11. November 1896. Der Herr Vortragende ging bei seinen interessanten Ausführungen, welche von der zahlreich versammelten Zuhörerschaft reichen Beifall ernteten, von der Thatsache aus, dass alle Kräfte des Körpers durch eine chemische Verbindung der organischen Substanzen des Körpers mit Sauerstoff, welcher durch die Atmung unserem Körper zugeführt wird, ausgelöst werden. Aus diesem Oxydationsprozess entwickeln sich nicht nur die körperlichen Kräfte, sondern auch die Gedanken. Tritt in der Harmonie zwischen Einnahme und Ausgabe eine Unterbrechung ein, so entstehen Krankheiten und Tod. Im wachen Zustande stehen wir durch unsere Sinneswerkzeuge in Verbindung mit der Aussenwelt. Die durch die Sinne empfangenen Eindrücke werden von dem Gehirn weiter verarbeitet zu Gedanken. Im Schlafe fehlen diese Eindrücke, ebenso die Gedanken, nur Traumbilder deuten noch auf eine Thätigkeit des Gehirns. Im wachen Zustande machen wir ferner bewusste Bewegungen, im Schlafe folgt der Körper den Gesetzen der Schwerkraft und führt nur unbewusste Bewegungen aus. Nur die unwillkürlichen Bewegungen des Körpers, wie Atmung, Herzthätigkeit, Verdauung u. s. w., bleiben bestehen. — Unsere Handlungen entstehen zunächst auf Grund von äusseren Reizen, z. B. wir sehen einen Gegenstand und greifen danach, wir hören die Tischglocke und gehen zu Tische u. s. w. Werden diese Reize ausgeschaltet, so tritt Schlaf ein. Jedoch ist dies nicht die einzige Ursache des Schlafes, da die Gehirnthätigkeit auch von inneren Reizen, dem Denkvermögen, abhängig ist. Es ist dies besonders bei geistig beanlagten Menschen der Fall. Trotzdem diese sich also nicht gegen alle Sinneseindrücke abschliessen können, tritt Schlaf ein. Es sind für die weitere Ursache des Schlafes, welche nicht auf der Abhaltung der äusseren Reize beruht, verschiedene Theorien aufgestellt, von welchen die Pflüger'sche Theorie die richtigste ist. Nach dieser ist die Erregbarkeit des Gehirns von dem vorhandenen Sauerstoff abhängig, welche zu Kohlensäure im Körper verbrennt. Diese Kohlensäureexplosionen sind im Wachen stärker als im Schlaf. Bei intensiver Gehirnthätigkeit kann nun eine Zeit kommen, wo der zugeführte Sauerstoff

nicht mehr ausreicht zur Ergänzung der die Lebensvorgänge erzeugenden fortgesetzten Explosionen des mit dem Kohlenstoff des Eiweisses sich zur Kohlensäure verbindenden Sauerstoffs. Der Schlaf wird dann bedingt durch die Verarmung des Centralnervensystems an Sauerstoff, und die während des Schlafes genügend angesammelte Sauerstoffmenge wird alsdann wieder eine Unterbrechung des Schlafes hervorrufen. Nach der Preyerschen Theorie wird der Schlaf durch sich anhäufende Stoffwechselprodukte (sogenannte Ermüdungsstoffe) erzeugt, welche im Schlaf wieder zerstört werden. Es kann der Schlaf durch künstliche Sinnesreize, helle Beleuchtung, Konzert, Theater u. s. w. unterdrückt werden. Bei der Einwirkung von einem Reize zur Verscheuchung des Schlafes, wie Kaffee, Thee, Alkoholika, wirkt der Umstand mit, dass durch eine Vermehrung der Herzthätigkeit mehr sauerstoffhaltiges Blut dem Gehirn zugeführt wird. Durch den Winterschlaf vieler Warmblüter und den Sommerschlaf vieler Amphibien in den Tropen wird die Körpertemperatur um mehrere Grad herabgesetzt. Durch eine künstlich herabgesetzte Temperatur kann jeder Winterschläfer auch im Sommer in Schlaf versetzt werden. Eine sehr starke Abkühlung wirkt als Nervenreiz und bewirkt ein Aufwachen des Tieres, welches diese Zeit alsdann dazu benutzt, sich tiefer einzugraben. Je gesunder der Mensch, um so fester und ruhiger ist sein Schlaf. Je jünger der Mensch, um so mehr bedarf er des Schlafes. Die Intensität des Schlafes ist umgekehrt proportional der geistigen Thätigkeit, weil bei intensiver geistiger Thätigkeit im Schlaf Nachschwingungen des Gehirns stattfinden. Die normale Dauer des Schlafes soll für den erwachsenen Menschen ungefähr acht Stunden betragen. Jedoch keine Regel ohne Ausnahme. Man kann mit Willenszwang den Schlaf fernhalten. Sonst ist eine absolute Schlaflosigkeit selten. Gewöhnlich wird die Zeit der Schlaflosigkeit von dem, welcher angiebt, nicht schlafen zu können, überschätzt. Die Schlaflosigkeit selbst ist keine Krankheit, sondern nur ein Symptom einer Reihe von Krankheiten. Die Ursachen der Schlaflosigkeit liegen erstens in organischen, materiellen Erkrankungen, zweitens in funktionellen Störungen ohne eine weitere Erkrankung. Die meisten Krankheiten erzeugen Schlaflosigkeit durch die Einwirkung des Infektions-

stoffes bei Infektionskrankheiten, durch Atemnot, Fieber, Schmerz u. s. w. Hier ruft der Reiz intrakranielle Schwingungen hervor ebenso wie auch bei funktionellen Störungen nach Überanstrengungen, Gemütsbewegungen u. s. w. Bei sonst gesunden Menschen wird dieser Reiz bald überwunden. Anders bei nervös angelegten Menschen. Die anhaltende Schlaflosigkeit wirkt allmählich nachteilig auf den Stoffwechsel und auf die Ernährung, da das Nervensystem der Regulator aller Organthätigkeit ist. Bei der Behandlung der Schlaflosigkeit ist der Schwerpunkt auf die Prophylaxe zu legen. Schule und Haus müssen darauf hinwirken, dass die nervösen Anlagen nicht gedeihen können. Der Erwachsene soll naturgemäss leben, alle Unregelmässigkeiten im Leben vermeiden. Eine Behandlung der ausgebrochenen Schlaflosigkeit ist schwer. Zunächst müssen die Ursachen erkannt und bekämpft werden. Bei Schlaflosigkeit als Folge akuter Erkrankungen sind vor allen Dingen diese zu bekämpfen. Bei einer nervösen Anlage ist diese zu behandeln. Künstliche Mittel wirken nur vorübergehend. Die Strömung der Naturheilmethode macht teils absichtlich, teils unabsichtlich der wissenschaftlichen Medizin Opposition. Aber gerade der Arzt sucht in der Natur seinen besten Lehrmeister. Zum Unterschied von der jetzt herrschenden Strömung der Naturheilmethode ist die wissenschaftliche Medizin ehrlich genug, um anzuerkennen, wo sie nicht weiter kann. Je ruhiger sich der Übergang vom Wachen zum Schlaf vollzieht, um so besser. Die Mittel zum Schlaf entlehnt der Arzt der Natur, wie Elektrizität, kalte oder warme Temperatur vermittels des Wassers, Abreibungen, Bäder, Klimawechsel, Aufenthalt im Wald und auf den Bergen, an der See. Vor allen Dingen Ruhe und Entfernung aus dem Haus und Beruf. Die Sommerfrischen bieten heutzutage leider statt Waldesruhe übervölkerte Kurorte mit elektrischer Beleuchtung und modernen Vergnügungen. Viele Menschen schlafen an der See, aber nicht im Gebirge. Bei letzterem Aufenthalt dürfte eine Höhe von 1000 Metern über dem Meeresspiegel am günstigsten einwirken. Erst wenn alle diese von der Natur gebotenen Heilmittel versagen, wird man zu künstlichen übergehen.

Der am Mittwoch, dem 25. November gehaltene vierte öffentliche Vortrag behandelte die Zukunft des deutschen Romans. Der Vortragende, Herr Landrichter Dr. Jacobsen, ein durch seine eigenen Romane vorteilhaft bekannter Schriftsteller, wollte zwar die Zukunft dieser wichtigen modernen Litteraturgattung nicht in dem Tone eines Wahrsagers prophezeien, aber doch aus ihrer bisherigen Entwickelung Schlüsse auf ihre zukünftige Gestaltung ziehen. Auf die erstere musste daher ein kurzer Blick geworfen werden. Der Roman ist in den verschiedenen Kulturländern mit dem Ausgange des Mittelalters, als die Bedeutung des Rittertums immer mehr schwand, die des Bürgertums immer mächtiger wurde, in die Erscheinung getreten. Nach der Ansicht des Vortragenden kann er nicht als modernes Epos bezeichnet werden, weil ihm die naive Anlehnung an die alte (heidnische) Sage fehlt. Er musste auch die gebundene Redeform aufgeben, weil er in ihr seine umfangreichen Probleme nicht erschöpfend behandeln konnte. Denn der Roman will nicht, wie die Novelle, einen einzelnen Charakter episodisch hervorheben, auch nicht, wie die Erzählung, die Charaktere nur nebensächlich behandeln, sondern durch die Entwickelung einer grösseren Anzahl gleichwertiger Charaktere ein Bild der Zeit in ihrer Gesamtheit, ein Stück Sittengeschichte geben. Er verzichtet aber mit der Versform nicht auf seine poetische Bedeutung; denn er hält an der freien Erfindung fest und ist ein Produkt der Phantasie. Zuerst als Ritterroman auftretend, trat er durch das dreisäulige Thor der Renaissance, der Reformation und — sonderbar zu sagen — des dreissigjährigen Krieges in die neuere Zeit ein. Die Renaissance gab ihm die Form der Schäferromane, die Reformation kleidete ihn in das Gewand der neuhochdeutschen Sprache; der grosse deutsche Krieg brachte den Schelmenroman auf. Im 18. Jahrhundert, in der Zeit des echten Philistertums, wurde er zum Familien- und Sittenroman. Goethe, der Universalgeist, wirkte zu seiner Ausbildung gewaltig mit, konnte ihn aber nicht auf seine höchste Höhe führen. Diese erreichte er zwischen dem Untergang des alten und dem Aufgang des neuen deutschen Reichs; sein unerreichter Meister ist Gustav Freytag. Dieser hat sich nach „Soll und Haben“ und der „Verlorenen Handschrift“ in den „Ahnen“ wieder der

Vergangenheit des deutschen Volkes zugewandt. Aber die Gegenwart, auch die unerfreuliche, verlangt ihr Recht; die Momente der Degeneration unseres Volkes, das Auftreten des vierten Standes, die pessimistische Lebensauffassung finden ihre Darstellung im sogenannten sozialen Roman, und die Nachahmung der Franzosen fügte, um den Eindruck noch widerwärtiger zu machen, noch das Moment der Unsittlichkeit hinzu. Wird das Bild des Romans dereinst wieder ein schöneres sein? Das hängt davon ab, welche Faktoren auf ihn einwirken werden und wie das deutsche Volk seine Charaktereigenschaften zur Erzeugung des Romans spielen lassen wird. Können wir die Detailmalerei der Engländer ohne ihre ermüdende Breite, die Grazie der Franzosen ohne ihre Lascivität bethätigen, können wir unsern oft verspotteten philosophischen Geist, der Ursachen und Wirkungen klar unterscheidet, mit einer kräftigen Phantasie zu schönem Mass vereinigen, können wir uns von der Vergiftung der Zeit wieder zu der uns angeborenen Keuschheit reinigen, aus der Kleinlichkeit der Schreibstuben- und Dachkammer-Schriftstellerei, der Familienjournale und Leihbibliotheken den Roman zu nationaler Würde und Bedeutung erheben, an die Stelle der so unendlich nebensächlichen Liebesgeschichten einen gehaltvolleren Inhalt setzen, durch Anlegung gediegener Hausbibliotheken auch den darbenden Schriftstellern ein Äquivalent ihrer Mühe bieten, für einen gesetzlichen Schutz des Autorrechts auch auf dem Gebiete des Romans sorgen, so dürfen wir auch auf eine gedeihliche Weiterentwickelung desselben hoffen. Die Lyrik wird unter der Ungunst der stürmisch bewegten Zeit zurückgehen; die Dramatik wird mit dem Roman einen gewaltigen Aufschwung nehmen, aber ihre Kreise werden sich nicht berühren. Das Drama wird sich immer eng an die Bühne anschliessen, mit ihr der Öffentlichkeit angehören; der Roman wird dem Hause verbleiben, in der Familie durch einen edlen und wertvollen Inhalt eine zeitgemässe, aber segensreiche Wirksamkeit entfalten. Aber wird die Zeit ihm günstig sein? Oder wird es in der Zukunft auch von ihm heissen: Inter arma silent leges, und — fügen wir hinzu — musae?

Der am Mittwoch den 2. Dezember gehaltene Vortrag des Herrn Pastor Fritzsche über die Musik und ihre Wirkung auf die Menschen, mit welchem die diesjährigen öffentlichen Vorträge der Akademie ihren Abschluss fanden, zeichnete sich sowohl durch die Fülle des beigebrachten litterarischen Stoffes wie durch die gründliche Verarbeitung und klare Darstellung der eigenen Gedanken und musikalischen Erfahrungen des Herrn Vortragenden aus. In ersterer Beziehung wurde u. a. auf Lichtenthal „Der musikalische Arzt“ hingewiesen, ein Buch, in welchem die vermeintliche Wirkung der Musik auf den Körper des Menschen medizinisch verwertet wird; die Ansicht eines französischen Schriftstellers der neuesten Zeit, die Musik müsse das Menschengeschlecht regenerieren, habe dies aber bisher nicht geleistet, wurde bekämpft; die Mitteilungen des Ammianus Marcellinus über die Bedeutung der Musik zur Zeit des sinkenden römischen Reiches (4. Jahrhundert n. Chr.) wurden beleuchtet, die Aussprüche der griechischen Philosophen, sowie Luthers über das Wesen und die Wirkung der Musik angeführt. — Die Musik ist die erste und allgemeinste der menschlichen Künste, denn sie ist mit dem Menschen geboren; der Mensch ist ebensowohl ein singendes wie ein sprechendes Geschöpf, und jedes Volk hat die Musik von neuem selbständig erfunden. Die ganze tönende Natur, der zwitschernde Vogel, der plätschernde Quell, der rauschende Wald forderten ihn zur Nachahmung auf; aber in diese Nachahmung legte er sein Herz. Das ist die Musik in ihrer naiven Form; als wissenschaftlich ausgebildete Kunst ist sie (wohl eben, weil sie in jener Form dem Menschen von selber eigen war und lange genügte) die späteste, hat sich aber seit Palestrina, Händel und Gluck sehr schnell entwickelt. Sie wirkt auf alle Geisteskräfte, zunächst auf das Gemüt. Sie beruhigt und sie berauscht; sie weckt Erinnerung und bringt Vergessenheit, regt den Thatendrang an und stumpft den Willen ab, ja ihre Wirkung lässt sich auf die Gebiete der verstandesmässigen Überlegung und der sittlichen Entschliessung verfolgen. Sie begleitet die Völker bis zu der tiefsten Stufe ihres Verfalls; aber man kann nicht behaupten, dass sie die Ursache dieses Verfalls sei, wie sie denn auch die einzige Kunst ist, die nichts direkt Unmoralisches darstellt. Sie ist dem Tanze eng ver-

schwistert und ruft schon auf mechanische Weise eine Mitbewegung der Muskeln hervor; sie weckt das kriegerische und das patriotische Gefühl und ist von der höchsten Bedeutung für den Gottesdienst. Das Christentum ist auch, von der musikalischen Seite betrachtet, die vollkommenste Religion. Ihre Wirkung ist also gross und mannigfaltig, sie wird gesteigert durch die Verbindung der Töne mit dem Wort, mit der Poesie. Das Verhältnis beider zu einander ist nach der Art des Musikstücks — Oratorium und Oper mit ihren Ouverturen und Zwischenspielen, Programm-Musik und Tonmalerei — verschieden; aber auch die reinste Musik, wie sie sich in den von den grossen Komponisten mit Vorliebe gepflegten Trios, Quartetts etc. ausspricht, führt unsern Geist über das eigentlich musikalische Gebiet in ein Traumland hinein, besonders möchte das wohl von den Symphonien zu sagen sein. Die Wirkung der Musik — und darin dürfte der Kern der Untersuchungen des Herrn Vortragenden, besonders gegenüber den Ausführungen des Musikkritikers Hanslick zu finden sein — geht stets vom Einzelnen zum Allgemeinen, ja führt uns empor bis zum Absoluten, bis zum Frieden des Jenseits. Den musikalischen Ideen mischen sich andere Naturempfindungen, Willensaffekte, moralische und religiöse Gefühle bei; die Phantasie tritt in vollste Thätigkeit. Dem Grunde der Wirkung der Musik auf den Menschen suchte der Herr Vortragende dann durch ihre Zerlegung in Melodie, Rhythmus und Harmonie näher zu kommen; über jede dieser drei Elemente machte er treffende, von liebevoller Versenkung in die Musik zeugende Bemerkungen, schilderte die Wirkung der einzelnen Töne, wie der Töne in ihrer Aufeinanderfolge, ihrem Auf und Ab; ebenso den Eindruck der einzelnen Instrumente, Waldhorn, Trompete, Glocke, Orgel, Posaune, wie die Gesamtwirkung des Orchesters, und führte schliesslich den Grund der Wirkung auf das Wesen der Töne an sich und ihre Kraft, das Associationsvermögen im Menschen zu wecken, zurück. Damit behält diese Wirkung etwas Geheimnisvolles; aber man darf von ihr nicht eine sittliche Wiedergeburt der Menschheit erwarten. Der Apostel Paulus zog zur Verkündigung der Botschaft von der Erlösung nicht aus mit einer Harfe, sondern mit dem Schwerte des Wortes.

Die Vorfeier zum Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers fand in der Aula des neuen Gymnasiums statt. Herr Professor Dr. Heinzelmann hielt die Festrede; ihr Thema war „Der Kampf um die Weltanschauung". Nachdem der Herr Vortragende die Versammlung begrüsst und den Gefühlen der Freude und des Dankes Ausdruck gegeben, gedachte er des Ernstes der gegenwärtigen Lage und kam auf den inneren Feind unseres Volkes, sodann auf die zunehmende Glaubenslosigkeit und religiöse Gleichgültigkeit auch der gebildeten Kreise zu sprechen, die in erster Linie zur Abwehr berufen wären. Unser Kaiser ist es gewesen, der zum gemeinsamen Kampf für Religion, Sitte und Ordnung aufgefordert und der diesen Gedanken dargestellt hat in den beiden bekannten, nach seinem Entwurf von Professor Knackfuss gezeichneten Bildern. Das eine von ihnen mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!" warnt vor dem in Buddha verkörperten pessimistischen Atheismus, das andere: „Der deutsche Michael als Friedenshüter", weist auf den christlichen Glauben hin als die vorzüglichste Waffe zum Schutz der Friedenswerke christlicher Kultur gegen die Geister des Abgrunds. Hieran knüpft der Festredner die Schilderung der beiden grossen Gegensätze unserer Zeit. Dem christlichen Geist, der heutzutage von einer Wahrheit und Stärke ist wie selten vordem, steht ein nichtchristlicher gegenüber, der gleichfalls zu einer Macht geworden ist, dessen Angriffe an Schärfe und geschlossener Kraft zugenommen haben, und dessen äusserste praktische Konsequenzen auf dem Gebiete des sozialen Lebens am Tage liegen. In diesem Widerstreit der Anschauungen thut es doppelt not, sich eine klare persönliche Überzeugung zu bilden, denn es giebt im letzten Grunde nur zwei Weltanschauungen, eine christliche und eine nichtchristliche; zwischen beiden hat man zu wählen. Der Vortragende entrollt nunmehr ein Bild von dem „Kampf um die Weltanschauung" nach seiner geschichtlichen Entwickelung, zunächst in der alten Zeit. Als eine neue Weltanschauung trat das Christentum bei seinem Erscheinen in die Welt, wenn es auch vorbereitet war im alten Bunde und in einigen Punkten an die griechische Philosophie anknüpfte. Seine Gedanken über Gott als den liebenden Vater aller Menschen, über Sünde

und Erlösung und über das in Christus begründete Reich Gottes sind ihrem Wesen nach neu. Darum hat auch die christliche Weltanschauung lange kämpfen müssen, ehe sie sich durchsetzte; als bedeutendster Faktor stand ihr die antike Philosophie, freilich nicht mehr als eine einheitliche Denkweise, gegenüber. Die theistisch angehauchte Philosophie Platos war durch den Deismus des Aristoteles abgelöst worden, dieser durch den Pantheismus der Stoiker, der sich wieder in den Materialismus der Epikuräer auflöste. Der Versuch eines grossartigen, eine Fülle von Gedanken zusammenfassenden Neubaues wurde im Neuplatonismus unternommen; mit ihm hatte sich das Christentum auseinanderzusetzen. Doch Origenes im Morgenland und Augustin im Abendland, zwei der grössten Denker aller Zeiten, brachten die christliche Weltanschauung zum Siege; der christliche Glaube begann sich als das Bildungsprinzip der Zukunft zu erweisen, wie die Kulturgeschichte des Mittelalters bestätigt, in dem eine einheitliche Weltanschauung zur Herrschaft gelangte. Gleichwohl ward gerade in dieser Zeit der Ruf nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern laut, denn die Kirche des Mittelalters war nicht die wahre des Evangeliums, sondern eine der alttestamentlichen Theokratie nachgebildete Gesetzeskirche; und dem um die Wende der Neuzeit erblühenden Humanismus, der die klassischen Studien wieder aufleben liess, fehlte ein starker, sittlicher Halt. Hier schuf die durch Luther begründete und durch Melanchthon ausgestaltete Reformation einen durchgreifenden Wandel: an die Stelle des mittelalterlichen Autoritätsglaubens trat der persönliche Heilsglaube, der zum Bildungsprinzip der modernen Kultur geworden ist. Bald darauf erhob sich auch der Geist der Verneinung mit neuer Kraft. Den ersten Schritt zur Loslösung der weltlichen Kultur vom christlichen Lebensgeist that der englische Deismus, der an die Stelle der geoffenbarten eine sogenannte natürliche Religion zu setzen suchte; in Frankreich wirkten Rousseau und Voltaire in demselben Sinne, während Diderot und d'Alembert den Übergang zum Materialismus vollzogen. Dieselbe Bewegung ging in Deutschland, nur langsamer und gründlicher, vor sich. Reimarus, Wolff und Mendelssohn, die Vertreter der Aufklärung, wollten zwar Religion und Sittlich-

keit bestehen lassen, aber ohne alle Beimischung des Übernatürlichen nur die drei Sätze vom Dasein Gottes, der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele als der Vernunft entsprechend anerkennen. Kant warf diesen dogmatischen Bau über den Haufen, bewies die Unerkennbarkeit des göttlichen Wesens durch die menschliche Vernunft und liess der Religion nur den Wert einer Handhabe für die Moral. Aus diesen Elementen erwuchs der theologische Rationalismus, der sich zwar bemühte, alles Übernatürliche im Christentum zu streichen, aber einen persönlichen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit behauptete. Über diese drei Grundwahrheiten schritt dann auch der an Spinoza anknüpfende und in weiten Kreisen der Gebildeten Platz greifende Pantheismus hinweg, der bei seiner Gleichsetzung von Gott und Welt keinen sittlich kräftigen Glauben, nur eine religiöse Stimmung aufkommen liess. An seine Stelle trat bald darauf der von Feuerbach konsequent vertretene Materialismus, der schliesslich in dem atheistischen Nihilismus eines Friedrich Nietzsche, jenes in der Nacht des Wahnsinns untergegangenen Philosophen, ausmündete. So ist die Geschichte des modernen, vom Christentum losgerissenen Geistes zugleich sein Gericht. Die herrschende Denkweise unserer Zeit in den vom Christentum abgewandten Kreisen ist ein trübes Gemisch dieser verschiedenen Elemente, mit dem gemeinsamen Kennzeichen der Leugnung des Übernatürlichen und des Gegensatzes zu der christlichen Weltanschauung. Unsere Aufgabe ist es, falls Religion und Kirche, Vaterland und Gesittung uns noch am Herzen liegen, mit der vollen Kraft einer frei errungenen Überzeugung für die Güter des christlichen Glaubens einzutreten. Der Herr Vortragende schloss seine gediegenen Ausführungen mit dem dankbaren Hinweis auf unseren Landesherrn, den mächtigen Schirmer und Vorkämpfer des Christentums, und brachte ihm zu Ehren ein freudig von der Versammlung aufgenommenes, dreifaches Hoch aus.

Eine geschäftliche Mitteilung, die von der Königlichen Akademie im vergangenen Jahre gestellte Preisaufgabe betreffend, schloss sich der Festrede an. Wir haben über diese Mitteilung bereits berichtet.

Verzeichnis der Mitglieder. *)

Gesamtzahl: 116.

---

a. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c. Ehrenmitglieder (11).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg. 1892.

---

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer. 1897.

d. Mitglieder des Senates (9).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Gymnasialprofessor Dr. Breysig. 1868.
„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Oberregierungsrat Lucanus. 1894.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
„ Realgymnasialprofessor a. D. Hellwig. 1857.

e. Ordentliche Mitglieder (28) *).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Maler Eduard von Hagen. 1891.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.
„ Regierungs- und Baurat Kleinwächter. 1896.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahn-Direktor Lochner. 1897.
„ Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des deutschen Reichstages. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1896.
„ Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.
„ Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
„ Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordneten-Vorsteher. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f. Auswärtige Mitglieder (66).

Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Dr. Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

Herr Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Generalmajor z. D. von Hagen in Halle a. S. 1867.
„ Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwig in Halle a. S. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.
„ Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.
„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.
„ Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.
„ Dr. Hübschmann, o. Professor an der Universität zu Strassburg. 1875.
„ Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.
„ Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.
„ Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.
„ Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.
„ Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Dr. Kroschel, Schulrat, Geh. Hofrat, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.
„ Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, Professor in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.

Herr Dr. Lindner, Geh. Regierungsrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Dr. von Liszt, Geheimer Justizrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.
„ Dr. Neumann, o. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg. 1897.
„ D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.
„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.
„ Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.
„ Geheimer Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.
„ Dr. Ruland, Geh. Hofrat und Museumsdirektor in Weimar. 1894.
„ Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Dr. Schrader, Realgymnasial-Direktor a. D. in Halle a. S. 1848.
„ Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.
„ Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.
„ Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schultz in Charlottenburg. 1895.
„ Dr. Schulze, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.
„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.
„ Dr. Sievers, o. Professor an der Universität Leipzig. 1894.
„ Dr. Stintzing, o. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.

Herr Professor Dr. Suphan, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Dr. Thiele, Gymnasialprofessor in Sondershausen. 1893.
„ Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
„ Pastor Professor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.
„ Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.
„ Superintendent und Professor D. Witte, geistlicher Inspektor an der Landesschule in Pforta. 1896.

Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht. *)

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1897 anzusehen.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwaldverein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Luxemburg. Verein für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. AMERIKA.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc., Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Berichtigung der Druckfehler.

Seite	8	Zeile	19	von	oben	lies	bildet statt bilden.	
»	30	»	19	»	»	»	Elliot's statt Elliott's.	
»	47	»	21	»	»	»	desselben statt derselben.	
»	47	»	6	»	»	»	Berufsklassen statt Berufklassen.	
»	50	»	22	»	»	»	Ehre	» Ehe.
»	51	»	20	»	»	»	sie	» ihr.
»	54	»	3	»	»	»	die statt diese.	
»	57	»	3	von	unten	»	bilden statt den.	
»	60	»	13	von	oben	»	in dem A. statt in den A.	
»	63	»	3 und 4 sind »diese« und »jene« zu vertauschen.					
»	68	»	6	von	unten	lies	Freytags statt Freitags.	
»	75	»	17	von	oben	lies	anrüchigen statt unruhigen.	
»	76	»	8	»	»	»	Selbstbeherrschung statt Sebstbeherrschung.	
»	78	»	16	»	»	»	Wagschale statt Wageschale.	
»	78	»	10	von	unten	lies	Success statt Süccess.	
»	82	»	4	von	oben	lies	Wert heben statt Wert haben.	
»	84	»	6	von	unten	»	von vornherein absehen statt: **nicht** von vornherein absehen.	



In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Neue Folge. Heft I. (1860).
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.)
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.)
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.)
Preis statt 5 ℳ nur 2,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.)
Preis statt 5 ℳ nur 2,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877).
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.)
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.)
Preis statt 6 ℳ nur 3 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1887.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.)
Preis statt 1,50 ℳ nur 0,75 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVII. (1892.)
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVIII. (1892.) Preis 4,50 ℳ

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

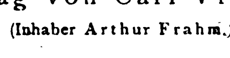
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIV.

ERFURT, 1898.

Verlag von Carl Villaret.



(Inhaber Arthur Frahm.)





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIV.

ERFURT, 1898.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Seiner Königlichen Hoheit

dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Grossherzog Karl Alexander

von Sachsen-Weimar,

der Akademie höchstem und ältestem Ehrenmitgliede,

zu dessen achtzigstem Geburtstage

unter den aufrichtigsten Segenswünschen

in tiefster Verehrung gewidmet

von

der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen.

1. Gedanken über das Wesen der Musik, vom Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz in Charlottenburg 1
2. Schlaf und Schlaflosigkeit, von Professor Dr. R. Stintzing, Direktor der medizinischen Klinik zu Jena 11
3. Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten, von Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer in Erfurt 33
4. Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch, vom Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele in Erfurt 49
5. Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? Von Dr. C. Martens, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Erfurt 69
6. Die Wirkung der Musik auf den Menschen, von A. Fritzsche, Pastor zu St. Thomas in Erfurt 111
7. Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose), von Dr. B. Schuchardt, Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat in Gotha 137
8. Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar, von Dr. C. Ruland, Geh. Hofrat und Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar 187
9. Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782, von Prof. Dr. Heinzelmann in Erfurt 215

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1897/98, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann.

I. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898. 251

II. Sitzungsberichte 270

III. Nekrologe 292

C. Statistische Mitteilungen.

I. Verzeichnis der Mitglieder der Königlichen Akademie . . 295

II. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie im Tauschverkehr steht 302



A. Abhandlungen.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XIX. (1893.) Preis 5 M

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrologe. — Professor Dr. Krause: Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe. — Professor Dr. W. Heinzelmann: Ueber den deutschen Volkscharakter. — Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Ueber vorbeugende Hygiene, eine Skizze. — Pastor C. Oergel: Die Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. — Professor Dr. Krause: Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Professor Dr. G. Brünnert: Sagenhaftes in der Geschichte. — Maler Eduard von Hagen: Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. — Musikdirektor Ludwig Meinardus: Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. — Postbaurat W. Tuckermann: Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. — Dr. Frhr. W. v. Tettau: Gedenkrede auf Professor D. theol. Paulus Cassel. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XX. (1894.) Preis 5 M

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum. — Professor Dr. Heinzelmann: Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers. — Gymnasialdirektor Leuchtenberger: Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Ueber die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina. — Missionsinspektor Dr. Schreiber: Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums. — Gymnasiallehrer Dr. Schreiber: Die heutige Limesforschung am Pauluswall. — Königl. Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann: Giebt es spezifisch trophische Nerven? — Oberlehrer Dr. Beyer: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382. — Prof. Dr. Bernhardt: Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden. — Professor Hellwig: Ueber die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen. — Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel: Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes. — Direktor der städtischen Realschule Dr. Venediger: Die deutsche Kaisersage. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. — Zwei Tafeln.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXI. (1895.) Preis 2 M

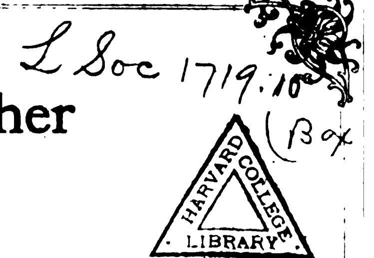
Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. — Professor Dr. Kirchhoff: Die Lagenverhältnisse von Erfurt. — Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXII. (1896.) Preis 4,50 M

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Mitteilung eines Briefes von Eva Lessing an eine Verwandte. — Derselbe: Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths. — Professor Dr. Heinzelmann: Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit. — Dr. Zschiesche: Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Zur Erinnerung an Gustav Freytag. — Privatdozent Dr. Brode: Die schwedische Armee nach dem Prager Frieden und die Enthauptung des Obristen Joachim Ludwig v. Seckendorf. — Landgerichtspräsident Herrmann: Die Geschichte des Sachsenspiegels. — Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber: Die neueste Limesforschung zwischen Main und Neckar. — Dr. Loth: Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Erfurter Quellen. — Oberregierungsrat Lucanus: Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrolog, Preisaufgabe der Akademie, Statistische Mitteilungen.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

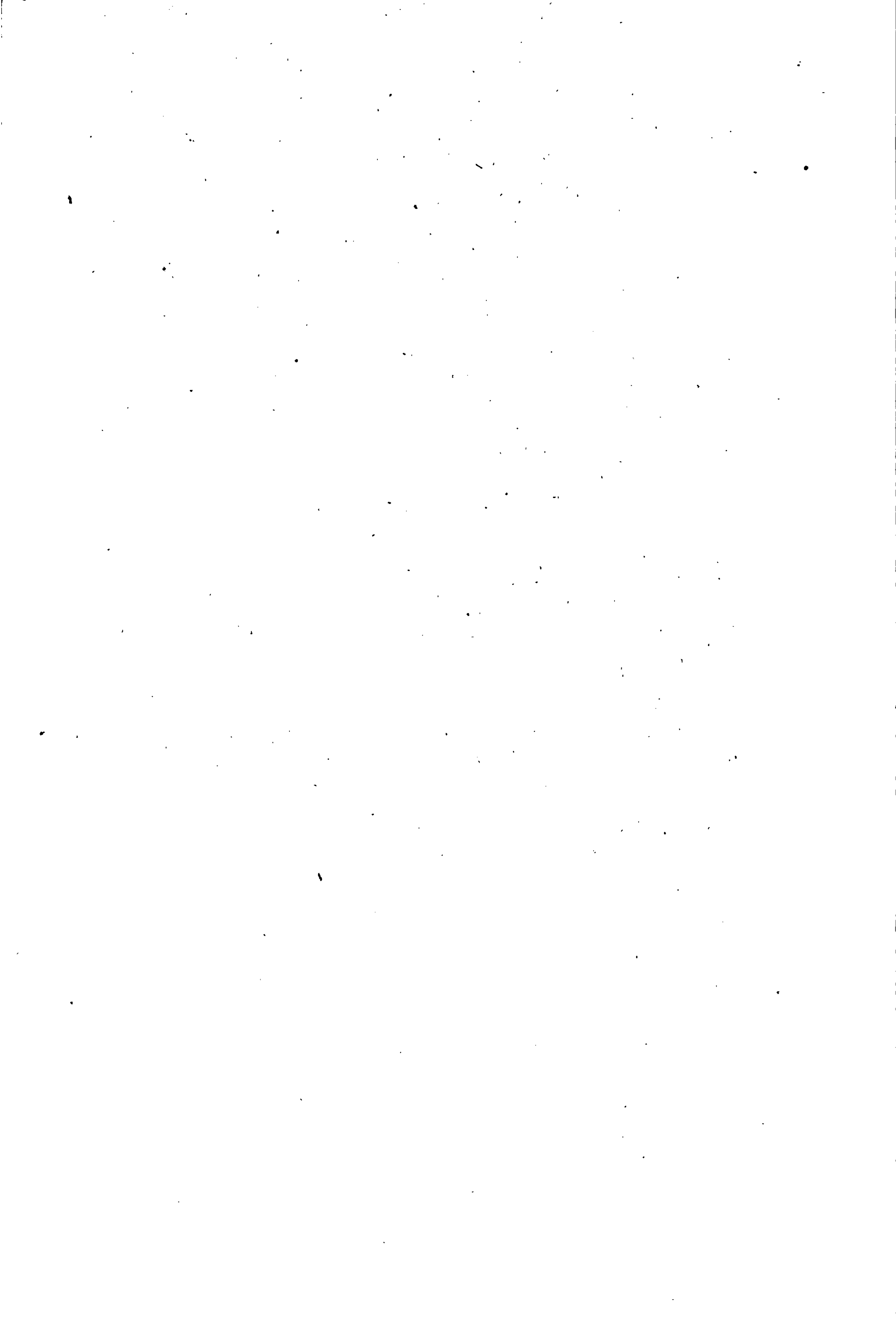
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIV.

ERFURT, 1898.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIV.

ERFURT, 1898.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Seiner Königlichen Hoheit

dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Grossherzog Karl Alexander

von Sachsen-Weimar,

der Akademie höchstem und ältestem Ehrenmitgliede,

zu dessen achtzigstem Geburtstage

unter den aufrichtigsten Segenswünschen

in tiefster Verehrung gewidmet

von

der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Übergängen und gewann damit eine reiche Welt von Mitteln für die erblühende Kunst.

Ein solches Material, wie das geschilderte, kann nicht als ein räumliches Nebeneinander, sondern nur als ein zeitliches Nacheinander verwandt werden. Die Bewegung ist also der Faktor, der es gestaltet, den Stoff zur Form erhebt. Der Bewegung wohnt aber in gleicher Weise wie dem Tone eine elementare, unmittelbar wirkende Gewalt inne. Das erkennen wir schon da, wo sie nicht mit dem Tone verbunden, als blosses Geräusch auftritt. Bei den Schlägen der Trommel bewegen sich unsere Füsse unwillkürlich zum Marschieren, Tanzrhythmen treiben uns, unsern Körper nach ihnen zu bewegen. Dass sich diese Gewalt steigert, sobald sie sich mit dem Tone verbindet, liegt auf der Hand, eine Erscheinung, die dichterisch und musikalisch zur Verwendung gekommen ist in der »Zauberflöte«, der ein Mozart seine Töne geliehen hat. Die Bewegung entfaltet sich zum Rhythmus, indem sie gleichmässig oder unterbrochen, gleichförmig oder wechselnd eintritt. Abgelöst vom Tone in musikalischem Sinne, lediglich in der Sprache auftretend, ist er zugleich ein reizvolles Mittel der Dichtkunst; freier freilich schaltet mit ihm der Tonsetzer.

Melodie, Harmonie, Rhythmus, Tonfarbe und Tonstärke sind mithin die Mittel, die der musikalische Künstler anwendet. Aus ihnen bildet er sich Kunstformen, die von den einfachsten Gestaltungen, dem Lied und der Tanzweise, bis zu den grossen symphonischen Dichtungen aufsteigen.

Schönheit ist das oberste Gesetz jeder Kunst. Dazu gehört Übersichtlichkeit. Wie Aristoteles sagt, ist ein Wesen von 1000 Stadien nicht mehr schön, da wir es nicht zu überschauen vermögen. Diese Übersichtlichkeit erreicht die Musik durch Gliederung und Ebenmass. Gliederung und Ebenmass ist denn auch ihr notwendiges Bedingnis nicht minder, als es dies in den bildenden Künsten ist. Ein Glied erfordert ein entsprechendes Gegenglied, ein Satz einen Gegensatz. Die Abrundung zur Periode ist ebenso ein unabweisbares Bedürfnis wie die Ausweichung in eine verwandte Tonart, sei es die Dominante oder eine Molltonart, ein Verfahren, das von den älteren Tonsetzern denn auch streng festgehalten ist. Wo Gliederung und Ebenmass fehlen, werden wir immer ein Missbehagen empfinden. Selbst die sogenannte »unendliche Melodie« muss in sich Teile enthalten, die Einheiten bilden, sonst wirkt sie

wie die bizarren Bauten des Fürsten Pallagonia in seiner Villa bei Palermo, an denen Goethe (Italienische Reise) keine einzige gerade Linie entdecken konnte.

Durch den ebenmässigen Bau ihrer Glieder gewinnt die Musik etwas Architektonisches; ja in gewissem Sinne kann man behaupten, dass sie für das Ohr eine ganz ähnliche Stellung einnehme wie die Baukunst für das Auge. Hat man doch die Architektur wohl eine »gefrorene Musik« genannt. Und ähnlich ist wohl auch der Ausspruch von Leibniz zu deuten, wenn er die Musik als »eine Art von Arithmetik« bezeichnet. Wie nun die Baukunst ihren Schöpfungen einen bestimmten Charakter aufprägt, und wir schon an den Formen erkennen, ob ein Bauwerk der Gottesverehrung, der Kunst oder der Ruhe der Toten geweiht sei, so werden wir auch ähnlich in den musikalisch-architektonischen Formen ein Charaktergepräge, das die Stimmung des Hörers sofort in ganz bestimmte Bahnen lenkt, enthalten finden, wie dies u. a. bei den Präludien eines Joh. Sebastian Bach, am deutlichsten aber in den strengeren Formen des Kanons und der Fuge erkannt wird.

Eindringlicher freilich wirken die musikalischen Kunstwerke auf unsere Stimmung als die architektonischen, da der Ton unmittelbarer Lust oder Unlust erweckt und damit auf unser Gemüt wirkt. Und so stimmen sie in freiem Spiel der Phantasie bald zu Frohsinn, Heiterkeit, Scherz, Laune und Jubel, bald zu Rührung, Wehmut, Trauer, Erschütterung, bald zu andachtsvoller Erhebung. Die Musik hat hier gewissermassen die ursprünglichste Sprachstufe, die interjektionale, idealisiert.

Indessen ist bei der Natur des Geistes eine Stimmung kaum ohne Vorstellungen zu denken, mögen diese auch noch so dunkel aus den Tiefen der Seele auftauchen. Werden diese nun nur durch die vermöge der Musik erzeugte Stimmung hervorgerufen, und sind sie willkürlich, oder erweckt die Musik sie und und lenkt der Tonsetzer sie nach bestimmter Richtung hin? Das ist eine wichtige Frage. Dass der Tonkünstler ebensowenig wie der Dichter in eigentlichem Sinne zeichnen oder malen kann, ist selbstverständlich. Der Dichter hat immerhin in den zu Zeichen für Vorstellungen geprägten Sprachlauten ein wirksames Mittel, Bilder in der Seele zu erwecken; kann ein Gleiches oder wenigstens Ähnliches der Tonsetzer mit seinen Mitteln erreichen?

Einige äussere Mittel, die gleich der Sprache auf mensch-

licher Konvention beruhen, hat er freilich. So kann er durch das Horn die Vorstellung vom Jäger-, durch die Trompete vom Soldaten-, durch die Flöte vom Hirtenleben erwecken; die Orgel wird uns eine andächtige Gemeinde vor die Seele führen, die Posaune die Vorstellung vom jüngsten Gericht erwecken können.

Ferner aber wird er eine Vorstellung durch Nachahmung eines Naturvorbildes erwecken können, falls nämlich dies im Tone sich äussert. Das Murmeln der Quelle, das Rieseln des Baches, das Rauschen des Meeres, das Brausen des Sturmes, das Poltern des Donners, das Prasseln der Flammen, die Stimme der Vögel u. a. lässt sich nachahmen. Man sieht, es ist eine ziemlich reiche Welt, die dem Tonkünstler zur Nachahmung sich darbietet. Und dass dies Feld nicht unbenutzt gelassen ist, das beweisen uns Joseph Haydns Nachahmungen in »Schöpfung« und »Jahreszeiten«, sowie Beethovens in seiner »Pastoralsymphonie« bis zu dem neusten in Goldmarks »Heimchen am Herde«.

Eine solche Nachahmung in Tönen kann der zweiten Sprachstufe, der onomatopöetischen, verglichen werden. Von dieser macht denn auch bisweilen die Dichtkunst mit der Verwendung der Sprachlaute Gebrauch.

Allerdings wird das Objekt der Nachahmung hierbei nur an der Schwelle des Heiligtums der Kunst erscheinen, nicht den Mittelpunkt einer Tondichtung ausmachen.

Aber hat denn die Musik gar kein Mittel, uns Gegenstände des Raumes, die durch das Auge vermittelt werden, durch das Ohr als Vorstellungen zuzuführen?

Wir dürfen diese Frage bejahen.

Eine sehr enge Verwandtschaft besteht zwischen dem Gehör- und dem Gesichtssinn. Ist doch schon die Beziehung von Ton und Farbe eine sehr nahe. Wir sprechen von Tonfarbe und legen die Bezeichnungen »hell« und »dunkel« gleichmässig den Gehör- wie den Gesichtseindrücken bei. Ja es giebt eigenartig organisierte Menschen, die sich die verschiedenen Klangfarben stets unter dem Bilde der dem Auge erscheinenden Farben vorstellen und diese geradezu mit jenen identifizieren. Dadurch gewinnt die Musik eine gewisse Verwandtschaft mit der Malerei. Wie der Maler mit seinen Farben einer Landschaft Stimmung giebt, so kann der Tonmaler mit seinen Farbentönen eine der malerischen ähnliche Stimmung hervorrufen und so Vorstellungen von einer eigenartig gefärbten Landschaft erwecken, wie dies

ausser Mendelssohn in seinen »Hebriden« insbesondere Niels-Gade zu erreichen verstanden hat.

Noch mehr ist aber die Bewegung ein Faktor, in dem eine gewisse Gemeinsamkeit mit den Künsten des Raumes besteht. Stehen doch Raum und Zeit in Wechselbeziehung, wie denn die Sprache »kurz und lang«, »hoch und tief« in gleicher Weise vom Raum und von der Zeit gebraucht.

Wie nun die bildende Kunst einen Punkt der Zeit zu ihrer Nachahmung herausnimmt, so nimmt auch die Tonkunst die im Raume sich abspielende Bewegung für ihre Nachahmung in Anspruch. Ähnlich verfährt die Sprache. Das Flattern, das sie der Fahne, das Knistern und Flackern, das sie dem Feuer zuspricht u. a. enthält eine Übertragung der Gehörwahrnehmung auf den Gesichtseindruck. Die Sprache geht sogar noch weiter. Durch Hervorhebung eines charakteristischen Faktors prägt sie einen Lautgehalt zur Bezeichnung einer bestimmten Vorstellung, deren Träger jener ist, und bezeichnet z. B. mit Rabe, Krähe, Kuh u. a. nicht mehr den von den Tieren ausgehenden Laut, sondern die Tiere selbst. Dadurch gelangt sie zur dritten — entwickeltesten — Sprachstufe — der charakterisierenden. Ähnlich verfährt der Tonkünstler, der also auch hier gewissermassen ein Sprachbildner ist. Durch Hervorhebung charakteristischer Bewegung erweckt er die Vorstellung eines räumlichen Gegenstandes. So kann er schon den Nationalcharakter eines Volkes in seinen Weisen und Tänzen abspiegeln, wie u. a. Joh. Brahms uns ein Bild des Lebens in den Pussten in seinen »Ungarischen Tänzen« entwirft; der »Fandango« und der »Bolero« wird uns das Bild eines Spaniers, die »Tarantella« das eines Süditalieners, die »Polka« das eines Polen, die »Mazurka« das eines Masuren vor die Seele führen; es kann aber auch irgend einen räumlichen Gegenstand oder ein Individuum durch seine Bewegung charakterisieren. Charakterisiert doch so ein Franz Schubert in seiner »Winterreise« Gegenstände wie die Wetterfahne u. a. bis zum verschneiten Wegweiser hin, führt doch so Joseph Haydn in seiner Schöpfung ebensowohl die Sonne, den Mond, die Sterne in ihrem Aufgehen und Flimmern uns vor Augen wie die Gestalten des Hirsches, des Rosses, der Schar der Insekten, und charakterisiert endlich den Menschen in seinem aufrechten Gange. Von den neueren ist vor allen Richard Wagner Charakteristiker. In seinen Leitmotiven erkennen wir am königlichen Schritt einen

König Heinrich, an den heldenhaften Fanfaren einen Siegfried, und so herab bis zum schleichenden und kriechenden Gewürm eines Fafner.

Freilich das innerste Heiligtum der Kunst haben wir damit noch nicht betreten. Wo aber werden wir dies zu suchen haben?

Ein körperloses Material, das sowohl im Tone selbst als in dem Faktor der Bewegung mit ursprünglicher Kraft auf unser Gemütsleben einwirkt, was kann dies anders für einen Gegenstand der künstlerischen Nachahmung haben als eben das Leben der Seele selbst? Jede Regung der Seele, mag sie als zweifelnde Frage oder als siegesfrohe Gewissheit, als bitterster Schmerz oder jubelndes Entzücken auftreten, sie lässt sich in Tönen wiederspiegeln. Und in dieser Beziehung vielleicht einzig und allein könnten wir von einem Naturvorbild reden. Aber nicht genug; die Regungen der Seele werden in den Tönen nicht nur nachgeahmt, sie werden uns kraft der Töne selbst mitgeteilt und von uns unmittelbar mitempfunden. Das ist der hohe Vorzug der Musik vor den andern Künsten, dass sie ohne weitere Vermittelung und Reflexion in unser Gemütsleben eindringt und dadurch sittlich läuternd zu wirken imstande ist. Und so behält nicht nur Schiller recht, der von ihr sagt: »Doch die Seele allein spricht Polyhymnia aus«, sondern vielleicht auch jener Forscher, der aussprach: um die Regungen der Seele in ihrem innersten Wesen zu erkennen, müsse man sich nicht an die Psychologie, sondern an die Musik wenden. Eben das, was das Wort nicht auszusprechen vermag, das Geheimnisvolle, Ungeahnte, Unerforschliche, Ewige, das ist ihr eigenstes Gebiet. In dieser Beziehung ist sie verwandt mit der Religion, weshalb man auch die Musik eine »heilige Kunst« genannt hat. Nicht umsonst haben ihr daher auch die alten Griechen eine hohe Stellung in der Jugenderziehung zugewiesen, und nicht mit Unrecht behaupten alte Schriftsteller, dass mit der Verweichlichung und dem Herabgehen der Musik auch die Sitten verweichlicht würden und herabgingen. Eine gute Musik wirkt wie eine gute Tragödie: sie erschüttert und erhebt uns, um mit dem Durchleben der Affekte in uns eine sittliche Reinigung und Läuterung zu vollziehen und so auf unser ganzes sittliches Leben einzuwirken.

Schlaf und Schlaflosigkeit.

Vortrag,

gehalten in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 11. November 1896

von

Professor Dr. R. Stintzing,
Direktor der medizinischen Klinik zu Jena.

Die Thätigkeit lebender Wesen besteht aus Einnahme und Ausgabe. Nährstoffe werden aufgenommen und verarbeitet zum Anbau des Körpers; mit Hilfe des bei der Atmung aus der Luft aufgenommenen Sauerstoffs verbrennt der tierische Organismus die für seinen Bedarf umgewandelten und der lebenden Zelle zugeführten Stoffe. Bei diesem Verbrennungsprozesse werden Kräfte frei, die sich umsetzen in Bewegung oder in Vorstellung, d. h. in körperliche oder geistige Arbeit. Ob die geistige oder die körperliche Leistung überwiegt, das hängt von der Individualität ab. Unter allen Umständen müssen sich aber Einnahme und Ausgabe hinsichtlich der körperlichen Arbeit entsprechen. Übertrifft die Ausgabe die Einnahme, so ist die Folge der Bankerott, d. h. Krankheit. Stillstand der Einnahme und Ausgabe ist der Tod. Durch überaus sinnreich-zweckvolle Einrichtungen hat die Natur für eine glückliche Bilanz der Einnahmen und Ausgaben gesorgt. Eine dieser Einrichtungen soll uns heute beschäftigen — der Schlaf.

Der lebenslustige wie der thatendurstige Mensch, die mit dem Augenblicke geizen, wissen diese kostbare Zugabe zum Leben, wiewohl sie uns diesem zeitweilig entrückt, zu schätzen. Wenn der Arbeiter müde von des Tages Last heimkehrt, so findet er Erquickung und Stärkung für den kommenden Tag im Schlafe; Kummer und Sorgen, die den Wachenden quälen, sie werden vergessen im erlösenden Schlafe; der arme, von Schmerzen gepeinigte Dulder findet Befreiung nur solange der Schlaf ihn den Empfindungen entrückt. Wehe dem, der die Fähigkeit schlafen zu können, verloren hat! Mögen wir es noch so sehr beklagen, dass etwa ein Dritteil unseres Lebens durch Schlaf für unser Bewusstsein, für die Arbeit und für den Lebensgenuss verloren

geht — der Naturnotwendigkeit des Schlafes vermag sich niemand unter uns zu entziehen. Und wer die erwähnten und viele andere wohlthätigen Wirkungen des Schlafes erkannt hat, oder wer dem Lose verfallen ist, diese Wohlthaten entbehren zu müssen, der wird nicht abgeneigt sein, einmal über das Wesen des Schlafes nachzudenken.

Warum schlafen wir? Die teleologische Antwort auf diese Frage ist einfach. Wir schlafen, weil wir ermüdet sind und damit wir neue Kraft zur Arbeit gewinnen oder, naturwissenschaftlich gesprochen, damit wir erhalten werden. Das ist ein ebenso trivialer wie anerkannter Erfahrungssatz, mit dem sich aber der nachdenkende Geist nicht zufrieden geben kann. Denn wenn auch der oberste Zweck der Natur die Erhaltung der Art ist, so befriedigt uns doch nicht der Zweck als Mittel zur Erklärung von Naturerscheinungen. Diese müssen vielmehr möglichst zurückgeführt werden auf feststehende Thatsachen, auf bewiesene Naturgesetze. Noch sind wir freilich weit davon entfernt, den physiologischen Vorgang des Schlafes völlig zu durchschauen: vieles bleibt hypothetisch, vieles noch ganz dunkel. Das Wenige aber, was wir darüber wissen oder mit einigem Rechte vermuten, ist interessant genug, um einer Besprechung unterzogen zu werden.

Um dem Verständnisse des Schlafes näher zu kommen, thut man gut, zunächst die einzelnen Erscheinungen desselben genauer zu studieren und denjenigen des entgegengesetzten Zustandes, des Wachseins, gegenüber zu stellen. Im wachen Zustande stehen wir in beständigem Verkehr mit der Aussenwelt: Eindrücke optischer, akustischer und anderer Art werden von unseren Sinnesorganen aufgenommen, gelangen vielfach zu unserm Bewusstsein und werden von unserm Gehirn verarbeitet. Oder wenn Sinneseindrücke fehlen oder gemieden werden, wie in der Dunkelheit an stillem Orte, so verarbeiten wir auch ohne durch jene angeregt zu werden, aus innerer Anregung Gedankenreihen. Anders im Schlafe: obwohl äusserlich im Zusammenhange mit der Umgebung, sind wir geistig gegen diese abgeschlossen; Reize, soweit wir uns ihnen nicht absichtlich entziehen, haben gar keine oder eine weit geringere Einwirkung als im Wachsein. Geräusche verhallen ungehört vor unserm Ohr, und nur sehr starke akustische Erscheinungen sind im stande uns zu wecken. Gleiches gilt von optischen Wahrnehmungen, gegen

die der Schlafende sich durch Schluss der Augenlider schützt, sowie von Reizen, die auf unser Gefühl einwirken. Eine einfache Berührung ist nicht fähig, den gesunden Schlaf zu unterbrechen, starkes Rütteln ist dazu erforderlich. Ebensowenig finden im Schlaf Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen statt, oder wenn sie stattfinden, wie im Traume, so gelangen sie in gleicher Weise wie die Gesichts-, Gehörs- und Gefühlswahrnehmungen nicht zu unserm Bewusstsein, sie werden im Traume unrichtig gedeutet und führen zu den bekannten trügerischen Vorstellungen. Im Wachen führen wir bewusste und zweckmässige Bewegungen aus, wir gehen, sitzen, stehen, essen, trinken, sprechen u. s. w. Der Schlafende dagegen nimmt diejenige Lage ein, bei welcher möglichst jede Muskelanspannung vermieden wird; wie gelähmt, folgen die schlaffen Glieder dem Gesetze der Schwerkraft, die Augendeckel fallen zu; nur hie und da werden, durch irgendwelche instinktive innere Reize veranlasst, unbewusste Bewegungen ausgeführt, die einen Lagewechsel herbeiführen. Nur diejenigen Thätigkeiten, ohne welche der Fortbestand des Lebens undenkbar wäre und die deshalb unabhängig von unserm Willen vor sich gehen, wie die Atmung, die Herzarbeit und der Blutumlauf, die Verdauung u. a., sie bestehen, wenn auch teilweise in vermindertem Tempo, im Schlafe so gut wie im Wachen. Mit anderen Worten: jede bewusste und willkürliche, d. h. vom Gehirn abhängige Leistung ist im Schlafe abgeschnitten, während die automatische Arbeit des Körpers ihren Gang ruhig weiter geht.

Fragt man nun weiter, was die Ursache der Ausschaltung jeglicher Willensthätigkeit im Schlafe sei, so muss zuvor Antwort auf die Frage gegeben werden, auf welche Weise gewollte Bewegungen und Gedanken im wachen Zustande entstehen. Es ist bekannt, dass alle unsere Handlungen zunächst irgendwelchen von aussen kommenden Anregungen ihren Ursprung verdanken, und zwar in erster Linie den auf unsere Sinne einwirkenden Reizen. Um ein paar Beispiele einfachster Art zu wählen, so greifen wir nach einem Gegenstand, weil wir ihn sehen und weil die Gesichtswahrnehmung in uns den Wunsch erweckt, den Gegenstand in unsere Hand zu bekommen, oder wir gehen zu Tische, weil uns eine Gehörswahrnehmung, die Aufforderung eines anderen oder die Tischglocke, ruft. Meist sind es mehrfache, oft sehr vielfache und mannigfaltige Sinneserregungen, welche in uns Begriffe, Vorstellungen, Gedankenreihen auslösen

und zu Handlungen oder zu weitergehenden Überlegungen treiben. Man könnte nun sagen: der Schlaf tritt dann ein, wenn wir uns alle von aussen kommenden Reize, wie Licht, Geräusche, Berührungen u. s. w. fern halten, und wenn wir willkürlich versuchen, jede geistige Arbeit zu unterdrücken. Thatsächlich ist dies ja der Fall und die bewusste Absicht, wenn wir uns ins stille Schlafgemach begeben, und nach ausgelöschtem Licht eine passive Lage im Bett einnehmen. Und in der That erklärt die Fernhaltung aller äusseren Reize, wenn auch nur zum Teile, den Eintritt des Schlafes. In wie hohem Grade der Schlaf von der Fernhaltung aller Sinneserregungen abhängig ist, dafür lassen sich manche Beweise anführen. Lassen Sie mich Ihnen nur über eine ebenso seltene wie interessante Beobachtung berichten. Es sind mehrfach Nervenkranke in ärztliche Behandlung gekommen, bei denen eine genaue Untersuchung das Erlöschen eines grossen Teiles der Sinneswahrnehmungen, eine sogen. allgemeine Anästhesie oder Unempfindlichkeit ergab. Bei einem dieser Kranken bestand eine vollständige Gefühllosigkeit der ganzen Körperoberfläche und der Schleimhäute sowohl gegen einfache und schmerzhafte Berührung, als auch gegen Druck, Hitze und Kälte. Sobald der Kranke die Augen schloss, fühlte er nicht, ob er stand, sass, lag oder ging, ob er überhaupt eine Bewegung ausführte. Nur unter Zuhilfenahme seines Sehorganes konnte er sich im Raume orientieren, konnte er kontrollieren, in welcher Lage oder Stellung er sich befand, ob er kaute, schluckte u. s. w. Ausser den Gefühlsnerven der Haut und der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle waren aber auch andere Sinnesnerven gelähmt. Der junge Mann konnte nichts schmecken, nichts riechen, hörte nur auf Einem Ohre, sah nur mit Einem Auge. Beraubte man ihn nun auch noch dieser letzten Reste von Sinneswahrnehmungen, indem man ihm das sehende Auge zuband, das hörende Ohr mit einem Pfropfen verschloss, so versank er sofort in tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, wenn man nun wieder das gesunde Auge oder Ohr öffnete und einen starken Licht- oder Gehörreiz einwirken liess. Der Kranke selbst gab an: »Wenn ich nicht mehr sehen und hören kann, dann bin ich nicht mehr.« Er war also durch die erwähnten Massnahmen von der Aussenwelt so vollständig abgeschlossen, dass er das Gefühl hatte, nicht mehr zu existieren, wie in tiefem Schlafe. Diese zuerst in der Leipziger Klinik von Strümpell gemachte, später auch von anderer Seite in ähn-

licher Weise angestellte Beobachtung zeigt in der That die Möglichkeit der Herbeiführung des Schlafs durch Beseitigung aller Sinneseindrücke in sinnfälliger Art mit der Beweiskraft des eindeutigsten Experimentes. Und dennoch wäre es zu weit gegangen, diese eine Beobachtung verallgemeinern zu wollen und den Ausfall aller Sinneserregungen als die einzige Ursache des Schlafes anzusehen. Denn unser Gehirn steht wenigstens in vorgerückterem Alter und bei einem gewissen Grade geistiger Entwickelung nicht nur unter dem Einfluss von aussen kommender Erregungen; vielmehr ist seine Thätigkeit noch abhängig von inneren Erregungen. Der Mensch, der selbständig denken gelernt hat, arbeitet mit dem Gehirn auch ohne dass er etwas sieht, hört, schmeckt, fühlt. Und wenn die Erregung dieser Vorgänge im Gehirn im wachen Zustande aus innerem Antriebe vor sich geht, so kann sie nicht in dem Augenblicke erlöschen, in welchem alle Sinneseindrücke ausgeschaltet werden; vielmehr müssen diese inneren Assoziationsvorgänge, wie wir sie nennen, den wachen Zustand erhalten. Denn Schlaf ist Ausschaltung aller bewussten Gehirnthätigkeit. Wenn der vorhin erwähnte Kranke beim Verschluss des Auges und Ohres sofort einschlief, so geschah dies, weil er höchst unintelligent war, weil er nicht selbständig denken konnte. Wäre er geistig höher veranlagt gewesen, so würde sein Gehirn noch eine Weile weiter gearbeitet haben, er würde wach geblieben sein. Sehen wir aber zunächst einmal von den inneren Erregungen des Gehirns und ihren den Schlaf behindernden Wirkungen ab, und betrachten den Schlaf des gesunden Menschen in seiner Abhängigkeit von äusseren Eindrücken, so besitzt der Gesunde garnicht die Möglichkeit, sich gegen alle Sinneseindrücke vollständig abzuschliessen, mag er sich auch im dunkelsten und stillsten Raume befinden. Trotz dieser Unmöglichkeit vermag aber jeder Gesunde zu gewissen Zeiten sich in Schlaf zu versetzen. Es müssen demgemäss neben der geschwächten Empfänglichkeit für Sinneseindrücke und der Fernhaltung solcher noch andere Ursachen des Schlafes existieren.

Von den mancherlei Erklärungsversuchen und Theorien, welche diese aufzudecken suchen, will ich hier nur eine erläutern, welche mir die plausibelste zu sein scheint. Es ist dies eine Theorie des Schlafes, welche mein verehrter Lehrer, der bekannte Physiologe Pflüger vor 20 Jahren aufgestellt hat.

Pflüger macht die Erregbarkeit und somit die Thätigkeit

des centralen Nervensystems, also insbesondere diejenige des Gehirns, von der Gegenwart des Sauerstoffs in den Geweben abhängig. Die Zufuhr des Sauerstoffs erfolgt bekanntlich durch die Atmung und den Blutumlauf und bewirkt in den Geweben eine Art Verbrennungsprozess, bei welchem Kohlensäure und Wärme gebildet werden. In dem Momente der Kohlensäurebildung werden die Atome der lebendigen Materie wie durch kleinste Explosionen in Schwingungen versetzt. Diese Kohlensäure-Explosionen vollziehen sich im Wachen sehr viel ausgiebiger als im Schlafe. Denn wenn man einem Frosche für längere Zeit den Sauerstoff entzieht und damit die Kohlensäurebildung in den Geweben unmöglich macht, so tritt der sogenannte Scheintod ein, ein Zustand, bei dem zwar nicht das Leben erlischt, aber jede aktive Thätigkeit aufhört. Bei zu langer Dauer des Versuchs kann der Scheintod in wirklichen Tod übergehen, bei rechtzeitiger Wiederzufuhr von Sauerstoff dagegen kehrt die Erregbarkeit, also der wache Zustand wieder. Es ist berechtigt, den Scheintod, der durch Mangel an kohlensäurebildendem intramolekularen Sauerstoff herbeigeführt wird, mit dem Schlaf in Vergleich zu ziehen, ja ihn sogar, wie es Pflüger thut, als den »absolutesten Schlaf« zu bezeichnen.

Der Vorgang der Verbrennung unter Verbrauch von Sauerstoff und Bildung von Kohlensäure vollzieht sich in allen arbeitenden Organen, im wachen Zustande, also auch im Gehirn, entsprechend der Arbeit dieses Organes. Kein Organ ist aber hinsichtlich seiner Leistungen so abhängig von der Zufuhr des Sauerstoffs wie das Gehirn, und in keinem Gewebe des Körpers erreicht nach Pflüger der Dissoziationsprozess (die Kohlensäurebildung) einen solchen Grad wie in der grauen Hirnsubstanz. Es leuchtet ein, dass bei intensiver Hirnthätigkeit oder bei einer gewissen Dauer derselben ein Zeitpunkt eintreten kann, wo der gebotene intramolekulare Sauerstoff nicht mehr ausreicht. Der Verbrauch des Gehirns kann so anwachsen, dass die während der gleichen Zeit mögliche Aufsaugung von Sauerstoff nicht gleichen Schritt hält. Die Folge davon muss sein, dass die Kohlensäurebildung und mit ihr die Schwingungen der Atome abnehmen, dass also der vorhin erwähnte Zustand des Scheintodes, d. h. Schlaf eintritt.

Das Sinken der Kohlensäurebildung ist also nach der Pflügerschen Theorie die wesentliche Ursache des Schlafes.

Dabei muss aber bemerkt werden, dass die durch die Kohlensäurebildung verursachten Vibrationen nicht das Einzige sind, was das Gehirn in Thätigkeit, in wachem Zustande erhält. Wir haben vorhin ausgeführt, dass auch die Fortleitung von Gesichts-, Gehörs- und anderen Sinneseindrücken zum Gehirn dieses in Erregung versetzt. Demgemäss ist anzunehmen, dass nach dem Sinken der Kohlensäurebildung die Gehirnthätigkeit solange fortbesteht, als noch Sinnesreize einwirken, dass aber, wenn auch diese aufhören, Schlaf die notwendige Folge sein muss.

Somit steht also unsere erste Annahme von der Bedeutung der Sinneswahrnehmungen für Wachsein und Schlaf durchaus im Einklange mit der Pflügerschen Erklärung. Beide Annahmen ergänzen sich. Mit Hilfe der beiden Anschauungen gewinnen wir des weiteren auch ein Verständnis für die Thatsache, dass der Mensch entgegen seiner gesundheitsgemässen Gewohnheit bis zu einem gewissen Grade den Schlaf unterdrücken kann.

Jedwede Thätigkeit des lebenden Organismus steht unter dem regulierenden Einflusse des zentralen Nervensystems. Von den Teilen dieses ist als Hauptregulator das Gehirn anzusehen. Von ihm gehen alle Impulse zu bewusster geistiger und körperlicher Arbeit aus. Hat nun das Gehirn infolge sinkender Kohlensäurebildung seine vitale Energie bis zu einem gewissen Grade verausgabt, so bedarf es anderer Reize, um wach zu bleiben. Als solche dienen die Sinnesreize im weitesten Umfange. Wenn wir beispielsweise müde von des Tages Arbeit uns abends in das Theater oder Konzert, in Gesellschaften, auf Bälle oder dergl. begeben, so ist es die helle Beleuchtung, berauschende Musik, Farbenpracht und vieles andere, was vom Sehorgan oder vom Gehörorgan aus unser Gehirn anregt und den schon ermüdeten Körper neu belebt. Es bedarf hier also künstlicher Mittel, um den in diesem Falle widernatürlichen Zustand des Wachseins zu erzeugen, um den Schlaf zu verscheuchen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn wir uns, wie das ja oft genug vorkommt, um eine dringliche Arbeit über Nacht zu vollenden, durch innerliche Einverleibung von Erregungsmitteln, wie Kaffee, Thee, Wein, wach zu halten suchen. Teilweise spielt zwar auch in diesem Falle die unmittelbare durch die aufgenommenen Stoffe von der Magenschleimhaut aus auf das Gehirn einwirkende Reizung die Rolle des Schlafverscheuchers; aber hier kommt noch ein zweiter wesentlicher Faktor hinzu.

Die angewandten Erregungsmittel wirken gleichzeitig auch belebend auf das Herz und somit auf den Blutkreislauf. Durch diesen wird den Organen, also auch dem Gehirn, in der Zeiteinheit mehr Sauerstoff zugeführt, und somit die Kohlensäurebildung wieder befördert.

Eine weitere Frage liegt nahe: Wie erklärt die vorgetragene Theorie die längere Dauer des Schlafes? Wenn wir sahen, dass im Schlafe, infolge abnehmender Verbrennung der Atome zu Kohlensäure, sich Sauerstoff in grösserer Menge zwischen den Molekülen anhäufen muss, so sollte man glauben, es müsse als Folge dieser Anhäufung wieder Zunahme der Kohlensäurebildung eintreten. Demgemäss müsste der Schlaf sehr bald wieder in den wachen Zustand übergehen, und zwar dann, wenn ein völliger Ausgleich zwischen Verbrauch und Ersatz stattgefunden hätte. Demgegenüber ist zu bemerken, dass der wache Zustand abhängig ist von einem gewissen Grade der molekularen Schwingungen. Die Kohlensäureexplosionen geben zu diesen nur den Anstoss, von ihrer Intensität und Geschwindigkeit hängt der Grad der Schwingungen in der Hirnsubstanz, aber auch ihre Dauer ab. Zu einer Zeit, wo die Kohlensäurebildung selbst schon gesunken ist, können als Nachwirkung noch lange die molekularen Schwingungen fortbestehen. So kommt es, dass nach angestrengter geistiger Arbeit der Schlaf den Überarbeiteten, auch wenn er sich alle neuen Erregungen fernzuhalten sucht, oft noch lange flieht. Ist also die Voraussetzung für den wachen Zustand eine gewisse Summe von Schwingungen, oder anders ausgedrückt, eine gewisse Summe lebendiger Kraft, welche durch die Kohlensäurebildung erregt werden muss, so leuchtet ein, dass die Dissoziation nicht alsbald nach dem Einschlafen wieder ausreichen wird, um die zum Wachsein erforderliche lebendige Kraft zu liefern. Erst dann wird der Organismus wieder zu neuer Thätigkeit erwachen, wenn Zahl und Grösse der Schwingungen einen gewissen Höhepunkt erreicht haben. So erklärt also die Pflügersche Theorie die lange Dauer des gesunden Schlafes; sie erklärt aber gleichzeitig auch die Periodizität desselben. Denn die Kohlensäurebildung vollzieht sich im Laufe eines Tages in zeitlich gleichmässigen Wellenbewegungen. Der höchste Punkt einer Welle entspricht dem Augenblick des Erwachens, der tiefste dem des Einschlafens. Unschwer erklärt sich aus unseren Erwägungen ferner der Zustand der Schlaf-

trunkenheit, die dem völligen Erwachen vorausgeht: es dauert eine Weile, bis die weckenden Schwingungen die zum völligen Wachsein erforderliche Intensität erreicht haben. Auch das Einschlafen erfolgt nicht plötzlich; sondern mit der stetigen Abnahme der Oszillationen sinken dem Schlafmüden erst die Augenlider, dann der Kopf, schliesslichfallen die Glieder, ihrer Schwere folgend, schlaff auf die Unterlage nieder.

Eine höchst interessante und zu unserem Thema in naher Beziehung stehende Erscheinung ist der sogen. Winterschlaf, den gewisse kalt- und warmblütige Tiere führen. Der Winterschlaf tritt bei diesen zweifellos unter der Einwirkung der niedrigen Wintertemperaturen ein. Auch diese Thatsache lässt sich leicht in Einklang mit der Pflügerschen Theorie bringen. Es ist durch genaue Beobachtung festgestellt, dass bei winterschlafenden Tieren die Körpertemperatur erheblich sinken kann, ohne dass das Leben erlischt, ja sogar ohne dass die Gesundheit irgendwie beeinträchtigt wird. So ist ein Sinken der inneren Körperwärme beobachtet worden beim Murmeltier bis auf 4^{0} R, bei der Fledermaus bis zu $3^{1}/_{5}{}^{0}$ R, beim Igel bis zu $2^{3}/_{5}{}^{0}$ R. Man weiss ferner, dass jeder Winterschläfer zu jeder Jahreszeit, also auch im Sommer, durch stärkere Abkühlung in den Winterschlaf gebracht werden kann und darin verharrt, so lange die Temperaturerniedrigung anhält. Umgekehrt kann man Tiere aus dem Winterschlafe erwecken und wach erhalten, wenn man sie aus der kalten in warme Umgebung bringt. Die Abkühlung hat natürlich hinsichtlich der Lebenserhaltung ihre Grenzen. Erreicht die Körperwärme o Grad, so muss unbedingt der Tod eintreten, da mit dem Gefrieren des Wassers das Leben der Zelle unvereinbar ist. Ich sagte soeben, dass auch der Winterschlaf der Pflügerschen Theorie nur zur Bestätigung dienen könne. Die Verminderung der Temperatur bedingt bekanntlich einen festeren Zusammenhang der Teile, eine stärkere Kohäsion der Moleküle, und mit dieser im Zusammenhange eine Abnahme der intramolekularen Schwingungen und somit auch der Dissoziationsvorgänge, der Kohlensäurebildung. Da an der Abkühlung des Winterschläfers alle Organe, also auch das Gehirn, gleichmässig beteiligt sind, versteht es sich nach unserer Theorie unschwer, dass mit dem Sinken der Temperatur unter einen gewissen Grad Schlaf eintreten und solange anhalten muss, bis höhere Wärme-

grade den Organismus wieder zu neuen, stärkeren Vibrationen wecken.

Besondere Erläuterung bedarf aber eine Beobachtung, welche der Erklärung des Winterschlafes durch Kälteeinwirkung im Wege zu stehen scheint. Man hat nämlich wahrgenommen, dass sehr heftige Kälte den warmblütigen Winterschläfer aufweckte. Wir erblicken in dieser Thatsache nur eine Analogie dessen, was wir auch von dem Schlafe des Menschen wissen: dass nämlich starke Nervenreize, seien sie optischer, akustischer Art oder mögen sie in einer energischen Berührung bestehen, uns aus dem tiefsten Schlaf zu erwecken vermögen. Wenn nun die Physiologie lehrt, dass intensive Kälte ein energischer Nervenreiz sei, so ist auch der Schluss erlaubt, dass ein starker Kältereiz die zur Ruhe gekommenen Vibrationen wieder zu erregen vermag. Diese Annahme stimmt überein mit einer anderen Beobachtung, nach welcher auch andere Schmerz erzeugende Nervenreize den Winterschläfer in wachen Zustand versetzen. Grosse Kälte wirkt bekanntlich auch durch Schmerzerregung. Hier wie dort ist nach Pflüger die letzte Ursache der Erscheinung die Zufuhr einer grossen Quantität lebendiger Kraft, welche sekundär im Gehirne Steigerung der intramolekularen Wärmeschwingungen und also Kohlensäurebildung auslöst. Natürlich dauert das Wachsein aus solchen Ursachen nur kurze Zeit, weil in dem einen Falle der Reiz nur kurze Zeit einwirkte, während im anderen Falle bei längerer Einwirkung höherer Kältegrade bald die Erstarrung erfolgen muss. Wir erblicken aber in der Thatsache des Erwachens durch starken Kältereiz eines jener wunderbaren Beispiele von Selbsthilfe, an denen die Natur so reich ist. Wird der Winterschläfer durch einen starken Kältereiz geweckt, so wird er in Stand gesetzt, sich zu bewegen und sich zu seinem Schutze tiefer einzugraben. Es wird berichtet, dass beispielsweise die Winterschläfer in Sibirien eine Tiefe von 20 Fuss unter der Erde aufsuchen.

Eine dem Winterschlaf scheinbar entgegengesetzte Erscheinung ist der bei Amphibien in heissem Klima beobachtete Sommerschlaf. Wie erklärt sich dieser? Pflüger führt aus, dass die Amphibien mit ihrem trägen Stoffwechsel nicht im stande sind, in ihrem Gehirn eine so hohe Summe von Spannkraft, d. h. intramolekularem Sauerstoff anzuhäufen, wie die Warmblüter. Die hohe Sommerhitze führt aber zu einem rascheren Verbrauch

der spärlichen Spannkraft. Sobald aber der Verbrauch dieser den Ersatz übertrifft, muss Schlaf eintreten, der bis zur kühleren Jahreszeit andauert.

Das Fazit der Pflügerschen Theorie ist also dies, dass »verschiedene Zustände« des Gehirns Schlaf herbeiführen, »die aber alle das gemeinsame haben, dass die intramolekuläre Wärme, also die Dissoziation herabgesetzt ist«.

Ich habe die vorgetragene Theorie des Schlafes eingehender erörtert, weil sie mir als die bestbegründete erscheint. Wie schon erwähnt, giebt es noch zahlreiche andere Erklärungsversuche, von denen einer manche Anhänger hat und daher kurz gestreift werden mag. Er gipfelt in der Annahme, dass der Organismus im wachen Zustande bei seiner Arbeit Stoffwechselprodukte liefert, welche bei grösserer Anhäufung lähmend auf die nervösen Zentralorgane einwirken und dadurch Schlaf erzeugen. Im Schlafe aber werden diese Stoffwechselprodukte wieder zerstört oder ausgeschieden, und somit der wache Zustand wieder hergestellt. So ansprechend an sich diese Theorie von den Ermüdungsstoffen, oder den sogen. ponogenen Substanzen ist, so hat doch ein sicherer Beweis für ihre Existenz und Wirksamkeit nicht geliefert werden können. Die Theorie rechnet mit hypothetischen Stoffen (Milchsäure, Kreatin etc.), die Pflügersche Theorie mit gegebenen physiologischen Thatsachen.

Nachdem wir mit den Ursachen des Schlafes, soweit unsere heutigen Kenntnisse reichen, ein wenig bekannt geworden sind, würden wir uns des weiteren mit den Erscheinungen des Schlafes zu beschäftigen haben. Ich kann mich hierbei kurz fassen, da diese jedermann bekannt sind. Die Merkmale des Schlafes bestehen ja im wesentlichen in der oben schon erwähnten Unempfindlichkeit unserer Sinnesorgane gegen Reize, welche im wachen Zustande empfunden werden und zu unserem Bewusstsein gelangen können, sowie in dem Erlöschen aller willkürlichen Bewegungen und jeder bewussten geistigen Thätigkeit. Dagegen vollziehen sich alle von unserem Bewusstsein und unserem Willen unabhängigen Funktionen, die Atmung, die Herz- und Blutbewegung, die Verdauung, Assimilation, Wärmebildung, die Harnabsonderung durch die Nieren, wenngleich verlangsamt, mit ebenso grosser oder grösserer Regelmässigkeit als im wachen Zustande. Dies die Erscheinungen des gesunden festen Schlafes. Gewisse, häufig vorkommende Begleiterscheinungen, wie das Träumen,

Sprechen, ausgiebige Bewegungen sind keine obligaten Merkmale. Sie stehen schon an der Grenze des Gesunden und des Krankhaften als Anzeichen, dass das Gehirn sich nicht in voller Ruhe befindet. Sie beruhen auf der längeren Nachwirkung von Schwingungen, welche die Tagesarbeit hervorgerufen, oder auf der halbbewussten Reproduktion von Erinnerungsbildern aus jüngster oder weit zurückliegender Zeit. Vorstellungsreihen können sich daran anschliessen, sind aber meist verwirrt und unlogisch. Da sie das Bewusstsein nicht voll wachrufen, fehlt beim Erwachen die Erinnerung daran, oder sie ist nur unvollständig.

Je gesunder der Mensch, desto ruhiger und fester ist sein Schlaf. Aber innerhalb der Grenzen des Gesunden giebt es manche Varietäten. Ein Mensch schläft fester als der andere, der Schlaf im Alter ist leichter und kürzer als der in der Jugend. Und selbst bei einem und demselben Menschen ist der Schlaf heute ruhiger und anhaltender als morgen. Diese individuellen und Altersverschiedenheiten sind leicht zu verstehen. Was zunächst die letzteren anlangt, so leuchtet ohne weiteres ein, dass die Lebenszeit, in welcher der Anbau der Gewebe, das Wachstum, stattfindet, in welcher also die Zufuhr den Verbrauch überwiegt, schlafbedürftiger ist als diejenige Periode, in welcher beide Faktoren sich das Gleichgewicht halten. So befindet sich das Kind während des raschesten Wachstums, also während des fötalen Lebens in beständigem Schlafe, so schläft das Neugeborene mehr als es wacht, so bedarf die Jugend reichlicheren Schlafes als das höhere Alter. Ebenso bekannt ist, dass in einer Altersstufe, die durchschnittlich dem 5.—6. Lebensjahrzehnt entspricht, der bis dahin feste Schlaf häufiger Unterbrechungen erleidet, von kürzerer Dauer ist, und dass diese Erscheinung sich mit zunehmendem Alter gewöhnlich steigert. Schwieriger sind die individuellen Verschiedenheiten zu deuten. Ich glaube aber im allgemeinen nicht fehlzugehen mit der Annahme, dass die Intensität des Schlafes umgekehrt proportional ist dem Grade der psychischen Thätigkeit. Man schläft bekanntlich besonders fest nach ermüdenden Märschen oder anderen körperlichen Anstrengungen, bei denen der Geist sich ausgeruht hat; angestrengte geistige Thätigkeit dagegen beeinträchtigt, wie ich früher ausführte, durch länger anhaltende Nachschwingungen des Gehirns die Festigkeit des Schlafes. Manchem von Ihnen wird schon aufgefallen sein, wie schwer es ist, einen vom Dienst ermüdeten Soldaten, einen Bau-

oder Feldarbeiter aus dem Schlafe zu wecken, wie leicht dagegen beim geringsten Reize ein am Tage geistig angestrengter Mann erwacht. Es hängt also zweifelsohne die Tiefe des Schlafes von der Art der Tagesarbeit ab, und damit erklärt es sich auch, warum der Schlaf eines und desselben Menschen nicht zu allen Zeiten gleich fest ist.

Diese Betrachtungen führen mich zu der Frage nach der Dauer des natürlichen Schlafes. Es ist nicht möglich, ein allgemein giltiges zeitliches Mass zu geben. Im ganzen dürfte für den erwachsenen Menschen jener Philosoph das Richtige getroffen haben, der je 8 Stunden des Tages der Arbeit, der Erholung und dem Schlafe zuteilt. Namentlich hinsichtlich des letzteren muss man ihm Recht geben, während man über die Verteilung von Arbeit und Erholung anderer Ansicht sein kann. Der Erwachsene braucht in der That, wie die Erfahrung immer wieder lehrt, um seine volle Leistungsfähigkeit zu erhalten, durchschnittlich 8 Stunden Schlaf. Eine länger dauernde Vernachlässigung dieser Regel rächt sich bei den meisten. Dass diese wie alle Regeln häufige Ausnahmen erleidet, braucht kaum gesagt zu werden. Es giebt Riesennaturen, die sich weit mehr zumuten können als der Durchschnittsmensch, und wer von uns kennt nicht diesen und jenen Gelehrten oder Geschäftsmann, der den Tag regelmässig erst um oder nach Mitternacht beschliesst, zeitig aufsteht und dennoch gesund und leistungsfähig bleibt. Freilich wird hierbei häufig ein Trugschluss gemacht. Man schliesst allzu leicht aus dem günstigen Augenblick auf die Unschädlichkeit der Schlafentziehung. Wie oft kommen aber die bösen Folgen erst nach langer Zeit nachgehinkt! Bei richtiger Beobachtung sind derer in der That nur wenige, die auf die Dauer ungestraft, d. h. bei unverkürzter Leistungsfähigkeit die Kürzung der achtstündigen absoluten Ruhe ertragen. Das höhere Lebensalter bildet hier wieder eine Ausnahme; denn ein Greis könnte, auch wenn er wollte, eine so lange Dauer ungestörten Schlafes nicht erreichen.

Doch genug vom gesunden Schlafe! Lassen Sie mich die noch übrige Zeit verwenden, um dem zweiten Teile meines Themas in Kürze gerecht zu werden.

Der Begriff der Schlaflosigkeit wird gewöhnlich weiter gefasst als dem Inhalte dieses Wortes entspricht. Man versteht darunter überhaupt den Verlust der Fähigkeit, ununterbrochen zu schlafen. Man kann gewaltsam durch allerlei Reize ganze

Nächte hindurch den Schlaf von sich fernhalten, und es ist geradezu erstaunlich, was namentlich das weibliche Geschlecht, was eine besorgte Mutter oder Ehefrau mit Willenskraft in dieser Beziehung zu leisten vermag. Eine absolute Schlaflosigkeit aber ohne diesen Willenszwang giebt es nicht, oder doch nur höchst selten. Die Klage, die wir Ärzte oft von einem Kranken zu hören bekommen, er habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können, ist niemals buchstäblich zu nehmen, sie beruht auf Selbsttäuschung. Wenn man sich in einer sogen. schlaflosen Nacht genauer selbst beobachtet, wenn man sich insbesondere die Frage vorlegt, womit man die vielen »wachen« Stunden zugebracht hat, so muss man sich gewöhnlich eingestehen, dass die Summe der gehegten Gedanken bei weitem nicht ausreicht, um eine ganze Nacht auszufüllen. Es ist bekannt, wie lange einem bei mangelnder Beschäftigung, beim »Warten« schon am Tage die Zeit wird; wie viel mehr noch dehnt sie sich aber bei Nacht in die Länge, wo das Auge nichts sieht, das Ohr nichts hört. Dass die Zeit des Wachliegens meist, ja ich möchte sagen immer, weit überschätzt wird, das ist längst und vielfältig durch Überwachung schlafloser Kranker seitens eines Arztes oder Krankenpflegers bewiesen worden. Und wenn dem von einem Kranken entgegengehalten wird, er habe doch jede Stunde die Uhr schlagen hören, so beruht dies zum Teile auf einer Verwechselung von Ursache und Wirkung. Der Kranke hört die Uhr manches Mal in der That, weil er wacht, aber er hört sie eben so oft oder vielleicht noch öfter, weil ein so schwacher Gehörsreiz wie das Schlagen der Uhr genügt, ihn für den Augenblick zu wecken.

Mit dieser Abschwächung des Begriffes »Schlaflosigkeit« soll aber die schwerwiegende Bedeutung des gestörten Schlafes keineswegs herabgesetzt werden. Denn niemand weiss das böse Gespenst des verscheuchten Schlafes und den schweren Kampf gegen dasselbe mehr zu würdigen als wir Ärzte. Ob die Schlafunterbrechung Stunden, wie der Betroffene oft glaubt, oder nur Minuten beträgt, ist gleichgiltig; der Schaden ist gegeben durch die immer wiederholte Unterbrechung, durch den unerquicklichen Wechsel von Schlaf, Halbschlaf und Wachsein. Es ist nach unseren bisher entwickelten Anschauungen klar, dass der häufig unterbrochene Schlaf seinen vollen Zweck, das Ausruhen der Gehirnganglien von ihren molekulären Schwingungen, nicht erfüllen kann. Und

darum erhebt sich der des Schlafes Beraubte unerfrischt, müde, leistungsunfähig von seinem Lager, voll berechtigt, über seinen Zustand Klage zu erheben.

Die Schlaflosigkeit oder Agrypnie ist bekanntlich ein sehr verbreitetes Übel, verbreiteter vielleicht in unserem nervösen Zeitalter als in früheren Zeiten. Sie ist nicht selbst Krankheit, sondern nur Krankheitserscheinung, ein Symptom, welches die mannigfaltigsten Erkrankungen begleiten oder ihnen nachfolgen kann. Wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, tritt sie in den geringsten bis zu den allerhöchsten Graden, bald kürzer, bald anhaltender auf. Einer besonderen Charakterisierung ihrer Erscheinungen bedarf es nicht; nur sei darauf hingewiesen, dass es auch in bewusstlosen Zuständen, wie nach einem erlittenen Schlaganfalle, eine Schlaflosigkeit giebt. Das Bewusstsein ist zwar erloschen, aber die Augen sind offen oder halb geschlossen, und an Bewegungen, die der Kranke ausführt, an seinem Murmeln oder an seinen Delirien erkennt man, dass sein Gehirn noch arbeitet.

Die Ursachen der Agrypnie lassen sich in zwei Gruppen teilen: in organische und funktionelle. Unter den organischen verstehen wir materielle krankhafte Störungen der Organe, unter den funktionellen Ursachen Störungen der Organthätigkeiten ohne materielle Schädigung.

Bekannt ist, dass mehr oder weniger jede ernstere Erkrankung den Schlaf beeinträchtigt. So wirken die meisten Infektionskrankheiten, sei es durch das Fieber sei es durch Erzeugung giftiger Stoffe, erregend auf das Gehirn und wandeln dadurch den gesunden Schlaf in Halbschlaf oder Wachsein mit Bewusstseinsstörung um, so werden Lungenkranke durch Atemnot, Herzkranke durch Beklemmungsanfälle häufig aus dem Schlafe geweckt, während Gehirnleidende unter den abnormen Erregungen des Zentralnervensystems nicht zum Genusse eines natürlichen Schlafes kommen. In noch höherem Grade stören den Schlaf solche Krankheiten, welche ausgesprochene Schmerzempfindungen erzeugen. Dahin gehören viele entzündliche Prozesse, wie Nervenentzündung, Lungen- und Rippenfellentzündung, Gelenkrheumatismus, Entzündungen der Knochen und Knochenhaut, ferner gewisse Organleiden, wie das Magengeschwür, die Gallenstein- und Nierensteinkoliken, nicht zu vergessen die Entzündung der Zahnpulpa, welche den allbekannten Zahnschmerz erzeugt, und viele andere Übel. In allen diesen Fällen sind es krankhafte Reize,

ausgelöst durch Krankheitsprodukte, welche, dem Gehirne zugeleitet, hier gesteigerte intramolekulare Schwingungen hervorrufen.

Die gleiche Erklärung findet auch Anwendung auf die funktionellen Ursachen. Auch der gesunde Mensch leidet zeitweilig an Schlaflosigkeit. Solange es sich um nur vorübergehende schlafstörende Einwirkungen handelt, halten wir diese Art der Agrypnie für eine naturnotwendige Erscheinung. So beunruhigen wir uns nicht sonderlich darüber, wenn wir einmal auf grosse geistige Überanstrengungen, auf weit in die Abendstunden ausgedehnte Vergnügungen und Genüsse, auf heftige Gemütsbewegungen freudiger und trauriger Art eine oder einige schlaflose Nächte folgen sehen. Der völlig Gesunde überwindet diese Folgen übermässiger Nervenreizung leicht und erlangt bald die ungestörte Nachtruhe wieder. Anders verhält es sich aber mit dem nervös Veranlagten, bei dem ein einziger Sturm oder Exzess im Geistes- und Gemütsleben der Tropfen sein kann, der das längst übervolle Mass zum Überlaufen bringen kann. Ist bei diesem erst einmal eines der Glieder in der regulären Kette, welche Schlaf und Wachsein bilden, gelockert, so wird es schwer wieder eingefügt. Denn der zeitliche Ablauf der Oscillation und Ruhe in den Molekülen hat sich verschoben: der Neurasthenische fühlt sich früh morgens unfrisch, und seine Leistungsfähigkeit erreicht ihren Höhepunkt erst in der Tageszeit, die dem Gesunden zum Schlafe bestimmt ist — in den Abend- und Nachtstunden. Bei diesem Typus inversus des schlafenden und wachen Zustandes kann eine Zeit lang zwar noch die gleiche Summe von Arbeit geleistet werden wie unter natürlichen Verhältnissen. Allein das Uhrwerk unseres Organismus ist wie alles Leben auf unserem Planeten auf den unabänderlichen Lauf der Sonne, auf Tag und Nacht, eingestellt. Der anfangs vielleicht quantitativ noch ausreichende Schlaf nimmt, weil er nicht in die von der Natur gebotene Zeit verlegt wird, schrittweise an Dauer und Tiefe ab, und so wirkt das widernatürliche Verhalten gegenüber Licht und Dunkelheit mit der Zeit in ungünstiger Weise zurück nicht nur auf das Nervenleben, sondern auch auf die Ernährung, auf den Stoffwechsel und führt somit zur Entkräftung und verminderten Leistungsfähigkeit. Die nachteiligen Wirkungen. welche sich bei einem schon ohnedies nervösen oder nervenkranken Menschen frühzeitig bemerklich machen, können auch beim Gesunden, wenn

sie immer und immer wiederkehren, anhaltende Beeinträchtigung der Fähigkeit zu schlafen im Gefolge haben.

Wenn ich soeben sagte, dass Schlaflosigkeit auf die gesamte Ernährung zurückwirke, so liegt die Erklärung für diese Erfahrungsthatsache nicht fern. In erster Linie wird ja das Nervensystem geschädigt, welches mehr als irgend ein anderes Organsystem, wie wir früher gesehen, der periodischen Ruhe bedarf. Da aber das Nervensystem mit allen Organen des Körpers in innigster anatomischer und physiologischer Beziehung steht, da es der Regulator aller Organthätigkeiten ist, so müssen Störungen seiner Funktionen zwingender Weise auch andere Organe in Mitleidenschaft ziehen.

Nach diesen gedrängten Ausführungen über die Ursachen, Erscheinungen und Folgen der Schlaflosigkeit werden Sie mit Recht erwarten, noch einige Worte über die Behandlung dieses Feindes der menschlichen Leistungsfähigkeit zu hören. Wie überall ist auch hier der Schwerpunkt auf die Verhütung, die Prophylaxe, zu legen. Geistige und körperliche Erziehung in Schule und Haus müssen miteinander wetteifern, eine Grundlage im jugendlichen Körper herzustellen, auf welcher die sogenannte neuropathische (nervöse) Anlage, selbst wenn sie ererbt sein sollte, nicht gedeihen kann. Denn diese Anlage ist es, welche für Schlaflosigkeit empfänglich macht. Der dem elterlichen und Schuleinfluss entwachsene, auf sich selbst gestellte Mensch wird sich das Übel der Schlaflosigkeit fern halten können, wenn er naturgemäss lebt, d. h. Überanstrengungen aller Art, Exzesse in Venere et Baccho, starkes Rauchen, nächtliche Vergnügungen und Genüsse im Übermasse meidet, und durch regelmäfsige, rechtzeitige Mahlzeiten für seine Ernährung Sorge trägt.

Die Behandlung der bereits *ausgesprochenen* Schlaflosigkeit bietet umsomehr Aussicht auf Erfolg, je früher sie einsetzt. Alteingefleischte Agrypnie giebt stets eine wenig günstige Voraussicht. Die Art der Behandlung läfst sich schwer in kurzen Zügen kennzeichnen. Ich kann hier nur einige wichtige Punkte herausgreifen. In erster Linie muss man die Ursachen zu erkennen suchen, was oft sehr schwierig ist, und diese bekämpfen. Wie zur Prophylaxe der Schlaflosigkeit die gründliche Ausheilung jeder schwereren Erkrankung, welche jene herbeiführen könnte, gehört, so ist bei der Agrypnie *während* einer Krankheit die letztere zunächst, die erstere nur in zweiter Linie zu behandeln.

Geht doch die ganze ärztliche Behandlung in ihren Endzielen darauf aus, nicht Krankheitserscheinungen, sondern die Grundkrankheit oder deren Ursachen zu beseitigen. Finden wir keine andere Ursache als nervöse Anlage, so muss diese unseren Angriffspunkt bilden. Wir sind zwar in der Lage, durch sicher wirkende narkotische Mittel den Schlaf zu erzwingen, aber immer nur so lange das angewandte Mittel wirkt. Hat es ausgewirkt, so kehrt gewöhnlich in der nächsten Nacht der alte Zustand wieder und steigert sich ebenso wie das zu Grunde liegende Nervenleiden. Man macht uns Ärzten häufig den Vorwurf, dass wir zu viele Medikamente verwendeten; man stellt uns als das Ideal der Behandlung die sogen. »Naturheilmethode« vor Augen. Diese Ansicht beruht auf einer teils beabsichtigten teils unabsichtlichen Verkennung des Thatsächlichen. Denn niemand ist mehr bestrebt, die Naturkräfte für Heilzwecke auszunützen als die wissenschaftliche Medicin; gerade sie ist vermöge ihres ganzen Studienganges, der ja mit der Naturwissenschaft beginnt und schrittweise zur Erkennung der natürlichen Thätigkeiten des Organismus, endlich zu der Erkenntnis der von der Natur angestrebten Heilungsvorgänge im kranken Körper führt, darauf angewiesen, in der Natur ihren besten Lehrmeister zu suchen. Aber die wissenschaftliche Heilkunde ist auch ehrlich genug, die Grenzen ihres Könnens einzugestehen und auf rohe Heilversuche da zu verzichten, wo sie ihre Unzulänglichkeit erkannt hat und wo alsdann die Aufgabe an sie herantritt, Leiden zu lindern; sie ist ehrlich genug, Erfolge der Behandlung, die auf psychischem Wege vermittelt werden, nicht einem angewandten physischen Heilverfahren zuzuschreiben. Diese Grundsätze, von denen die praktische Medicin niemals abweichen kann und wird, sind auch in der Behandlung der Agrypnie die leitenden. Beseitigung aller naturwidrigen Schädlichkeiten, welche nach unseren Ausführungen den Schlaf beeinträchtigen können, und Herstellung der möglichst natürlichen Bedingungen für die Wiedergewinnung des verloren gegangenen Gutes, so lautet die allgemeine Aufgabe. Die speziellen Anordnungen müssen sich nach eingehendster Prüfung der Sachlage unter Berücksichtigung aller uns zu Gebote stehenden Kenntnisse ganz dem Einzelfalle anpassen und lassen sich nicht in ein Schema bringen.

So kann in einem Falle ergiebige Körperbewegung als Schlafmittel dienen, welches den Zweck verfolgt, Ermüdung herbei-

zuführen, während in einem anderen Falle gerade gewaltsame Ermüdung die Schlafstörung befördert. Unter allen Umständen wird es darauf ankommen, die letzten Stunden vor dem Zubettegehen ruhig zu gestalten. Spaziergänge, die am Tage ausgeführt, günstig wirken, haben in späteren Abendstunden gewöhnlich den entgegengesetzten Effekt. Noch mehr aber gilt dies von geistiger Thätigkeit, von abendlichem Lesen, Sprechen, abendlichen Vergnügungen und ähnlichen. Je gleichmässiger und allmählicher sich der Übergang von der Unruhe des Tages zur Ruhe der Nacht im äusseren und inneren Leben vollzieht, desto besser für den Schlaf.

Mit der Regelung der Lebensweise und Beschäftigungen allein ist es aber in schweren Fällen von Agrypnie nicht gethan. Wir brauchen Mittel, die beruhigend auf das Nervensystem einwirken, und diese entnehmen wir in erster Linie der Natur. Wir verwenden dazu elektrische Ströme und vor allem die Einwirkung bald kalter bald warmer Temperaturen. Als bester und ausgiebigster Vermittler der Wärme und Kälte dient uns das Wasser, und dieses kommt gegen Nervenleiden überhaupt wie insonderheit gegen Schlafstörung nach den verschiedensten Methoden in Anwendung: als Waschung, Abreibung, Abklatschung, in Form von kühlen und warmen Bädern.

Eine grosse Rolle in der Behandlung der Schlaflosigkeit spielt ferner der Klimawechsel. Jedermann kennt die günstige Umgestaltung nervöser Zustände durch einen Aufenthalt auf dem Lande, im Walde, Gebirge und an der See. Als wirksamer Faktor konkurriert hier mit dem Genuss erfrischender Luft die Ruhe, die Entfernung von Haus und Beruf. Dass diese sogenannten Sommerfrischen nicht immer den gewünschten Erfolg haben, hat zum Teil seinen Grund in der vielfachen Verkennung der Zwecke eines solchen Aufenthaltes. Es ist eine Absurdität, welcher die moderne Menschheit der Städte verfallen ist, wenn sie statt der Einsamkeit übervölkerte Kurorte aufsucht, in die statt ländlicher Sitten und Bräuche gewaltsam das Leben der modernen Stadt mit all seinen Widernatürlichkeiten verpflanzt wird. Wenn man in einem der besuchtesten Nordseebäder beispielsweise sieht, wie durch elektrische Beleuchtung des Strandes bis Mitternacht die Nacht zum Tage gemacht wird, so kann man sich nicht wundern, dass dort nicht gerade die Fähigkeit zu schlafen wiedergewonnen werden kann. Mit der Verordnung von Seebädern, die sehr erregend

auf die Nerven wirken, muss man ebenso wählerisch und vorsichtig sein, wie mit der Empfehlung von Gebirgskurorten. Es giebt viele Menschen, die gerade im See- und Gebirgsklima garnicht schlafen können.

Erst wenn die genannten und manche andere Massnahmen ihren Dienst versagen, erst dann dürfen und müssen unter Umständen schlafbringende Arzneimittel in Anwendung gezogen werden.

Die mir zugemessene Zeit ist abgelaufen, und so muss ich meine Bemerkungen schliessen. Möchten sie weder als Hypnotikum noch als schlafverscheuchendes Mittel gewirkt haben. Und möchten meine verehrten Zuhörer niemals Grund haben, sich anders als theoretisch mit dem Schlafe und der Schlaflosigkeit zu beschäftigen.

Zur Hundertjahrfeier

des

Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten.

Festrede,

gehalten am 21. März 1897 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I.

von

Heinrich Neubauer,
Schuldirektor a. D.



Hochansehnliche Festversammlung!

Die Hundertjahrfeier des Geburtstages weiland Kaiser Wilhelms I. hat schon seit Wochen und Monden alle patriotischen Gemüter in Deutschland bewegt. Sein hochherziger Enkel Kaiser Wilhelm II. stellte sich, wie bei allen schönen und edlen Gedanken, die unser Volk durchzittern, an die Spitze dieser Bewegung. Volk und Herrscher waren in diesem Gedanken eins, und diese Einigkeit ist uns ein erhebender und stärkender Beweis der schönen Harmonie, die zwischen beiden besteht.

Heut und an den folgenden beiden Tagen feiern wir dieses Fest. Wie oft haben wir Jahr für Jahr mit immer steigender Begeisterung und Rührung es gefeiert in dem Bewusstsein, unsern königlichen Herrn gesund und wohl inmitten seiner getreuen Unterthanen zu wissen! Sein Bild stand vor uns als das des ehrwürdigen Greises mit den kräftigen Zügen, durchleuchtet von sittlichem Ernst und freundlichem Wohlwollen, wie es sich uns seit den langen Jahren seiner Regierung eingeprägt hatte, die wir durch seine friedlichen und kriegerischen Unternehmungen hindurch mit den heissesten Wünschen begleiteten. Endlich, als der geliebte Herrscher unter dem besonderen Segen der göttlichen Vorsehung das neunzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, als wir uns schon anschickten das 91. Geburtstagsfest in alter Treue, wenn auch mit zagenden Herzen, zu begehen, ward er abgerufen. Was lange erwartet werden konnte, vorausgesehen werden musste, war endlich eingetreten; aber die Klage war darum nicht geringer; das Weh griff nicht minder stark an unser Herz; das ganze deutsche Volk hatte seinen Freund und Berater verloren, und nach einem sonnigen Alter war er doch in bitterem Kummer gestorben.

Auch heut schaut uns sein Antlitz mit dem alten freundlichen Ernste an; aber die irdische Sorge und Not ist von ihm abgethan: es ist das Antlitz eines Verklärten; aus dem Streit und Lärm des Tages ist er hinübergetreten in das stille, feierliche Reich der Geschichte. Nicht mehr fragen wir uns aufgeregten Gemüts: Was ist er uns? sondern mit beruhigtem Geiste legen wir uns die Frage vor: Was war er uns, und was wird er seinem Stammlande Preussen, dem deutschen Volke, der Welt künftig bedeuten?

Kaiser Wilhelms I. Lebenslos und Bedeutung hat sich in einer aufsteigenden Linie entwickelt. Das ist bei jedem Menschen und also auch bei jedem Herrscher der Fall; aber *seine* Lebenslinie blieb im Steigen zu einer Zeit, wo sie bei den meisten Menschen abwärts geht; seine Lebensentwickelung war im eigentlichsten Sinne eine ungeahnte. Vom jüngeren Bruder des regierenden Hauptes der Familie erhob er sich zum Regenten des Landes, zum König von Preussen, zum deutschen Kaiser, und im Alter von mehr als sechzig Jahren traten Aufgaben an ihn heran, deren Bewältigung den kühnen Wagemut eines Jünglings, die Vollkraft des Mannes erforderte. Nicht erfreulich waren die Verhältnisse, die solche Aufgaben zeitigten: Kinderlosigkeit des königlichen Paares und damit Unterbrechung der regelmässigen Thronfolge, schwere Erkrankung des Königs, eine drückende Unsicherheit in der Entwickelung des öffentlichen Lebens nach den Erschütterungen eines Revolutionsjahres, eine unhaltbare Stellung Preussens zu dem leitenden Staate in der deutschen Bundesverfassung, ungelöste Aufgaben in dem Verhältnisse einzelner Bundesstaaten, besonders Schleswig-Holsteins, zum Auslande, heftige Parteikämpfe im Innern, das waren die Zustände, die der Prinz von Preussen vorfand, als er seine Regierungsthätigkeit begann. Das *Ergebnis* des Ordnens, Besserns und Klärens derselben aber war nicht Ruhe und Frieden, sondern das Aufziehen eines gewaltigen Nationalkrieges, eines Kampfes um die staatliche Existenz, und als dieser mit der glorreichen Neubegründung des deutschen Reichs geendet hatte, als alle Sehnsucht nach dem Wiederaufleben der deutschen Macht und Herrlichkeit nun gestillt schien, das Auftreten neuer, schwererer Aufgaben, begründet in der Zwiespältigkeit des konfessionellen Lebens in Deutschland, welche durch die politische Einigung selbst zu neuer, neidvoller Glut entfacht wurde, und die Forderungen der zu einem vierten Stande zusammengescharten, mit staats-

und gesellschaftszerstörenden Tendenzen durchsetzten arbeitenden Klasse nach Verbesserung ihrer materiellen Lage.

König Wilhelm I. hat sich der Lösung dieser Aufgaben nicht freiwillig entgegengedrängt; dazu war er nicht mehr jung genug, und auch in der Jugend hatte er nie Besonnenheit vermissen lassen. Er liess sie an sich herankommen; aber er wich ihnen nicht aus. Zwischen dem Ungestüm und der Ruhmbegier, womit der 28jährige Friedrich II. einst den Kampf um den Erwerb Schlesiens und die Begründung einer Grossmachtstellung Preussens begonnen hatte, und der Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms III., durch welche die in den Jahren der Reform und des Befreiungskrieges errungenen Vorteile für Preussen zum Teil wieder verloren gingen, hielt er die richtige Mitte, welche den Erfolg verbürgt. »Welche Wendung durch Gottes Führung!« rief einst der fromme König aus, als er den Gegner in dem grossen Gottesgericht gedemütigt, zerschmettert zu seinen Füssen sah, und: »Welch weise Fügung der Vorsehung!« sprechen wir, dass sie so ungeheure Arbeiten gerade diesem Manne übertrug, in dem alle Eigenschaften und Vorzüge des Geistes und Gemüts sich in einer so wohltemperirten Mischung und zugleich in einer so innigen Verbindung vorfanden, dass sie zur Bildung eines wahrhaft edlen Charakters zusammenwuchsen, und dass sie ihm diese Arbeiten zu einer Zeit übertrug, wo dieser Charakter in mancherlei Lebenserfahrungen und steter Übung alles Guten, Edlen und Schönen seine volle Reife erlangt hatte und, gestützt von einem anfangs schwächlichen, durch Mässigkeit und Seelenfrieden aber wunderbar gekräftigten Körper noch im Greisenalter die Thaten verrichten konnte, welche die Welt mit Staunen gesehen hat.

Wer das Glück erwarten kann, dem kommt es sicher; nur muss man sich vom Glück die richtige Vorstellung machen. Dem verständigen Manne besteht es in dem Gefühl, dass es ihm vergönnt war etwas Tüchtiges, seinen Kräften Entsprechendes zu leisten, das, was als erstrebenswert in ihm lebte, als That, wenn auch mit den Mängeln der Endlichkeit behaftet, ausser sich zu setzen, seinen Platz ausgefüllt, nicht vergebens gelebt zu haben. Dieses Glück ist an Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit gebunden, und so hat es Kaiser Wilhelm I. gewiss erreicht; denn diese Eigenschaften gehören zu den wesentlichen Zügen seines Charakters. Wer glücklich sein will, muss auch entsagen können;

denn wer nicht fröhlichen Muts auf das Unerreichbare verzichten gelernt hat, wird die zum Glück erforderliche Gleichstimmung und Seelenruhe nie erlangen. Wilhelm hat als Jüngling und als Mann auf manches Wünschenswerte Verzicht geleistet und es sich immer zur Ehre gerechnet, da seine Schuldigkeit zu thun, wo er hingestellt war. Wegen seiner Körperschwäche durfte der Sechzehnjährige noch nicht in den Krieg gegen Frankreich ziehen, was dem $1^1/_2$ Jahr älteren, lebhaften und geistreichen Kronprinzen verstattet wurde; aber im nächsten Feldzuge bewies Wilhelm bei Bar im Kugelregen die Kaltblütigkeit eines erprobten Soldaten. Eine innige Herzensneigung musste er unterdrücken. Seiner militärischen Ausbildung und der Vervollkommnung des preussischen Heeres widmete er in der folgenden langen Friedenszeit seine Hauptkraft. Daher mochte es wohl kommen, dass man ihn im Jahre 1848 als einen Feind des Volkes ansah. Er verteidigte sich nicht und verliess das Vaterland, dessen Heil und Schirm er dereinst werden sollte. Schon im nächsten Jahre schlug er den Aufstand der badischen und pfälzischen Republikaner nieder, ebenso einfach und schlicht, wie er die andern Aufträge seines königlichen Bruders erfüllt hatte. Dieselbe Anspruchslosigkeit blieb ihm, als er sich und seine Linie als Erben der Krone betrachten durfte. An das Staatsruder griff er nicht, als bis es ihm zur Lenkung des Staatsschiffes übergeben wurde, obgleich manches ihn dazu hätte veranlassen können; wenigstens steuerte er als Regent alsbald einen andern Kurs; die neue Aera begann. Aber wie massvoll wurden die Änderungen eingeführt, die ihm notwendig erschienen, und wie klug wusste er das in einer langen Übungszeit Erlernte, die Zurückhaltung des eignen Urteils, die allseitige Erwägung und allmähliche Erprobung neuer Einrichtungen, die Benutzung des Rates scharfsichtiger und uneigennütziger Männer, nunmehr anzuwenden! So war er in der That würdig, einen Bismarck, Roon und Moltke als Minister zu besitzen. Dem Scharfblick, den er in der Auswahl dieser Männer, der Selbstbeherrschung, die er in ihrer Beibehaltung bewies, kam die Treue und Nachdrücklichkeit gleich, mit der er das mit ihnen festgesetzte Programm durchführte. So bildete sich das einzigartige, seltene Verhältnis, welches den treuen Herrn mit seinen treuen Dienern in gemeinsamer, rastloser Arbeit und gegenseitigem Vertrauen bis an ihren oder seinen Tod zusammenhielt und für die eigenartige Ausbildung des neuen Verfassungslebens in Preussen

und dem deutschen Reich von der grössten Wichtigkeit wurde. Nichts wollte Wilhelm der beschworenen Verfassung abdingen; keine Camarilla sollte, wie in manchem andern, für konstitutionell geltenden Staate, die Wirksamkeit des öffentlichen Ministeriums und der berufenen Volksvertretung lähmen; aber ebensowenig sollte der Staat ein Spielball eigennütziger oder engherziger Parteien werden oder die überlieferten Grundsätze der Staatskunst, durch die Preussen unter den Hohenzollern gross geworden war, um unerprobter Theorien willen über Bord geworfen werden. Wer von uns Älteren gedenkt hier nicht der aufregenden Debatten um die Heeresreorganisation! Wie die Opposition mit der ganzen Heftigkeit, die der Stolz auf ein fehlerlos ausgearbeitetes politisches System zugleich mit dem Bewusstsein der Unverantwortlichkeit verleiht, die Regierung angriff, ihr das Odium der Verfassungsverletzung zuschob und wohl noch schlimmeren Argwohn zu erkennen gab, und wie dann diese Umgestaltung jenes Faktors, der im preussischen Staatsleben seit dem grossen Kurfürsten her für den vornehmsten galt, sich bald darauf als so notwendig beweisen, so herrlich bewähren sollte. Wohl mochte da König Wilhelm jenes Wortes seines königlichen Bruders: »Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition« gedenken und sich zweifelnd fragen, an welchen Zeichen man eine solche Gesinnungstüchtigkeit erkenne, und er mochte auch des anderen Wortes jenes hochgesinnten Dulders eingedenk werden: »Ich will nicht, dass sich ein Stück Papier zwischen mich und mein Volk eindränge«, wenn er sah, wie die Parteien zur Bekämpfung seiner wohlerwogenen Vorschläge sich fester und fester zusammenschlossen. Aber keine Romantik konnte ihn bewegen zur Zurückführung dessen, was unwiederbringlich dahin war, mochte es auch schöner gewesen sein, auch nur den geringsten Versuch zu machen. War das Neue noch nicht vollkommen, so musste es ausgebaut werden, und diesem Ausbau der durch die Verfassung geschaffenen neuen Zustände hat König Wilhelm seine volle Kraft gewidmet.

Zwar eingefleischte Parteiführer und -genossen zu überzeugen, diesen Versuch wird auch König Wilhelm als aussichtslos bald aufgegeben haben. Die Errungenschaften der neuen Aera, die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die Auflösung des deutschen Bundes, jenes verunglückten oder nur zu gut gelungenen Werkes der deutschfeindlichen europäischen Grossmachtspolitik von 1815, welches jede Weiterentwickelung Deutsch-

lands nach seinem grossartigen Aufschwunge hemmte und seine Spitze gegen Preussen richtete, endlich die Niederwerfung des Erbfeindes, der seine langjährige Petulanz endlich mit der verdienten Züchtigung büsste und zu der Einigung aller deutschen Stämme und Staaten, die lange in der Luft gelegen hatte, die willkommene Veranlassung bot, alle diese durch Preussens Kriegsbereitschaft erlangten, nur durch Blut und Eisen zu erlangenden Erfolge, welche Deutschlands Stellung nach aussen mit einem Schlage veränderten und seiner inneren Entwickelung bisher ungeahnte Prospekte eröffneten, acceptierte die gesinnungstüchtige Opposition; aber sie fuhr fort zu opponieren.

Gab ein solches Verhalten unserem Könige nur Veranlassung, seinen Gleichmut zu bewähren, so forderten die neuen Aufgaben, die mit der Bildung des neuen Reiches ihm gestellt wurden, seine schönsten Eigenschaften, werkthätige Milde, Verständnis für die Not des Volkes, für das, was uns allen not that, Liebe zu einer aufbauenden Thätigkeit, Geduld bei dem mühevollen Emporwachsen eines solchen Werkes, zur Bethätigung heraus. Schnell waren die glänzendsten Siege im Felde erfochten worden; langsam nur konnten materielle Not und geistige Roheit im Volke besiegt werden. Waren jene Siege ruhmvoll, so waren diese unscheinbar und brachten Undank und Verkennung. Aber gerade deshalb waren sie nach dem Sinne Kaiser Wilhelms. Zu jenen grossen Massenmorden, die man Kriege nennt, war er blutenden Herzens ausgezogen, nur zum Wohle und zur Rettung des Vaterlandes, und wir erinnern uns wohl, wie seine ernste Haltung von dem vorzeitigen Jubel seiner Gegner abstach, als er 1866 und 1870 von Berlin auf den Kriegsschauplatz sich begab. Aber freudig unternahm er das schwere Werk der Verbesserung der materiellen Lage so vieler Millionen Menschen, die, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, sich durch den ungeheuren Aufschwung selbst, den der Weltverkehr und die Fabrikarbeit genommen hatten, oft dem Mangel und Elend preisgegeben sahen. Er wartete nicht, bis Not und Verbitterung immer grösser wurden; frisch griff er das Werk der sozialen Gesetzgebung an. So hatte er schon bei seiner Ausrufung zum deutschen Kaiser in Versailles feierlich seinen Willen erklärt, »allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung«. In diesem Sinne wurden die kaiser-

lichen Botschaften vom 17. November 1881 und 14. April 1883 erlassen. Sie entrollten ein Programm sozialer Reformen, welches in dem Krankenkassengesetz von 1883 und dem Unfallversicherungsgesetz von 1884 noch zu seinen Lebzeiten eine teilweise Verwirklichung fand. Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz, welches nach jenen vorsichtigen Versuchen den vorläufigen Abschluss dieser Arbeitergesetzgebung bilden sollte, wurde dem Reichstag im Herbst 1888 vorgelegt, aber über den Beratungen starb Kaiser Wilhelm; ein Vierteljahr nach seinem Tode wurde es als Gesetz publiziert, und seit sechs Jahren übt es eine mehr und mehr sich erweiternde, auch die Gegner zur Anerkennung zwingende, segensreiche Wirksamkeit aus.

So hatte König Wilhelm den romantischen Traum von der Auferweckung Kaiser Rotbarts in nüchterne Wirklichkeit übersetzt, aus dem stahlgepanzerten Hohenstaufen war ein Kaiser Weissbart aus dem Hohenzollernstamm geworden, ein Mann im schlichten Bürger- und Militärrock, wie aus dem alten Kaiserreich auf der Grundlage des Lehnswesens ein Bund gleichberechtigter Fürsten, zur Förderung des Gemeinwohls ihrer Staaten und der gemeinsamen Wohlfahrt der deutschen Nation unauflöslich verbunden, ein moderner Verfassungsstaat. Sehr viel anders nahm dieser Bundesstaat sich aus, als er in den dichterischen Köpfen der Deutschen vorher ausgesehen haben mochte; statt des rosigen Schimmers der Verklärung lagerten über ihm finstere Wolken, und an die Stelle des milden Sonnenscheins trat der kalte Sturm. Aber Kaiser Wilhelm liess sich nicht abschrecken; zu praktisch verständig, um sich Illusionen hinzugeben, wusste er, dass jede neue Entwickelungsstufe auch neue Verwickelungen mit sich bringt, und dass jedes erreichte Ziel im Leben der Völker der Ausgangspunkt für eine neue Kraftanstrengung ist. Wer in diesem Wettlauf nicht zurückbleiben will, dem ist keine Rast vergönnt. Auch wusste er es nicht anders, als dass Arbeit der von Gott dem Menschen bestimmte Lebensinhalt und deshalb auch der Segen dieses Lebens ist, und noch auf seiner letzten Lagerstätte, als die Kräfte, die so lange seinen redlichen Willen unterstützt hatten, ihn verliessen, erklärte er, er habe keine Zeit, müde zu sein. Aber in diesem, dem schönsten Punkte ähnelt doch sein Kaisertum dem der alten römischen Kaiser deutscher Nation, dass er, wie sie, es für sein edelstes Privilegium hielt, ein Helfer der Armen, ein Retter der Bedrückten zu sein, Gutes zu spenden

und Wohlthun um sich zu verbreiten, und es wird vielleicht der schönste Stein in der Krone sein, die er selbst durch seine Thaten sich geschaffen hat, ein Stein, der um so heller leuchten wird, je mehr die anderen im Laufe der Zeiten erblassen, dass er der erste Monarch war, der es wagte, mit fester Hand die gefürchtete soziale Frage zu erfassen, und der zur Besserung des Loses der Enterbten auf dem Wege der Gesetzgebung die ersten kräftigen Schritte that.

So war König und Kaiser Wilhelm. Er stand uns in seinem Wesen und Wirken so nahe, er erschien uns so ganz als eine Verkörperung der Tugenden, die wir selbst erstrebten, dass wir darüber fast vergassen, dass er nun, wie die alten römischen Kaiser, der erste Herrscher der Welt geworden war, ein Herr, auf den ferne Völker und Fürsten mit Bewunderung und Verehrung blickten, und dass er Deutschland, das bisher viel umdrängte und verachtete, zu dem geachtetsten Staatswesen gemacht hatte. Wir liebten ihn nur und sorgten vielleicht zu wenig darum, wie wir ihn ehren und auszeichnen sollten. Nun hat er wie zum nachträglichen Hundertjahrs-Angebinde den Beinamen des Grossen erhalten. Dieser Name prangt auf dem morgen einzuweihenden Nationaldenkmal in Berlin, wie auf anderen Denkmälern und Büchertiteln; wird er in das Volk eindringen? Nach meinem Gefühl ist der erste Eindruck, den dieser hohe, stolze Beiname auf uns macht, der einer gewissen Entfremdung; es ist uns zu Mute, als würde der Mann, den wir so viele Jahrzehnte lang uns nahe wussten, dessen Geist uns auch nach seinem Tode noch umschwebte, uns plötzlich in eine unendliche Ferne, gleichsam unter die Sterne entrückt. Wir kennen aus der Geschichte die glänzenden Namen, welche mit dieser Auszeichnung geziert sind. Alexander der Grosse war ein Welteroberer; er vereinigte mit seinen halbwilden Macedoniern die militärische Tüchtigkeit der von seinem Vater unterworfenen Griechen und stürzte mit dieser vereinigten Macht das persische Weltreich; er drang bis an die äussersten Grenzen der damals bekannten Welt vor und kehrte nicht eher um, als bis sein Heer durch einen Aufstand ihn zur Umkehr zwang; er liess dann dies Heer wie zur Strafe auf seinem Rückwege durch die gedrosische Wüste fast zu grunde gehen. Er verbrannte die Königsburg Persepolis und gab sich Grausamkeiten und Ausschweifungen hin. Ein ungestümer Thatendurst beseelte und verzehrte ihn in jungen Jahren.

Karl der Grosse hat seine kriegsgewaltige Regierung ebenfalls durch Grausamkeiten befleckt, unter denen die Hinschlachtung eines ganzen deutschen Volksheeres, welches für seine alte Freiheit und für seine alten Götter gekämpft hatte, wohl die grösste, aber nicht die einzige war. Er brachte den tapferen Sachsen das Christentum mit Feuer und Schwert, statt mit dem Worte des Friedens und des Heiles, mit welchem Christus seinen Jüngern aufgetragen hatte, die Botschaft von der Erlösung zu verbreiten, und mit welchem die irischen und anglischen Sendboten es bisher verbreitet hatten. Er beraubte die Söhne seines Bruders Karlmann des ihnen gebührenden Anteils, den langobardischen König Desiderius seines Königreichs, nachdem er ihm Schmach zugefügt hatte. Allerdings wird das Bild dieser Männer ein anderes, wenn wir auf den Endzweck und Erfolg ihres Handelns sehen. Beide waren mit allen ihren Fehlern und Leidenschaften Kulturträger, gottgesandte Werkzeuge zur Beseitigung abgelebter Zustände und zur Herbeiführung höherer Formen im Leben der Menschheit. Der allgemeine Segen, den sie gestiftet haben, muss uns das besondere Herzeleid vergessen machen, welches sie anrichteten. Aber würde unser Kaiser Wilhelm jemals eingewilligt haben, das Gute um solchen Preis zu thun? Oder sind die Entthronungen deutscher Landesfürsten, die, im Gebiete der preussischen Machtsphäre befindlich, Preussen nicht seine ihm gewiesene Entfaltung gönnten, sondern auf seine Schädigung und Schwächung sannen, mit den Vergewaltigungen eines Alexander oder Carolus magnus zu vergleichen? Als König Wilhelm uns aus einer seit Jahrhunderten empfundenen, nach jedem Versuch, sie zu lösen, wieder neu befestigten Zwangslage befreite, wollte er aus Zartgefühl die alte Kaiserstadt, von welcher uns so lange nur Unheil gekommen war, nicht mit einer Kriegsmacht betreten, und als das Seine-Babel, in welchem man vor einigen Monaten keinen anderen Ruf vernommen hatte als: A Berlin! A bas les Prussiens! endlich aufhören musste, den deutschen Heeren Trotz zu bieten, begnügte er sich mit einer Scheinbesetzung der Stadt, von welcher alles Leid des Krieges ausgegangen war. Das war freilich auch gross gehandelt, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne.

Aber nicht bei fremden Völkern und aus fernen Zeiten brauchen wir uns die Beispiele zu holen, aus denen wir den Begriff der Regentengrösse feststellen wollen; wir sind in der Lage, sie aus unserer eigenen Landesgeschichtc liefern zu können. Der

gesuchte Begriff wird uns alsdann in einem wesentlich andern Lichte erscheinen. Wir haben unter unsern Regenten den grossen Kurfürsten und den grossen König. Beide haben ihr Land wesentlich vergrössert; beide haben ihr Heer persönlich gegen den Feind geführt und ihre Siege selbst gewonnen; aber beide waren doch Männer des Friedens. Ihr Land aus jener schon erwähnten Zwangslage zu befreien, war ihr nächster Zweck; denn sowohl Georg Wilhelm im 30jährigen Kriege wie Friedrich Wilhelm I. hundert Jahre später hatten an der verderblichen habsburgischen Freundschaft festgehalten. Brandenburg bedrohte diese Freundschaft, die es der Übermacht der Schweden und Franzosen überliess, mit vollständiger Vernichtung; dem neuen Königreich Preussen wurden von jenem habsüchtigen Freunde die ihm nach Erbrecht zukommenden Ländergebiete schnöde vorenthalten. Aus dem Gedanken, einer Lage ein Ende machen zu müssen, in der ein Gedeihen Brandenburg-Preussens unmöglich war, aus dem Willen, die von den Vorfahren überkommene, von Gottes Gnaden auferlegte Herrscherpflicht, wie sie es verantworten konnten und mussten, zu üben, ist die weitere Handlungsweise dieser beiden Herrscher hervorgegangen; den einen führte seine Pflicht, nachdem er im westfälischen Frieden schon gezeigt hatte, was ein fester Wille und kluge Benutzung der Umstände zu erreichen vermögen, in die schwedisch-polnischen, dann in die holländisch-französischen Händel. In jenen liess er seinen ersten Verbündeten im Stich und trug zu seinem Untergange bei; aber dieser Verbündete war ein Eindringling, der die Ruhe und Sicherheit der getrennten kurfürstlichen Besitzungen gefährdete und dem Kurfürsten sein Bündnis aufgedrungen hatte; es war der König jener Schweden, die es immer noch nicht ganz verlernt hatten, jenseits des Meeres Beute zu suchen, um sich für die Armut ihres eigenen Landes zu entschädigen und die Friedrich Wilhelm dann im Herzen der Mark, wo sie als Räuber hausten, zur Befreiung seiner gequälten Landeskinder, zur Rettung seiner bedrohten Hauptstadt gründlich aufs Haupt schlug, wie 83 Jahre später der grosse König die von Osten in die Mark eingefallenen, gleich Barbaren mordenden und brennenden Russen. In dem Kriege mit Frankreich vertrat der grosse Kurfürst die von dem Kaiser schmählich verratene Ehre Deutschlands; aber vollständig von ihm im Stich gelassen, von dem mächtigen Ludwig XIV. in seinem eigenen Besitzstande bedroht,

musste er dies edelmütige Unternehmen aufgeben, und Strassburg kam in französische Gewalt.

Friedrich der Grosse begann allerdings, wenn wir seinen eigenen Versicherungen Glauben schenken dürfen, den Kampf um Schlesien, getrieben von Ruhmbegier; allein wie hat er diese jugendliche Äusserung eines lebhaften Charakters, die durch seine französischen Studien mit hervorgerufen sein mochte und vielleicht mehr eine Façon de parler der damaligen Zeit war, in der Drangsal der von ihm begonnenen Kriege, besonders des langen letzten, läutern gelernt! Wie hat er sich in jenen sieben Jahren nach dem Frieden gesehnt und manchmal sich und seinen Generalen das Unmögliche zugemutet und schwere Niederlagen erlitten, weil er mit einem grossen Schlage den Frieden erzwingen wollte! Aber freilich, Schlesien musste behauptet werden. Und als es glorreich behauptet war, als er, »wider den mehr Feinde sich gesellten — Als dir die Nachwelt glauben darf — Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten — Allein entgegenwarf« — in seine lange gemiedene Hauptstadt endlich zurückkehren durfte und durch Nebenstrassen nach dem königlichen Schlosse fuhr, wie hat er sich bemüht, seine Preussen die Drangsale dieses Krieges vergessen zu lassen, die er ihnen nicht hatte ersparen können, wenn er auch gesucht hatte, sie ihnen möglichst fern zu halten, sie vergessen zu lassen, dass er durch eine Münzentwertung auch ihren Besitz einst verringert, dass er seinen Soldaten zugerufen hatte: »Kerle, wollt ihr denn ewig leben!«

Immerhin bleibt zwischen den Gestalten Friedrichs II. und Wilhelms I. ein Unterschied bestehen, der nicht zu übersehen ist. Nicht in der Verschiedenheit der Zeit- und Machtverhältnisse ist dieser Unterschied begründet; denn bei der Abschätzung der persönlichen Leistung kann es nicht darauf ankommen, ob die Kriege mit Zehntausenden oder Hunderttausenden von Soldaten geführt wurden, ob Preussen eine Einwohnerzahl von 5 oder von 30 Millionen besass, und ob die Staatseinnahmen und -Ausgaben nach Millionen oder nach Milliarden beziffert wurden. Die persönliche Tüchtigkeit mochte bei beiden Herrschern dieselbe sein; aber die Art, wie sie sich äusserte, war bei jedem eine andere. Friedrich, der sich den ersten Diener seines Staates nannte, war auch sein eigener Minister und Feldherr. Dass er in einem Schwerin, Finkenstein, Zedlitz, Cocceji, Carmer, Suarez, Herz-

berg tüchtige ausführende Organe besass, dankte er seinem Scharfblick; aber er hatte keinen Bismarck und Moltke. Seine ganz persönliche Regierung liess solche genialen Organisatoren nicht neben ihm aufkommen, eben so wie Wilhelm schon durch die konstitutionelle Regierungsform, ausserdem aber durch sein bedächtig prüfendes, alle Umstände erwägendes, fremdem Urteil zugängliches Wesen an einer solchen Regierungsweise gehindert war. Friedrich war überhaupt in manchen Stücken anders als andere Menschen, und auch als andere Menschen sein sollen und wir selbst es sein möchten. Wir müssen für ihn Ausnahmen von dem gewöhnlichen Moralgesetz verstatten, wie wir es für jeden Mann thun, dessen Thätigkeit eine bedeutende Umgestaltung in den Weltverhältnissen zur Folge gehabt hat. So war es mit Friedrichs mehr oder weniger verneinender Stellung zur Ehe und Familie, zur christlichen Religion, zur deutschen Sprache und Litteratur. So kam es, dass er in seinem Greisenalter einsam dastand und mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu betrachtet wurde, er, der ein so weiches Gemüt besass und für Freundschaft so empfänglich, ja ihrer bedürftig war. Unser Kaiser Wilhelm lebte in seiner Familie und mit seinem Volke; er wollte in seiner Moral und Religion nichts vor dem gemeinsten Manne voraus haben; er nahm an allen geistigen Bestrebungen der Nation in Kunst, Wissenschaft und Sprache regen Anteil. Er war gross mit dem Herzen und Gemüt, gross in dem glücklichen und gesunden Gleichgewicht aller seiner geistigen Kräfte. Seine Grösse hatte nichts Abstossendes, keinen dunklen und geheimen Winkel, welcher der öffentlichen Betrachtung unzugänglich blieb oder vor dessen Betrachtung der gewöhnliche Sterbliche zurückwich. In allem war er uns ein Muster, und was er durch seine glückliche und hervorragende Begabung, mehr noch durch seine gewissenhafte Verwendung der ihm von Gott verliehenen Gaben und sein unerschütterliches Gottvertrauen geleistet hat, übertrifft alles von einem seiner Vorfahren Geleistete und erinnert an das Grösste, was Herrscher der grossen Vorzeit, Begründer grosser Reiche geleistet und erreicht haben. Soll einer solchen Thätigkeit die Bezeichnung der Grösse beigelegt werden, so wird der Begriff der Regentengrösse nicht erniedrigt, sondern erhöht und erweitert werden; er wird das Gute, Edle und Echtmenschliche künftig einschliessen. Wenn wir unsern über das Grab hinaus geliebten Kaiser Wilhelm I. künftig den Grossen nennen, so

werden wir nicht aufhören, ihn als den Gütigen, Frommen und Herzensreinen zu betrachten und zu verehren. Seinem Nachfolger aber, unserm jugendlich kräftigen, unermüdlich strebenden Kaiser Wilhelm II. danken wir, dass er seines Grossvaters Andenken in so hohen Ehren hält, dass er das höchste Prädikat, welches Völker ihren ausgezeichneten Herrschern beizulegen wissen, ihm beigelegt wissen wollte, dass er in seinen Spuren wandelt, fortsetzt und zeitgemäss erweitert, was jener kräftig und vorsichtig begonnen, dass seines Volkes Wohl ihm am Herzen liegt und dass er als ein wirklicher und kraftvoller Herrscher und liebreicher Landesvater sich für die Förderung dieses Wohles verantwortlich fühlt. Wir wünschen ihm, dass der Segen seines Grossvaters, wie seines Vaters, auf ihm ruhen möge, dass das von jenen erlauchten Herrschern begonnene Werk sich als eine feste Grundlage erweise, worauf ihm beschieden sein möge, den Bau der Macht und Wohlfahrt Preussens und des deutschen Reiches höher, schöner, stolzer emporzuführen, zum Segen aller, die unser Vaterland bewohnen. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät Kaiser Wilhelm II., unser allergnädigster König und Herr, lebe hoch! hoch! hoch!



Michelangelos Moses,

ein Deutungsversuch.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. Januar 1898

von

Dr. Richard Thiele,

Gymnasialdirektor.



Auf meiner im vorigen Jahre (1897) unternommenen Reise nach Italien führte mich während meines Aufenthaltes in Rom eine alte Neigung wiederholt zu der erhebenden Betrachtung von Michelangelos weltberühmter Mosesstatue, welche sich in der Kirche San Pietro in Vincoli, also auf der südwestlichen Anhöhe des alten Esquilin, befindet. Auf dem Platze vor der Kirche steht die schönste der neun Palmen Roms, am Abhange des Hügels, mit dem wundervollen Blick auf den Palatin und das Kapitol; in der Nähe lag einst das Landgut der Vanozza Catanei, der Mutter des berüchtigten Cesare und der Lucrezia Borgia.

Die Kirche San Pietro in Vincoli, in welcher einst Gregor VII. zum Papste gewählt wurde, soll Licinia Eudoxia, die Gemahlin des weströmischen Kaisers Valentinians III., zum Andenken an ein Wunder gebaut haben, welches die Legende folgendermassen berichtet: Die Kaiserin Eudoxia Athenais, Gemahlin Theodosius' II., übertrug die zwei Ketten, mit welchen Petrus in Jerusalem auf Herodes' Befehl gefesselt gewesen, und die ein kostbarer Schatz der Christengemeinde in Jerusalem geblieben waren, im Jahre 436 nach Konstantinopel; für die eine Kette, welche in der oströmischen Hauptstadt blieb, wurde daselbst eine herrliche Kirche gebaut, die andere sandte die Kaiserin kurz darauf, noch vor dem Einbruche der Vandalen, nach Rom an ihre oben genannte Tochter Eudoxia. Auf dem päpstlichen Stuhle sass damals Leo I. der Grosse; in Gegenwart des Volkes verglich er diese Kette mit derjenigen, mittels welcher Petrus zu Rom im Mamertinischen Kerker gefesselt gewesen war, — und siehe, aneinander gehalten sollen sich die beiden Ketten zu einer vereinigt haben. Zum Andenken an dieses Wunder errichtete die fromme Kaiserin

jene Kirche, in deren Sakristei in einem Schrein mit hübsch dekorierter Bronzethür die 28 Ringe zählende Kette aufbewahrt und auf Verlangen, allerdings nicht ohne umständliche Weiterungen, gezeigt wird; alljährlich pflegt sie auch am 1. August öffentlich ausgestellt zu werden. Hadrian I. erneuerte kurz nach 772 den Bau, und Leo III., sein Nachfolger, der bekannte Papst, welcher Karl den Grossen krönte, erhob sie zum Kardinalstitel. Als die berühmtesten Kardinäle waren die zwei Päpste aus dem Geschlechte der Rovere, Sixtus IV. (1471 – 1484) und Julius II. (1503 – 1513), ihre Protektoren. Ersterer wölbte das Querschiff der Kirche, letzterer liess, nachdem auch das Grabmal des geistesgewaltigen Kardinals Nikolaus Cusanus [1]) gebaut war, grosse Veränderungen in der Kirche vornehmen, besonders die fünfbogige Vorhalle bauen. Später kam noch unter anderen das Grabmal des trefflichen Kardinals Cinzio Aldobrandini hinzu, des hochherzigen Gönners und Beschützers des unglücklichen Dichters Torquato Tasso. Das aber, was alle Kunstliebhaber hinzieht, ist das Kenotaphion Papst Julius' II. — sein Leib ruht in St. Peter —, dessen herrlichster Teil wieder die Statue des Moses von Michelangelo ist. Weltbekannt und hochgerühmt ist dieses Bildwerk, und bewundernd ruht das Auge auf den ausdrucksvollen Zügen des gewaltigen Mannes, von welchem man annimmt, dass er, der Gesetzgeber seines Volkes, vom Sinai mit den Gesetzestafeln herabgestiegen, von dem Götzendienst der Israeliten erfährt; zornvoll schickt er sich an, den von Jehovah Abgefallenen, denen er eben sein heiliges Gesetz offenbart hat, ihr Unrecht mit Donnerworten vorzuhalten.

So weitverbreitet diese Ansicht ist, so ist sie doch nach meiner Meinung unhaltbar, und sie wurde und ist auch jetzt mehrfach bestritten.

Da nun die bedeutungsvolle Rolle, welche diese Statue und das Grabdenkmal Julius' II. in Michelangelos Leben und damit in der Geschichte der Plastik zur Zeit der Renaissance spielt, weniger genau bekannt ist, so glaube ich es unternehmen zu dürfen, nach einer kurzen Geschichte dieses Grabmales meine Auf-

[1]) Mit seinem eigentlichen Namen Krebs, Sohn eines Schiffers aus Cues an der Mosel, gest. 1465. S. Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I, S. 3—6. — I. J. 1451 war Nikolaus Cusanus auch hier in Erfurt, um den Ablass des Jubeljahres 1450 zu bringen; s. die Chronik Hartung Cammermeisters, herausgegeben von Reiche 1896, S. 127—131.

fassung darüber, was jene Statue bedeute, vorzutragen. Ich will dabei die zwei Fragen beantworten, einmal warum Michelangelo für jenes Papstgrabmal neben den anderen grade diese Statue wählte, die er noch dazu für das bedeutsamste Stück des ganzen Werkes hielt, weil er sie zuerst und so herrlich ausführte, und dann, was der grosse Meister mit ihr darstellen wollte.

Papst Julius II., vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri Giuliano della Rovere genannt, gilt für den Begründer des Kirchenstaates[1]) als eines im Gegensatze zum mittelalterlichen Lehnsstaate modernen Staatsgebildes und wird darum vielfach unter die grossen Päpste eingereiht. Ob er diese Auszeichnung verdient oder nicht, mag hier dahingestellt bleiben, da nach den neuesten Forschungen, namentlich von Moritz Brosch,[2]) auf Grund eingehender, besonders archivalischer Forschungen in Venedig, das Leben und die Thaten des gewaltigen Mannes in eine zwar hellere, aber oft nicht grade günstigere Beleuchtung gerückt sind, so dass von Julius II., welchen allerdings auch Brosch[3]) den kühnsten aller Herrscher auf Petri Stuhle nennt, mehr als von manchem Papste das Dichterwort gilt, es »schwanke sein Charakterbild in der Geschichte«. Doch darauf kommt es für unsere Zwecke weniger an, wichtiger ist, wie Julius II. seinen Zeitgenossen, zu welchen eben Michelangelo gehörte, genauer gesagt, wie er seiner Umgebung erschien. Und da verklangen, nach den schliesslichen Erfolgen des gewaltigen Papstes, der den Kirchenstaat als italienische Territorialmacht geschaffen hatte, »welche sich mit ihrem Besitze breit zwischen Oberitalien und Neapel lagerte,«[4]) die tadelnden Stimmen, die sich zuerst erhoben hatten, immer mehr. Namentlich die Niederwerfung des Herzogs der Romagna, des Cesare Borgia, welcher allerdings vom Standpunkte der Schaffung des Kirchenstaates dem grossen Rovere vielfach die Wege geebnet hatte,[5]) ferner Julius' II. trotz mancher Niederlagen im einzelnen doch im ganzen glückliche Kämpfe gegen Venedig und die Fran-

---

[1]) S. Leop. v. Ranke, Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16 und 17. Jahrh., I, S. 54.

[2]) Im ersten Bande seiner Geschichte des Kirchenstaates, 1880, und schon vorher in einer vortrefflichen Monographie: Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates, 1878.

[3]) Geschichte des Kirchenstaates, S. 28.

[4]) Brosch, a. a. O. S. 28.

[5]) S. Leop. v. Ranke, a. a. O. S. 49—53.

zosen, und die schliessliche Herstellung des Patrimoniums Petri als eines festgefügten und wirklichen Staates,[1]) alles Gedanken, die ein Siebzigjähriger gefasst hatte, ein von Gicht und Krankheit geplagter Greis,[2]) liessen ihn seiner Zeit als einen grossen und glücklichen Herrscher nicht bloss der Kirche, sondern auch in seinem Reiche und in seinem Vaterlande Italien erscheinen. Hatte er ihm doch die Ziele seiner politischen Entwickelung in hehrem Prophetentone mit den stolzen Worten hingestellt: »Fort mit den Barbaren!« — und das hiess: man solle sich bestreben, auf der Apenninhalbinsel jedweder Fremdherrschaft ein Ende zu machen, Gedanken, die Rafael zum Teil in seiner Stanza dell' Eliodoro 1512 verherrlichte, und Ziele, die erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts von dem hochbegabten, aber so lange unglücklichen Volke erreicht sind; allerdings mit seltsamer Ironie des Schicksals in anderer Weise: nicht unter und von dem Papste, wie es auch noch ein Pius IX. in der ersten Zeit seines Pontifikates plante, sondern ohne denselben erreicht, damals aber als die kühnsten Ideen eines heldenhaften Patrioten gelten müssen, weil im Norden Italiens Frankreich, die Schweizer und der Kaiser, im Süden aber die Spanier herrschten. Michelangelo, einer der warmherzigsten Patrioten, welche Italien je besessen hat, denn er war nicht nur von heisser Liebe zu seiner Vaterstadt Florenz erfüllt, sondern auch zu seinem damals so unglücklichen Heimatlande, sah jedenfalls in Papst Julius II. den grossen Mann und den kühnen Helden, welcher Italien zum Teil befreit hatte und unentwegt von grossartigen Plänen erfüllt war, diese Befreiung zu befestigen und weiterzuführen. Darum nahm der Künstler, als ihn der Papst i. J. 1505 nach Rom berief, um das Grabmal des Herrschers noch zu dessen Lebzeiten für die Peterskirche auszuführen, diesen ehrenvollen Auftrag gern, ja mit Feuereifer an. Wie wenig ahnte er, welchen Schmerzensweg er dadurch beschritt, als er eine Aufgabe übernahm, welche ihm 40 Jahre seines Lebens, die der vollkräftigsten Schaffenszeit, vom 30. Lebensjahre an, verbittern sollte! Denn das ihm 1505 übertragene Werk, das ganz anders geplant war, als es nachher ausgeführt wurde, kam erst nach viermaliger Abänderung i. J. 1545 zum Abschluss. Vergegenwärtigen wir uns jetzt im Anschluss an bekannte Führer

---

[1]) S. Leop. v. Ranke, a. a. O. I, S. 55—57.

[2]) S. Brosch, a. a. O. S. 28.

(Knackfuss,[1]) Ludwig Geiger,[2]) Gsell-Fels[3]) u. a.) und auf Grund von Michelangelos eigenen Briefen kurz die Geschichte des merkwürdigen Grabmales!

Nach eingehender Rücksprache und Beratung zwischen dem Papste und dem Künstler wurde i. J. 1505 festgesetzt, dass das Grabmal von ausserordentlicher Pracht sein sollte, »ein vierseitiges Gebäude in zwei Geschossen, mit mehr als 40 überlebensgrossen Marmorfiguren und zahlreichen ehernen Flachbildwerken geschmückt«. Aufgestellt sollte es in der Peterskirche werden, und als diese sich zu klein, ja teilweise baufällig erwies, fasste der hochstrebende Geist des Papstes den Gedanken eines Neubaues der alten, schon gewaltigen konstantinischen Petersbasilika,[4]) für welchen sich bereits ein halbes Jahrhundert vorher (1450) Papst Nikolaus V. entschieden, den er aber nur kaum begonnen hatte. Der grosssinnige Baumeister Bramante musste den Plan der neuen Peterskirche entwerfen, dieser herrlichsten und grössten Kathedrale der katholischen Christenheit, in deren Rotunde das Grabmal des Bauherrn, des Papstes Julius' II., als Abschluss kommen sollte. Mit wahrem Feuereifer ging Michelangelo an die Ausführung des grossartig gedachten Werkes. Er begab sich sofort nach Carrara, wo er für 1000 Dukaten Marmorblöcke ankaufte, ja er nahm, kaum dass die Blöcke an Ort und Stelle roh zugehauen waren, sogleich ein paar Figuren für das Grabmal eigenhändig in Arbeit. Acht Monate, bis zum Ende des Jahres 1505, blieb er in Carrara; im Anfange des Jahres 1506 wurden die Marmorblöcke in Rom vor der Peterskirche abgeladen, und ein Haus am Petersplatze als Werkstatt für Michelangelo eingeräumt; es wurde mit dem Vatikan durch einen Gang verbunden, damit der Papst den Künstler zu jeder Zeit bei der Arbeit besuchen könnte. Es war das Jahr 1506, in welchem die Laokoongruppe bei den sette sale, die einst zu den Thermen des Tituspalastes gehört hatten, also nahe bei San Pietro in Vincoli, aufgefunden wurde; zu gleicher Zeit liess Julius II. den 10 Jahre vorher bei Antium gefundenen Apollo di Belvedere im Vatikan aufstellen! Aber merkwürdig: gerade in diesem Jahre erlahmte bedauerlicherweise der Papst in seiner Begeisterung für das Grabmal und übertrug dem grossen Meister

---

[1]) Michelangelo, 1895.

[2]) Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, 1882.

[3]) Rom und die Campagna [4], 1895.

[4]) S. u. a. Ranke, a. a. O. I, S. 69—70.

die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle, welche Julius' II. Oheim und dritter Vorgänger Sixtus IV. als päpstliche Hauskapelle i. J. 1473 durch den Florentiner Giovanni de' Dolci hatte bauen lassen. Michelangelo weigerte sich zwar zuerst; ja er nahm dem Papste, welcher über die Mahnung des Künstlers, das Grabmal erst zu vollenden, erzürnt gewesen zu sein scheint, die fast schnöde Behandlung, die er durch Julius II. erfahren musste, sehr übel. Lesen wir doch von ihr in dem Briefe Michelangelos an den Architekten Giulio da Sangallo vom 2. Mai 1506, dass der Papst ihn vom Karsamstag bis zum Freitage nach Ostern nicht vorgelassen habe. So unmutsvoll war Michelangelo, dass er am folgenden Tage Rom plötzlich und heimlich verliess, um sich nach seiner Vaterstadt Florenz zu begeben. Erst nach längeren Bitten des Papstes und auf dringende Vorstellungen seiner Freunde entschloss sich der Meister im November 1506 nach Bologna zu kommen, wo der Papst sich damals aufhielt, nachdem er diese Stadt durch den Marchese Francesco Gonzaga von Mantua, den Gemahl der geistvollen und edlen Isabella von Este,[1]) hatte unterwerfen lassen. Dort vollendete der Meister, mit Julius II. ausgesöhnt, das am 21. Februar 1508 aufgestellte, aber schon i. J. 1511 aus Parteihass von den Bolognesen zerstörte Kolossal-Erzstandbild Julius' II. und kehrte im Mai 1508 nach Rom zurück, um nun doch, dem Willen des gewaltigen Papstes sich beugend, die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle, wohl mit seine berühmteste und herrlichste Leistung als Maler, zu beginnen. Diese bewundernswerte Schöpfung, in deren Lob sich Jahrhunderte nicht genugthun konnten, beschäftigte ihn bis tief ins Jahr 1512 hinein. Bald darauf, am 21. Februar 1513, starb Julius II.; der Kardinal Giovanni de' Medici folgte ihm auf dem Stuhle Petri als Leo X. In den letzten Tagen seines Lebens, nach Vollendung der Sixtinischen Decke, war zwar Julius II. auf den alten Plan zurückgekommen und hatte dem Meister erklärt, er wolle ihn nun nicht länger von der Ausführung des so lange vernachlässigten Grabmales abhalten; aber da er fühlte, er würde die Vollendung nicht erleben, so übertrug er seinem Notar Lorenzo Pucci, nachmals Kardinal der Kirche Santi Quattro Coronati, und seinem Vetter Grossi della Rovere, Kardinal von Agen, testamentarisch, das geplante Grab-

---

[1]) Siehe: Eine italienische Fürstin aus der Zeit der Renaissance, von Henry Thode, Neue Heidelberger Jahrbücher, VI, 1896, S. 129—151.

mal nach seinen und des Künstlers ursprünglichen Absichten durch Michelangelo ausführen zu lassen. Da man befürchtete, der neue Papst, von früher Michelangelo wohlgewogen, ja befreundet, werde dem grossen Künstler weitgehende Aufträge geben, schloss man bereits am 13. Mai 1513 einen Vertrag über das Grabmal, welcher noch heute im Buonarrottischen Hausarchiv zu Florenz aufbewahrt wird, und dem der Meister eine Beschreibung des geplanten Denkmales und ein Holzmodell beigegeben hat. Innerhalb 7 Jahren sollte das jetzt nur nach 3 Seiten freie Grabmal für den Preis von 16500 Dukaten hergestellt werden. Knackfuss[1]) berichtet nach dem Vertrage über dasselbe und nach Michelangelos Beschreibung folgendes: »Der viereckige Unterbau, der in der Frontbreite 20 Palmen (ungefähr 5 Meter), in der Länge von der Vorderfront bis zur Kirchenwand 35 und in der Höhe 14 Palmen messen soll, bildet eine geschlossene Masse, die an jeder ihrer drei freien Seiten über einen ringsum laufenden Sockel durch 2 von Pilastern eingeschlossene Nischen belebt wird. In jede der 6 Nischen kommt eine Gruppe von 2 Figuren. vor jedem der 12 Pilaster eine einzelne Figur; diese 24 Figuren sind um ungefähr ein Siebentel grösser als lebensgross. In den Flächen zwischen den Tabernakeln — so werden die Nischen mit Einbegriff ihrer architektonischen Umrahmung von Pilastern, Fries, Architrav und Gesims genannt – werden halberhabene Bildwerke angebracht, bezüglich derer die Entscheidung noch aussteht, ob sie in Marmor oder in Erzguss ausgeführt werden sollen. Auf dem Unterbau steht ein von 4 Füssen getragener Sarkophag, auf welchem die Figur des Papstes Julius' II. ruht; zu seinen Häupten befinden sich jederseits 2 Figuren; ausserdem umgeben 6 sitzende Figuren (über jedem Tabernakel eine) den Sarkophag. Diese 11 Figuren bekommen doppelte Lebensgrösse. In dem Kapellchen, welches an der Wand über die Figuren des Obergeschosses emporwächst, befinden sich 5 Figuren, die, weil sie vom Auge des Beschauers am weitesten entfernt sind, grösser werden als alle übrigen. Die Höhe des Kapellchens wird auf 35 Palmen bemessen, so dass die Gesamthöhe des Grabmals ungefähr $12\frac{1}{2}$ Meter betragen würde.«

Im Obergeschosse sollten sich also 6 Figuren befinden: 2 weibliche, das thätige und das beschauliche Leben,

[1]) a. a. O. S. 54 f.

und 2 männliche, Moses und Paulus, sollten an den 4 Ecken sitzen; am Sarkophage aber sollte ein weinender Engel, die darüber trauernde Erde, dass sie einen Mann wie Julius II. verloren hat, und ein lachender Engel stehen, der Himmel, der sich über die Aufnahme desselben freut. Im Untergeschosse wurde geplant, an den Pfeilern gefesselte Gefangene hinzustellen, die man wohl mit Giorgio Vasari, Michelangelos jüngerem Zeitgenossen und treuestem Bewunderer, dem berühmten Verfasser der Geschichte der italienischen Künstler, am besten als Verkörperungen der vom Papste Julius II. der Botmässigkeit des päpstlichen Stuhles unterworfenen Provinzen ansieht. — Wir skizzieren natürlich hier nur das, was für unsere Frage wichtig ist, ohne auf andere Quellen zur Kenntnis jenes so herrlich und grossartig gedachten Grabmales einzugehen, von denen wohl am wichtigsten eine in der Sammlung der Uffizien zu Florenz aufbewahrte Skizze vom unteren Teile des Grabmales ist. Erwähnt sei nur noch, dass Michelangelo von jenen Gefangenen zwei ausgeführt hat. Der Meister hat sie später an den in Lyon ansässigen Florentiner Roberto Strozzi kurz vor der Vollendung des völlig veränderten Grabmales geschenkt, nachdem er in dessen Hause in einer schweren Krankheit gepflegt war. Sie gelangten dann in den Besitz des Kardinals Richelieu, von dessen Familie sie der französische Staat erwarb und im Louvre aufstellte, wo sie sich noch jetzt befinden. Vier andere dieser Gefangenen, allerdings nur aus dem Rohen gehauene Gestalten, stehen in einer Grotte des Boboligartens beim Palazzo Pitti in Florenz. – Mit dem ganzen Gluteifer, welcher seiner grossen Seele eigen war, widmete sich jetzt Michelangelo der Herstellung des Grabmales, und in der Zeit nach 1513, aber vor 1516 hat er den Moses ausgeführt: er stand noch unter den unmittelbaren Eindrücken, welche die gewaltige Gestalt des eben verblichenen Julius' II. auf ihn ausübte, zu der die meisten Zeitgenossen, besonders seine nähere Umgebung, mit Staunen und Bewunderung emporsahen. Trotz alledem ging die Vollendung des Werkes nicht so rasch von statten, als man erwartet hatte. Darum entschlossen sich die Testamentsvollstrecker Papst Julius' II. zu einer erheblichen Verkleinerung des Grabmales. Michelangelo willigte ein, und so kam der Vertrag vom 8. Juli 1516 zu stande: die Verkleinerung sollte in einer Verringerung der Tiefe bestehen, so dass[1]) »der Unterbau, dessen Gliederung

[1]) S. Knackfuss, a. a. O. S. 58.

durch Pilaster und Nischen, dem schon begonnenen Figurenschmuck entsprechend, beibehalten wurde, an den Seitenwänden nur je eine Nische bekam«. Da so die früheren Langseiten zu Schmalseiten wurden, auch der Sarkophag eine der Langseiten anstatt das Fussende nach vorn zeigen sollte, musste das Ganze um 11 Ellen verbreitert werden; Ober- und Untergeschoss sollten in Breite und Tiefe gleich werden, die Zahl der sitzenden Kolossalfiguren aber, da nur noch 4 Nischen vorhanden waren, auf 4 beschränkt und dieselben im Rahmen der Architektur, nicht mehr vor derselben aufgestellt werden. Bis 1525 sollte das Werk fertig werden, der Künstler aber vor der Vollendung kein anderes grösseres Werk übernehmen dürfen. Dieses Versprechen konnte freilich Michelangelo nicht halten, da Papst Leo X. nach einigem Abwarten wirklich die Dienste des Meisters in Anspruch nahm, ebenso der zweite Nachfolger und Verwandte desselben Clemens VII., der schon als Kardinal Giulio de' Medici den grossen Künstler zu gewinnen gesucht hatte und ihn nun als Papst die Mediceergräber in Florenz zu schaffen gewissermassen zwang. Die Kardinäle Pucci und della Rovere wurden von dem Papste mit dem Versprechen beruhigt, dass Michelangelo ab und zu auch in Florenz an den Figuren des Grabmales arbeiten dürfe. Somit wagte auch der nächste lebende Verwandte Julius' II., der Herzog von Urbino Francesco Maria della Rovere, nicht, dem so energisch kundgegebenen Willen des Papstes zu widersprechen. — So vergingen wieder mehrere Jahre, aber Michelangelo konnte keine Ruhe finden, ehe er nicht sein Versprechen den Erben Julius' II. eingelöst oder ihm der Rücktritt vom Vertrage gestattet worden wäre. Im Frühjahre 1532 war er deshalb wieder in Rom, um die Sache zu ordnen. Er bot 2000 Dukaten als Schadenersatz, wenn man erlaubte, dass das Grabmal von einem anderen fertig gemacht würde. Doch sein Freund Sebastiano del Piombo wies auf den unvergleichlichen Kunstwert dessen hin, was Michelangelo schon für das Grabmal gearbeitet hatte, und so gelang es ihm durchzusetzen, dass der Meister die 2000 Dukaten nicht nur nicht zu geben brauchte, sondern erhalten sollte, wenn nur unter seiner persönlichen Leitung und Beihilfe durch Zeichnungen und Modelle, die er anzufertigen hätte, das Grabmal vollendet würde; die Zahl der am Grabmale zu verwendenden Figuren wurde jetzt auf 6 beschränkt, die fertig in Rom oder angefangen in Florenz standen. Der dieses alles ordnende Vertrag wurde am 29. April 1532 ge-

schlossen, und in ihm wurde auch festgesetzt, da man nach der notwendig gewordenen Beschränkung von der Peterskirche absehen musste, das Denkmal in der Kirche San Pietro in Vincoli, deren Titel Julius II. als Kardinal gehabt hatte, aufzustellen. Doch auch jetzt war es dem Meister noch nicht vergönnt, zum Abschlusse zu kommen, da ihn nach Clemens' VII. Tode der neue Papst Paul III. (Alessandro Farnese) ganz für sich in Anspruch nahm, mit den charakteristischen Worten, als Michelangelo auf den Vertrag mit dem Herzoge von Urbino hinwies: »Dreissig Jahre habe ich mich danach gesehnt, und jetzt, wo ich Papst bin, soll ich's mir versagen; ich zerreisse den Vertrag!« Und dann übertrug er Michelangelo die Schöpfung des gewaltigsten aller Gemälde, in welchem selbst des grossen Meisters gottbegnadetes Genie sein Höchstes vollbringen sollte, des »Jüngsten Gerichtes« in der Sixtinischen Kapelle. Als dieses i. J. 1541 fertig geworden war, kam dann endlich auch das Juliusgrabmal zum Abschlusse, nachdem der Herzog von Urbino i. J. 1542 erklärt hatte, dass er mit den 3 für das Denkmal von Michelangelo bereits vollendeten Statuen, des Moses und der 2 »Gefangenen«, zufrieden sein wolle. Da die Gefangenen aber nicht mehr zu der jetzigen Gestalt des Grabmales passten, so entschloss sich Michelangelo, da er doch selbst 3 Statuen liefern wollte, für die unteren Nischen, indem er auf den allerersten Entwurf zurückging, die überlebensgrossen Statuen des beschaulichen und thätigen Lebens, Rahel und Lea, zu schaffen. Der letzte Vertrag datiert vom 20. August 1542, endlich i. J. 1545 wurde das Grabmal, wie wir es jetzt in der öfters genannten Kirche San Pietro in Vincoli erblicken, fertig. Der ornamentale Aufbau ist von Giovanni de' Marchesi und Francesco d' Amadore aus Urbino. Im Oberschosse liegt auf einem Sarkophage gebettet Papst Julius II. von Maso del Bosco; in den Nischen rechts befindet sich ein Prophet, links eine Sibylle, die Michelangelo begonnen, aber Raffael da Montelupo vollendet hat. Über dem Papste sitzt die Madonna mit dem Jesusknaben, welcher einen Vogel, das Symbol der Seele, hegt, nach dem Entwurfe Michelangelos. Der untere Teil des Denkmales zeigt die Anordnung, wie sie für das Obergeschoss des ursprünglichen Grabmales geplant war: zu den Seiten eines Mittelfeldes zwei von Hermenpfeilern (Giacomo della Luca schuf sie) eingeschlossene Nischen; in ihnen stehen Rahel und Lea, deren erstere Condivi eine Frau von seltener Schönheit nennt, die mit Antlitz und

Händen zum Himmel gekehrt nur Liebe atme, während Lea darum einen Spiegel halte, in welchem sie sich aufmerksam betrachte, weil jede That aus reifer Überlegung hervorgehen solle. In dem engen Mittelbau aber sitzt der gewaltige Moses, leider jetzt zu ebener Erde, obschon er ursprünglich für eine hohe Aufstellung berechnet war. —

Wie kam nun Michelangelo dazu, für das Grabmal des Papstes Julius' II. von allem Anfang an die Statue des Moses zu wählen? — Vielleicht hatte sie der Papst selbst gewünscht, da er sich ihm wahlverwandt fühlte und in ihm ein Vorbild seiner eigenen Bestrebungen sah. Wir wissen dies nicht, finden auch nirgends eine dahingehende Andeutung. Aber mag auch dem selbst so sein, so leiteten den Meister, falls es sich um eine Zustimmung, und nicht um eine eigene Idee, die ich aber annehme, handelte, doch noch andere Gedanken. Moses erscheint von Anfang an in der christlichen Kirche als Vorgänger des Heilandes. Schon Petrus weist in seiner gewaltigen Predigt im 3. Kapitel der Apostelgeschichte[1]) (nach den Worten des 18. Kapitels im 5. Buche Moses) auf Christus als auf einen Propheten in der Kraft des Moses hin. Petrus selbst aber gilt in der katholischen Kirche als der Statthalter Christi auf Erden, und als Petri Nachfolger haben die römischen Päpste sich selbst bezeichnet. Schon in den ergreifend einfachen Gemälden in den Katakomben Roms[2]) ist Moses oft sinnbildlich dargestellt, z. B. in der Katakombe der Domitilla, in den Kallistuskatakomben und anderwärts: Moses, welcher seine Sandalen auszieht, bevor er hingeht, um mit Gott im brennenden Busche zu reden, oder auf dem Berge Sinai das Gesetz aus Gottes Hand empfangen hat, versinnbildlicht die Ehrfurcht, »mit welcher der Christ sich zum Gebet mit Gott anschicken und den heiligen Geheimnissen nahen soll«. Besonders häufig aber wird Moses dargestellt, wie er aus dem Felsen Wasser schlägt (Katakombe der heiligen Agnes, Katakombe zu den zwei Lorbeerbäumen, Kallistuskatakombe) als Sinnbild der allen Durst nach dem Heile stillenden Gnade der christlichen Kirche, im besonderen der Taufgnade, nach einem Gesetze der sinnbildenden altchristlichen Kunst in Gegenüberstellung mit Christus, welcher den Lazarus auferweckt, wobei in beiden Bildern die göttliche

---

[1]) Vers 22.

[2]) S. A. Kuhn, Roma [4], 1887, S. 36. 62. 65. 70. 79. 83. 94 f. 113.

Allmacht dargestellt werden soll. Dem entsprach ja auch das, was Michelangelo, als er i. J. 1508 die Bemalung der Decke in der Sixtinischen Kapelle übernehmen musste, in dieser päpstlichen Hauskapelle vorfand, welche der erste der zwei Roverepäpste hatte bauen lassen, wie wir oben erwähnten: die vor 1484 vollendeten Gemälde; an der linken Wand, rechts vom Altar die Darstellungen aus der Geschichte des Moses durch die bis dahin tüchtigsten umbrischen und florentinischen Meister Pietro Perugino (den Lehrer Rafaels), Sandro Boticelli, Cosimo Roselli und Luca Signorelli, welche die Verheissung gleichsam aussprachen, während an der rechten Wand, links vom Altar, die jenen mosaischen Typen entsprechenden Darstellungen aus dem Leben Jesu die Erfüllung dazu darstellten, welche dieselben Meister und noch dazu Domenico Ghirlandajo schufen. — Wenn dann Moses in der Kallistuskatakombe auf dem Wege nach dem Sinai jugendlich und bartlos dargestellt wird, so entsprach das dem Alter, das die bildnerische Überlieferung für Moses annahm; wenn er aber eben dort in der Kraft des Mannes mit vollem Barte, das Wasser aus dem Felsen schlagend, erscheint, so ist er hier nicht der Moses der heiligen Geschichte, sondern ein Sinnbild des Mannes, welcher die Gnade der Kirche nach katholischer Auffassung verwaltet, Petrus, dessen überlieferte Züge er auch in diesem zweiten Gemälde trägt. Deshalb steht über dem Haupte dieser Gestalt charakteristisch auch von einer anderen Hand »Petrus« geschrieben. So fasst es auch die Lehre der katholischen Kirche auf, denn der Kirchenvater Augustinus nennt Moses das »Vorbild Petri«, da Moses für die Israeliten das ist, was nach katholischem Glauben Petrus für die durch Christus Erlösten ist, Führer und Haupt, ihr oberster Gesetzgeber, Richter und Lehrer, und Prudentius, der bedeutendste christliche Dichter des 4. Jahrhunderts, bezeichnet Petrus gradezu mit »Führer des neuen Israel«, der an den Felsen schlägt, welcher ist Christus, wie der Apostel Paulus sagt.[1]) Diese Stellung des Moses vor und des Petrus nach Christus wird dadurch noch bekräftigt, dass ausser Christus nur Moses als alttestamentliche Figur und Petrus als Vertreter des neuen Bundes den Stab führen, das Sinnbild der Fülle hohenpriesterlicher Macht, denn diese vereint königliche und richterliche Macht. So finden wir ihn z. B. auf

---

[1]) 1. Kor. 10, 5.

mehreren Steinsärgen mit reichem Bildschmucke in den Sammlungen des Lateran. Erscheint somit Moses als alttestamentlicher Vorgänger des Petrus, so lag es für Michelangelo im allgemeinen nahe, ihn beim Grabmale eines Papstes, den er wie alle seine Zeitgenossen — wir befinden uns in den Jahren 1505 und 1506 als den Jahren der Konception der Idee, und i. J. 1516 als dem Jahre der Ausführung — für den Nachfolger Petri hielt, als sinnbildliche Figur anzubringen; damit stimmt noch überein, dass nach dem ersten Entwurfe (im Vertrage vom 13. Mai 1513) Moses die Parallelfigur zu Paulus, dem anderen Apostelfürsten neben Petrus, sein sollte. Und noch dazu dieses Papstes, Julius' II., mit welchem »il gran capitano degli Ebraei« noch eine besondere Ähnlichkeit hatte. Wie Moses als der eigentliche Begründer des israelitischen Staates, der Theokratie, gelten muss, gleichgiltig, wieviel er selbst davon ausführte, und dass er selbst nicht die Israeliten ins gelobte Land hineinführen, sondern es nur vom Berge Nebo aus von ferne sehen durfte und dann sterben musste,[1]) so ist Julius II. der Begründer des Kirchenstaates als eines wirklichen und modernen Staates gewesen. Denn was war dieser Staat vor ihm? Ein Gebilde,[2]) mehr zerklüftet als je das deutsche Reich, eine Hydra von Tyrannenköpfen in sogenannten städtischen Republiken, die aber nichts mehr von republikanischen Freiheiten besassen als den Namen. Geboten doch in diesen Mitteldingen zwischen Principat und Tyrannis in Città di Castello die Vitelli, in Perugia die Baglioni, in Pesaro die Sforza, in Rimini die Malatesta, in Camerino die Varano, in Faenza die Manfredi, in Bologna die Bentivogli, und herrschten doch mehr oder weniger gut über Forli und Imola die Riarii, in Urbino die Montefeltri und in Ferrara die Este; ja in Rom selbst waren nicht die Päpste die Herren, sondern die grossen Baronalgeschlechter, vor allen die Orsini und Colonna, — Verhältnisse, die nur denkbar sind, wenn man einen Grundsatz der damaligen Politik festhält, besonders in Italien, dass längere Zeit behaupteter Besitz diesen ipso facto zu einem legitimen mache. So kam es, dass alle die Länder und Landesteile, deren Gewaltherrscher zwar Lehnsleute des Papstes, aber oft zugleich Condottieri auswärtiger Mächte waren, ihren Lehnzins nur

---

[1]) S. 5. Buch Mosis XXXII, 49. 52 u. XXXIV, 1—5.

[2]) S. Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, I, S. 7 ff.

nach Gefallen zahlten, wobei die Mächtigeren diejenigen, welche ihnen zinsten, aber geringere Macht hatten, rücksichtslos auspressten, die päpstliche Herrschaft aber kaum dem Namen nach beachteten, oft kaum überhaupt nur anerkannten. Und wie hier im kleinen, war es denn im grossen anders? Hatten doch Neapel, das ja der römischen Kurie lehnspflichtig war, oder England, dessen Könige Heinrich II. und Johann ohne Land sich einst zu Vasallen des päpstlichen Stuhles erklärt hatten, oder Portugal, Arragon und Polen, alles Reiche, die vom päpstlichen Standpunkte aus als Lehnsgut St. Petri betrachtet wurden, schon längst sich volle Unabhängigkeit vom römischen Stuhle erworben. Man hat daher mit Recht gesagt:[1]) »Das päpstliche Staatensystem des Mittelalters konnte die kühnen Fiktionen, auf denen es beruhte, angesichts der gegebenen Machtverhältnisse nicht länger aufrecht erhalten.« Es gilt nur noch den unmittelbaren italienischen Besitz zu retten! Und dieses hat Julius II. vermocht, nachdem ihm Alexander VI. mächtig vorgearbeitet hatte![2]) Julius II. hat den Kirchenstaat, wie er als italienische Territorialmacht bis über die Mitte unseres Jahrhunderts bestand, geschaffen als »ein todesmutiger Krieger und Held, der an seinen Beruf sein Leben setzt und also das Leben in seinen vielfältigen Erscheinungsformen bezwingt.«[3]) Als so mächtiger Krieger wollte Julius II. dargestellt werden; denn als ihn Michelangelo, da er des Papstes oben erwähntes Erzstandbild für Bologna zu arbeiten begann, fragte, ob er ihn mit einem Buche — doch wohl der heiligen Schrift — darstellen sollte, antwortete ihm der Papst: »Was sprichst du mir von Büchern; gieb mir einen Degen in die Hand.« Und das Bild, das Rafael von dem gewaltigen Papste doppelt malte, vor dem wir staunend in den Uffizien wie im Pittipalast zu Florenz stehen, schildert A. Springer in seinem trefflichen Buche »Rafael und Michelangelo« (1876) herrlich so:[4]) »So wie er dasitzt, die Arme leicht auf die Lehnen des Stuhles gestützt, das tiefliegende Auge scharf prüfend auf den Beschauer gerichtet, mit festgeschlossenen Lippen, grosser kräftiger Nase, mächtigem, bis auf die Brust reichendem weissen Barte, ruft er die Beschreibungen der Zeitgenossen lebendig in

[1]) Brosch, a. a. O. S. 13.
[2]) S. Leop. v. Ranke, Die röm. Päpste, I. S. 48 ff.
[3]) Brosch, Gesch. d. Kirchenstaates S. 13.
[4]) S. Geiger, a. a. O. S. 277 f.

die Erinnerung. Ein gar gewaltiger Herr, unablässig thätig und mit grossen Plänen beschäftigt, auf die niemand Einfluss gewinnen kann, der dagegen alle beherrscht! Er hört wohl die Meinung anderer an, entscheidet aber nach seinem Gutdünken, nach seiner Einsicht. Alles an ihm überschreitet das gewöhnliche Mass, seine Leidenschaften wie seine Entwürfe. Sein Ungestüm, sein Jähzorn verletzten seine Umgebung, doch wirkte er nicht Hass, nur Furcht. Ebenso erregten seine Pläne wohl Staunen, aber nicht Unglauben, denn weit entfernt von phantastischen Träumen, hielt er stets für die Erfüllung seines Willens reiche Mittel bereit.« Darum nennt das Bild Gsell-Fels ein Gemälde von monumentaler Individualität, den Papst aber schildert treffend ein Zeitgenosse als »magnarum semper molium avidus«. Und so erschien er auch Michelangelo, welcher ihm in seiner Feuerseele kongenial war, kongenial auch mit dem kraftvollen und mutigen Gesetzgeber und Führer seines Volkes im alten Bunde, dem auch der gewaltige Zorn das hochschlagende Herz erfüllte, wenn er das eigne Volk so oft auch seine besten Pläne vereiteln sah. Und nun das Verhältnis, in welchem Papst Julius II. zur Kunst stand! So wenig er die Wissenschaft gefördert hat, so enthusiastisch liebte er das Schöne: er schmückte sein Rom mit grossartigen Bauwerken; war er es doch, der nach den Ansätzen unter Nikolaus V. wirklich den Gedanken fasste, die Peterskirche neu zu bauen und den Vatikan zum grössten Palaste der Welt auszubauen, und der Bramante beide Baue übertrug, wie er auch Rafael den Auftrag gab, die weltberühmten Stanzen in der früheren Wohnung Nikolaus' V. zu malen; allerdings wurden sie erst unter Leo X. vollendet. Hatte er doch auch das Glück, geistesgewaltige Mitarbeiter zu finden und in einer Zeit zu leben, in welcher man die wunderherrlichsten Reste des Altertums auffand, die Laokoongruppe und den Apoll von Belvedere. Und doch war es ihm nicht vergönnt, die Blütezeit der Renaissance in ihrer vollen Schöne zu sehen: wie Moses das heilige Land, sah er sie nur von ferne! Doch that er das Grösste und Beste: so Moses und nicht Josua, wie Julius II. und nicht Leo X., welcher der wahre Papst der Renaissance heisst,[1]) dem aber dieser Ruhmestitel unbilligerweise zu teil wurde. Wie nun der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten und ihr Leben in der Wüste bis zum Einzuge in das

[1]) S. L. v. Ranke, a. a. O. I, S. 71 ff.

gelobte Land der beste Teil ihres Heldenzeitalters ist, so ist »das Zeitalter Julius' II. das Heldenalter der italienischen Kunst«.[1]) Darum, meine ich, fasste der grosse Künstler Michelangelo den Plan, dem grossen Kunstbeschützer Julius dem Zweiten in des herrlichsten Grabmales hehrster Statue, dem Moses, den tiefsinnigsten Zoll der Dankbarkeit auch nach dieser Seite abzustatten. Und dem entspricht nun die Haltung, in welcher Moses dargestellt ist. Die Ansätze der Hörner an der Stirn sind verschieden erklärt, teils als Symbole der Kraft (in Anlehnung an die sonderbare Übersetzung der Vulgata, denn Exodus XXXIV, 29 hat sie das hebräische Wort karan mit cornutus wiedergegeben), teils als eine sinnbildliche Darstellung der Lichtstrahlen, die von Moses ausgehen, und dieses meint jene Exodusstelle, — weil er des Umganges mit Gott gewürdigt ist; sie stören jedoch nur, möchte man sagen. Aber die ganze Haltung ist die des sinnenden Ernstes. Wir haben im Berliner Münzkabinett[2]) eine Medaille von dem berühmten Mailänder Goldschmied und Bildhauer Caradosso, modelliert und gegossen 1506, welche auf der Vorderseite das Bild des Papstes Julius' II. zeigt, auf der Kehrseite die Ansicht der Peterskirche nach Bramantes Entwurf. Zwar ist hier der Papst in der Freiheit der Kunst, die man ihr zugestehen muss, bartlos dargestellt, aber die Züge erinnern an den Moses Michelangelos: dasselbe strenge Profil, hohe Stirn, hervortretende Backenknochen, energische Nase, fester Mund. Auf Rafaels Bildern, von denen wir oben berichteten, fehlt auch der langherabwallende weisse Bart nicht, den sonst die Bilder Julius' II. zeigen, ich erinnere nur an Rafaels Stanza dell' Eliodoro, linke Wand, die wunderbare Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem: Julius II. wird voll Majestät auf der Sedia gestatoria hereingetragen.

Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gemacht, wie ich noch einmal ausdrücklich betonen möchte, eine ästhetische Würdigung der Statue zu geben, welche ebenso überschwänglich gelobt worden ist als die höchste Schöpfung der modernen Plastik — »unsern Zeus von Olympia« nennt sie ein begeisterter Mund —, wie sie herbe von Kunstkritikern und aus anatomischen Rücksichten von Medicinern getadelt ist. Die Wahrheit liegt wohl, wie so oft, in der Mitte: schön, ja erhaben ist dies Bild-

---

[1]) So Geiger, a. a. O. S. 277.
[2]) S. Geiger, a. a. O. S. 277.

werk, und doch menschlich fassbar. Als Michelangelo den Moses schuf, war Papst Julius II. nicht mehr, es herrschte der Mediceer Leo X. So aber war dem Künstler der gewaltige Papst im Gedächtnisse, wie er sinnend auf seinem päpstlichen Throne sass, der Herrscher über Welt und Himmel, der Gesetzgeber seiner Zeit, ein grosser Politiker und Heerführer, in gewaltigem Herrscherzorne Könige und Staaten bannend. Darum sitzt auch Moses auf erhabenem Stuhle und stützt sich mit der rechten Hand auf das Gesetz, während die linke Hand in die Wellen des mächtigen Bartes greift, sinnend und doch mit verhaltenem Zorne im mächtigen Antlitz über seines Volkes oft gezeigte Schwäche und Abgötterei, über dessen Ungehorsam und Unbotmässigkeit.

Halten wir dieses in reiner Freude an des Meisters grossartigem Werke fest, das doch eine Schöpfung voll bitteren Schmerzes für ihn war! Der Blick in seine Seele, den wir thaten, um zu erfahren, was er mit diesem hehren Bildwerke wollte, wird ihn und sein oft so anstaunenswürdiges, herbes und gewaltiges, man möchte sagen übermenschliches Wesen hoffentlich uns näher gebracht haben. Zugleich aber freuen wir uns, mit unserem Ergebnis uns mit Knackfuss' [1]) einsichtsreichen Worten in voller Übereinstimmung zu finden, mit denen wir schliessen: »Durch nichts unterscheiden sich Michelangelos Gestalten so sehr von der Antike wie dadurch, dass sie gar nichts Allgemeingültiges haben, sondern nur die Äusserung rein persönlicher Stimmung sind.«

[1]) A. a. O. S. 80 f.

———



Wann ist das Erfurter Evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden?

—

Von

Dr. Carl Martens,
Oberlehrer.

Je mehr die Quellenforschung den Schleier lüftet, welchen die Jahrhunderte um die Erfurter Reformationsgeschichte gewoben, in desto höherem Grade erscheint die Vorstellung, dass in unserer Stadt wie mit einem Schlage in der Mitte der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts eine wohlgeordnete evangelische Kirche entstanden sei, als ungeschichtlich. Vielmehr hat sich die Neuordnung infolge der eigentümlichen politischen Verhältnisse Erfurts ungewöhnlich langsam vollzogen.

Für die Gründung und erste Geschichte des hiesigen Evangelischen Ministeriums als geistlicher Behörde habe ich diese allmähliche Entwickelung bereits in meiner Abhandlung über »Die Formula Visitationis Ecclesiae Erfurtensis aus dem Jahre 1557 und ihre Bedeutung für die Erfurter Kirchen- und Schulgeschichte« [1]) in kurzen Zügen darzuthun versucht. Ich habe es dort als durchaus feststehend bezeichnet, dass ein Ministerium in dem Sinne einer, und zwar thatkräftigen, Gemeinschaft der Geistlichen schon in den zwanziger Jahren, insbesondere im Jahre 1525 vorhanden gewesen ist. Auch die führende Stellung D. Johann Langs im Ministerium habe ich als sicher beglaubigt anerkannt, indem ich u. a. darauf hingewiesen habe, dass er im Jahre 1537 die Schmalkaldener Artikel im Namen seiner Amtsgenossen unterschrieb und 1546 für die evangelischen Kirchen Erfurts eine Danksagung für des Reformators seligen Heimgang anordnete, dass ferner in Schreiben an die gesamten Erfurter Geistlichen sein Name gewöhnlich ausdrücklich hervorgehoben und er in

---

[1]) Beilage zum Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums zu Erfurt 1896/97 (Gratulationsschrift zur Einweihung des neuen Schulhauses des Königl. Gymnasiums zu Erfurt am 3. Juli 1896). S. 7 ff.

Briefen Luthers und Melanchthons und sonst »Episcopus Erfordiensis«, »Ecclesiae Erfordiensis Episcopus«, »gubernans Ecclesiam«, »Erfurdianae Ecclesiae antistes«, »Superattendens« und ähnlich genannt wird. Aber ein vom Rate fest organisiertes Ministerium glaubte ich für diese Zeit nicht annehmen zu dürfen, einmal, weil dafür jegliches zeitgenössische Zeugnis fehlt, und sodann, weil der unfertige und unsichere Zustand der Erfurter evangelischen Kirche in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens einer solchen Annahme widerspricht; und dass D. Lang nicht berechtigt war, einen seiner leitenden Stellung entsprechenden bestimmten, ihm vom Rate verliehenen Titel zu führen, beweist sowohl die Verschiedenheit der ihm beigelegten Amtsbezeichnungen, als auch der Umstand, dass er sich unter den Schmalkaldener Artikeln, die er doch gewissermassen in amtlicher Eigenschaft unterschrieb, nur nennt »Doctor et Erphurdiensis Ecclesiae Concionator«. Ja, die Organisation seitens des Rates fehlt nach meiner, ebenfalls schon a. a. O. ausgesprochenen Meinung noch im Jahre 1557. Sonst würden die Geistlichen in der Visitationsurkunde[1]) dieses Jahres, in der sie den Landpfarrern gegenüber als eine Art behördlicher Gemeinschaft auftreten, nicht bloss geschrieben haben: »Nos Pastores Ecclesiae Christi in Urbe Erfurtensi permissione et consensu Prudentissimi Senatus nostri convocavimus Pastores Ecclesiarum extra urbem, quae sunt sub ditione Reipublicae Erfurtensis . . .« (vergl. den Anfang des Ministerialbeschlusses über die Ordination, unten S. 80). Auch dem Pfarrer an der Augustinerkirche, M. Andreas Poach, der nach späteren Berichten für diese Zeit meist als Senior aufgeführt wird, habe ich keineswegs eine hervorragende Stellung im Ministerium abgesprochen. Die Überlieferung jedoch, dass er die Amtsbezeichnung Senior gehabt habe, beruht nach meiner Ansicht auf einer Verwechselung dieses Titels mit senior = der Ältere, wie er sich zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne nannte. Poach wird einmal in einem amtlichen Schriftstück als »M. Andreas Poach der senior« bezeichnet; aber er selbst unterschreibt sich auch noch so in einem Briefe, als er garnicht mehr im Amt war, und dann nennt er sich in mehreren Druckschriften »A. P. der Elter«. Dass er im Jahre 1566 Professor confessionis Augustanae wurde, ist auch kein Beweis dafür,

---

[1]) Abgedruckt ebenda S. 4 f.

dass er wirklich Senior gewesen ist, da diese Professur erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit dem Seniorat ververbunden wurde. [1])

Die chronikalen Berichte aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus noch späterer Zeit muss man mit grosser Vorsicht aufnehmen. Die Verfasser operieren in der Darstellung der ersten Jahrzehnte der Reformation mit Begriffen, die ihnen aus ihrer Zeit geläufig waren, ohne danach zu fragen, ob diese auch für jene erste Zeit zutrafen. Sie kannten nur ein organisiertes Ministerium und übertrugen ein solches auch ohne weiteres auf die zwanziger Jahre. Hierzu möchte ich ein ähnliches, lehrreiches Beispiel aus der Reformationsgeschichte Wittenbergs anführen; es betrifft den Beginn der Ordination daselbst und ist um so bezeichnender, als es sogar noch dem zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts angehört. M. Johannes Aurifaber, später Pastor an der hiesigen Predigerkirche und Senior — der erste, für den diese Amtsbezeichnung sicher beglaubigt ist, durch seinen Grabstein in der Kirche — schreibt in dem Ergänzungsbande der Werke Luthers, welchen er 1564 in Eisleben herausgab: »Am Sonntag Cantate des Jahres 1525 hat D. Martin Luther die Ordination der Prediger nach Apostolischer Weihe wieder eingericht nach der Früpredigt zu Wittenberg und ist M. Georg Rörer der erste Ordinande gewesen.« Nun hat Professor Rietschel in seiner Schrift »Luther und die Ordination« [2]) festgestellt, dass unter dieser »Ordination« nur die kirchliche Einführung des Geistlichen in die Gemeinde, für welche er bestimmt war, zu verstehen ist, und dass die Ordination als Weihe für das geistliche Amt überhaupt erst 1535 von Luther eingerichtet ist. Aurifaber übertrug eben auch die im Jahre 1564 schon fast seit 30 Jahren in der evangelischen Kirche übliche Ordination auf die erste Zeit. Selbst amtlichen Aktenstücken, z. B. Erlassen des Erfurter Rates, aus dem 17. Jahrhundert, darf man, wenn sie über Verhältnisse der Vergangenheit berichten, nicht allzusehr trauen. So habe ich a. a. O. [3]) eine falsche Darstellung des Rates in folgendem Falle nachgewiesen. In dem Visitationsausschreiben

---

[1]) Motschmann, Erfordia literata continuata, S. 565 ff.: »Von der Theologischen Professur Augfpurgischer Confefsion.«

[2]) Georg Rietschel, Luther und die Ordination. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Wittenberg. 1889. S. 55 ff.

[3]) Meine Abhandlung über die Formula Visitationis, S. 6.

vom Jahre 1647 sagt er: »Also haben sie (die Vorfahren am Stadtregiment) mit zu thun E. E. Ministerii gleich bei eintretung des 1557. Jahres eine Christliche Kirchen und Schuel Visitation vor die Hand genommen . . .« Die Visitationsurkunde aber, die von den Geistlichen unterschrieben ist, beweist, wie oben angeführt, klar und deutlich, dass die Pfarrer die Visitation veranstaltet und der Rat dazu nur seine Zustimmung erteilt hat.

Ich habe nun auf grund von inzwischen neu erschlossenem Quellenmaterial, zeitgenössischen, meist amtlichen Zeugnissen, die Frage nach der Entstehung des Ministeriums von neuem geprüft, indem ich mir hauptsächlich zur Aufgabe gestellt habe zu untersuchen, von welchem jemaligen Zeitpunkte an und unter welchen Verhältnissen anfangs es seine wichtigeren Rechte ausgeübt hat; und zu meiner Freude kann ich feststellen, dass ich im wesentlichen zu demselben, nun aber tiefer begründeten Ergebnisse gelangt bin, wie in meiner »F. V.« Von den neuen Quellen erwiesen sich als besonders ergiebig die dreizehn Bände der auf dem Staatsarchiv zu Magdeburg aufbewahrten Erfurter Libri Communium (Korrespondenzen des Rates mit den Amtleuten und Pfarrern der Dörfer, den Behörden anderer Städte u. s. w.) der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Aber auch die Akten des hiesigen Städtischen Archivs lieferten manchen neuen schätzenswerten Beitrag, und in einzelnen Punkten gaben Auskunft Handschriften und Drucke der Königlichen Bibliothek zu Berlin, des Staatsarchivs zu Lübeck, des Geheimen Haupt- und Staatsarchivs und des Sächsisch-Ernestinischen Gesamtarchivs zu Weimar und der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Dass mir die Benutzung der Quellenschriften allerseits bereitwilligst gestattet wurde, dafür spreche ich auch an dieser Stelle meinen ergebenen Dank aus.

Es empfiehlt sich, bei der Untersuchung auszugehen von der ersten umfassenderen Ministerial-Instruktion, der am 30. Dezember 1580 vom Rate aufgerichteten und von den Mitgliedern des Ministeriums unterschriebenen Formula Pacificationis.[1]) Ihr Zweck war, wie schon aus dem Namen hervorgeht, in erster

[1]) Bibliothek des hiesigen Städtischen Archivs. III. 18.

Linie, die langjährigen Streitigkeiten zwischen den Geistlichen zu beseitigen und Frieden und Einigkeit unter ihnen aufzurichten. Der Rat schien seine Absicht wirklich erreicht zu haben. Die »Prädikanten« geloben alle Zwistigkeiten als beigelegt zu betrachten und sich fernerhin jeglichen Unfriedens zu enthalten. Mit ernsten Worten und sogar unter Androhung der Strafe der Amtsenthebung, die er im sog. Poachschen Streit aus gleichem Anlass schon ausgeführt hatte, ermahnt sie der Rat, ihr Wort zu halten, da er nicht gewillt sei, in Zukunft irgend welche »dissidia und contentiones« zu dulden. Aber trotz aller guten Vorsätze und Ermahnungen dauerte der Friede nicht lange, und der Rat sah sich in seiner Hoffnung, dass die durch seine Mühewaltung hergestellte »Pacification« eine dauernde Einigkeit zur Folge haben werde, getäuscht. In einem Erlass an das Ministerium vom 15. Januar 1584 [1]) spricht er sich sehr unwillig darüber aus, dass unter den Predigern von neuem Zank und Streit ausgebrochen ist. Er erinnert sie eindringlich an ihr Versprechen, stellt den Trotzigen die Vollziehung der angekündigten Strafe in Aussicht und droht ihnen weiter an, dass er der Bürgerschaft darüber Bericht erstatten werde; »was da einzelne für Ruhm und Glimpf erlangen würden, das wolle er ihnen mit Fleiss selbst zu erwägen hiermit anheim stellen«. Und wiederum nach vier Jahren brach der grosse Streit über die sonntäglichen Frühhochzeiten im Ministerium aus. [2]) In einem Schreiben vom 16. Juni 1588 [3]) mahnt der Rat die Geistlichen an ihre Pflicht, als Diener des Wortes Gottes ihren Pfarrkindern in der Einigkeit, Liebe und Geduld ein Vorbild zu geben, und warnt sie, mit der Linken einzureissen, was sie mit der Rechten gebaut, und dadurch das geistliche Amt bei den Gegnern verächtlich zu machen. Streng befiehlt er ihnen, ihre gegenseitigen Klagen und Vorwürfe nicht auf die Kanzeln zu bringen oder sonst in irgend einer Weise unter der Bürgerschaft zu verbreiten, sondern seine Entscheidung abzuwarten, und begehrt von einem jeglichen eine »runde und klare« Entschliessung; für den Notfall erklärt er schärfere Mittel anwenden zu wollen.

Entbehrte nach dieser Seite hin des Rates Eingreifen eines

---

[1]) Lib. Comm. Staatsarch. zu Magdeburg.

[2]) Akten dieses Streites in Abschrift: Chronica Thuringiaca. Städt. Archiv-Bibl.: Herrmannsbibl. I. 11.

[3]) Akten des Städt. Arch. X. A. I. 1 a.

dauernden Erfolges, so war das nicht der Fall mit den weiteren Verfügungen, die er in der F. P. traf.

Zunächst wird die Ordnung in den Sitzungen des Ministeriums bestimmt. Dabei wird die Vereinigung der Geistlichen als schon bestehend vorausgesetzt, auch von Lic. Galle (häufig auch Gallus genannt), damals Neunprediger und Professor confessionis Augustanae, gesagt, dass er das Amt eines Seniors bereits eine zeitlang »mit Bewilligung und Zulassung« des Rates verwaltet und jedesmal, wenn es nötig gewesen, seine Amtsbrüder habe zusammenfordern lassen. Der Rat ist damit einverstanden, dass er Senior bleibe, und »verordnet und setzt« ihn nunmehr ausdrücklich dazu: das ist das erste urkundliche Zeugnis für die Ernennung eines Seniors durch den Rat. In den Sitzungen soll nach dem Senior, der den Vorsitz zu führen hat, die erste Stelle M. Melchior Weidmann (oder Wedmann u. ä.), Pfarrer an der Kaufmännerkirche, die zweite M. Nicolaus Erbenius, Pfarrer an der Predigerkirche, einnehmen und so fort dann die übrigen Pfarrer und an sie die Diakonen sich anschliessen. Diese Reihenfolge der Ministerialen kann nicht nach der Zeit ihrer pfarramtlichen Thätigkeit in Erfurt aufgestellt sein; denn während z. B. Erbenius erst i. J. 1576 nach Erfurt berufen wurde, waren Amtsgenossen, welche in der Rangordnung hinter ihm stehen, nachweislich bereits 1572 und früher Pfarrer der Stadt. Da aber Weidmann, 1529 geboren, am 3. Mai 1553 in Wittenberg ordiniert wurde, um die Pfarrstelle an S. Andreas in Erfurt zu übernehmen,[1]) Erbenius, dessen Geburtsjahr nicht feststeht, seit 1556 nacheinander in Thalebra und Jechaburg (Giechenburg) im Schwarzburgischen, Höxter, Alfeld, Kreuzburg und Erfurt als Pfarrer, in Alfeld sogar als Generalsuperintendent, gewirkt hatte,[2]) der vierte in der Reihe, Johann Hiering, bereits 1562 Hospitalpfarrer in Erfurt war und 1594 von dem Pfarramt zu S. Michael wegen Altersschwäche zurücktrat,[3]) der fünfte, Bertholdus Sprocovius, 1557 auf die Erfurter Universität kam, 1561 Magister

---

[1]) Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch 1537—1560. Leipzig. 1894. S. 87, No. 1389. — Thiele, Neun Briefe von Matthaeus Dresser. Wissensch. Beilage zum Jahresber. des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt. 1897. S. 5 ff.

[2]) Seine Leichenpredigt, gehalten von D. Gallus, gedruckt zu Erfurt durch Johann Beck 1587. Herzogl. Biblioth. zu Gotha.

[3]) Friese, Geschichte der Michaeliskirche. Städt. Arch.-Bibliothek: Herrmannsbibl. I. 17.

und bald darauf Diakonus in Ilmenau wurde,[1]) der neunte endlich unter den Pfarrern, M. Adolarius Praetorius, geb. 1540, i. J. 1572[2]) an des abgesetzten M. Johannes Zabel Stelle Diakonus an der Kaufmännerkirche wurde,[3]) — so glaube ich annehmen zu dürfen, dass die Ordnung nach der Zeit ihrer pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt gemacht wurde. Weidmann war auch mit der ersten Stelle nach dem Senior nicht zufrieden, vermutlich, weil er länger im Amte war als jener — Galle wurde erst 1553 immatrikuliert,[4]) also in demselben Jahre, in welchem Weidmann ordiniert wurde —, vielleicht aber auch, weil er in Gotha bereits Superintendent gewesen war.[5]) Er beanspruchte geradezu eine Ausnahmestellung, und diese wurde ihm auch eingeräumt: wenn er vom Senior zur Sitzung geladen wurde, so war er nicht verpflichtet zu erscheinen; wiederum stand es in dem Belieben des Seniors, ihn zur Teilnahme an den Versammlungen der Geistlichen aufzufordern oder nicht.[6]) Ja, Weidmann hatte überhaupt gegen die Aufrichtung der F. P., und zwar als einziger unter den Geistlichen protestiert, als der Rat ihnen vertraulich von seiner Absicht Kenntnis gegeben. Dies geht aus einem Schreiben des Rates vom 15. Dezember 1580[7]) hervor, worin er seinen Rechtsbeistand, Dr. Wesenbegk in Wittenberg, um sein Gutachten ersucht, da er einerseits den lebhaften Wunsch habe, unter den Prädikanten einen beständigen Frieden herzustellen, anderseits verhüten möchte, dass M. Melchior oder sonst jemand ihm mit Grund vorwerfen könne, er habe gegen Recht und Billigkeit gehandelt.

Nachdem so der äussere Rahmen für die Beratungen hergerichtet ist, wird nun auch für ihren Inhalt gesorgt.

Die erste Anordnung betrifft die Behandlung theologischer Fragen. Fallen in Zukunft solche Händel vor, so sollen zuerst die Herren des Ministeriums für sich allein auf Erfordern des Seniors zusammenkommen und über die vorgetragenen Sachen

---

[1]) Motschmann, Erf. lit. contin. S. 526 ff.

[2]) Nach Seebach, Ministerium Erffurtense Evangelico-ecclesiasticum (auf dem Staatsarchiv zu Weimar) erst 1574.

[3]) Motschmann, Erf. lit. S. 540 ff.

[4]) Weissenborn, Acten der Erfurter Universität, 2. T., Halle 1884. S. 386.

[5]) Thiele, a. a. O.

[6]) Nachtrag zur Formula Pacificationis.

[7]) Lib. Comm. Staatsarch. zu Magdeburg.

»christlich, gottesfürchtig, sittsam und mit Bescheidenheit einer nach dem andern reden und seine Meinung offenbaren, und soll keiner dem andern, ehe die Ordnung ihn erlanget, einreden, wie biss dahero von etlichen soll geschehen sein; denn solches nicht allein ein Übelstand ist, sondern es macht und bringt auch allerley Verbitterung und Benachtheiligung«. Der Rat erklärt sich auch bereit, wenn es nötig erscheinen sollte, einige aus seiner Mitte zu den Beratungen abzuordnen, die fleissig darauf acht haben sollen, dass alles nach dem göttlichen Worte »christlich, friedsam und ehrbahrlich« verrichtet werde. Wenn künftig einer an dem andern einen Mangel an Lehre und Leben wahrnimmt, so soll er die Sache nicht in die Öffentlichkeit und vor den gemeinen Mann bringen, sondern zunächst unter vier Augen »brüderlich und freundlich« mit jenem reden und durch persönliche Einwirkung den Mangel zu beseitigen suchen, nötigenfalls dann die Vermittlung einiger seiner Amtsbrüder oder gar des ganzen Ministeriums in Anspruch nehmen. Kann die Sache auch so nicht beigelegt werden, sind die Kirchväter hinzuzuziehen, und im äussersten Falle sollen diese die Angelegenheit vor den Rat als die Obrigkeit bringen. Ähnliche, wenn auch nicht so ausführliche Bestimmungen über die Behandlung theologischer Streitfragen durch das Ministerium traf der Rat gelegentlich der Poachschen Streitigkeiten i. J. 1572.[1]) Die endliche Entscheidung wird auch dort dem Rate vorbehalten. Streng tadelt er, dass eine Gruppe der Ministerialen »von jren Cantzeln aus einer Zeddeln ohn einiges erkentnus Magister Johan Goldschmiden offentlich inn Bann gethan, so sie doch vber jnen keine Jurisdiction haben, vnd es hieuor alhie zu Erffurd nie erhört worden, das ein Predicant den andern dergestalt je in Bann verkündiget hette«. Dergleichen Sachen sollen nicht auf die Kanzeln, sondern erstlich vor das ganze Ministerium, und wenn man sich dort nicht vergleichen kann, in Klageschriften vor den Rat gebracht werden, der die Sache unparteiisch entscheiden lassen werde.

Weiter verfügt der Rat in der F. P., dass die theologischen Examina an keinem andern Orte als in der Augustinerschule,

---

[1]) Gründlicher vnnd warhafftiger Bericht, vnser des Raths zu Erffurdt, Aus was bestendigen vrsachen, die beide Pfarrer zun Barfussern vnd zu Sanct Thomas, Auch jre beide anhangende Cappellan, von jrem Dienst vnd Ampt, enturlaubt worden. Gedruckt zu Erffurdt, durch Melchior Sachsen. Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

und zwar öffentlich, abgehalten werden sollen. Bisher hatten die Prüfungen auch in dem Hause des Seniors stattgefunden, wie der Pfarrer Christophorus Reymann zu Andisleben berichtet, dass er im Jahre 1577 in Gallus' Hause examiniert sei.[1] Jedenfalls wurde die Öffentlichkeit der Prüfung vom Rate jetzt neu und wohl deshalb angeordnet, weil er die Behandlung spitzfindiger theologischer Fragen möglichst vermieden und mehr das Bedürfnis der Gemeinde berücksichtigt zu sehen wünschte. Denn in der Polizeiverordnung v. J. 1583[2]) macht er es den Prädikanten ernstlich zur Pflicht, des unnötigen, gefährlichen und sehr ärgerlichen Disputierens, welches von etlichen Theologen zu geringer Erbauung der christlichen Kirche und der einfältigen Zuhörer erregt worden, sich gänzlich zu enthalten, ihre Gemeinden dagegen über die Artikel des christlichen Glaubens und die wahre Religion mit Hintansetzung aller unfruchtbaren theologischen Fragen einfach und auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Augsburger Konfession zu unterrichten. Die Anordnung des Rates über den Ort und die Öffentlichkeit der Prüfungen wurde fortan befolgt; denn in einer Erfurter Chronik aus dem sechzehnten Jahrhundert[3]) lesen wir, dass am 15. Mai 1590 M. Elias (nicht Johann) Zincke, welcher nach Alach ins Predigtamt berufen worden, »im Augustinerkloster wie bräuchlich examiniert sei«. Aber hinsichtlich der Prüfungsfragen hielt man sich nicht immer in den vom Rate wohl gewünschten Grenzen. So erzählt der Pfarrer zu S. Bonifacii in Zimmern infra Jonas Trawbote:[4]) Er sei am 7. Oktober 1586 zur Ablegung der Prüfung vor das Evangelische Ministerium gefordert und, weil er aus einer anderen Herrschaft ins Erfurtische berufen, »zimlich für andern seiner Mitexaminanden probiret«. Einer unter den Herren Examinatoren habe ihn versuchsweise mit etwas ungebräuchlichen Fragen angefasst. Er sei ihm aber, ohne Ruhm zu melden, »dermassen begegnet«, dass er davon habe ablassen müssen. Dies habe den

---

[1]) Akten der Erfurter Schul- und Kirchenvisitation v. J. 1618, nicht, wie es in der Aktenbezeichnung heisst, aus dem sechzehnten Jahrhundert. (Das letztere ist unmöglich wegen der in den Akten vorkommenden Jahreszahlen, und i. J. 1618 ist nachweislich im Erfurter Gebiet eine Visitation abgehalten worden.) Staatsarch. zu Magdeburg. Erf. Akten XIV. 5.

[2]) Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

[3]) Städt. Arch.-Bibl.: Herrmannsbibl. I. 10.

[4]) Akten des Städt. Arch. X. c. 157.

übrigen Herren Geistlichen wohl gefallen, weil jener seinem Brauch nach schon früher einigen in einer Weise »angesetzt habe, dass er sie bestürzt und schamrot gemacht und sie nicht gewusst, wie und was sie hätten antworten sollen«. Und von der Prüfung des M. Zincke wird a. a. O. berichtet: M. Melchior Weidmann habe ihm mancherlei Fragen vorgelegt, welche sein Schwager M. Johann Retsch asininas et impias quaestiones genannt. Als M. Melchior solches erfahren, habe er die quaestiones teils nach eigner Erinnerung, teils nach den Aufzeichnungen anderer zusammengestellt und mit einer Supplikation dem Rate übergeben. Die Streitenden hätten sich aber später versöhnt.

Urkundlich bezeugt ist die Vornahme der Prüfung zuerst für das Jahr 1557, dasselbe, in welchem die Geistlichen der Stadt mit Erlaubnis des Rates die Pfarrer der Erfurter Dörfer verpflichteten, auf Verlangen vor ihnen zu erscheinen und Rechenschaft über Lehre und Leben zu geben.[1] Nach einem Beschlusse[2] des Ministeriums aus diesem Jahre wurde die Ordination von dem Bestehen einer theologischen Prüfung abhängig gemacht.

Das Recht der Ordination wird in der F. P. nicht erwähnt. Jedoch für die Jahre kurz vor und nach 1580 wird seine Ausübung durch den Senior des Ministeriums bezeugt, so für 1575, 1577, 1586—88.[3] Die erste Ordination berichtet Friese aus dem Jahre 1559 im Verzeichnis der Senioren im vierten Bande seiner Chronik;[4] aber der Beschluss der Geistlichkeit über die Ordination wurde, wie eben gesagt, bereits im Jahre 1557 gefasst. Das Schriftstück, welches uns diesen Beschluss mitteilt, wird eingeleitet durch die Worte: »Nos Pastores Ecclesiae in Urbe Erfurtensi certis de causis certoque consilio Anno 1557 iterum coepimus ordinare ministros Evangelij juxta ritum et morem a R. Patre Dn. D. Luthero piae et sanctae memoriae institutum et in Ecclesia Vitenbergensi observatum.« Schwerlich haben die Geistlichen damit ausdrücken wollen, sie hätten bereits zum zweiten Male zu ordinieren angefangen. Die Ordination ist in der evangelischen Kirche nur ganz allmählich eingeführt worden. Wie

---

[1]) S. meine Abhandlung über die Formula Visitationis.

[2]) Abschrift auf der Königl. Bibliothek zu Berlin: Ms. boruss. Quart 140.

[3]) Lib. Comm. v. J. 1575 und Akten der Visitation v. J. 1618. Staatsarch. zu Magdeburg. — Erfurter Chronik bis zum Jahre 1593. Städt. Arch.-Bibl. II. B. 10. Akten des Städt. Arch. X. c. 157.

[4]) Städt. Arch.-Bibl.: Herrmannsbibl. I. 16.

oben erwähnt, hat Luther, dessen Vorbild doch die Erfurter Geistlichen nach ihrem eigenen Zeugnis gefolgt sind, erst Mitte der dreissiger Jahre, nach einer bestimmten Form und in fester Ordnung wohl erst 1537 damit begonnen.[1]) Vorher hat er sich eben, wie bei dem Wittenberger Archidiakonus Georg Rörer, mit der kirchlichen Einführung des Geistlichen in die Gemeinde, für welche er bestimmt war, begnügt. Selbst dieser Akt ist für Erfurt speciell in den ersten Jahrzehnten durch nichts bezeugt und ebensowenig natürlich die Ordination. Die Vornahme der einen wie der anderen Handlung in dieser Zeit ist aber auch bei dem ungeordneten Zustande der evangelischen Kirche in Erfurt sehr unwahrscheinlich. Sicher ist in den Jahren 1540 bis zur Mitte der fünfziger Jahre in unserer Stadt nicht ordiniert worden. Wie sollten sonst wohl Kandidaten des geistlichen Amtes, die in Erfurt bereits als Schulmeister oder sonst thätig waren und in ein Pfarramt in der Stadt selbst oder deren Gebiet berufen wurden, noch nach Wittenberg gereist sein, um sich ordinieren zu lassen, anstatt die Weihe in Erfurt nachzusuchen? Und wenn sie es auch gewünscht hätten, in Wittenberg ordiniert zu werden, würden sie vom Rate oder den Geistlichen die Erlaubnis dazu erlangt haben? Im Wittenberger Ordiniertenbuche[2]) sind mehrere solche Fälle aufgezählt: Es wurden ordiniert z. B. 1540 (No. 242) Georg Igwiler aus dem Elsass, Schulmeister zu Erfurt, berufen zum Priesteramt (Diakonat) im Barfüsserkloster; 1551 (No. 1140) Adamus Ursinus von Mühlberg i. Th., Lektor in Erfurt, berufen nach Röhrensee ins Pfarramt; (No. 1160) Samuel Han von Erfurt, Schulmeister zu St. Andreas daselbst, berufen zum Priesteramt zu den Predigern; (No. 1161) Georg Grabick von Erfurt, Schulmeister daselbst zu St. Michael, berufen nach Mönchenholzhausen ins Pfarramt; 1553 (No. 1389) der schon erwähnte M. Melchior Weidmann von Erfurt, daselbst Ordinarius (Professor bonarum artium im Collegium Saxonum), berufen zum Pfarramt zu St. Andreas; 1554 (No. 1522) Johannes Biereye von Walschleben unter der Herrschaft Erfurt, Aedituus daselbst zu den Predigern, berufen nach Walschleben ins Priesteramt. Daran schliessen sich noch einige Beispiele aus der Umgebung Erfurts: 1539 (No. 83) Joannes Hopffgarten von Ronneberg, Schulmeister zu Königsee,

---

[1]) Rietschel, a. a. O.

[2]) S. S. 76, Anm. 1.

berufen nach Büssleben ins Pfarramt; 1553 (No. 1414) Philippus Soemmering von Tambach am Thüringer Walde, Schulmeister daselbst, berufen nach Mühlberg bei Erfurt ins Pfarramt; 1554 (No. 1520) Andreas Zinckeysenn von Gotha, Custos zu Apfelstedt, berufen nach Schmira ins Pfarramt. Im zweiten Bande des Ordiniertenbuches, d. h. für die Zeit nach 1560, finden wir bezeichnenderweise keine Namen von Geistlichen, die nach Erfurt ins Pfarramt berufen waren. Sicher ist die Zahl der für den Erfurter Pfarrdienst in der Zeit bis 1557 Ordinierten mit der Reihe der im Wittenberger Ordiniertenbuche Aufgezählten nicht abgeschlossen. Andere liessen sich an anderen Orten, wo eine geordnete Kirche vorhanden war, weihen. In der Zeit vor 1540 endlich sah man auch in Erfurt wie anderswo die Weihen als ausreichend an, welche die Geistlichen in der alten Kirche empfangen hatten. Ich erinnere nur an den Mühlberger Pfarrer Ulrich Bär. Dieser war nach seinen eigenen Worten »von der römischen Kyrchen verhört und zum Priester geweihet und hatte auch Pfarr regiret«. Als er von Luthers Predigt vernommen, war er aus der päpstlichen Kirche ausgeschieden, hatte sein Pfarramt niedergelegt und wurde, nachdem er in Mühlberg das Schuhmacherhandwerk betrieben, im Jahre 1537 ohne weitere Ordination evangelischer Pfarrer daselbst. [1]) Und aus dem ausführlichen Gutachten, welches Luther 1536 im Verein mit anderen Theologen über die Frage »ob in Erfurt wahre Kirche Christi sei?« abgab, geht klar hervor, dass sich die Erfurter Geistlichen auch nicht auf eine kirchliche Einführung in ihre Gemeinde berufen konnten. [2]) Deshalb glaube ich als sicher annehmen zu dürfen, dass vor 1557 in Erfurt nicht ordiniert ist und dass die angeführten Worte den Sinn haben sollen: Wir fingen an wieder zu ordinieren, nämlich nach apostolischer Weise; mit der Ergänzung: (im einzelnen) nach der von Luther hergerichteten Form. Diese Auffassung hat auch Friese, der in seiner Chronik zum Jahre 1557 schreibt: »Man fing an wieder zu ordiniren«, und an einer anderen Stelle findet sich der Zusatz »wie es in der ersten Zeit der Kirche geschehen war«.

Vier Bedingungen hatte der zu Weihende zu erfüllen: 1. er musste ein vom Erfurter Ministerium oder von der geistlichen

---

[1]) Des Pfarrers Bericht über seine Anstellung. Mitth. des Ver. für die Gesch. und Alterthumsk. von Erfurt. Heft 8, S. 69 ff.

[2]) Rietschel, a. a. O. S. 57 f.

Behörde seines letzten Aufenthaltsortes ausgefertigtes Zeugnis eines frommen und bescheidenen Lebens beibringen; 2. er musste sich darüber ausweisen, dass er in der wahren und heiligen Lehre des Gesetzes und des Evangeliums, wie sie die Bücher des Alten und Neuen Testaments überliefern, hinreichend unterrichtet sei; 3. er musste versprechen, dass er stets auf der neuen Lehre beharren und sich immerdar bekennen wolle zu den allgemeinen christlichen Symbolen, sowie zum Grossen und Kleinen Katechismus Luthers, der Augsburger Konfession und den Schmalkaldener Artikeln; 4. er musste geloben, die Lehre so, wie er sie bekannt, seiner Gemeinde zu predigen und sich selbst durch eifriges Studium immer fester in ihr zu gründen. — Hatte der zu Ordinierende sich tüchtig erwiesen, so sollte vor der heiligen Handlung in der Kirche für ihn und das geistliche Amt überhaupt gebetet werden.

In demselben Handschriftenbande der Königlichen Bibliothek zu Berlin, dem wir die erste Nachricht über die Erfurter Ordination verdanken, sind noch (in Abschrift) drei Beschlüsse des Ministeriums über die Zulassung der Kandidaten zum Predigtamt enthalten. Der erste ist zwar undatiert, aber nach dem vorliegenden Bericht bereits im Anfang der Reformation gefasst, später erneuert und stets gewissenhaft beobachtet. Er ordnet an, dass niemand in den Predigtdienst eintreten dürfe, der nicht, abgesehen von einem unanfechtbaren Zeugnis über Unterricht und Leben einige Jahre als Lehrer an einer öffentlichen Schule thätig gewesen sei. Dass die Erfurter Geistlichen vielfach zuerst Schulmeister waren, ist oben bereits bezeugt. Aber streng durchgeführt ist diese Massregel, wenigstens auf die Dauer, nicht; so lesen wir z. B. im Wittenberger Ordiniertenbuche unter dem 5. Oktober 1552 (No. 1306): »Johannes Zacharias vonn Rockenhausen bey Erffurdt, Aus dieser Vniversitet beruffen gein Ollendorff bey Erffurdt zum Pfarambt.« Wenn es dann in dem Beschlusse der Geistlichen weiter heisst, dass keinem eine Pfarrstelle vom Ministerium anvertraut werden solle, der nicht von der Gemeinde mit Zustimmung des ganzen Ministeriums berufen sei, dass aber eine Gemeinde, welche einen Geistlichen ohne die Genehmigung des Ministeriums annehmen werde, ihn behalten dürfe, natürlich ohne Verantwortung des Ministeriums, so ist dadurch ein Recht des letzteren jedenfalls nicht beglaubigt. — Der zweite Beschluss ist einem Manuskript des M. Modestinus Weid-

mann, eines Sohnes und des Nachfolgers im Pfarramt von M. Melchior W. und von 1606—1625 Seniors des Ministeriums, entnommen und fordert, dass die Kandidaten der Theologie sich zunächst ein oder zwei Jahre auf dem Lande üben, bevor sie in der Stadt predigen. Denn die discipuli Gymnasiaci Harmonici (die musikalischen Gymnasiasten) wagten früh. im Vertrauen auf die Beweglichkeit ihrer Zunge, die Kanzeln zu besteigen; aber sie müssten ihnen verschlossen bleiben, bis sie sich einer Prüfung unterworfen hätten. So werde beseitigt werden die *ἀπαιδευσία*, *αὐτοδιδαχὴ*, *ἀδιδαχὴ*, *κακοδιδαχὴ*, *ὑπερηφανία* und *δοκησισοφία*. Am Ende folgt die Bemerkung, dass dieser Beschluss zur Zeit des Seniors Gallus (von 1575 bez. 1580—1587) »propter sublimitatem Ministerii« genau und streng (*ἀκριβῶς καὶ ἀποτόμως*) ausgeführt und vom Rate durch den Syndikus Brandt am 17. Juli 1622, also 30—40 Jahre später, genehmigt sei. In dem Liber recognitionum der Vogteien Erfurts vom Jahre 1603 [1]) wird einem Nikolaus Schimmelpfennig aus Walschleben attestiert, dass er vom Ministerium examiniert und approbiert sei und sich auf das Predigtamt vorbereiten dürfe. Die Geistlichen auf dem Lande werden ermahnt, ihm zu seinem Vorhaben förderlich zu sein. — Der dritte Beschluss endlich ist i. J. 1623 gefasst und auch in demselben Jahre (unter dem 16. Juli) vom Rate bestätigt; er ist unterschrieben vom Senior Modestinus Weidmann und von M. Georg Silberschlag, Pastor zu den Predigern. Verlangt wird folgendes: 1. Vor Beginn der praktischen Vorbereitung haben die Kandidaten sich einem ersten Examen zu unterziehen und hierbei bereits ihr Bekenntnis schriftlich und mündlich abzulegen. Durch das letztere hofft man zu verhindern, dass sie, wie es manchmal vorgekommen, etwas ganz anderes predigten, als nach ihren Antworten auf die Prüfungsfragen zu erwarten gewesen. 2. Die Vorbereitungszeit auf dem Lande hat mindestens ein halbes Jahr zu dauern. Darauf haben sie sich wieder vor dem Ministerium zu stellen und die Erlaubnis zum Predigen in der Stadt nachzusuchen. Hierin sieht das Ministerium ein vorzügliches Mittel, um zu verhüten, dass die angehenden Geistlichen in der Beredsamkeit ihr höchstes Ziel sehen und dem Echo bei Ovid gleichen, von welchem nur die Stimme und der Mund übrig bleibe, während der übrige Körper in der Luft zerfliesse, dass sie sich nicht bloss

[1]) Akten des Städtischen Archivs. XXI. 11 a.

nach der Kanzel sehnen, sondern nach dem Pfarramt überhaupt und mit frommem Gemüt die hohe Würde des geistlichen Amtes betrachten und es nicht verächtlich machen. 3. Die jugendlichen Kanzelreder haben ihre Predigtentwürfe dem Ministerium vorzulegen, damit es sehen kann, ob ihre Ausarbeitungen nach Form und Inhalt genügen. Denn mehr als vor Schlangengift haben sie sich vor nicht gehörig vorbereiteten, in der Eile zusammengerafften Predigten zu hüten, damit sie nicht den Text auslegen, wie ein Hund, der aus dem Nil trinkt, oder eine Wasserspinne, welche die Flut kaum berührt.

Durch die Prüfung und Ordination gewann das Ministerium einen wesentlichen Einfluss auf die Besetzung des geistlichen Amtes in Stadt und Land, und durch die Visitation suchte es sich diesen auch auf die Person der im Amt befindlichen Geistlichen und Lehrer im Erfurter Gebiet zu sichern. In welchem Umfange es das ihm i. J. 1557 zugestandene Recht der Aufsicht über die Kirche und Schule auf dem Lande ausgeübt hat, lässt sich genauer nicht feststellen. Eine allgemeine Visitation wurde vor dem dreissigjährigen Kriege nicht wiederholt, und die v. J. 1618 wurde vom Rate abgehalten. Nur ganz vereinzelte Angaben bezeugen, dass eine solche Beaufsichtigung durch das Ministerium überhaupt stattgefunden hat. So schreibt der Senior M. Melchior Weidmann in einem seiner Schriftstücke in dem Streite über die sonntäglichen Frühhochzeiten, viele Pfarrer auf dem Lande hätten seinen Rat und sein Bedenken begehrt.[1]) Und im Jahre 1594 ist das Ministerium thätig in der Untersuchung wider den wegen Calvinismus verdächtigten und abgesetzten Pfarrer Trawbote zu S. Bonifacii in Zimmern infra.[2]) Auch mag der Rat in anderen Anklagesachen und den mancherlei Streitigkeiten zwischen den Pfarrern und ihren Gemeinden das Ministerium um seine Meinung gefragt haben. Und als er im Jahre 1615 an die Neuordnung des Kirchen- und Schulwesens ging, forderte er zunächst vom Ministerium ein Gutachten ein, welches M. Modestinus Weidmann zugleich im Namen seiner Amtsbrüder am 17. Mai erstattete,[3]) und in einem Erlass vom 2. Juli 1617 erwähnt der Rat die Klage des Ministeriums über die unzuläng-

---

[1]) S. S. 75, Anm. 2.

[2]) Akten des Städtischen Archivs. X. A. I. 1 a.

[3]) Akten des Städtischen Archivs. X. A A. II. No. 2.

liche Vorbildung der Bewerber um ein Kirchen- oder Schulamt.[1]) Bei dieser Neuordnung wurde das Aufsichtsrecht des Ministeriums über die Kirche und Schule im Erfurter Gebiet erneuert und erweitert. Aber die letzte Entscheidung, vor allem auch über die Amtsentsetzung, wurde nach wie vor dem Rate als der gebietenden Obrigkeit vorbehalten.

Für die Bestellung des geistlichen Amtes blieben die Rechte des Ministeriums bis zur eben berührten Neuordnung auf Prüfung und Ordination beschränkt. Alle übrigen Befugnisse lagen in der Hand des Rates, soweit nicht die Gemeinden selbst in Frage kamen.

Von der Wahl der Geistlichen in der Stadt schreibt der Pastor Praedicatorum, M. Johannes Aurifaber, i. J. 1567 an einen der Grafen von Mansfeld:[2]) »Der Rath alhier hat mit dem Beruff der Prediger und bestellung der kirchen gahr nichts züschaffen, sondern sie stehet bej den altthar leuthen, Eldtisten vnd der Burgerschafft«, also der Gemeinde. Das schliesst nicht aus, dass sich der Rat gegebenen Falles für eine Gemeinde bei einem benachbarten Fürsten verwandte, damit sie den Geistlichen bekomme, den sie gern haben wollte. So schreibt er i. J. 1572 nach dem Tode des Pfarrers an der Kaufmännerkirche, M. Georg Silberschlag, an den Grafen Günther zu Schwarzburg:[3]) Die Gemeinde habe mit M. Wolfgang Mylius, Pfarrer in Arnstadt, der ihr empfohlen sei, verhandelt. Er sei auch nicht abgeneigt dem Rufe zu folgen, habe aber noch keine endgültige Zusage gegeben, indem er dort noch gebunden sei. Da der Rat Wert auf sein Kommen lege und Frieden und Einigkeit davon erhoffe, bitte er den Grafen, »den Magister von seiner Vokation zu Arnstadt zu enturlauben« und ihm zu gestatten, nach Erfurt zu gehen.

Für eine Landpfarre[4]) schlug der Rat meistens drei Personen vor. Nur, wenn diese noch nicht geprüft waren, was allerdings häufig der Fall gewesen zu sein scheint, wurde wohl die Zustimmung des Seniors zur Abhaltung der Probepredigt ein-

---

[1]) Städt. Arch.-Bibl. XIX a. 1.

[2]) Akten »M. Aurifabri vocation zum Superintendenten nach Lübeck belangend«. Staatsarchiv zu Lübeck.

[3]) Libri Dominorum. Städtisches Archiv. XXI. I a.

[4]) Die nachfolgende Darstellung gründet sich, wenn nicht eine besondere Quellenangabe gemacht ist, hauptsächlich auf mehr oder minder zahlreiche Belege aus den Libri Communium.

geholt.[1]) Nachdem jeder der drei Präsentierten einmal, gewöhnlich an drei aufeinander folgenden Sonntagen, vor der Gemeinde gepredigt, wählte sie aus ihnen ihren Pfarrer, in der Regel unmittelbar nach der letzten Probepredigt durch mündliche Stimmabgabe in der Kirche. Die Heimbürgen hatten die einzelnen Gemeindeglieder zu befragen. Zuweilen bestimmte der Rat zunächst nur eine Person, die ihm vielleicht besonders angenehm war, zur Probepredigt, in der Erwartung, dass diese der Gemeinde gefallen werde, erklärte sich aber, wenn sie ihr nicht genehm sein sollte, bereit weitere Bewerber zu schicken. Einmal, in einem Schreiben des Rates an den Pfarrer Adam Ursinus zu Tonndorf (v. J. 1575)[2]) heisst es, dass der Rat aus erheblichen Ursachen sich entschlossen habe — er fügt hinzu: mit Wissen und Willen des Ministeriums —, Ern Adolarius Hiringius, Pfarrer zu Hohenfelden, ins grosse Hospital und an seine Stelle M. Melchior Weisser nach Hohenfelden zu »verordnen«. Der Ausdruck hatte wohl seine Berechtigung für das grosse Hospital — diese Stelle wie die des Neunpredigers besetzte der Rat —, aber nicht für Hohenfelden. Dass er hierin seine Befugnis überschritt, fühlte der Rat selbst. Er spricht nämlich die Hoffnung aus, dass der Pfarrer, der das Patronat über die Stelle als eine Filiale von Tonndorf besass, und die Gemeinde sich diese Anordnung gefallen lassen würden. Der Geistliche soll auch noch eine Probepredigt halten, und der Rat ist der Zuversicht, dass er die Gemeinde zufriedenstellen werde. Auf diese Weise wurde die Form wenigstens einigermassen gewahrt. Im allgemeinen achtete der Rat das Wahlrecht der Gemeinde gewissenhaft. So wurde z. B. einem Pfarrer erlaubt, einen Substituten anzunehmen, unter der ausdrücklichen Bedingung, dass die Gemeinde nach des Pfarrers Tode nicht gebunden sei, den Substituten zum Pfarrer zu wählen, sondern für die Wahl freie Hand behalte.[3]) Ja, der Rat sah gelegentlich völlig von seinem Präsentationsrecht ab, wenn die Gemeinde den Wunsch aussprach, einen ihr besonders willkommenen Geistlichen berufen zu dürfen.

Die Bestätigung geschah durch die Stadtvögte in der Stadtvogtei in Gegenwart von Abgeordneten der Gemeinde, wobei

---

[1]) Akten der Visitation v. J. 1618: Bericht des Pfarrers Brömmer über seine Berufung nach Hopfgarten.

[2]) Libri Communium. Staatsarchiv zu Magdeburg.

[3]) Liber recognitionum v. J. 1600. Städtisches Archiv. XXI. 11 a.

dieser und dem Pfarrer ihre gegenseitigen Pflichten vorgehalten wurden. In den ersten Jahrzehnten bekamen die Geistlichen keinen Schein über ihre Bestätigung in die Hand, sondern sie mussten sich mit der mündlichen Erklärung begnügen, dass der Rat sie schützen werde, wenn sie sich recht hielten. Dagegen überreichte der Mühlberger Pfarrer Bär im Jahre 1537 eine »Handschrift«, deren zwei wichtigste Punkte diese waren: 1. der Rat darf ihn, wenn er sich eines Pfarrers unwürdig hält, entsetzen, nachdem ein Vierteljahr vorher die Aufkündigung erfolgt ist, 2. sollte im Erfurter Gebiet die Neuordnung der Kirche wieder beseitigt werden, so muss er ohne allen Widerwillen auf die Pfarre verzichten und sie dem Rat zurückgeben.[1]) Später wurde den Pfarrern eine schriftliche Vokation eingehändigt, die sie einerseits zur Treue im Amt ermahnt, anderseits ihnen den Genuss des Pfarreinkommens zusichert.[2]) Seit dem Erlass der Polizeiverordnung vom Jahre 1583 wurden sie auf diese, besonders die ersten drei Artikel verpflichtet.[3]) Danach sollten sie u. a. (vergl. oben S. 79) Einigkeit in der Lehre zeigen und einen des geistlichen Amtes würdigen Lebenswandel führen. Im Jahre 1604 teilt der Rat dem Amtmann von Sömmerda mit,[4]) der Kaplan (Diakonus) M. Martinus Hugius habe ein ziemlich unbesonnenes Schreiben, »darin ehr schon widerumb fundamenta zu newem hadder vndt zanck wider den Pfarrherrn leget« neben einem unvollkommenen Revers an ihn geschickt. Der Amtmann soll ihm den »mutilirten« Schein wieder zustellen und ihm aufgeben, den Revers »aller massen und in allen Punkten, wie es vorgeschrieben, zu vollziehen« und, bis das geschehen, ihn nicht auf die Kanzel steigen lassen. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei nicht um einen allgemeinen Amtsrevers, sondern um eine vom Rate geforderte Erklärung, wie Hugius sich in Zukunft gegen den Pfarrer verhalten werde. Jedenfalls ist dieser Schein nicht bei der Bestätigung, sondern erst mehrere Jahre nach Antritt des Amtes eingereicht; denn M. Hugius wurde bereits i. J. 1601 von der Pfarre zu Rohrborn als Diakonus nach Sömmerda

---

[1]) S. S. 82, Anm. 1.

[2]) Z. B. Vokation des M. Nicolaus Girmarus zum Pfarrer von Azmannsdorf, 19. Sept. 1609. Lib. Comm. Städtisches Archiv. XXI. 1 b.

[3]) Bericht des Pfarrers Trawbote zu Zimmern infra. S. S. 79, Anm. 4

[4]) Lib. Comm. Städtisches Archiv.

berufen.[1]) Der ziemlich umfangreiche Revers, welchen die Pfarrer später unterschreiben mussten und der in vielen Exemplaren in den Akten des Städtischen Archivs vorhanden ist, wurde wohl, wie auch der des Schulmeisters, erst bei der Neuordnung des Kirchen- und Schulwesens aufgestellt. Der Rat hielt strenge auf sein Bestätigungsrecht. Im J. 1582 hatte der Pfarrer von Tonndorf einen Kaplan angenommen und für sich bestätigt. Sofort erhielt er ein Schreiben aus der Ratskanzlei. Darin wurde ihm bedeutet, der Rat sei dergleichen von seinen Unterthanen nicht gewohnt; zugleich wurde er ersucht, umgehend seine Gründe schriftlich mitzuteilen.[2])

Auch die Einführung wurde im sechzehnten Jahrhundert, wenn sie überhaupt stattfand, durch Beamte des Rates, die Stadtvögte, den Amtmann oder den Vogtschützen vollzogen. Nach dem Bericht des wiederholt genannten Mühlberger Pfarrers nahm sie folgenden Verlauf. Am Mittage versammelten sich auf ein Glockenzeichen die Gemeinde, mit dem Amtmann, dem Schulzen, den Heimbürgen und Altarleuten an der Spitze, der einzuführende Geistliche und vier dazu aufgeforderte Pfarrer aus der Nachbarschaft vor der Kirche. Der Amtmann übergab in einer Ansprache im Namen des Erfurter Rates dem neuen Pfarrer die Gemeinde, sie zu versorgen mit Gottes Wort, dem heiligen Evangelio Christi, ferner ihr die Sakramente zu reichen und sie mit allem zu versehen, was einem Pfarrer zu thun gebühre. Dafür sicherte er ihm alles Einkommen und alle Gerechtigkeit zu, wie sie sein Vorgänger gehabt; auch versprach er ihn von amtswegen zu schützen. Darauf sagte der Pfarrer seinen Dank und gelobte allen seinen Verpflichtungen nachzukommen, soviel Gott ihm Gnade verleihe. Dann begaben sich alle in die Kirche, wo nach dem Absingen des Te deum laudamus einer der fremden Geistlichen eine kurze Predigt hielt. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurde dem neuen Pfarrer das Pfarrhaus übergeben. Eine Bewirtung seitens des Amtmannes, wobei die Heimbürgen im Namen der Gemeinde und die Altarleute aus der Kirchkasse Geschenke überreichten, schloss die Feier.

Erst i. J. 1619, also wiederum zur Zeit der Neuordnung des

---

[1]) Lib. Comm. Städt. Arch.

[2]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg.

Kirchen- und Schulwesens gab der Rat genaue Vorschriften über die Bestellung der Landpfarren. Das Aktenstück befindet sich in zwei Exemplaren (in Abschrift, das eine ohne Datum, das andere mit dem Zusatz »Publicirt 1619«) auf dem Staatsarchiv zu Magdeburg. Es wird mit der Bemerkung eingeleitet, dass nach einhelligem Beschluss des Rates hinfort jederzeit »ohne fernere Verordnung vnndt bevhelich« bei Bestätigung der Pfarrer auf dem Lande die nachfolgenden Punkte in acht genommen werden sollten, »welches auch vmb nachrichtunge willen zue immerwehrendem gedechtnis vnndt schuldiger Continuation ins geheime Voigteybuch zue schreiben bevohlenn worden«. Im einzelnen wird folgendes angeordnet: 1. Von dem Ableben eines Pfarrers ist dem regierenden Herrn Ratsobersten Bericht zu erstatten. Der Rat bestimmt drei tüchtige Personen zur Probepredigt und lässt ihnen darüber Zettel in der Vogtei ausstellen. Die Namen der drei Personen meldet der Vogteischreiber noch vor dem Termin der Probepredigt dem Senior des Ministeriums und fragt an, ob etwa das letztere gegen eine oder die andere von ihnen in Lehre und Wandel etwas auszusetzen habe und sie nicht für tüchtig zum Predigtamt halte, damit man sich danach beizeiten richten könne. 2. Am Tage nach der dritten Probepredigt begeben sich Vogtschütze und Vogteischreiber an den Ort und sammeln die Stimmen der Gemeinde von jedem »absonderlichen, unvermerckt seiner Mitnachbarn«. Über den Ausfall der Abstimmung erstatten sie unverzüglich dem Rate Bericht und setzen zugleich dem Ausschuss der Gemeinde einen Tag, an welchem er auf dem Rathause zu erscheinen und gebührenden Bescheid zu empfangen habe. Beide Beamten erhalten für ihre Mühewaltung je einen Reichsthaler; weitere Unkosten dürfen sie der Gemeinde nicht verursachen. 3. Da der Gemeinde ihre freie, unverdächtige Wahl gegönnt wird, soll diejenige Person, welche die meisten Stimmen erhalten hat, in der Stadtvogtei alsbald in Gegenwart des Gemeindeausschusses zu ihrem Pfarrer bestätigt werden. Dabei werden beiden Teilen ihre Pflichten vorgehalten. 4. Darauf wird dem Gewählten der Revers eingehändigt und ihm aufgetragen, ihn in zwei oder drei Tagen unterschrieben und untersiegelt wieder einzuliefern. 5. Ist die erwählte und bestätigte Person vorher noch nicht im Pfarramt gewesen, so meldet der Vogteischreiber im Namen des Rates dem Senior des Ministeriums die Wahl und Bestätigung, und der Erwählte wie die Gemeinde oder deren Ausschuss bitten

den Senior um Abhaltung des Examens und Vornahme der Ordination. 6. Nach Erfüllung aller Bedingungen wird der neue Pfarrer 8 oder 14 Tage später an einem Sonn- oder Festtage durch den Senior und die Stadtvögte in der Kirche, wohin er berufen, in Gegenwart der ganzen Gemeinde gebührlich investiert, Dabei wird er erinnert, alle Punkte seines Reverses gewissenhaft zu erfüllen. Die Gemeinde aber wird ermahnt, ihn als ihren ordentlich berufenen Pfarrer anzuerkennen, sich zum Hören des göttlichen Wortes fleissig einzufinden, und was dergleichen christliche Ermahnungen mehr sind. 7. In der Vogtei soll bestmöglicher Fleiss darauf verwandt werden, zwischen des verstorbenen Pfarrers Witwe und Erben und dem Neuerwählten des Einkommens, besonders der Feldfrüchte wegen gütliche Vereinbarung zu treffen. Ist dies nicht zu erreichen, soll dem Rate die Sache zur schleunigen Entscheidung vorgelegt werden. 8. Die Altarleute haben das Inventarium der Kirchengeräte und ein Verzeichnis der jährlichen Besoldung des Pfarrers und Schulmeisters in Ordnung zu halten, damit nichts davon entäussert oder abgenommen werde. 9. Die Pfarr- und Schulgebäude sollen in gutem Zustande erhalten werden. Neue Hauptgebäude (Kirche, Schule, Pfarrhaus) dürfen nur mit Erlaubnis des Rates errichtet werden.

Neu ist in diesem Erlass, was das Ministerium anbetrifft, die Voranfrage bei dem Senior in der Allgemeinheit, wie sie hier gefordert wird. Neu ist ferner die Mitwirkung des Seniors bei der Investitur der Geistlichen. Und sicher sind beide Bestimmungen erst durch den vorliegenden Erlass eingeführt worden. Dafür spricht schon der Umstand, dass der Passus über die Voranfrage in der einen (undatierten) der beiden Handschriften als Zusatz von anderer Hand und erst in der zweiten als integrierender Teil des Textes erscheint, und dass in dem Abschnitt über die Investitur die Worte (durch) »den Herrn Seniorem des Ministerij vndt« in der ersten überhaupt fehlen und sich erst in der zweiten finden. Sodann erwähnt kein einziger der 24 Geistlichen, welche in den Visitationsakten von 1618 über ihre Einführung berichten, dass der Senior dabei beteiligt gewesen sei. Auch stimmt damit überein, dass Friese in seinen Nachrichten von der Michaeliskirche mitteilt, dass der Diakonus M. Jeremias Alberti am 14. April 1622 als erster von den Geistlichen dieser Kirche durch den

Senior, M. Modestinus Weidmann, die Kirchväter, Ratssenioren und die ganze Gemeinde investiert sei.

Nachdem der Senior einmal zur Einführungsfeier hinzugezogen ist, tritt er den Stadtvögten gegenüber in den Vordergrund: er ist fortan der Einführende, die Stadtvögte sind nur Zeugen der feierlichen Handlung. Sehr verdriesslich lässt sich ein für die Aufrechterhaltung der Befugnisse des Rates besorgter Berichterstatter über diese neue Einrichtung aus.[1]) Er schreibt: Wenn der Senior dem neuen Pfarrer seine Lektion vorgelesen, bestätige dieser es nur ihm gegenüber mit einem ›Ja!‹ und Handschlag; den Herren Stadtvögten aber thue er gar kein Gelöbnis. Man wisse also nicht recht, »worumb vnnd weshalben die Herren Stadtvögte zugegen seyen«. Wenn den Pfarrkindern ihre Lektion vorgelesen sei, würden die Männer an den neuinvestierten Pfarrer gewiesen und aufgefordert, nach dem Gottesdienst solches gegen ihn zu bekräftigen. Nach Schluss der Feier gingen zu allererst die Herren Stadtvögte zu dem Pfarrer, der vor dem Altar stehen bleibe, und wünschten ihm Glück. Es könne aber leicht so scheinen, als thäten sie ihm, wie nachher die anderen, auch ein Angelöbnis. Die Missstimmung ist ungerechtfertigt. Die Investitur sollte eine kirchliche Feier sein, bei der die Vertreter des Rates eben nur als Zeugen zugegen waren, und da sie einmal zugegen waren, natürlich auch ihre Glückwünsche aussprachen. Die Verpflichtung des Geistlichen von seiten des Rates hatte bereits in dem Bestätigungsakt in Gegenwart der Gemeindeältesten auf dem Rathause stattgefunden; auch hatte der Rat ja den von jenem unterschriebenen und untersiegelten Revers schon in Händen. Weit besser gefällt unserem Erfurter augenscheinlich der Verlauf der Einführung in denjenigen Dörfern des Stadtgebietes, deren Kirchen unter sächsisch-gothaischem Patronat standen. Da muss, wie er uns auch berichtet, der Einzuführende dem gothaischen Superintendenten, dem gothaischen Amtmann und den als Vertreter der »ordentlichen Obrigkeit« anwesenden Erfurter Ratsabgeordneten mit Handschlag treuliche Erfüllung seiner Pflichten versprechen. Sodann müssen die Männer aus der Gemeinde gleichfalls allen diesen und dem neuinvestierten Pfarrer mit Handgebung Treue angeloben. Hier lag die Sache aber auch anders als vorher. Es

---

[1]) Dieses wie das folgende und die ebengenannten Schriftstücke befinden sich in den Erfurter Akten des Staatsarchivs zu Magdeburg. XIV. 5.

war noch keine Verpflichtung auf dem Rathause geschehen: sondern diese fand hier erst statt.

Betreffen die bisher besprochenen Rechte des Ministeriums hauptsächlich das geistliche Amt, so führt die F. P. nun weiter eine Befugnis an, die sich auch auf die Gemeinde erstreckt: die Untersuchung bez. Entscheidung in Ehe- oder Gewissenssachen. Ausüben soll dieses Recht das Ministerium als Ganzes unter Zuziehung der Kirchväter. Soviel wie irgend möglich, soll versucht werden, die Parteien in Güte zu vergleichen. Gelingt dies nicht, so soll das Ministerium den Kernpunkt des Streites in eine Frage stellen, diese den Parteien vorlegen und, wenn beide der Fassung zugestimmt, auf ihre Kosten einem Konsistorium, einer Juristenfakultät oder einem Schöppenstuhl zur Beurteilung übersenden. Ist aber auch auf diesem Wege eine Entscheidung der Sache nicht zu erwarten, so hat ein ordentlicher Prozess in folgender Form zu beginnen. Innerhalb vierzehn Tage reicht der Kläger beim Ministerium die Klage ein. Wiederum zwei Wochen nach Zustellung der Klageschrift übergiebt der Beklagte seine Klagebeantwortung. In einer gleichen Frist steht dem Kläger noch eine Replik und dem Beklagten eine Duplik zu. Diese Akten werden, wie oben angegeben, zur Rechtsprechung übersandt. Im Laufe des Prozesses darf noch wieder jede der beiden Parteien zur Führung des Beweises abwechselnd zwei Eingaben machen. Über Berufungsanträge seitens der Parteien oder der Kommissarien entscheidet der Rat. Die Verhandlung in solchen Sachen vor dem Ministerium findet zweimal in der Woche, am Dienstag und Donnerstag, statt. Ausdrücklich wird noch einmal hervorgehoben, dass nur das Ministerium als Ganzes zuständig sei und dass nicht etwa der Senior allein oder unter Hinzuziehung nur eines Teiles der Mitglieder beschliessen dürfe. Ein besonderer Abschnitt handelt von dem Verfahren gegen die malitiosi desertores. Danach geschah es oft, dass Ehemänner »aus lauterm fürwitz, muthwillen und frevel« von ihren Frauen liefen und sie grossem Elende preisgaben, aber auch, dass Männer von ihren Frauen im Stiche gelassen wurden. Damit nun in solchen Fällen dem unschuldigen Teil in seinem Gewissen geraten und gedient werden möge, soll der desertor, nachdem er zwei oder drei Jahre fortgeblieben, auf Antrag der Verlassenen von dem Pfarrer des Ortes, wo das Ehepaar bisher gewohnt, oder auch des Ortes, woher der Flüchtling gebürtig oder wo er sich vermutlich auf-

hält, öffentlich von der Kanzel aufgefordert werden, vor dem Ministerium zu erscheinen und sich auf die Klage seines Eheweibes zu verantworten; gleichzeitig soll eine schriftliche Vorladung mit dem Siegel des Ministeriums öffentlich an den Kirchthüren drei Sonntage nach einander angeschlagen werden. Erscheint der Angeklagte nicht, wird die Citation wiederholt mit der Androhung, dass auch im Falle seines Aussenbleibens die Sache werde entschieden werden. Zeigt er sich diesmal auch ungehorsam, wird er zum dritten Mal vorgeladen, um das Urteil anzuhören. Wenn er sich jetzt noch nicht einstellt, soll er für einen »öffentlichen und mutwilligen desertor« erklärt und sein Weib der Ehepflicht ihm gegenüber los und ledig gesprochen, ihr auch die Erlaubnis gegeben werden, sich wieder zu verheiraten, doch nur, nachdem sie den Rat des Seelsorgers, der Obrigkeit oder der Freundschaft eingeholt, und unter der weiteren Bedingung, dass die Hochzeit ohne »gepränge und öffentliche solennitäten« gefeiert werde. Der Schuldige muss das Erfurter Gebiet räumen. Ebenso wird gegen eine Ehefrau verfahren, welche ihren Mann verlassen hat.

Dass der Kurfürst von Mainz gegen die Übertragung des Rechtes, in Ehesachen zu verhandeln, an das Ministerium als einen Eingriff in die seinem geistlichen Gerichte zustehende Befugnis beim Kaiser protestierte und dass es sogar zur Klage darüber beim Reichskammergericht kam, habe ich in meiner Abhandlung über die Formula Visitationis bereits erwähnt.[1]) Erst im Jahre 1615, im Beginn der Friedensverhandlungen zwischen Erfurt und dem Erzbischof gab Mainz zu dieser Neuordnung seine Zustimmung, indem der Kurfürst Johann Schweikhard in seiner Religionsversicherung, dat. Aschaffenburg den 25. Aug.,[2]) dem Rate das Recht zugestand, Ehesachen zwischen Parteien, die beiderseits der Augsburger Konfession angehörten, durch seine Kommissarien entscheiden zu lassen. Für Mischehen blieb also auch dann noch das mainzische geistliche Gericht zuständig. Und diese Bestimmung hielt der Rat inne. Denn i. J. 1616 (den 22. März) schreibt er an zwei Gebrüder Neumeyer zu Ramsla:[3]) »Ob wir wol iedermenniglich vnd also auch euch vor vnserm Geistlichen consistorio alhier Rechts zuuorstatten vnd iustitiam

---

[1]) S. 14 f.

[2]) Abschrift im Städtischen Archiv.

[3]) Lib. Comm. Städtisches Archiv.

administriren zu lassen, vns vor schuldig erkhennen vnd willig sindt, so ist jedoch defsen vnsers consistorij cognition allein vf die Persohnen, so beiderseits der Augfpurgischen Confefsion verwandt vnd zugethan sind, gerichtet vnd gegründet.«

Der Rat hat aber trotz des Protestes von Mainz seit 1580 das Ministerium in Ehesachen verhandeln lassen. Das beweist zunächst ein Brief an den bereits genannten Dr. Wesenbegk in Wittenberg vom 19. Aug. 1581,[1]) worin er über zwei den Desertionsprozess betreffende Fragen ein Gutachten einfordert, um dadurch in seinem Ehegerichte aufgetauchte Zweifel zu beseitigen. Ferner bestätigt der Rat i. J. 1599 in einem Schreiben an das Konsistorium zu Weimar,[2]) dass das Ministerium neben den Personen aus dem Rate in Ehesachen thätig sei, und in einem Schreiben an die Gräfin von Schwarzburg zu Arnstadt vom 21. Sept. 1600[3]) erklärt er, dass Ehesachen vor seinem Evangelischen Ministerium und etlichen Zugeordneten aus seiner Mitte anfangs in der Güte verhört zu werden pflegten; da in der vorliegenden Sache keine Partei der anderen weichen wolle, lasse er sie ihre Klage schriftlich aufsetzen, um diese dann einem vereinbarten unparteiischen Schöppenstuhle zu überschicken.

Was nun die Frage anbetrifft, ob das Ministerium nicht schon vor dem Jahre 1580 das Recht gehabt habe, in Ehesachen zu verhandeln, so bezeugt ein in meiner Abhandlung über die F. V. mitgeteilter Brief des Pfarrers M. Andreas Poach an M. Melchior Weidmann in Gotha, dass es im Jahre 1568 diese Befugnis nicht hatte, und eine ebenfalls dort angeführte gerichtliche Urkunde lässt darauf schliessen, dass es Ende der siebziger Jahre dafür wenigstens in Betracht kam.[4]) Heute bin ich in der Lage, zur Beantwortung der Frage folgendes neue Quellenmaterial beizubringen.

Weidmann berichtet in seinem zweiten Schreiben in dem Streit über die sonntäglichen Frühhochzeiten,[5]) D. Lang und seine Amtsbrüder hätten den damals noch grösstenteils »papistischen« Rat nicht bewegen können, sich der Ehesachen anzunehmen, so dass auch die Lutherischen vor dem mainzischen

---

[1]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) S. 12 und 14.

[5]) S. S. 75, Anm. 2.

geistlichen Gericht ihr Recht hätten suchen müssen; die Pfarrer hätten darüber auch, wie aus ihren Schriften zu beweisen, oftmals um ein »rechtliches Bedenken« bei den benachbarten Theologen nachgesucht. — Im Jahre 1535 hatten die Amtleute zu Schmalkalden dem Rate die Klage eines ihrer Amtseingesessenen gegen eine Erfurterin wegen eines Ehegelöbnisses übermittelt. Der Rat stellte mit dieser ein Verhör an und meldete (Mont. n. Divis. apost.) als dessen Ergebnis:[1]) Das Mädchen habe jenem garnichts versprochen. Ihre Mutter wolle sie zwingen, ihn zu heiraten; sie aber habe weder ja noch nein gesagt, da sie ihn nicht möge. Übrigens gehöre die Sache, weil sie die Ehe betreffe, vor das mainzische geistliche Gericht. Bei diesem möge jener klagen, das Mädchen werde ihm daselbst »zu Recht stehen«. — Im Jahre 1538 (Freit. n. Tr. reg.) ersucht der Rat den Amtmann zu Gotha,[2]) dafür zu sorgen, dass ein Einwohner Frienstedts einem gewissen Claus Wiede seine Frau zurückgebe, die ihm unter Mitnahme eines Teils der Habe entlaufen sei und mit jenem lebe. — In demselben Jahre (Sonnab. nach Quasimodog.) befiehlt der Rat einem Einwohner Tonndorfs,[3]) der das Weib eines anderen bei sich aufgenommen und mit der Erklärung, er wolle die Frau gegen ihren Mann verteidigen, wider den ausdrücklichen Befehl des Amtmannes bei sich behalten hatte, sie zu ihrem Ehemanne zu entlassen; habe sie eine Klage gegen diesen, solle sie das Gericht in Anspruch nehmen. — Im Jahre 1542 (Mont. n. Vinc. Petr.) bittet der Rat den Amtmann zu Arnstadt,[4]) einen gewissen Peter Zacharias, der einem Mädchen aus Werningsleben die Ehe zugesagt, anzuhalten, dass er sein Versprechen erfülle. — Im Jahre 1550 hatte der evangelische Pfarrer zu Frienstedt ein Brautpaar aufgeboten. Der ebenfalls evangelische Pfarrer zu Ingersleben teilte ihm mit, dass einer seiner Pfarrkinder Einspruch erhebe, und ersuchte ihn, mit dem Aufgebot innezuhalten, bis die Sache rechtlich entschieden sei. Sein Verlangen wurde erfüllt, und die Parteien trugen die Sache dem Rate als ihrer Obrigkeit vor, der aber die Untersuchung ablehnte und die Sache als eine causa matrimonialis vor die mainzischen geistlichen Richter verwies. Diese verfügten eine Citation beider

---

[1]) Lib. Comm. Städtisches Archiv.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) Ebenda.

Parteien und übersandten die Vorladung den beiden Pfarrern, um sie jenen zuzustellen. Während die Frienstedter zum festgesetzten Termine vor ihnen erschienen, hatte sich der Ingerslebener Pfarrer geweigert, die Zustellung auszuführen, wie die geistlichen Richter vermuteten, in der Absicht, den Rechtsstreit den Visitatoren zu Gotha zu unterbreiten. In einem Schreiben an den Pfarrer nehmen sie das Recht der Entscheidung in solchen Sachen voll und ganz für sich in Anspruch. Im Namen des Erzbischofs mahnen sie ihn dringend an den Gehorsam, welchen er seinem »Ordinario« (dem Erzbischof) von Rechts wegen schuldig sei, und wiederholen unter Androhung des Bannes und einer Geldstrafe von 30 Gulden den Befehl, sowohl seine Pfarreingesessenen zum Erscheinen vor dem geistlichen Gericht aufzufordern, als auch selbst an einem bestimmten Tage sich einzustellen, um in dieser Ehesache sein Zeugnis abzugeben und darauf das gerichtliche Erkenntnis zu erwarten. Das Urteil werde gesprochen werden, ob er komme oder nicht. Nach Ablauf des Termins sei sein Einspruch hinfällig. In einem zweiten Schreiben an die Grafen Philipp und Ernst von Gleichen erklären die geistlichen Richter: Wenn sich der Pfarrer damit entschuldigen wolle, dass er auf Befehl der Grafen sich ausserhalb der Grafschaft vor kein anderes Gericht citieren lassen dürfe als vor den Erfurter Rat, seine weltliche Obrigkeit, so sei darunter doch nur das weltliche Gericht zu verstehen. Solche Ehesachen gehörten allein »ohne alle Mittel« vor die ordentliche geistliche Obrigkeit und ihre Gerichte. Sie verlangen, dass die Grafen den Pfarrer wegen seines Ungehorsams »alſso Bhemisch hielten und halten lieſsen«, bis er von solcher Obrigkeit in forma ecclesiae absolviert sei, und schliessen mit der Drohung, im Weigerungsfalle an den Erzbischof gehen zu müssen, und das könne für die Grafen auch noch Weiterungen nach sich ziehen. In den über die Sache von Weimar eingeholten Gutachten wird besonders die Sinnlosigkeit der Drohungen der geistlichen Richter gegen die evangelischen Grafen und den evangelischen Pfarrer betont und diesen dementsprechende Ratschläge für ihr ferneres Verhalten gegeben.[1]) — Im Jahre 1558 (Freit. n. Tr. reg.) schreibt der Rat an die in Ehesachen Verordneten der Superintendentur zu Gotha:[2]) »Hoch-

[1]) Sächsisch-Ernestinisches Gesamtarchiv zu Weimar. G. 140. No. 3.

[2]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg. In denselben Büchern und

gelarte, Achtbare, Ersame vnd weisse, gunstige herren vnd guthen freunde! Wir haben Euer schreiben, vnsern burger Hansen Volprecht, das wir denselbigen Inn eyner ehesache vor Euch citiren wollten, belangende, Innehalts hörenn lessen vnd wollen Euch daruff freuntlicher meynunge nicht verhaltenn, das vns In sachen, dye ehe belangende, alhie keyne Jurisdiction zustehet. Derhalben will vns auch nicht gepuren, vns In solchenn sachen der Jurisdiction mitt citation oder andern artibus anzumassen. Werdet derhalben solche Ewre notturfft an andern gepurlichen örtthern zu suchen wissen. Vnd seynt Euch sonsten fr. zu dyenen willig.« Die Gothaer beruhigten sich bei diesem Bescheide nicht, sondern wiederholten ihren Antrag noch dreimal. Aber ebenso oft (Mont. a. T. Valentini, Dienst. n. Oculi, Mittw. n. Cantate 1558) wurde ihnen die Antwort, dass es der Rat bei seiner Erklärung bewenden lassen und eine Citation des Erfurters ablehnen müsse. — Ein Schreiben aus der Ratskanzlei v. Mittw. n. Judica 1558 lautet: »Guthen freundt. Wir haben Ewer schreiben, Micheln Mangoldts Sohn zu Elxleben belangende, Inhalts hören lesen. Weill wir dan daraus befinden, das die geschwengertte person Ihnen vmb Eyn Ehe ... gelübde zubesprechen gedenckt, So wollen wir Euch zu fr. bericht nicht verhalten, das vns nach vermuge der vortrege vnd herkohmmens In solchen sachen, dy Ehe belangende, keyne Jurisdiction zustehet; Sondern solche sachen müssen gesucht vnd geclaget werden vor vnsers gnedigsten Herrn, des Ertzbischoffs zu Meintz, verordneten Sigler alhier, welchs Ampt Itzo Doctor Eoban Ziegler verwaltet, vnd zweiffeln nicht, do Ewre Amptsvnderthanen doselbst vmb procefs ansuchen, Er werde die pilligkeit hierinne zuuerfinden wissen. Vnd seint Euch sonsten zudienen willigk.« — In demselben Jahre wurde der Rat von der Superintendentur zu Arnstadt ersucht, in einer Ehesache zwei Zeugen, einen gewissen Otto Natz und den Pfarrer zu Grofs-Sömmerda, über etliche eingeschickte Artikel zu verhören. Der Rat antwortet (Donnerst. n. Severi ep.): »... Weil wir nun befunden, das solcher handel causa Matrimonialis ist, So haben wir In denselbigen In vnsern gerichten keyne Jurisdiction; Sondern dieselbige ist vnserm gnedigsten herrnn, dem Ertzbischoffe zu Meyntz, vnd ahn S. g. stadt deren

---

auf demselben Archiv befinden sich sämtliche noch aufgeführte Schriftstücke, bei denen etwas anderes nicht ausdrücklich bemerkt ist.

geistlichen Richtern allhie zustendigk. Dorumb will vns nicht geburen, vns in diefs benannter Jurifdiction in der Zeuge verhörunge eintzulafsen. Zu deme, das wir aus Inhalt defs Siebenden beweifs artickels befinden, das Otto Natz und der angegebene pfarnner In vnsern gerichten zu Grofsen Sömmerda nicht, sondern zu Gangloffs Sömmerda gesefsen, derwegen thun wir Euch die beweifs artickel beyliegendt widder vbersenden, fr. bittende, vns aus erwenthen vrsachen Hierinnen entschuldiget zuhalten, vnd seint Euch sonsten freundlich zudienen willigk. — Im folgenden Jahre (1559, Donnerst. n. Cantate) schreibt der Rat an den Magister Nicolaus Michel: »Erbar, wohlgelarther, guther freund. Ewer zwey schreiben, Eins Hansen Arnolt, das ander seyne schwester belangende, haben wir Inhalts hören lefsen vnd Ihnen dasselbige beyderseyts fürhalten lafsen. Was sy nuhn dorauff zur antwortt geben, das vbersenden wir Euch Inliegendt zuuornehmen. Dieweil denn beyde theyl Ewres angebens, sonderlich Hansen Arnolts schwester, des angegebenen Ehegelübde nicht gestendigk vnd vns in solchen Ehesachen keyne verschaffunge oder erkenthnis zuthun gepürt, Sondern den geystlichen Meintzischen Richtern alhier, denen solchs zu richten zustehet, So werdet Ihr doselbst des Ehegelübdes halben Ewer notturft zusuchen wifsen, do Euch ahne zweiffel, was recht vnd billich ist, mittgetheilt wirdt werden ....« — Und in demselben Jahre (Sonnt. a. T. Elisab.) erhält die schwarzburgische Superintendentur zu Arnstadt wiederum folgenden Bescheid vom Rate: »Guthen freunde. Es hat vns gegenwertiger bott von Euch eyn offene citation, Elfsen Mauers belangende, heuth dato vberantwort, doraus wir Euer bitte, das wir dieselbige alhier an offene stellen anschlahen wollten, vernommen. Wiewol wir Euch nuhn In dem vnd andernn allen nachparlichen willen zu ertzeygen willig vnd geneygt, So können wir Euch doch nicht pergen, weil vns alhie In Erffurt In geystlichen ehesachen keyn Jurifdiction zusteet, wie das dye vortrege, fso wir mitt dem Ertzstifft haben, aufsweisen; So haben wir uns auch bifs dohin solcher Jurifdiction wedder mit citation noch andernn nicht anmassen wollen, vngeacht, das wir von vhilen örthern gleicher gestalt auch ersucht werden. Thun Euch derhalben die Citation widder vbersenden, mitt fr. bitt, vns hyr Inne aufs berurten vrsachen entschuldigt zu halten. Vnd werdet sonder Zweifel solches bey den Meinzischen Richtern alhie zu suchen wissen . . .«

Nach diesen amtlichen Zeugnissen stand also die Sache bis zum Ende der fünfziger Jahre so: Das Recht, in Ehesachen, auch in solchen Evangelischer, zu entscheiden, wurde nicht nur von den mainzischen geistlichen Richtern beansprucht, sondern ihnen auch vom Rate zugestanden, und zwar auf grund der zwischen dem Erzbischof und dem Rate vereinbarten Verträge. Weder die Missbilligung auswärtiger Theologen, noch die zahlreichen, von den verschiedensten Seiten gestellten, gelegentlich sehr dringenden, Anträge konnten den Rat bewegen, in dieses ihm nicht zustehende Recht einzugreifen. Niemals liess er sich auf eine eigentliche Untersuchung ein; ebenso lehnte er es ab, einen Erfurter vor eine auswärtige Behörde zu citieren oder die Citation einer solchen in der Stadt oder deren Gebiet anschlagen zu lassen. Dagegen zeigte er sich bereit, auf Ersuchen von anderswoher ein Verhör anzustellen. In dem einen Fall, wo er auch dies abweist, tritt doch noch hinzu, dass die zu verhörenden Zeugen irrtümlich als Eingesessene seines Gebietes bezeichnet waren. Ebenso suchte er durch eine einfache Verfügung an einen seiner Amtleute oder durch ein an eine auswärtige Obrigkeit gerichtetes Ersuchen die Sache, wenn es möglich war, aus der Welt zu schaffen. Von dem Ministerium ist in allen diesen Fällen mit keinem Worte die Rede.

Wie der Rat sich in den sechziger Jahren den Ehesachen gegenüber verhielt, bezeugen uns folgende Thatsachen:

Am 20. Febr. 1566 übersendet der Rat dem Grafen Ludwig zu Gleichen die Klage einer Erfurter Unterthanin zu Utzberg gegen einen Mann, der sich unter des Grafen Jurisdiction zu Blankenhayn aufhalten sollte. Der Rat ist der Meinung, dass der Beklagte der Klägerin eine rechte christliche Ehe zugesagt hat, und bittet den Grafen, ihn anzuhalten, dass er das zugesagte Ehegelübde ohne fernere Weigerung nach christlicher Ordnung vollziehe.[1]) — Unter dem 23. Januar 1567 ersucht der Rat den Schösser zu Weimar, einen seiner Bezirkseingesessenen in einer Ehesache in subsidium iuris zu citieren. Er soll an einem bestimmten Tage vor dem Rate erscheinen und seine Aussage in betreff des Eheversprechens »vom Munde in die Feder vorbringen« und das Ende des Termins abwarten. Kommt er nicht, soll auf des gehorsamen Teiles Erscheinen ergehen, was

---

[1]) Lib. Dominorum. Städtisches Archiv.

recht ist. — In einem Schreiben an den Rat zu Sömmerda vom 6. Sept. 1567 teilt der Rat mit, vergangene Walpurgis sei durch seine »Verordneten« zwischen einem gewissen Heupt, der bisher an Geistesstörung gelitten und noch leide, und seiner Vertrauten ein Vertrag dahin abgeschlossen worden, dass sie die Ehe mit einander eingehen sollten, wenn sich der Zustand des Kranken in einem Vierteljahre bessere und die Besserung dann noch ein Vierteljahr anhalte, dass sonst aber der Dirne erlaubt werden solle, sich anderweitig zu verheiraten. Da der Zustand derselbe geblieben und die Zeit fast verflossen ist, setzt der Rat Termin in der Sache an. — Und ebenfalls noch im Jahre 1567 (6. Nov.) schreibt der Rat an einen gewissen L. Findeeyssen: Er möge ohne Sorge sein. Sollten sein Weib oder ihre Freunde etwas gegen ihn an den Rat gelangen lassen, so werde er seine Antwort abwarten, bevor er Bescheid erteile. Darum möge er sich ohne Besorgnis nach Erfurt begeben; nur müsse er sich gegen jedermann friedlich halten. »Do ihr als dann", fährt das Schreiben wörtlich fort, »euer eheweib vmb die eheliche beiwonunge oder anderes halben besprechenn wollet, so muget ihr sie vf euer ankunft vor vns, wie sichs geburt, fordern lassen. So wollen wir In der sach notturftige verhoer vnnd handelunge furnehmen vnd als dan nach befindung vnd gelegenheit des handels pilliche weisunge oder verfügunge thun lassen.« — Im folgenden Jahre (1568, 28. Jan.) schreibt der Rat wieder in einer Ehesache an den Rat zu Sömmerda; dem Namen Heupt nach zu urteilen, handelt es sich um die Fortsetzung der oben erwähnten Verhandlung. Der Rat teilt mit, die von ihm »dazu Verordneten« hätten ihr »Bedenken« den Parteien zugestellt: das neue Verlöbnis habe dem Rate zuvor gemeldet werden müssen. Er ordnet an, dass der Amtmann den Pfarrer Adolarius Hegenolph und die Parteien, die Braut, den bisherigen und den neuen Verlobten auf den nächsten Tag vor den Rat bescheide, »damitt Inn dieser sachenn ohne gefhar weytter gebahret werdenn muge.« — Und in demselben Jahre sucht der Rat einen bereits lange dauernden Streit zwischen Alexander von Töpffer zu Vargula und dessen Ehefrau zu schlichten. Von der unaufhörlichen Zwistigkeit unter diesen Eheleuten vernimmt der Rat ungern und in Beziehung auf die Frau mit dem Gefühl des Mitleids. Da er sieht, dass die Sache ohne seine (der Obrigkeit) Verordnung nicht beendet werden kann, lädt er die Parteien vor sich. Nachdem das Ver-

hör gehalten, lässt er einen schriftlichen »Abschied« verfertigen und ihnen zustellen, den Ehemann aber noch ausdrücklich ermahnen, bis zur »Erörterung« der Sache sich gegen sein Weib friedlich zu verhalten. Andernfalls erwartet er von dem Amtmann Bericht und »wird sich dann mit fernerem Einsehen zu erzeigen wissen.« Auf eine erneute Klage der Ehefrau über den unordentlichen und ärgerlichen Lebenswandel ihres Gatten fordert der Rat den letzteren wieder vor sich, um ein neues Urteil zu erwarten. Er erscheint aber nicht. Nun befiehlt der Rat dem Amtmann, einen Tag zu bestimmen, an dem über den Streitpunkt, die Länderei betr., ein Vergleich vereinbart werden solle.

Legen wir auch auf die Behandlung der zuletzt angeführten Streitsache kein besonderes Gewicht, weil sie, streng genommen, vielleicht nicht ganz unter den Begriff einer causa matrimonialis fällt, da es sich dabei auch um Vermögensstreitigkeiten handelte, so bezeugen doch schon die anderen Fälle für die zweite Hälfte der sechziger Jahre folgendes Verhalten des Rates den Ehesachen gegenüber. Er stellt nicht nur an eine auswärtige Behörde das Ersuchen, auf Erfüllung eines gegebenen Eheversprechens zu dringen, sondern er citiert auch die Unterthanen einer anderen Obrigkeit vor sich, indem er natürlich deren Vermittlung in Anspruch nimmt. Durch seine »Verordneten« lässt er nicht allein ein vorläufiges Verhör, sondern eine wirkliche Untersuchung vornehmen, durch sie einen Vergleich zwischen den Parteien aufstellen und Verfügungen in der Sache treffen. Die Verordneten können nicht die Mitglieder des Ministeriums sein. Einer solchen Annahme widerspricht der oben erwähnte Poachsche Brief an Weidmann, indem es heisst: » . . . tu scis nos nullam habere jurisdictionem in hujusmodi causis, desertricem citare non possumus, potestatem pronunciandi in hac causa non habemus, judices sedis Moguntinae in nostra urbe, qui de talibus rebus judicant, nobis id non permittunt, et ut ablegemus homines nostros ad eos judices, religio est.« [1]) Es galt also auch jetzt noch das mainzische geistliche Gericht in Erfurt offiziell als die in diesen Sachen zuständige Behörde. Auffallend aber ist, dass Poach nicht den Rat als einen Gerichtshof erwähnt, vor dem Ehesachen zum Austrag gebracht werden könnten. Wäre wirklich eine Thätigkeit des Rates in der Untersuchung bez. Entscheidung von

---

[1]) S. S. 95.

Ehesachen an der Tagesordnung gewesen und hätte Poach ihm etwa nur das Recht dazu bestritten, so würde er es in dem Briefe nicht verschwiegen haben. Daher komme ich zu dem Schluss, dass die mitgeteilten Fälle die ersten gelegentlichen Versuche des Rates darstellen, die vertragsmässig dem mainzischen geistlichen Gericht allein zustehende Befugnis auch für sich in Anspruch zu nehmen.

Für die siebziger Jahre ist zunächst wieder eine Sömmerdaer Ehesache wichtig. Aus einem Schreiben des Rates an Pfarrer und Rat daselbst vom 15. Februar 1572 geht hervor, dass die eine Partei sich an den Rat gewandt hat und dass nach dem Bericht der Sömmerdaer Behörde in der Sache ein Urteil gesprochen ist; von wem, wird nicht gesagt. Die Streitenden haben dem Rechtsspruch keine Folge geleistet. Deshalb soll die Untersuchung fortgesetzt werden. Etwaige Klageschriften soll der Rat zu Sömmerda nebst allen anderen ergangenen Akten an das Konsistorium zu Leipzig übersenden und das von diesem gesprochene Urteil unerbrochen nach Erfurt schicken. Alsdann werde in der Sache weiter geschehen, was recht sei. In einem zweiten Schreiben an die beiden Pfarrer St. Bonifacii und St. Petri und den Rat zu Sömmerda vom 21. März bestätigt der Rat den Empfang der Akten und ordnet an, dass die Genannten die Klageschrift der anderen Partei in Abschrift zukommen lassen und ihr auferlegen, sich innerhalb acht Tage abschliessend dazu zu äussern. Ebenso soll diese Antwort dem Gegner abschriftlich zugestellt und ihm aufgetragen werden, seinen »Schlusssatz« ebenfalls innerhalb acht Tage einzubringen. Mit den Akten soll dann verfahren werden, wie oben angegeben. Am 29. Mai befiehlt der Rat, dass Pfarrer und Rat die beiden Parteien vor sich bescheiden, ihnen das Urteil vorlesen, auf Verlangen auch schriftlich zustellen und für seine Befolgung sorgen. In demselben und zu Anfang des nächsten Jahres ergehen an den Rat zu Sömmerda in einer Ehesache, augenscheinlich der eben berührten, noch drei Anordnungen, die aber nur die Eröffnung und Vollstreckung des Urteils und die Uebersendung der Akten nach Erfurt betreffen (13. Aug., 17. Dec. 1572 und 2. Jan. 1573). — Ausserdem werden aus dem Jahre 1572 folgende zwei causae matrimoniales berichtet: In der ersten hat sich eine Erfurterin über eine Einwohnerin des Amtes Schloss-Grüningen und deren Sohn etlicher Schulden und eines Ehegelöbnisses

wegen beklagt. Der Rat ersucht den Amtmann in einem Schreiben vom 13. Mai, beide zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten. In der zweiten hat ein Erfurter Bürger über einen Prädikanten Andreas Sturmius ebenfalls wegen einer Schuldforderung und eines seiner Tochter gegebenen Eheversprechens beim Rate Klage geführt. Dieser sendet (6. Sept.) an den Rat zu Kornneuburg, wo sich der Beschuldigte aufhalten soll, das darüber aufgenommene Protokoll, worin u. a. bezeugt wird, dass der Geistliche sich schriftlich zu dem Ehegelübde bekennt und dass er auch bereits den Mahlschatz empfangen hat. Darum könne er sich, vornehmlich aber als Geistlicher, der Erfüllung der Zusage nicht entziehen. Der Rat ersucht ihn dazu anzuhalten und ihn vorher als Prädikanten nicht anzunehmen oder zu dulden. Glaube er aber ungeachtet seines gegebenen Wortes es vor Gott und seinem Gewissen verantworten zu können, seinem Versprechen nicht nachzukommen, und sei der Rat von Kornneuburg wider Erwarten damit einverstanden, so möge er ihn doch wenigstens veranlassen, diese Aufkündigung vor ihm als seiner Obrigkeit zu thun und das Heiratsgut oder dessen Wert zurückzusenden. — Besonders wichtig ist ein Erlass des Rates von Freitag nach Aegidii 1573. Danach hat eine gewisse Elisabeth Hessin eine Scheidungsklage gegen ihren Ehemann nebst einem jenaischen Urteil eingereicht. Der Rat antwortet, dass ihre Sache einen rechtlichen Prozess nötig mache, wie auch das Urteil aus Jena ihr auferlege, der Scheidung halber sich an ihre ordentliche Obrigkeit zu wenden. »Nun wissen«, heisst es wörtlich, »vnsere herren In solchen vnd dergleichen geistlichen sachen alhie keine andere ordentliche obrickeitt dan die Erzbischoffliche Churfurstliche Meintzische geistliche Richter, welche In solchen sachen Jus citandi vnnd Rechtlich zu procediren haben, wie dan auch vnsere herren mitt dem Ertzstifft Meintz einen sonderlichen vortragk haben, welcher Anno 30 der wenigern zhall vfgerichtet, welcher vermagk, dafs vnsere herren den Geistlichen vnd welttlichen Meintzischen gerichten alhie Ihren freien lauff lassen sollen. Derwegen wird gemeltte Elisabeth Hessin Ihre notturft vor den Meintzischen geistlichen Richtern disfals zusuchen wissen. Würde Ihr aber daselbst das Recht versagett oder würde Ihr sonst Vnbilligkeitt begegnen, So magk sie solches vnsern herren berichten. So wollen sie sich alfsdan nach Erfindunge mitt fernerem billichem bescheide zuuornehmen lassen wissen.« — In demselben Jahre

beklagt sich eine Erfurter Bürgerin über den Kaplan Ern Jacob Zugern zu Cölleda, ihren Ehemann. Der Rat ersucht den Pfarrer und den Rat daselbst, jenen zu der Erklärung zu veranlassen, dass er sie als sein Eheweib zu sich nehmen wolle (3. Juli). — Im Jahre 1574 bittet der Rat aus Anlass eines konkreten Falles das Konsistorium zu Leipzig um ein Gutachten darüber, ob eine Ehe zwischen zwei durch Schwägerschaft im dritten Gliede Verwandten noch zulässig sei oder ob nicht wenigstens ein Dispens gewährt werden könne (28. Okt.). — Im folgenden Jahre beschwert sich eine Ermstedterin über einen Ichtershäuser der »persuadirten Beschwengerung und darauf zugesagter Ehe wegen.« Der Rat hält ihre Angaben für richtig und ist der Zuversicht, dass es bei dem Schösser zu Ichtershausen nicht erst seines Ersuchens bedürfe, um den Verächter von Zucht und Sitte mit Strafe zu belegen (9. Juni). — Zwei Schreiben endlich vom 9. Nov. und 3. Dec. 1580 an den Rat zu Eilenburg betreffen ein Ehepaar, wovon die Frau den Mann, einen Erfurter Bürger, ohne Ursache vor drittehalb Jahren verlassen hat und mit einem anderen davongegangen ist. Geschieden sind sie nicht. Es geht das Gerücht, dass die Frau sich unzüchtig gehalten. Trotzdem erklärt sich der Ehemann vor dem Erfurter Rate bereit, sie wieder zu sich zu nehmen und sich auch zu dem Zwecke nach Eilenburg, wo sie gefangen genommen ist, zu begeben.

Sehen wir in einigen der zuletzt angeführten Fälle den Rat wieder wie früher bestrebt, mit Hilfe auswärtiger Behörden den Kläger zu befriedigen und die Bestrafung des Schuldigen herbeizuführen, so wird die Sömmerdaer Ehesache unter seiner Oberleitung durch die Pfarrer und den Rat daselbst in ganz ähnlicher Weise behandelt, wie es acht Jahre später die F. P. für das Ministerium vorschreibt. Andrerseits lehnt der Rat in der Scheidungsklage der Elisabeth Hessin das Schlussurteil ab und verweist die Klägerin auch jetzt noch an das mainzische geistliche Gericht, indem er sich auf den Vertrag vom Jahre 1530, den Hammelburger, bezieht, nach dem die geistlichen und weltlichen mainzischen Gerichte in Erfurt unbehindert fortbestehen sollten. Aber er verspricht ihr thatkräftigen Schutz, wenn sie dort etwa ihr Recht nicht finde. Ernstlicher also wie bisher stellt sich der Rat in dieser Zeit mit dem mainzischen geistlichen Gericht in die Schranken, und gegen Ende der siebziger Jahre kommt, wie bereits oben erwähnt, auch das Ministerium als in Ehesachen zu-

ständige Behörde in Betracht, da in einer gerichtlichen Urkunde des Jahres 1578 davon die Rede ist, dass eine Ehesache vielleicht vor das Ministerium gewiesen werde. [1])

Dieses zumeist aus den Verfügungen und Interventionsschreiben des Rates in den einzelnen Streitigkeiten gewonnene Ergebnis drückt den siebziger und in gewisser Beziehung auch den sechziger Jahren den Charakter einer Übergangszeit auf, indem mehr und mehr das Bestreben des Rates hervortritt, sich von den Fesseln des Vertrages vom Jahre 1530 zu befreien. Und das Ergebnis wird bestätigt durch die Begründung, welche der Rat seinen Anordnungen über die Ehesachen in der F. P. giebt. Sie lautet: »Dieweil bifs daher der Ehesachen halben wegen der noch zur Zeit haftenden Päbstlichen Beschwerungen, dardurch wir zu einem ordentlichen Consistorio noch zur Zeit nicht wohl füglichen kommen können, allerley confusion, mifsverstand und gefährligkeiten sich zugetragen, auch die armen geängstigten Gewifsen oftmals mit Leibes und Seelen gefahr höchlichen betrübet und beschweret werden: So wollen, ordnen und befehlen wir hiermit und in kraft dieser Ordnung, dass, ungeachtet was für disputationes bey den gelehrten, vor wen und wohin die Ehesachen gehören, zubefinden, hinführo das ganze Ministerium beneben zuziehung derer jeder Zeit verordneten Kirchväter vorgemelten Ehesachen beywohnen, dieselbe verrichten ... sollen.« Und ohne Zweifel wird dem Ministerium in diesen Worten das Recht zum ersten Male dauernd verliehen. Dass der Rat nicht eher, dem Beispiele anderer, vor allem der benachbarten sächsischen Länder folgend, die Geistlichen zur Mitwirkung in diesen Sachen heranzog oder ihnen vielmehr ihre Behandlung in erster Linie übertrug, das findet seine Erklärung in der lange Jahre hindurch im Ministerium herrschenden Uneinigkeit, welche ein gedeihliches Zusammenwirken seiner Glieder hinderte oder gar unmöglich machte, was doppelt verhängnisvoll werden konnte in einer Thätigkeit, die von vornherein den Widerspruch des Kurfürsten von Mainz hervorrief. Nun schien doch wenigstens infolge des Versprechens aller Geistlichen der Friede gesichert und damit die Vorbedingung für ein gemeinsames Handeln erfüllt.

Wodurch fand aber der Rat den Mut, im Jahre 1580 trotz des Vertrages mit Mainz auch formell die Entscheidung in Ehe-

---

[1]) S. S. 95.

sachen für sich und sein Ministerium in Anspruch zu nehmen? Die Antwort geben uns eine Reihe von Schreiben des Rates an den Kurfürsten aus den sechziger und siebziger Jahren.[1]) Wiederholt erklärt der Rat in ihnen, dass der allergrösste Teil der Bürgerschaft der evangelischen Kirche angehöre. Musste ihm diese Thatsache seine Verpflichtung, alle Ehesachen vor das mainzische geistliche Gericht zu verweisen, wirklich als eine unnatürliche erscheinen lassen — und zwar nicht nur im Hinblick auf die Personen der Richter, sondern auch auf das Recht, nach welchem sie entschieden —, so machte sich dazu noch, besonders während der siebziger Jahre, mehr und mehr eine Spannung zwischen dem Rate und der evangelischen Bürgerschaft auf der einen und den mainzischen Beamten und Geistlichen auf der anderen Seite geltend, die das gegenseitige Vertrauen ausschloss. Bald erregen Kompetenzstreitigkeiten des Rates mit den mainzischen Beamten auf dem Gebiete der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in der Stadt die Gemüter, bald sind es die heftigsten Angriffe von katholischen Geistlichen und auch schon von Jesuiten, zu denen dann auch die evangelischen Pfarrer nicht schweigen, bald die Pflichtvergessenheit des mainzischen Klerus, worüber der Rat in einem bis dahin unerhörten Tone Klage führt. Ganz besonders unzufrieden ist er mit dem Doctor juris und Domdechanten des Stiftes B. Mariae Theodoricus Baumeier, dem mainzischen Siegler und Vorsteher des geistlichen Gerichts. In einem an diesen gerichteten Schreiben von Freitag nach Ostern 1573[2]) hält er ihm die Amtsführung seiner beiden letzten Vorgänger Dr. Johann Ziegler und Dr. Johann Rodolffi als Spiegel seines Verhaltens im geistlichen Regiment vor, damit er sich danach richte und ebenso friedlich und rechtmässig regiere. Unter jenen beiden hätten gute und freundliche Beziehungen zwischen den mainzischen Beamten und dem Rate, zwischen Geistlichen und Laien bestanden. Wie er aber sein Amt führe und bei jedermann »demptis paucis suis assertis et confoederatis« Anstoss und Ärgernis errege und sich viele Feinde mache, darüber sei »communis vox et fama«. Er bekenne selbst in seinem letzten Schreiben, dass er viel Unglück und Widerwärtigkeit habe; wenn er aber hinzusetze, er sei daran nicht

---

[1]) Akten des Städt. Arch. XXI. 1 a. No. 2.

[2]) Chron. Thur. — S. S. 75, Anm. 2.

schuld, so könne leicht das Gegenteil bewiesen werden. Täglich gelangten an den Rat Klagen über ihn von Geistlichen und Laien. Ohne Zweifel wisse er sich zu erinnern, dass der Rat, um Ruhe und Frieden wiederherzustellen, gegen einige evangelische Pfarrer vorgegangen sei. Daraus könne er leicht abnehmen, wie er gegen ihn gesinnt sei. Nicht nur werde er meist als Anstifter des Unfriedens zwischen den Stiftspersonen angesehen und ihm zum Vorwurf gemacht, mit dem Stiftsvermögen ganz unverantwortlich umgegangen zu sein, sondern es beklagten sich auch die Bürger, dass sie vom Siegler, wenn sie mit Stifts- oder geistlichen Personen zu thun hätten, »kein gleichmässig, unparteiisch, noch furdersambt« Recht erlangen könnten. Der Rat fordert, dass er Geistlichen und Weltlichen schleunig Gerechtigkeit widerfahren lasse, auch »consilia sapientium« von anderen Orten einhole, wenn es von den Parteien gewünscht werde, wo es aber angängig sei, den Streitenden einen gütlichen Vergleich vorschlage. Unter solchen Umständen ist es wohl erklärlich, dass der Rat gleichzeitig mit der Ordnung des Ministeriums sich offen von einem Vertrage lossagte, welchem die Entwicklung der Dinge längst seine Berechtigung entzogen hatte und der nicht gewissenhafte Beamte des Erzbischofs leicht einen verhängnisvollen Einfluss auf das evangelische Familienleben gewinnen liess.

Weitere Rechte werden dem Ministerium in der F. P. nicht übertragen. Erwähnt wird das geistliche Strafamt, in welches der Rat durch diese Instruktion nicht eingreifen will. Die anderen Akten bezeugen nur noch eine vom Ministerium auf dem Gebiete der Ordnung des Gottesdienstes ausgeübte Thätigkeit. Diese reicht naturgemäss in die erste Zeit der Reformation zurück, ohne dass sie ein Ministerium als Behörde im eigentlichen Sinne voraussetzt; sie vollzog sich zunächst auch nur mit Genehmigung des Rates, erst später unter seiner Mitwirkung. Zeigt sich das Ministerium im Anfange sehr unselbständig anderen Ordnungen gegenüber — ich verweise hier auf meine Abhandlung „Die Erfurter evangelischen deutschen Messen 1525—1543" —,[1]) so hat es in der späteren Zeit wohl einzelne Neueinrichtungen getroffen, etwas Ganzes aber in langer Zeit nicht geschaffen. Der Senior Melchior Weidmann beklagt in seinem zweiten Schreiben

[1]) Mitth. d. Ver. f. d. Gesch. u. Alterthumsk. von Erfurt. Heft 18, S. 91 ff.

über die sonntäglichen Frühhochzeiten den Mangel einer einheitlichen, sehr nötigen Erfurter Kirchenordnung.[1]) Höchstwahrscheinlich hielt man sich nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in der Stadt meist an die herzoglich-sächsische Agende. Auch eine besondere Eheordnung wurde vorläufig nicht ausgearbeitet. Als nämlich der Senior Modestinus Weidmann im Jahre 1616 von jemand um Zusendung der Eheordnung des Ministeriums ersucht wird, erklärt er in seinem Antwortschreiben vom 17. April, dass das Ministerium keine »sonderbahre beschriebene Eheordnung hat, sondern von demselben auf mafs und weise, wie bei andern der Augfpurgischen Confefsion zugethanen zugeschehen pflegt, procedirt wird«.[2])

Am Ende der F. P. verspricht der Rat über die Beobachtung der Ordnung ex officio als christliche Obrigkeit zu wachen, das Ministerium als Körperschaft und alle seine einzelnen Glieder zu schützen und ihnen mit Rat und That zur Seite zu stehen; wogegen das Ministerium sich verpflichtet, dem Rate als seiner „ordentlichen und christlichen Obrigkeit gebührliche Reverenz und Obedienz" zu erzeigen.

Durch meine Ausführungen glaube ich von neuem erwiesen zu haben, dass das Erfurter Evangelische Ministerium als geistliche Behörde nach und nach entstanden ist. Vier Hauptstufen der Entwicklung machen sich bemerkbar: 1. Die erste Ordnung des Gottesdienstes in den Jahren 1525 ff., 2. die Visitation der Kirche und Schule im Erfurter Gebiet und der Beginn der Prüfung und Ordination der Kandidaten des geistlichen Amtes im Jahre 1557, 3. der Erlass einer umfassenden Ministerialinstruktion und besonders die Verleihung des Rechtes der Entscheidung in Ehesachen im Jahre 1580, 4. die Erneuerung und Erweiterung der Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen und der Anfang der Investitur der Geistlichen durch den Senior in den Jahren 1615 ff. Auf den beiden ersten Stufen geht die Initiative vom Ministerium aus: es thut die ersten notwendigsten Schritte, den

---

[1]) S. S. 75, Anm. 2.

[2]) Lib. Comm. Städtisches Archiv. — Einige eherechtliche Bestimmungen enthält die i. J. 1583 vom Rate erlassene Polizeiverordnung: z. B. Kap. 25: Von denen in Ehesachen verbotenen vnd vnzuleslichen Gradibus der Blutuerwantnis vnd Schwegerschafft; Kap. 26: Von heimlichen Verlöbnissen; Kap. 39: Von Eheleuten, die one erhebliche vrsachen von einander lauffen; Kap. 40: Von Eheleuten, die sich vbel mit einander begehen. Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

Gottesdienst zu ordnen, eine Organisation der Kirche in Stadt und Land wenigstens anzubahnen und die Gemeinden mit tüchtigen Geistlichen ordnungsmässig zu versehen, und der Rat lässt das Ministerium gewähren. Auf der dritten und vierten Stufe ist der Rat der Handelnde: er giebt dem Ministerium eine feste Ordnung, bestätigt ihm die bisher bereits ausgeübten Befugnisse und verleiht neue dazu, behält sich selbst aber die Oberleitung und Mitwirkung, soweit es ihm gut scheint, vor. Während die Massnahmen des Rates auf der dritten Stufe noch den Widerspruch des Kurfürsten von Mainz hervorrufen, erklärt er sich auf der vierten damit einverstanden.

Auch auf den drei letzten Stufen zeigt sich der Reflex der allgemeinen deutschen Geschichte. In dem Vorgehen des Ministeriums i. J. 1557 ist der Einfluss des Augsburger Religionsfriedens unverkennbar. Sollten ferner die Nichterfüllung der evangelischerseits auf Maximilian II. gesetzten Hoffnungen und die Befürchtungen, welche die Regierung Rudolfs II. hervorrief, nicht miteingewirkt haben auf den Beschluss des Rates v. J. 1580? Und wenn der Rat i. J. 1614 nach seinem eigenen Zeugnis wegen der »recentissima tragica exempla« (Donauwörth u. a.!) zum Frieden mit Mainz geneigter war als früher, so wirkte seine versöhnliche Stimmung naturgemäss auf das Verhalten des Erzbischofs ein.

Stellt uns dieser Ausschnitt aus der Erfurter Kirchengeschichte im Reformationszeitalter unsere Stadt auch nicht als eine solche dar, in der wie in den Reichsstädten der Volkswille der Reformation gleich anfangs unbedingt und dauernd zum Siege verhalf, so darf ihre Bürgerschaft und Geistlichkeit den vielleicht noch grösseren Ruhm für sich in Anspruch nehmen, trotz der widrigsten Verhältnisse treu und zäh am Evangelium festgehalten und dadurch allmählich die entgegenstehenden Hindernisse siegreich überwunden und dem Evangelium völlig freie Bahn errungen zu haben.

Die
Wirkung der Musik auf den Menschen.

Vortrag,

gehalten am 2. Dezember 1896 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

von

A. Fritzsche,
Pastor zu St. Thomas in Erfurt.



Vorbemerkung.

Nachstehender Vortrag kann nur als ein Versuch angesehen werden, die mannigfaltige Wirkung der Musik auf den Zuhörer darzustellen und zu erklären. Der Verfasser, der in seinen Erholungsstunden theoretisch und praktisch sich gern mit Musik beschäftigt, beabsichtigte mit diesem Vortrage, sich für die in der Akademie erhaltenen mannigfachen Anregungen dankbar zu erweisen; an eine Veröffentlichung durch den Druck, die jetzt auf Wunsch erfolgt, hatte er anfänglich nicht gedacht.

Aus der reichhaltigen Litteratur, die der Abhandlung zu Grunde gelegen, seien folgende Werke resp. Aufsätze besonders hervorgehoben und zum Vergleiche empfohlen:

W. A. Ambros, Die Grenzen der Musik und Poesie.

Paulus Cassel, Skizze eines Vortrags über Musik in »Sunem« 1881, No. 45.

Hanslick, Das Musikalisch-Schöne.

Köstlin, Geschichte der Musik.

Kullak, Das Musikalisch-Schöne.

Meinardus, Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst.

Reichard, Musik, insbesondere Hausmusik, Christoterpe 1896.

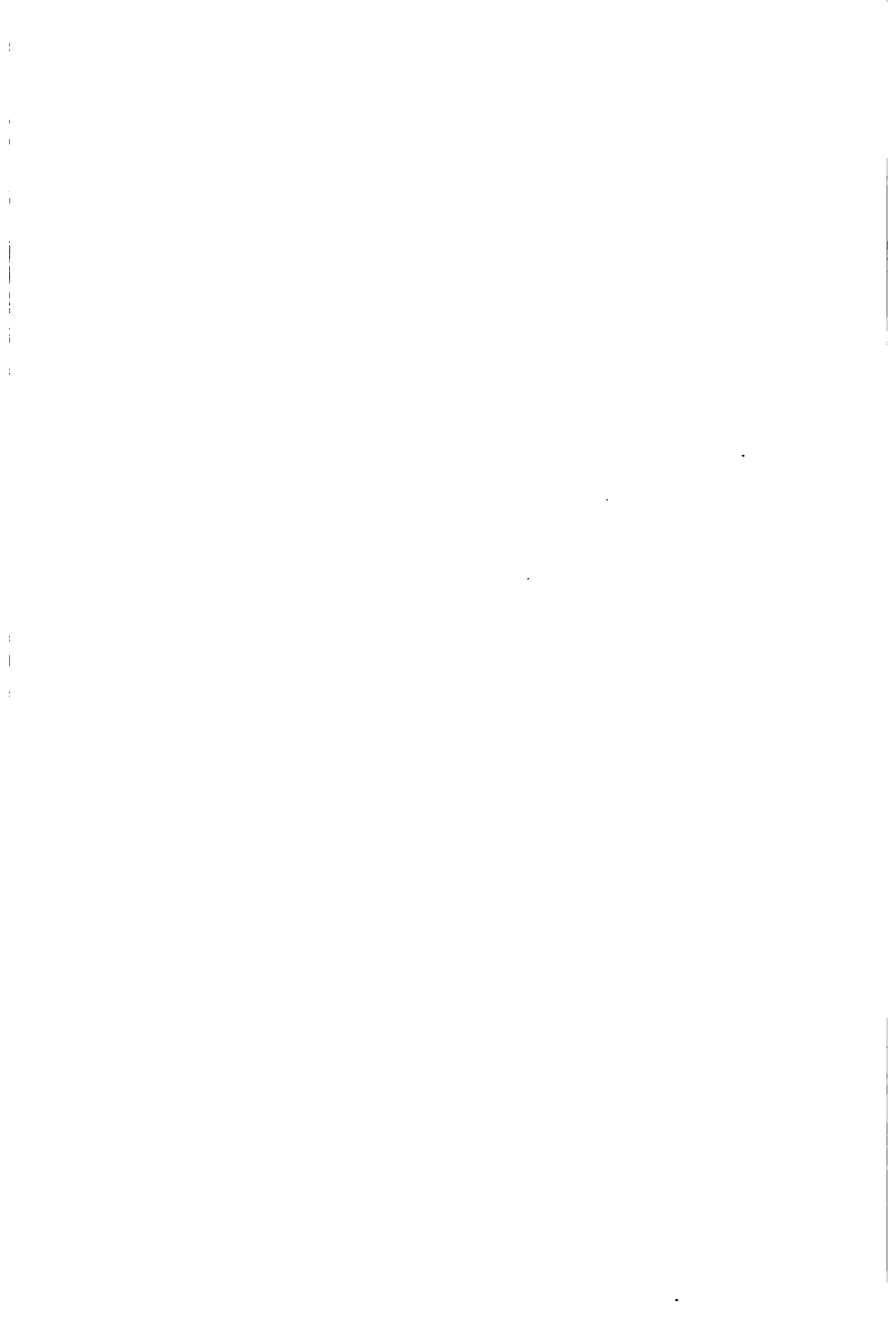
Reissmann, Die Hausmusik in ihrer Organisation und kulturgeschichtlichen Bedeutung.

Max Schasler, Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig?

Derselbe. Die moderne Oper und Richard Wagners Musikdrama.

Ferd. Schulz, Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung.

Stöckel, Die erzieherische Bedeutung der Musik.



Die Wirkung der Musik auf den Menschen.

I.

Die Musik ist unstreitig diejenige unter den Künsten, welche jederzeit am meisten gepflegt und verstanden worden ist. Sie ist so alt als die Menschenwelt überhaupt. Man könnte ebensowohl den Menschen ein singendes Geschöpf nennen, als mit Aristoteles ein redendes. Alle normalen Menschen sind geborene Musikanten, denn alle werden mit einer Anlage zum Gesange geboren. Ehe deshalb der Mensch meisselte oder malte, ehe er seiner Behausung künstlerische Formen, seiner Rede dichterischen Schwung zu geben vermochte, hat er sicherlich seine Freude oder seinen Schmerz austönen lassen im Ton seiner Stimme, sich selbst und anderen vielleicht unbewusst zum Troste oder zur Lust. Und dazu ist er durch das Klingen und Singen der Vogelwelt um ihn her angeregt worden. Wundervoll sind ja die Stimmungen, die der Wald erweckt. In ihm haben sicher die Menschen Musik gelernt. Der rauschende Bach — der singende Quell — die tosende Welle — das Flüstern des Laubdaches gab dem Menschen musikalischen Unterricht. Er ahmte nach. Musik war seine erste Kunst. Und ein Herz zu hören, zu empfinden, zu geniessen brachte er mit; die Flöte, die Zither, die Saite erfand er, um das Herz reden zu lassen und zu ergreifen. Musik ist die erste, die älteste Kunst, weil sie die allgemeinste, die elementarste ist. Jedes Volk kann sich rühmen, sie erfunden zu haben.

Und doch, »soweit zurück in der Geschichte der Menschheit das erste Lied liegen mag, das eine Mutter ihrem Kinde gesungen, es in den Schlaf zu wiegen; so alt die ersten wilden Kriegstöne

sein mögen, die Feinde im Kampfe haben wider einander erklingen lassen: zur wahren Kunst, die diesen Namen verdient, ist die Musik erst nach allen anderen Künsten geworden und ihren Höhepunkt hat sie nach mühevollem Ringen erst erreicht, nachdem Architektur und Plastik, Malerei und Dichtkunst längst in der Vollendung ihrer Leistungen das Schönste erzielt hatten, was sie vielleicht je zu erzielen berufen sein mögen«. Durch Palästrina war die mehrstimmige Gesangesmusik und zwar der strenge katholische Kirchenstil zu einer erstmaligen klassischen Vollendung gediehen. Aber erst seitdem, dass Händel und Bach ihre grossen Oratorien, Passionsmusiken, Motetten und Kantaten der Welt bescherten und die Orgel zur Königin der Instrumente machten, sie sowohl zur Begleitung ihrer Gesangeswerke benutzend als sie selbständig die Fülle ihrer Harmonieen entfalten lassend, hat auch die Instrumentalmusik, die eigentlichste Tonkunst, und mit ihr das ganze musikalische Leben den grossartigen Aufschwung genommen, daran wir uns heute erfreuen. Aber »von da an sind sie dann auch in ununterbrochener Reihe aufeinander gefolgt, — die Männer, welche der Welt das Ohr für alles Schöne in Tönen geöffnet haben, jeder des anderen Spur folgend und seine Arbeit fortsetzend, um neue Tiefen im menschlichen Herzen zu entdecken, denen Ausdruck verliehen werden soll. Jeder fügt der Leier, die der andere ihm gereicht, zahlreiche Saiten hinzu, auf denen neue Lieder erklingen sollen. Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven, Weber und Schubert, Mendelsohn, Schumann und Wagner, um nur die deutschen und die hervorragend schöpferisch begnadigten unter ihnen zu nennen, sie haben uns das Höchste gegeben, was die Tonkunst geben kann, um ihrer Aufgabe zu entsprechen, im melodischen Tone wie im harmonischen Klange das wiederzugeben, was kein Wort aussprechen, keine Farbe, kein Marmor darstellen kann, weil es zu tief und zu hoch ist, was aber mit elementarer Gewalt in der Seele lebt und nach einer Offenbarung ringt mit einer Macht, die sich durch nichts bezähmen lässt«.

Unsere Aufgabe soll es nun sein, die eigenartige Wirkung der Musik und ihren mannigfachen Einfluss auf die Menschen darzustellen. Müssen doch die Tonformen, da sie aus einem eindringlicheren, unmittelbar wirkenden Material geschaffen sind, nachhaltigeren Einfluss auf die Psyche ausüben, als die aus totem, nur bedingt wirkenden Material. Die Bildung des Geistes an

schönen Formen wird deshalb durch schöne Musikformen am meisten gefördert werden.

Die klingenden Tonformen dringen mit unwiderstehlicher Gewalt in unser innerstes Seelenleben. Die Sage des Orpheus, der mit seinem Gesange seine Gattin Eurydice aus der Unterwelt zurückholte, die wildesten Tiere, selbst Bäume und Felsen bezauberte, drückt solches aus. Der Ruf der Trompete erfüllt das Pferd mit Mut und Schlachtbegier, die Geige begeistert den Bären zu Balletversuchen, die zarte Spinne und der plumpe Elefant bewegen sich horchend bei den geliebten Klängen. Um von schmelzender Melodie ergriffen zu werden, bedarf es keiner Vorbildung. Plastische Kunstwerke haben die Barbaren nicht verstanden, aber das Klagelied und das Sturmlied versteht auch ihre Empfindung. Auch Pescherähs und Feuerländer haben Freude an Musik. Plinius erzählt von einem Kunstwerk eines Demetrius, der die Athene mit dem Schilde der Ägide, auf dem der Schlangenkopf der Medusa war, abgebildet habe. Die Schlangen gaben eine Resonanz von sich, wenn vor der Bildsäule musiziert wurde. Damit ist der Gedanke ausgedrückt, dass der elementaren Macht der Musik auch die böse Schlange nicht widersteht; wie nach der nordischen Sage Gunmar so meisterhaft die Harfe zu spielen verstand, dass er sich, solange er dies that, das Leben im Schlangenturm unter giftigen Nattern erhielt. Ja, was die Griechen ihrem Sonnengott zuschrieben, dass er auch der Meister der Musik sei, als wären die Sonnenstrahlen Saiten einer goldenen Harfe, das haben sogar die alten Mexikaner in Verzerrung wiedergegeben. Das Wunder dieser elementaren Macht, mit der die Musik jedes Volk, jedes Geschlecht, jedes Alter, jede Bildung ergreift und fortreisst, gleicht völlig der Einwirkung der Natur auf unser Herz. Die Musik wirkt wie das Rauschen des Waldes, das Tönen der Wellen. Die ahnungsvolle Stille, in der Blätter flüstern und Vogelstimmen klingen, äussert sich mit einem physischen Eindruck auf unsere Nerven und bringt nach ihrer Bewegung in uns selber und in allen Stimmungen hervor, die in der Seele schlummern, wie wenn die Sonne am Morgen sich erhebt und ein leiser Wind ihren Aufgang den Wäldern in keuschem Flüstern meldet.

Diese intensive Wirkung der Musik auf unser Nervenleben, das Magnetisch-Zwingende des Eindrucks, den gewisse Akkorde, Klangfarben und Melodieen auf den ganzen Organismus des Menschen ausüben, ist als Thatsache von der Psychologie wie von

der Physiologie vollständig anerkannt. Aber manchem Musikfreunde dürfte es vielleicht nicht bekannt sein, dass wir eine ganze Litteratur über die körperlichen Wirkungen der Musik und deren Anwendung zu Heilzwecken besitzen. Von Pythagoras, der zuerst Wunderkuren durch Musik verrichtet haben soll, bis auf unsere Tage taucht zeitweilig immer wieder, mehr durch neue Beispiele als durch neue Ideen bereichert, die Lehre auf, man könne die aufregende oder lindernde Wirkung der Töne auf den körperlichen Organismus als Heilmittel gegen zahlreiche Krankheiten in Anwendung bringen. Peter Lichtenthal erzählt uns ausführlich in seinem »Musikalischen Arzt« oder „Abhandlung von dem Einfluss der Musik auf den menschlichen Körper und von ihrer Anwendung in gewissen Krankheiten“, Wien 1801, wie durch die Macht der Töne Gicht, Hüftweh, Epilepsie, Starrsucht, Pest, Fieberwahnsinn, Konvulsionen, Nervenfieber, ja sogar Dummheit (stupiditas) geheilt worden sei. Die höchste Konfusiön erreicht diese Lehre bei dem berühmten Arzt Baptista Porta, in seiner »Encyclopédie, article musique«, welcher die Begriffe von Medizinalpflanze und Musikinstrument kombinierte und die Wassersucht mit einer Flöte heilte, die aus den Stengeln der Helleborus (Nieswurz, auch Christwurz oder Weihnachtsrose) verfertigt war. Ein aus der populus (Pappel) verfertigtes Musikinstrument sollte Hüftschmerzen, ein aus Zimmtrohr geschnitztes Ohnmachten heilen. Wir halten dem entgegen: »Die körperliche Wirkung der Musik ist weder an sich so stark, noch so sicher, noch von psychischen und ästhetischen Voraussetzungen so unabhängig, dass sie als wirkliches Heilmittel in Betracht kommen könnte. Jede mit Beihilfe der Musik vollführte Kur trägt den Charakter eines Ausnahmefalls, dessen Gelingen niemals der Musik allein zuzuschreiben war, sondern zugleich von speziellen, vielleicht ganz individuellen körperlichen und geistigen Bedingungen abhing.« Es ist schon bemerkenswert, dass die einzige Anwendung von Musik, welche wirklich in der Medizin vorkommt, nämlich in der Behandlung von Irrsinnigen, vorzugsweise auf die geistige Seite der musikalischen Wirkung reflektiert. Die moderne Psychiatrie verwendet bekanntlich Musik in vielen Fällen und mit glücklichem Erfolge. Dieser beruht aber weder auf der materiellen Erschütterung des Nervensystems noch wie man andererseits glaubt, auf der Erregung der Leidenschaften, sondern auf dem besänftigend aufheiternden Einfluss, welchen das halb zerstreuende,

halb fesselnde Tonspiel auf ein verdüstertes oder überreiztes Gemüt auszuüben vermag.

Ein Zuviel war es, wenn man der Musik einen direkten Einfluss auf die Gesundheit des Menschen zuschrieb, ja sogar sie ansah als ein Heilmittel für besondere Krankheiten. Ein Zuviel ist es wohl auch, wenn ein geistreicher Franzose und ein Mitglied der französischen Akademie Victor de la Prade sich also äussert: »Ich habe die Musik angeklagt, mitschuldig zu sein an allem sozialen Verfall und allem politischen Missbrauch, und der entnervende Verderber der verdorbenen Völker zu sein.« Er sucht das weiter auszuführen. Er will es namentlich an der Geschichte Italiens zeigen. »Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts öffnete sich für Italien die Ära der grossen Musiker parallel mit der Ära jeden Verfalls. Italien hörte auf, einen Maler hervorzubringen, einen Bildhauer, einen Dichter, der würdig gewesen wäre, von ganz Europa gekannt zu sein, und seine Komponisten, seine Sänger, seine Spieler regierten über die Welt.« Man könnte Beispiele anführen, welche scheinbar der Meinung de la Prades entsprechen. Im klassischen Jahrhundert der Athenischen Kraft wird man neben Äschylus und Sophokles und Phidias keinen Musiker stellen können. Denn den Flötenspieler Antigenides, der eine Zeitlang Lehrer des Alcibiades war, wird niemand dazu rechnen. In der Zeit des Samniten- und Karthagerkrieges stand nicht in jedem Hause Roms ein Pianino. Es war auch nicht um ihres vierhändigen Spiels willen, dass Kornelia ihre Söhne, die Gracchen, ihren schönsten Schmuck nannte. Dagegen in den üppigen Zeiten Asiens nach Alexander dem Grossen wurde an den Höfen der grossen und kleinen Tyrannen viel Musik geübt. Die Musiker sassen an Gastmählern, um zu ergötzen, und erwarben dabei goldene Ehren, zuweilen auch einen schnellen Untergang. Als am Hof des Dionysius ein Musiker, namens Demokles, angeklagt war, sprach er: »Ja, Herr, der Grund des Hasses meines Feindes war, dass jener Pindars Oden, ich aber deine spielen wollte.« Natürlich wurde er gerettet. Ein anderer von der Tafel des Cyprischen Königs verlor sein Leben, weil er, als die Fürstin eintrat und eine Mandel zertrat, ausrief: »Das war kein musikalischer Ton!« Besonders merkwürdig ist, was Ammianus Marcellinus von Rom des 4. Jahrhunderts nach Christi Geburt erzählt: »Bei solchen Sitten strömen denn freilich die wenigen Häuser, die sonst von Liebhabern ernsterer Wissenschaften besucht wurden,

von Tändeleien träger Unthätigkeit über und ertönen von Sängerchören und rauschendem Saitenklang. Statt des Philosophen ward der Sänger berufen, an die Stelle des Redners tritt der Lehrer possenhafter Künste; dagegen verfertigt man Wasserorgeln, Leiern wie Wagen gross, Flöten und ganze Lasten von Theatergeräten. Soweit, fährt er fort, ist sogar die Lockerheit gediehen, dass man vor kurzem (er erzählt vom Jahre 353) bei Besorgnis einer Hungersnot die Fremden schleunigst aus der Stadt trieb, dass man die Liebhaber edler Wissenschaften und Künste, so unbeträchtlich auch ihre Zahl war, ohne sie zu Atem kommen zu lassen, zum Thore hinauswies, hingegen wirkliche, vielleicht auch nur vorgebliche Anbeter von Theatermädchen bleiben liess, dass man, um 3000 Tänzerinnen nicht in ihren Luftsprüngen zu unterbrechen, sie und die Musikanten und ebenso viele Tanzmeister beibehielt.« — La Prade spottet über etwaigen Einfluss, den man der Musik auf die Sitten zuschreibt. Wir haben ja, ruft er ironisch aus, 1870 und 71 gesehen, als »die so musikalische deutsche Rasse« uns den Krieg machte, wie sehr die Musik die Sitten besänftigt, die Charaktere edelt, die Empfindungen und den Geschmack vergeistigt und Grossmut, Liebe und Uneigennützigkeit einflösst«. So redet freilich der Franzose, der nicht vergessen kann, besiegt worden zu sein.

Man kann ihm zugeben — und die Erzählung des Ammianus ist ein klassischer Beweis — dass von allen Künsten in den Zeiten des Verfalls die Musik allein sich erhalten habe, aber sie ist nicht der Grund des Verfalls. Es liegt nur in ihrem Wesen, dass sie in materiellen und ideallosen Zeiten, wo andere Künste verlieren, Blüte und Einfluss behaupten kann. Wenn sie den Geschmack für erhabene Tragik und ernste Schöpfungen verloren haben, haben die Völker doch den Sinn für Genuss behalten. Es war schon ein Wunder, dass Tacitus noch zu den Zeiten Trajans schreiben konnte, wie er schrieb, — aber auch dann, als niemand mehr wie er zu schreiben vermochte, wollte man doch noch geniessen. Die Musik hat die Kunst des Bacchus Dionysus. Sie zähmt und beruhigt und berauscht. Die Menschen, die nicht mehr denken können, wollen doch für Leiden und Langeweile einen Trost. Die Blasiertheit braucht einen Rausch, welchen sie durch die Melodieen und Konzerte empfängt. Wenn eine Statue des Altertums nicht bloss eine Puppe für den Beschauer sein soll, so braucht er ein Nachdenken über ihre Idee und Schön-

heit. Ebenso kann man auch Sophokles und Tacitus nicht lesen mit passiven Sinnen. Aber in der Musik vermag der Mensch passiv zu schwelgen. Es rauschen über ihn Wellen von Tönen, welche ihn wie das weiche Wasser eines Bades umgeben. Was darum niedersteigende und verfallende Kulturvölker bewahren, ist die Musik, weil sie in ihr den Genuss und den Reiz einer sinnlichen und sinnvollen Stimmung erfahren. Die Musik betäubt die Langeweile, sie bewegt die schlaffen Nerven, sie wirft — und wer möchte das entbehren — über das Menschenherz aller Zonen und Zeiten bald den Rausch der Vergessenheit, bald den der Erinnerung. La Prade sollte es nicht beklagen, dass in Zeiten des Verfalls die Musik in ihren grössten Erfolgen sich offenbart. Sie ist an ihm nicht schuldig, nein, sie hält ihn von dem Sumpfe zurück. Solange noch Klänge und Gesänge die Menschen fesseln, haben die Musen die Völker nicht verlassen. Es ist nicht uninteressant, dass die Musik allein von allen Künsten den Musennamen bewahrt hat. Es ist oft die einzige, die noch von den Menschen gehört ward, wenn auch nicht immer im olympischen Kleid. Aber noch als Phryne erinnert sie an ihre höhere Abkunft.

Das Leben bringt Stunden mit sich, wo es im Innern eines Menschen aussieht, wie in einer Wüste, so öde und leer, wo die Blüten und Blumen der Hoffnung verwelkt, die Brunnen des Lebens versiegt sind. Und solche Stunden bergen Gefahren in sich; sie können Verführer werden zur Melancholie oder zur Gleichgültigkeit und Stumpfheit, auch zu schlechten Thaten. In solchen Stunden den inneren Boden des Menschen zu begiessen und zu bepflanzen, zu bewirken, dass es wieder grünt und blüht, dass wieder neues Leben ersteht, ist die Musik mit imstande. Es wäre zu viel behauptet und hiesse die Wirkung derselben überschätzen, wollten wir sagen, dass die Musik das einzige und hauptsächlichste Mittel wäre, das in jedem Falle jedesmal helfen müsse, nein, sie ist nicht das einzige Mittel dazu und meinetwegen auch von untergeordneter Bedeutung, aber sie kann da mithelfen, denn sie beschäftigt Gemüt und Verstand zu gleicher Zeit, sie ist ein Mittel *edler Unterhaltung*. Sie gewährt einen schönen Genuss, indem sie eine Quelle der Freude, ein Schmuck unseres armen Lebens ist. Die Alten, die mit ihrem Innenleben mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart weilen, hören in der Musik Töne aus entschwundenen Tagen, Heimatklänge, die ihnen

die Bilder ihrer Jugendzeit, ihrer Jugendgespielen und jugendlichen Tummelplätze vor die Seele zaubern, dass ihr Herz erzittert in dem seligen Gefühle des Heimwehs. Die Jungen, die so sehnsuchts- und erwartungsvoll in die Zukunft schauen und, weil sie sich ihnen mit so prächtigen Farben vor die Augen stellt, die grosse schöne Welt sich nicht verbittern lassen, fühlen sich durch die Musik zu frohem Thatendrang und mutigem Vorwärtsstreben angeregt. Schon Aristoteles sah die Musik als ein Mittel geistvoller Beschäftigung (*διαγωγή*) und eines erheiternden Spieles (*παιδία*) an. Aber er meinte, dass durch das Anhören guter Musik auch eine Reinigung (*κάθαρσις*) der Seele geschähe. Wenn diese belastet sei von Leid und Kummer, dann nähme die Musik in klagenden Weisen gleichsam das Wort für die Seele und liesse mit der ausströmenden Melodie zugleich das Seelenleid mit ausströmen, so dass in der befreiten Seele ein Gefühl des Trostes zurückbliebe. Der alte Griechenheld Philoktet, welcher der Sage nach 10 Jahre lang an einer schlimmen Fusswunde leidend und fast aller Mittel zum Lebensunterhalte beraubt, einsam auf der wüsten Felseninsel Lemnos schmachtete, findet bei dem grossen Tragiker Sophokles Erleichterung seiner Leiden, indem er, seinen Schmerz den Lüften anvertrauend, die tauben Felsen von wilden Klagegesängen widerhallen lässt. Und der antike Dichter, welcher alles in das Bereich seiner Dichtung zog, was wirklich und wahrhaft Natur ist, durfte es wagen, seinen Helden so auf die Bühne zu bringen. Denn — so sagt Ferd. Schultz — die Laute menschlicher Stimme sind sowohl das natürlichste Ventil, die Brust von einem Druck, der auf ihr lastet, zu befreien, als auch der unmittelbarste und notwendigste Ausdruck dessen, was den Menschen im Innern bewegt. Und so strömt noch heute der rauhe Sohn der Alpen das Freiheitsgefühl, welches ihn auf den Schneegipfeln seiner Berge beseelt, in einem fröhlichen Jodeln aus, ebenso wie der schwermütige Bewohner des Thales seiner Sehnsucht Ausdruck gibt in einer wehmütigen Kantilene, wie wir sie etwa noch heut im Römischen bei einigen Ritornellis vernehmen können. Und wer es hört, empfindet Ähnliches nach. In der That, die Musik ist oft imstande, das seelische Leben in uns auf- und abzustimmen, trübe Gedanken zu verscheuchen, den Missmutigen aufzuheitern, Traurige zu trösten. Die starken Gefühle selbst, welche die Musik aus ihrem Schlummer wachsingt, und all' die heiteren wie schmerzlichen Stimmungen, in die sie uns Halbträumende

einlullt, sind ein Beweis dafür, dass zwischen ihr und dem menschlichen Herzen mit seinem geheimnisvollen Leben und Lieben ein tiefer Zusammenhang besteht. Ja, es gehört zu den schönsten, heilsamsten Mysterien, dass die Kunst solche Bewegungen der Seele ohne irdischen Anlass, recht von Gottes Gnaden, hervorzurufen vermag. »Wie in den Lüften der Sturmwind saust, man weiss nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt und wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.« — — Nur müssen wir schon hier betonen, dass jener Zusammenhang musikalischer Werke mit gewissen Stimmungen nicht immer, nicht überall, nicht notwendig, nicht als ein absolut Zwingendes sich nachweisen lässt, sondern gerade in der Musik unvergleichlich wandelbarer ist als in jeder anderen Kunst.

Es ist keine Frage, die Musik kann auch zum Mittel patriotischer Begeisterung werden. Wie die Trommel geht, schreitet der Fuss gewaltig vorwärts. Unter den Klängen einer schneidigen Regimentsmusik vergessen die Soldaten das feindliche Geschoss. Die Standarte weht, die Trompeten blasen, sie singen die Wacht am Rhein, — wer wollte da zurückbleiben? Es ist wie ein physischer Zauber, der die Nerven stärkt und die Stimmung bis in den Tod begeistert. Ja, wenn Kampfeslust die Seele belebt, wenn eine Nation sich erhebt, um ihre Freiheit zu wahren gegen frevelhafte Friedensstörer, wenn sie auffährt in heiligem Zorn, um mit Leib und Blut ihre höchsten Güter zu schirmen, dann geht es hinein in Kampf, Sturm und Tod mit begeisterten Liedern, mit Liedern, die, aus Heldenherzen geboren, neuen Helden die Geburt geben. »Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt die Hände noch feig in den Schoss?« so tönte es im Frühling 1813 durch das ganze deutsche Land, und in zahllosen herrlichen Gesängen dankte man bald dem Gott: »Der unsrer Feinde Macht zerblitzet, der unsre Kraft uns stets erneut, und auf den Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Die Musik regt die Kampfeslust in kriegerischen Weisen an; sie erfüllt die Seele damit, dass sie überströmen und die Kampfeslust sich äussern, sich bethätigen muss in kräftigem Handeln, in mutigem Angriff, in standhafter Abwehr. Ja, wer denkt dabei nicht auch an die Heimat, an die Lieder, die da gesungen wurden, wie »Ich bin ein Preusse, kennt ihr meine

Farben?« oder »Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!« mit ihren gewaltig fortreissenden Melodieen, an Krieges- und Siegesmärsche, die in den siebziger grossen Jahren aller Orten von Alt und Jung gesungen wurden und die Begeisterung mitgeschaffen und erhalten haben? »Nun lasst die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm,« — so sang am Sedantage Emmanuel Geibel uns allen aus dem Herzen heraus und wir haben's mitgesungen. Das begeisterte Herz muss eben singen, wenn es nicht zerspringen soll. Und wie klingen sie so schön, die vaterländischen Weisen, wenn man sie einmal draussen hört in der Fremde! Wie rufen sie uns da das Bild der Heimat mit all ihrem Schönen und Guten vor die Seele! Fürwahr, durch die Volks- und Vaterlandslieder wird die Liebe zum angestammten Volke, zu Fürst und Vaterland mächtig gehegt und gepflegt!

Was aber die sog. moralischen Wirkungen der Musik betrifft, so hat kein Geringerer als Martin Luther sowohl auf ihr Vorhandensein wie ihre hohe Bedeutung wiederholt hingewiesen. Die Schrift selbst bezeuge es, »dass durch die Musik der Satan, welcher die Leute zu allerlei Untugend und Laster treibet, vertrieben werde, wie denn im König Saul angezeigt sei, über welchen, wenn der Geist Gottes kam, so nahm David die Harfe und spielet mit seiner Hand, so erquicket sich Saul und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.« Und gewiss — die Musik kann mit bestimmten Klangfarben, Melodieen und Harmonieen beruhigend und versöhnend auf das Gemüt des Menschen wirken, so dass sich die wilden Wogen des Zorns, des Hasses, der Leidenschaften legen. Auch bei den Griechen, Arabern und Persern wird der sittliche Wert, die ethische Bedeutung der Musik stark hervorgehoben. In der Abhandlung der »Brüder der Reinheit« wird Musik in persischen Versen mit orientalischem Redeschwung gepriesen. Mild wie Milch, feurig wie Wein klingt Musik; sie lockt wilde Tiere, bezwingt menschliche Herzen, der Liebe Lust und Leid tönt aus ihr. Ein arabisches Sprichwort sagt: »Wer nicht jagt, wer nicht liebt, wer von den Tönen der Musik nicht durchbebt und vom Blumenduft nicht entzückt wird, der ist kein Mensch.« Namentlich von der Macht der Musik über das Gemüt wird dort Manches erzählt. Ein Musiker rettet einen Verurteilten vom Tode, indem er das Herz des strengen Richters durch seine Kunst zum Mitleid rührt.

Ja, einmal sollen sogar 30000 dem Tode verfallene Gefangene auf diese Weise von dem sie bedrohenden Geschick gerettet worden sein.

Man hat gesagt: die Musik stehe besonders deshalb so hoch, weil sie nie der Ausdruck von etwas Unmoralischem, Schlechtem, Obszönem, wie andere Künste, werden könne; sie deute wohl das Scherzhafte, Fröhliche, Leichte im Leben an, sowie das Ernste und Schwere, könne auch mit Üppigkeit und Frivolität in Verbindung gebracht werden, werde aber nie unmittelbarer Ausdruck davon. Und zweifellos, schon die Übung der Musik setzt sittlichen Ernst voraus. Während man ein Musikstück ernstlich übt oder es hörend daran sich geistig nährt und herzlich freut, weichen die bösen Gedanken, bekommt die Seele Flügel, dass sie sich schwingt wie über das Allgewöhnliche, so auch über das Gemeine hinweg in die Sphären einer höheren Welt. Hierin liegt endlich auch der Zusammenhang wie der Kunst überhaupt so der Musik im besonderen mit der Religion.

Niemand wird bestreiten, dass die höchste Kunst zu allen Zeiten die religiöse Kunst gewesen ist. Ein Rafael würde auch heute wieder zu religiösen Motiven greifen, wenn er höchste Kunst darstellen wollte, und die höchste Vision eines Michelangelo ist nicht zufällig ein Moses gewesen. Die höchsten Ideen sind die religiösen Ideen. Und gerade von der Kunst aus könnte man einen Beweis erbringen, dass die christliche Religion die vollkommenste aller Religionen ist. Die griechische Kunst ist eminente Kunst. Aber die Anschauung eines antiken Werkes vermag uns doch nicht zu der höchsten Jdee zu erheben — zu Gott. Sie ist rein ästhetisch. Und wenn man uns fragte, was grösser sei, ein Werk von Praxiteles oder etwa die Sixtinische Madonna, wir würden ohne Bedenken der Madonna den Vorzug geben. So ist es nun auch mit der Tonkunst. Die Tonkunst, die religiöse Stoffe bearbeitet, wirkt am unmittelbarsten auf die Seele. Diese Kunst, — wir denken an die grossen Werke eines Palästrina, eines Bach — versenkt uns in eine harmonische, beglückende Anschauung, die uns loslöst von allem, was die Erde an Tendenziösem, an Bedrückendem und Beengendem in sich birgt. Nicht, wie man so oft sagt, eine Sehnsucht nach dem Unendlichen erregt die Musik; indem ich sie höre, sehne ich mich nicht nach etwas noch Fernem oder Unsagbarem, sondern indem ich höre, habe ich es, ich ver-

gesse die Welt und habe in jenem Genusse des Idealen ein zwar nur momentanes, aber doch auch in der Erinnerung fortdauerndes Analogon dessen, was wir Seligkeit nennen. Wenn wir den Beginn eines bedeutenden Musikwerkes erwarten — zumal an geweihter Stätte, so ist uns immer zu Mute, als sollte ein hohes, überirdisches Geheimnis uns enthüllt, ein Blick in den Himmel uns gewährt werden; wenn der Kapellmeister mit dem Stabe klopft, so klopft uns das Herz, als nahete der Moment einer grossen Entscheidung; die ersten Akkorde — wir denken an die H-moll-Messe oder die Johannes-Passion, an Händels Messias oder Mendelsohns Elias — die ersten Akkorde sind wie die goldenen Pforten, durch die wir, alles vergessend, in eine ideale Welt eintreten. Darin liegt der Nexus zwischen Musik und Religion; die Idealität, durch welche die letztere, die Religion, den Menschen über die Welt erhebt, kommt auch jener, der Musik, ihrem innersten Wesen nach zu; das wonnige Schweigen, das die Musik in dem bewirkt, der Ohren hat zu hören, ist psychologisch ein ganz ähnliches Verhalten wie das, was wir Andacht nennen. In solchem Bunde aber mit der Religion kann die Musik ein Mittel zur Erbauung werden. Denn die Andacht, welche das Gemüt im Anschauen der herrlichen Gotteshelden und in dem geistigen Miterleben ihrer Leiden, Kämpfe und Siege empfindet, die Andacht, in welcher alle die einzelnen Gefühle und Wallungen sich milde auflösen, die wir vom wirren Geräusch der Strasse und von des Lebens leidvollen Stürmen mit in das Heiligtum gebracht haben, weht auch aus den Klängen kirchlicher Musik uns an. Diese Musik fasst an, aber sie regt nicht auf, sie zieht das Gemüt in die milde Ruhe des Himmels hinein. Sie trägt den Charakter einer verklärten, über die leidenschaftlich bewegten Stimmungen der einzelnen hoch erhabenen Ruhe und Objektivität; uns ist beim Hören, als schauten wir über die ruhige, endlose, majestätische See. Der in Wohllaut verklärte Ernst dieser Musik stimmt auch uns zur Ruhe und zum Frieden. Aber darin liegt — und zwar im höchsten Sinne des Worts — ihre erzieherische Bedeutung, ihr erzieherischer Wert. Das letzte Ziel und Ende jeder rechten Erziehung ist das Ziehen zu Gott hin, die Erbauung auf dem ewigen Grunde. Und darum ist die Musik auch zu aller Zeit von der Kirche, in der die Religion ihre Leiblichkeit gewinnt, so hoch geachtet und so mütterlich gepflegt worden. Was fehlte unseren Gottesdiensten, wenn die Tonkunst darin fehlte? Gewiss

der schönste Schmuck. Aller anderer Schmuck könnte zur Not darin entbehrt werden, die Musik schwerlich. Sie stimmt die Herzen andächtig und wird damit eine Gehilfin des Gebets; sie begleitet die Gebete der Gemeinde; sie macht die Herzen mit empfänglich für die Aufnahme des Wortes Gottes; sie hilft den Eindruck, den die Verkündigung des göttlichen Worts gemacht hat, mit erhalten, denn im Liede klingt das Wort der Predigt nach. Gewiss die Kunst der Musik ist es vor allen anderen Künsten, die als Dienerin mitwirkt, dass unsere Gottesdienste, wie der Psalmist sie nennt, schöne Gottesdienste werden.

Überschauen wir alles, was wir über die Wirkung der Musik auf den Menschen bisher gesagt haben, so werden wir bekennen müssen: die Wirkung ist mannigfaltig, sie ist gross und gewaltig, sie erstreckt sich auf alle Altersstufen, sie kommt dem ganzen, der Gemeinschaft wie dem einzelnen zu gute, sie berührt Leid und Freud des Lebens, ja das Tiefste und Heiligste, was sich in der Brust eines Menschen findet. Aber damit ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst. Wir haben gesehen, eine Wirkung ist da, eine Wirkung mannigfaltigster Art. Die Frage ist nun nur die, wie erklärt sich diese Wirkung? Ist sie der Musik als solcher etwa eigen? Oder spielen dabei noch andere Faktoren mit herein? Wir wollen sehen.

II.

Urton ist die menschliche Stimme; alle übrigen Stimmen der Welt sind nur ferner Nachhall jener Stimme. Die Menschenkehle ist das erste, reinste, vortrefflichste Instrument in der Schöpfung. Sie ist es teils dadurch, dass sie die schönsten, tiefsten Töne des Basses bis zu den höchsten Tönen des Soprans hervorzubringen vermag, teils wegen der Verschiedenheit des individuellen, so vielfach modifizierten Timbres seiner Töne, durch die Modulationsähigkeit der Tonstärke, durch die Möglichkeit, die Töne lange anhalten oder im schnellsten Tempo aufeinanderfolgen lassen zu können, sie zu binden, zu stossen u. s. w. Ausserdem hat der Kehlkopf vor jedem anderen Blasinstrument den Reiz des un-

mittelbar Persönlichen voraus. Schon der gewöhnliche Sprachton, das Organ eines Menschen ist von höchster Bedeutung; es trägt viel zu der Sympathie bei, welche sich zwischen uns und einem anderen Menschen entwickelt. Nun erst der Gesang —! Die Innigkeit des Gefühls kann durch kein Instrument so wahr, so naturgemäss, so sympathisch, sei sie lust- oder schmerzbewegt, auf die Seele wirken als durch die Stimme. Menschen, die von Instrumentalmusik nichts verstehen, werden doch von dem Gesange — ein- oder mehrstimmig — ergriffen. Freilich, es sind nicht die Töne allein, die da wirken, sondern mit ihnen zugleich auch der Inhalt des Textes. Und wie die Stimmung im Texte sich verändert, so muss die Tonweise sich mit ändern. Oft kann sie von einer eben erst angefangenen Form nur einen Teil geben; zuweilen bringt sie nicht eine einzige Tonform ganz zu Ende, wenn der Text weiter und weiter drängt. Man vergleiche Schuberts Wanderer: »Ich komme vom Gebirge her.« Da geht ohne Verarbeitung eine Melodie in die andere über; es liegt so im Worte. Aber was das Wort vom Gefühle andeutet, das führt der Gesang mit Wärme aus, er gibt die Farbe zu dem leeren Umrisse, das kleine Atom von Empfindung legt er unter mikroskopische Beleuchtung und erweitert es zu einem gross und selbständig gewordenen Ganzen.

Das eine Mal ist die Musik eine Kunst für sich, das andere Mal scheint sie wie geschaffen für die Poesie, als trüge sie ihre ganze Bestimmung darin, der Poesie zu dienen, oder vielmehr den Dienst, den sie von ihr empfängt, noch entgegenkommender zu erwidern. Dass beide Künste zusammenzutreten streben, dass jede von der anderen entlehnt, liegt in der Natur der Sache — die Zweiheit ist doch in höherem Sinne zugleich auch eine Einheit. Diese Einheit der Musik und Poesie repräsentiert in geistlichem Sinne am vollständigsten das Oratorium, im profanen Sinne die Oper. Beide verwenden die Instrumentalmusik nicht bloss als begleitendes Element, sondern auch als selbständiges. Jedes Vorspiel, jede Ouverture aber ist schon eigentlich eine Instrumentalmusik, die mit der Poesie in äussere Verbindung getreten ist, und sucht ihren Gedanken nicht mehr rein in sich selbst, sondern — in dem Drama. Ebenso die Zwischenspiele und eingelegten Instrumentalsätze, Märsche u. dergl.

Einen Reiz anderer Art hat das Melodrama. Es ist eine Kunstgattung, welche eigentlich nur äusserlich die Elemente anders

gemischt hat als die Oper, innerlich aber auf demselben Standpunkt steht. Die Musik hat da noch mehr Freiheit als beim Gesange. Aus der Fessel, die sie sich dort in dem Hingeben an den parallel laufenden rhetorischen Faden des in ihr eigen Element aufgenommenen Textes selbst gelegt hatte, ist sie hier herausgetreten. Sie geht um einen Schritt näher zu ihrem eigenen reinen Wesen zurück, sie entfaltet sich instrumental selbständiger, freier. Aber das Melodrama zeigt auch die Spalte zwischen Ton und Text deutlicher; die Phantasie muss von dem einen Element zum anderen und dann wieder zurück, hin und herüber schweifen, und der Verstand muss sich zur Erkenntnis der Idee als Vermittler einmischen. Ähnlich ist es mit der sogenannten neuerdings reich geübten Programmmusik. Eine poetische Einleitung versetzt den Hörer in die Stimmung, die in der Musik nachher weitere Ausführung erhalten soll; oder sie gibt irgend einen historischen Stoff an, der durch die Musik ausgedrückt wird. Die Oper ist auf die dramatische Form hingewiesen; die Programmmusik ist episch, lyrisch und dramatisch; sie nimmt einen viel freieren Gesichtskreis zum Inhalt. So schrieb schon Sebastian Bach eine Phantasie, worin er eine Reise seines Bruders erzählte. Da kommt ein Satz vor, welcher die verschiedenen Zufälle vorstellt, die ihn auf der Reise treffen könnten. Pietro Raimondi (1777 in Amsterdam) gibt ein musikalisches Schauspiel, das die Geschichte Telemachs und der Kalypso vorstellt. Eine Ouverture malt einen Seesturm, hierauf erfreuen sich in einem Duett zwischen Violine und Cello Telemach und Mentor ihrer Rettung, die Kalypso naht sich in den zärtlichen Melodieen einer Flöte, zuletzt zerstören die Nymphen das Schiff, was durch ein grosses Tutti ausgedrückt wird. Das sind dramatische Scenen. Programmmusik aber kann auch der menschlichen Beziehungen ganz entbehren. Sie kann ein Landschaftsgemälde geben, z. B. eine gewitterschwüle Nacht am Strande, wobei die Fluten laut tosen, in welchen einzelne Blitze zucken und die Winde brausen, worin aber zuletzt der Aufruhr sich legt und in ein besänftigtes, vom Mondlicht magisch beleuchtetes Bild des Friedens übergeht. Oder umgekehrt. Ja, auch die Geisterwelt, das Zaubermärchen hat hier seine Stelle. Was der Zuhörer nicht schaut in klaren Umrissen, das lebt um so mächtiger, geheimnisvoller in seinen inneren Tiefen. Die Programmmusik findet hier den reichlichsten Stoff für ihre Kunst. Da kann z. B. die Loreley einsam auf dem Felsen sitzen,

mit Blumen und Wellen spielend. Ihr liebeseliger Gesang mischt sich mit dem Geräusch der Wellen und des Strudels, der von Zeit zu Zeit dumpf an die Tiefe des feuchten Abgrundes mahnt. Der Nachen mit dem Schiffer naht. Sehnsüchtig antwortet sein Lied. Der Strudel verschlingt alles, und die Wellen rauschen weiter. — Das ist schon mehr Musik, Musik in reinerem Sinne als die Oper. Es ist Musik, gefärbt von dem Hauche einer bestimmten Poesie, während die Oper umgekehrt Poesie war, schattiert von dem wärmenden Kolorit der Musik. Die Programmmusik hat von der Poesie den Gedanken, aber nicht mehr das Wort. Sie verarbeitet die Gedanken der Einleitung, nicht ihre Worte, wie der Gesang. Ihr Band mit der Poesie ist mithin geistiger. Und — die Wirkung, die sie erzielt? Das Bild, das sie in der Seele des Hörers hervorzaubert? Das Programm gab den Schlüssel zum Ganzen; ohne denselben war die Musik ein Rätsel, etwas durchaus Unverständliches und Unvollständiges.

Aber so ist alle Wirkung wohl schliesslich auf den Text, auf das Wort, auf die Macht der Poesie zurückzuführen, und von einem wirksamen Einfluss auf die Seele des Menschen nach der oder jener Richtung kann bloss in der Vokalmusik: der Oper und dem Oratorium oder in der Programmmusik und dem Melodrama die Rede sein? Wir wollen nicht verhehlen, dass in dem Zusammenwirken, in der Umarmung beider Kunstarten, der Gesanges- und Instrumentalmusik das Grösste geschaffen worden ist, was vielleicht zu schaffen war, und dass die Wirkung, die hier erzielt wurde, demnach auch die mächtigste ist. Allein manches gilt doch auch von der reinen Instrumentalmusik.

Zunächst haben die Töne an und für sich die besondere Kraft, auf die Stimmung einzuwirken. Selbst wenn jeder Anklang an einen bestimmten Inhalt fehlt, reizen sie das Gefühl. Ein lang und einförmig gehaltener Ton vermag unheimlich und aufregend zu wirken; bei abnehmender Stärke bis zum Verschwinden kann seine Wirkung sogar beängstigend werden. Während nun die rasch und unruhig vorübersausenden Tonfiguren Gemüt und Gedanken recht wohl zu verwirren geeignet sind, ist der wohlüberdachte Wechsel dieser Erscheinungsformen (feste Melodie) von angenehmster Wirkung. Und die in gewissem Sinne rohe, rein materielle, elementare Naturgewalt des Tones, die so mächtig wirkt, wird durch das künstlerische Schaffen durchaus nicht aufgehoben, sie bildet vielmehr die natürliche Grundlage desselben.

Ein Ton allein angegeben, verursacht nur eine rein sinnliche Wirkung in unserem Ohr; aber wenn ein zweiter und dritter von verschiedener Höhe oder Tiefe oder auch verschieden im Klange hinzutritt, wenn so ein Ton dem andern folgt, werden noch andere Geisteskräfte in uns rege.

Dazu kommt die Macht des Rhythmus. Das ganze Tonmaterial tritt nicht als ein räumliches Nebeneinander, sondern als ein zeitliches Nacheinander auf. Es erscheint daher in beständiger Bewegung. Und der Bewegung wohnt, wie dem Tone, eine elementare Kraft inne, welche mit physischer Gewalt erregend und antreibend auf uns einwirkt. Wir erfahren dies am stärksten, wo sie, abgezogen vom Tone, als blosses Geräusch auftritt; z. B. wenn beim Schall der Trommel unsere Füsse unwillkürlich sich zum Marschieren regen, oder Naturvölker durch das Gerassel des Tambourins und das Geklapper der Kastagnetten unwiderstehlich zum Tanze hingezogen werden (cf. S. 123). Es beruht dies auf der Mitbewegung unserer Nerven. So oft nämlich ein Nerv in Erregungszustand gesetzt wird, schwingen, je nach der Stärke der Erregung, eine oder mehrere andere Gruppen von Nerven mit und treiben dazu an, die der Erregung zu Grunde liegende Bewegung mitzumachen; wie man das an Zuhörern zuweilen bemerken kann, die bei lebhaften, fasslichen Melodieen unwillkürlich mit dem Kopfe hin und her schaukeln oder mit der Hand den Takt dazu trommeln, wenn sie nicht gar mit den Füssen die rhythmische Bewegung nachmachen. Ja, das rhythmische Element hat schon rein an sich ein solches Lustgefühl im Gefolge, dass wir bestrebt sind, selbst aus verworrenen Geräuschen, wie dem Gerassel der Räder und dem Klirren der Fensterscheiben, aus dem Klappern der Mühle und dem Galopp eines Pferdes einen Rhythmus herauszuhören, ein Umstand, welcher bei einem Mozart Veranlassung wurde, dass er Kompositionen beim Fahren im Wagen zu entwerfen liebte.

Als drittes und zwar als das Hauptelement kommt noch hinzu die Harmonie. Aus ihrem Schosse erwächst der bildende Geist des Ganzen. Weder der Rhythmus, noch die Melodie bieten irgend welchen Reichtum für den Geist der Form wie des Inhaltes des Musikstückes. Ihre Ideen sind bald erschöpft. Die Harmonie ist das flüssige Blut, das jene Adern durchströmen muss, damit der Körper lebe. Ja, auf dem Boden der Harmonie entwickeln sich erst die Bilder der Tonkunst zu lebensvollem, all-

seitigem Umfange. Dabei erfolgen die Fortschreitungen, zu denen die Harmonie fortlaufend auffordert, nach ganz bestimmten Naturgesetzen. Ein Thema tritt als Hauptgedanke im Anfang auf. Die Harmonie schattiert es, leitet das Ganze in grössere Mannigfaltigkeit und Abwechselung hinüber. Die modulatorischen Färbungen zeigen es in immer neuer Beleuchtung; und je vielseitiger seine Eigenschaften hervortreten, je mehr es in Konflikt gegen Kontraste und andere Elemente gerät, um so mehr ändert sich auch das harmonische Gewebe. Die Ruhe geht in ein Wogen und Treiben der Akkorde über, die Einfachheit derselben hat sich aufgetürmt, die Schlichtheit und Bescheidenheit der ersten Klänge hat ihre Elemente zu lauter schreiender Leidenschaft entfaltet, das Lächeln hat sich unter Wolken der Aufregung verdüstert. Aber die gärenden Elemente toben sich aus, die harmonischen Massen wallen nicht mehr so voll, sie legen sich allmählich und aus der Unruhe tritt siegreich der milde Strahl des Anfangs noch einmal ruhig und verklärt hervor.

Schon der Eintritt eines längeren crescendo oder decrescendo in einem Musikstück, das uns eine Zeitlang in einer reinen Tonempfindung erhielt, kann eine bestimmte Wirkung auf uns ausüben. Es ist, als schwebe man nach und nach hoch in die Wolken hinauf, und alles um uns dehnt sich immer mehr und mehr aus; dann — als senkten wir uns wieder sanft herab. Alles wird stiller, ruhiger, verklingt bis zum letzten Hauch. Tritt aber plötzlich bei solcher Stimmung ein energisches Forte in festem Rhythmus auf, so erschrecken wir; damit verbindet sich dann die Vorstellung des Aufraffens aus einem weichlichen, thatenlosen Hindämmern: so z. B. bei dem Forte-Einsatz in Es-dur gegen das Ende des Adagios von Beethovens 9. Symphonie. Auf- und Abbewegungen gebundener Töne in Dreiklängen mit gleichartig rhythmischer Bewegung und langsamem, harmonischem Wechsel rufen in uns die Vorstellung von Wellenbewegung, von Schiffahrt, Schwimmen und Schweben hervor — wir denken an die Einleitung von Wagners Rheingold. Kolossale Tonmassen aber, zumal von einer grossen Orgel ausgehend, erzeugen in uns das Gefühl, als wenn auf einmal alle Töne, die wir überhaupt zu vernehmen imstande sind, auf uns einstürmten; wir empfangen dadurch den Eindruck des Grossartigen, des Erhabenen, des Überwältigenden; wir werden fast von Tönen erdrückt.

Es ist wahr: es gibt eine ganze Reihe von Arten und Formen

der Musik, die in erster Linie, wenn auch nicht allein, auf den ästhetischen Genuss am reinen Spiel der Töne berechnet sind, wie die zahlreichen Trios, Quartetts, Quintetts u. s. w., welche für die in verschiedenster Weise miteinander kombinierten Instrumente von allen grösseren Komponisten mit besonderer Vorliebe geschaffen wurden. Und solches »Spiel« mag man wohl, wie es Hanslick thut, mit einer flüssigen Arabeske oder mit dem wechselnden Farben- und Formenspiel eines Kaleidoskops vergleichen, indem es auch in stets sich entwickelnder Abwechselung immer neue Formen und Farben bringt, bald sanft übergehend, bald scharf kontrastierend, immer zusammenhängend und doch immer neu. Indessen man würde auch der reinen Instrumentalmusik doch nicht gerecht werden, wollte man ihr nur die Fähigkeit zuschreiben, einen solchen rein ästhetischen Eindruck auf die Gehörnerven hervorzubringen, und die Empfindung, die wir beim Anhören etwa eines Rondos, einer Sonate, einer Symphonie oder Fuge haben, auf das Wohlgefallen an den auf- und niedersteigenden Tonbewegungen, an dem Wechsel der Harmonieen u. s. w. beschränken. Denn schon der Unterschied, der dem musikalischen Gegensatz der dur- und moll-Tonarten, sowie der Taktteile und der Tempi (Allegro, Adagio und sofort) zu Grunde liegt, kann einen Eindruck mehr ernsterer oder heiterer Natur hervorrufen.

Aber es vermag die Instrumentalmusik unserer Vorstellung auch eine bestimmtere Richtung zu geben. In Haydns Schöpfung erkennen wir die Sonne an ihrem Strahlenaufgang, den Mond an seinem stillen Wandel, die Sterne an ihrem Flimmern; hier glauben wir nicht nur den Löwen mit seinem Gebrülle zu hören, sondern auch den gelenkigen Tiger, ja das zackige Geweih des Hirsches, das dieser stolz erhebt, zu erblicken, bis endlich die Krone der Schöpfung, der Mensch, ersteht, dessen aufrechten Gang wir zu schauen vermeinen. Das ist Charakteristik in der Musik, oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, Tonmalerei, also dass Jean Paul nach einer Aufführung dieses Musikwerkes an Thieriot schreibt: »Ich habe Haydns Schöpfung beinahe gesehen.« Fast bis zu einer Art Plastik schreiten auch die grössten Meister nach dieser Richtung bisweilen vor. So lässt z. B. Bach in der berühmten Arie der Matthäus-Passion »Buss' und Reu'« zu den Worten: »dass die Tropfen meiner Zähren« ein Staccato zweier Flöten in abwärts gerichteter Bewegung ertönen, welches mit

sinnlicher Lebendigkeit ein Bild jenes Vorgangs in der Seele des Hörers hervorruft. Und Händel wählt in dem herrlichen Chor des Samson: »Zum glanzerfüllten Sternenzelt schwingt seine Seele sich empor« eine aufwärts steigende Tonbewegung, um dem Hörer das Bild von dem Aufschwung der Seele zu Gott vor das geistige Auge zu stellen und — erreicht seine Absicht. In wie genialer Weise alle Klänge der Natur künstlerisch umgestaltet und für die Zwecke der Kunst verwertet werden können, das zeigt vor allem Beethovens Pastoral-Symphonie, in welcher unsere Phantasie vom sanften Murmeln des Baches durch Regen und Gewitterschauer hindurchgeführt wird bis zur allmählichen Beruhigung der aufgeregten Elemente bei klarer, heiterer Bläue des Himmels. Allerdings ist es nicht die rohe Natur, die uns in diesem unerreichten Kunstwerk entgegentritt, sondern es ist die Natur, wie sie sich im Gemüt des Künstlers widerspiegelt; selbst die Stimmen der Vögel sind nicht bloss »musikalische Citate«, wie man dergleichen wohl genannt hat, sondern sie sind ein Wiederhall des Eindrucks, den sie auf unsere Seele gemacht haben. Beethoven äussert sich hierüber zu Schindler bei Beschreibung seines Aufenthalts in Heiligenstadt im Sommer 1808, wo er, an dem kleinen Bach mit Nussbäumen liegend, dem Gesang der Vögel gelauscht und komponiert habe: »Hier habe ich die Scene am Bach geschrieben, und die Goldammern da oben, die Wachteln, Nachtigallen und Kuckucke ringsum haben mit komponiert.«

Und wenn nun in solcher Weise der musikalische Ton Anklänge aus dem Naturleben gibt, so wird die Vorstellung des Hörers zu dem wirklichen Objekte hingeleitet. Tönt das Brausen des Meeres in Klängen wieder, so schweift die Einbildungskraft am Strande und schaut die Wasserflut in wallender Bewegung. Eigene Erlebnisse und Situationen tauchen aus dem Schoss der Erinnerung auf und mischen sich in die ideale Stimmung. Vernimmt das Ohr eine lustige Jagdmusik unter den Klängen des Waldhorns, so eilt die Phantasie in die Räume des grünen Waldes, malt sich Jäger, Hunde, Hirsch, den kräftigen Waldesduft und die ganze Lust der Jagd aus. So werden durch das Waldhorn Vorstellungen vom Jägerleben, durch die schmetternden Fanfaren der Trompeten solche vom Soldatenleben in uns wachgerufen. Eine Musik mit Glockenklängen und dem Trauerrhythmus eines Totenmarsches zaubert das ganze Leichenbegängnis mit seinem schwarzen Pomp in langsamem Trauer-

schritt vor die Seele, während beim Klange der Orgel uns das Bild einer andächtigen Gemeinde vor Augen tritt, und der Posaunenton an das jüngste Gericht erinnert.

Dazu kommt, dass die musikalischen Klangmittel die Naturerscheinungen in einer Weise verklären, wie kein anderes Kunstmaterial sein natürliches Objekt idealisiert. Das Ganze klingt wie aus einer fremden Welt; der Zusammenhang mit der Natur ist unverkennbar, aber sie selbst erscheint in einem so zauberhaften Lichte, dass sie die Wirklichkeit ganz abgestreift hat und in eine Sphäre hineinreicht, in welcher nur die Spiele der zartesten Einbildungskraft herrschen können. Es liegt noch mehr darin als blosse Poesie. Denn die letztere stellt nur vor; die Töne aber machen das sinnlich und wirklich, was die Poesie sich vorstellt. Das Wasser rauscht wirklich in einer verklärten Zaubermusik, der Abendwind flüstert mit Geisterklängen im zitternden Laube, die zarten Elfenreigen schwingen luftig und duftig ihre tanzenden Glöckchen durcheinander, und der Erlkönig lockt so süss und innig, wie die Poesie dies alles nur vorstellen kann. Wo aber von irgend welchen Naturerscheinungen keine Rede ist, wo sich gar keine Beziehung findet zu einem bestimmten Gegenstande, da ist es vielleicht eine rein »musikalische Idee«, die in der Seele des Komponisten aufgestiegen ohne irgend welche bestimmte Gefühle und Empfindungen; aber die Töne klingen wie Flüstern oder wie gewaltiges Wogen und Stürmen, und indem wir es hören, zaubert uns wieder die Phantasie eigene Erlebnisse und bestimmte Situationen vor die Seele, wir meinen, das Flüstern der Zärtlichkeit, das Wogen der Leidenschaft, das Drängen der Sehnsucht oder das Stürmen der Kampfeslust zu vernehmen. »Hier steigt in der Phantasie eines Komponisten eine Melodie auf. Sie soll vielleicht nichts anderes sein als sie selbst. Aber wie jede konkrete Erscheinung auf ihren höheren Gattungsbegriff, auf die sie zunächst erfüllende Idee hinweist, und so fort immer höher und höher bis zur absoluten Idee, so geschieht es auch mit den musikalischen Ideen. Und so wird z. B. dieses sanfte, harmonisch ausklingende Adagio die Idee des Sanften, Harmonischen überhaupt zur schönen Erscheinung bringen. Die allgemeine Phantasie aber, welche die Ideen der Kunst gern in Beziehung setzt zum eigenen menschlichen Seelenleben, mag dies Ausklingen noch höher, vielleicht als den Ausdruck milder Resignation eines in sich versöhnten Gemüts auffassen und kann

vielleicht so fort bis zur Ahnung eines ewigen, jenseitigen Friedens aufsteigen.«

Worin liegt also die mannigfache Wirkung der Musik begründet, von der wir geredet haben? Teils in dem Wesen der Töne selbst und ihrer unwiderstehlichen elementaren Macht, in dem Reiz der Melodie, in dem Fluss der rhythmischen Bewegung, in dem Wohllaut wechselnder Harmonieen — teils in dem reichen Associationsvermögen der Phantasie des Hörers, auf die die Töne wirken, und die sozusagen den Kommentar bildet zu der in den verschiedensten Tönen sich an uns wendenden Sprache des Herzens. La Prade hatte unserer Kunst grosse Vorwürfe gemacht; aber sie waren nicht zutreffend, weil er ihr eine Aufgabe zuschrieb, die sie gar nicht hat. Mag sie auch zuweilen Herz und Gemüt des Menschen erheben, reinigen und läutern, so ist sie doch nicht zur Regeneration der Menschheit geschaffen; sie wird vielmehr selbst von den ideal regenerierten Menschen erhoben und vergeistigt. Anderseits gedeiht die Musik nicht zum Segen der Gesellschaft, wenn sie die übrigen Künste überschwemmt, sie muss mit ihnen wetteifern. Sie hat ihren Geistesquell nicht in dem wunderbar geübten Finger, der die Tasten oder Saiten bewältigt, sondern in dem Herzen, welches den Anschlag vergeistigt. Wollte man darum die Musik erneuern, so würde es nicht ausreichen, dem Menschen ein neues Ohr oder eine neue Hand zu geben, sondern einen neuen Kopf und ein neues Herz! Der Apostel Paulus forderte seine Gemeinde auf zu lieblichen Liedern — er war ein Freund der Musik, in welcher man Psalmen anstimmt. Aber nicht bloss mit der Harfe in der Hand zog er zu den Menschen, sondern mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Die Eroberung der Welt, die Gewinnung der Herzen für das höchste Ideal geschah allein durch das Wort.

— — -- —

Zur Geschichte

der

Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose).

Von

Dr. Bernhard Schuchardt,
Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat zu Gotha.

Zu Ausgang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts wanderte ein junger Student der Mathematik aus Breslau in den Ferien von seinem Heimatsdorfe aus wiederholt nach Gräfenberg in Österr.-Schlesien im Sudetengebirge (632 m über dem Meere) und lernte daselbst die Anstalten des intelligenten Bauern Vincenz Priessnitz und die Kaltwasserbehandlung aller möglichen Krankheiten durch denselben kennen. Es war dies Gustav Adolph Robert Hermann Brehmer, welcher, den 14. August 1826 zu Kurtsch, einem schlesischen Dorfe des Kreises Strehlen, geboren, von Ostern 1840 an das St. Elisabeth-Gymnasium in Breslau besucht hatte, den 13. April 1847 nach absolvierter Maturitätsprüfung in die Zahl der Philosophie Studierenden der Universität Breslau aufgenommen wurde und besonders durch den bekannten Gymnasial-Mathematiklehrer Kambly in Breslau veranlasst wurde, Mathematik zu studieren. Er hörte daselbst in den folgenden 3 Jahren bei Peuker Grammatik der neugriechischen Sprache, bei v. Boguslawsky praktische Astronomie, verbunden mit Besprechungen über Astronomie, bei Roepell neuere Geschichte, verbunden mit kritischen Übungen in Geschichte, bei Kummer Differential- und Integralrechnung, elliptische Funktionen, Zahlentheorie, analytische Mechanik, verbunden mit mathematischen Übungen, bei Rosenhain Differentialrechnung, Anwendung der Differentialrechnung auf Geometrie, bestimmte Integrale, bei Pohl Wärme und Licht, perpendikulare Bewegungen, Elektro-Magnetismus, bei Glocker vulkanische Erscheinungen, bei Duflos Elemente der allgemeinen Chemie, organische, populäre und analytische Chemie, Gifte und Gegengifte, bei Nees v. Esenbeck Naturgeschichte, Botanik, Einleitung in die spekulative Philosophie und Encyklopädie.

In Gräfenberg lernte Brehmer die beiden Schwestern v. Colomb kennen, mit deren jüngeren er sich verlobte und später verheiratete. Die ältere Schwester Marie v. Colomb, eine etwas ältliche, verwachsene, sehr excentrische Dame, hatte, wie sie in der Vorrede ihrer im Jahre 1852 erschienenen Schrift »über die Berechtigung der Wasserheilmethode« erzählt, von den Ärzten Breslaus und Posens aufgegeben, in Gräfenberg durch die Wasserkur ihre Gesundheit wieder erlangt, und hatte durch einen 6jährigen Aufenthalt in Gräfenberg unter Vincenz Priessnitz die Wasserheilmethode empirisch erlernt. In der 1850 von ihr herausgegebenen Schrift,[1]) welche sie als Programm zur Eröffnung einer Wasserheilanstalt zu Görbersdorf schrieb, sagte sie in der Einleitung (S. 9—11): »Möchte die hier ausgesprochene unerschütterliche Überzeugung von der ausserordentlich grossen Heilsamkeit der Priessnitzkur einige Beachtung finden! Und möge diese meine Schrift einiges Vertrauen zu Priessnitzens Wasserkur erwecken! Sie ist als Ergebnis einer sechs Jahre langen Beobachtung und eigenen Erfahrung in dem Wohnorte und unter den Augen des grossen Entdeckers entstanden, indem die Verfasserin, welche an einem sechzehn Jahre alten, chronischen Magenübel gelitten und als letztes Mittel zu der Wasserkur in Gräfenberg ihre Zuflucht genommen, dort nach einem dreijährigen strengen Gebrauche der Kur das alte Übel spurlos verloren hat, ohne dass ihr Körper gelitten oder schwach geworden wäre. Während und nach ihrer eigenen glücklichen Genesung hat sich die Verfasserin nicht minder nach dem Krankheitsverlaufe bei vielen ihrer Leidensgefährten in Gräfenberg erkundigt. Sie legt hier ihre Beobachtungen und Erfahrungen nieder« u. s. w.

Marie v. Colomb hatte im Jahre 1849 in dem Dorfe Görbersdorf in Preuss.-Schlesien (561 m über dem Meere) ein Mühlengrundstück gekauft, auf welchem jetzt die beiden Brehmerschen Kurhäuser stehen, und war im Jahre 1850 zur Gründung einer Kaltwasserheilanstalt daselbst nach Priessnitzschem Muster geschritten. Auch hatte sie mehrere Bauern im Dorfe veranlasst, Kurvorrichtungen à la Gräfenberg, natürlich primitivster Art, einzurichten. Sie äussert sich in der letzterwähnten Broschüre

---

[1]) Vinzenz Priessnitz und dessen Wasserheilmethode zu Gräfenberg. Als Programm zur Eröffnung der Wasserheilanstalt zu Görbersdorf unterhalb Fürstenstein im schles. Gebirge. Breslau, 1850, 8° (79 S.).

(1850) über diese Anlage selbst (S. 77—79): »Meine unerschütterliche Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Wasserheilmethode trieb mich vor Jahren schon, vorliegende Broschüre zu schreiben. Bald jedoch genügte mir das Wort allein nicht, und ich sann darauf, solches selbst in That zu verwandeln, um dadurch die gute Sache, die Wasserheilmethode, fördern zu helfen. Die Erfahrung, dass der Meister der Wasserheilkunde, Herr Vincenz Priessnitz zu Gräfenberg, mit Kurgästen stets überhäuft ist, sowie der von vielen Seiten laut gewordene Wunsch meiner Landesgenossen, im Vaterlande eine Wasserheilanstalt besuchen zu können, brachten meinen Entschluss zur Reife. Nach unsäglicher Mühe und Arbeit und nachdem ich noch Studien in der Anatomie, Physiologie, Geburtshilfe und in der Diagnose gemacht habe, ist mir die Vergünstigung geworden, vom Königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten die Erlaubnis zur Anlegung einer Wasserheilanstalt zu erhalten.

Ich bin in der Wahl der Örtlichkeit für das neue Etablissement besonders glücklich gewesen, als ich mich für Görbersdorf entschied. Nur drei bis vier Stunden von Schlesiens Hauptstadt entfernt, bietet die mit allen Reizen der Natur geschmückte Gebirgsgegend die Erfordernisse zu einer Wasserheilanstalt: als schönes und überreiches Quellwasser, Berge, Kiefernwald u. s. w. in grösster Fülle und Vollkommenheit dar. Nicht minder ist für die nötigen Baulichkeiten in der ganzen Umgegend gesorgt, dergestalt, dass die Kurgäste nicht allein in meinem eigenen Hause zu Görbersdorf, sondern auch nach Bequemlichkeit in den Dörfern Görbersdorf, Blitzengrund, Schmidsdorf und dem Städtchen Friedland im Waldenburger Kreise, unterhalb Fürstenstein eine Wohnung nehmen, und überall unter meiner Anleitung und Aufsicht die Kur mit gleichem Erfolge gebrauchen können.

Möchte das verehrte Publikum diesem meinem Unternehmen einige Aufmerksamkeit schenken!

Im Interesse der leidenden Menschheit hoffe ich, dass eine so selten glückliche Lokalität nicht unbenutzt bleiben, vielmehr, wie sie es durch ihre schöne und grossartige Naturanlage verdient, zu einer hydropathischen Mutteranstalt für Schlesien, Kraft, Gesundheit und Leben von sich ausströmend, heranwachsen werde.

Görbersdorf, unterhalb Fürstenstein im schles. Gebirge.«

Durch die wiederholten Besuche Gräfenbergs und die er-

wähnten Verhältnisse bestimmt, wandte sich Brehmer nun dem Studium der Medizin zu. Er war schon 1850 nach Berlin übergesiedelt und war den 27. April 1850 daselbst noch in der philosophischen Fakultät inskribiert worden. Jetzt liess er sich dagegen im Herbste desselben Jahres in die medizinische Fakultät einschreiben. Er hörte in Berlin in den folgenden Jahren bei Rud. Leubuscher empirische Psychologie, bei George Logik, bei Rose Mineralogie, bei Braun Pflanzenphysiologie, bei Dove Experimentalphysik, bei E. Mitscherlich Experimentalchemie, bei Schultz Botanik, bei Lichtenstein Zoologie, bei C. G. Mitscherlich Materia medica, bei Joh. Müller Anatomie des menschlichen Körpers und der Sinnesorgane, pathologische und vergleichende Anatomie, allgemeine Physiologie und Physiologie der Zeugung, bei Romberg spezielle Pathologie und Therapie, bei Simon allgemeine Pathologie und Therapie, bei Credé Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, bei Traube Auskultation und Perkussion, bei Juengken Chirurgie, bei Langenbeck Akiurgie bei Wagner Verbandlehre, bei Casper gerichtliche Medizin, bei Joh. Müller und Schlemm anatomische Präparierübungen, bei Langenbeck Operationskursus und besuchte die verschiedenen Kliniken bei Wolff, Traube, Leubuscher, Simon. Schoenlein, Romberg, Juengken, Langenbeck, Busch und Wagner. Er promovierte den 5. August 1853 zu Berlin, wobei er die später angeführte Dissertation schrieb und absolvierte 1854 die Staatsprüfung.

Mittlerweile war Marie v. Colomb bemüht gewesen, ihre neugegründete Anstalt in Görbersdorf in Aufnahme zu bringen. Ihre Douche hatte sie im Blitzengrund, wohin die Patienten zweimal täglich gehen mussten. Alles war in Gräfenberger Art auf das Allerprimitivste eingerichtet, leichte Holzhäuser und Holzbaracken. Als die Schwierigkeiten sich häuften und die Anstalt nicht vorwärts gehen wollte, berief Marie v. Colomb in den Jahren 1850 etc. schon wiederholt den Studenten Brehmer, ihren zukünftigen Schwager, als Beirat und wissenschaftliche Stütze nach Görbersdorf. In diese Zeit fällt ihre zweite Schrift, [1]) deren Vorwort datiert ist: Görbersdorf bei Friedland im Waldenburger Kreise Schlesiens den 15. Januar 1852. Dies Vorwort lautet:

---

[1]) Die Berechtigung der Wasserheilmethode vom wissenschaftlichen Standpunkte aus. Berlin, 1852, 8° (56 S.).

»Als ich, von den Ärzten Breslaus und Posens aufgegeben, in Gräfenberg durch die Wasserkur meine Gesundheit wieder erlangt hatte, war mein ganzes Streben dahin gerichtet, auch meinerseits etwas beizutragen, dieser Heilmethode, der gleich mir Tausende ihr Leben verdanken, mehr und mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke suchte ich, nachdem ich durch einen sechsjährigen Aufenthalt in Gräfenberg unter Vincenz Priessnitz die Wasserheilmethode empirisch erlernt, mir die nötigen Kenntnisse zu verschaffen, um sie wissenschaftlich zu begründen und dadurch den Vorwurf, der der Wasserkur gewöhnlich gemacht wurde, dass sie in den anerkannten Wahrheiten der medizinischen Wissenschaften keine Begründung finde, zu heben. Hierin unterstützte mich ganz besonders Herr Professor Dr. Purkinje in Breslau mit grosser Freundlichkeit, doch wurde er leider bald nach Prag berufen und mir so der weitere Unterricht aus seinem Munde entzogen. Aber die Keime, die er in meine Studien gelegt, drängten zur weiteren Entwicklung, welche ich ihnen durch das Selbststudium der Physiologien von Valentin und besonders von Johannes Müller zu geben bemüht war.

Beim Studium dieser beiden Autoren sind die nachfolgenden Blätter entstanden, die daher ursprünglich auch nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Der Zufall führte sie jedoch in die Hände eines in der gelehrten Welt hochstehenden Naturforschers und Arztes, welcher sich in der anerkennendsten Weise darüber aussprach und mich dadurch bewog, diese Schrift durch den Druck zu veröffentlichen.

Das Urteil, dem ich hierbei folgte, steht in einem Privatschreiben des gedachten Gelehrten an einen seiner vertrauten Freunde, aus welchem ich nach eingeholter Erlaubnis des Verfassers eine Stelle anführen will, damit der Leser selbst urteilen möge, inwiefern ich Unrecht that, mich dadurch leiten zu lassen. Es heisst daselbst: »Die Verfasserin hat die Idee der Heilung in spekulativer Weise vortrefflich aufgefasst und auf das Wasser, als Universalmittel, angewendet. Sie hat sich als Philosophin gezeigt und kann in beiden Fakultäten darauf promovieren. Die Grundfragen: was heisst heilen, was ist Heilmittel, was ist Krankheit? hat sie gefasst, wie meines Wissens kaum Einer . . . Ihre Schrift wird alle Vernünftige erfreuen, alle unvernünftige Schlendrianisten aber, deren die Medizin viele zählt, gehörig ärgern. Ihre klare Auffassung des organischen, — und namentlich des

menschlichen Lebens, seiner Störungen und seiner Heilungen stellt sie über die Klasse derer, die nur empirische Mittel zu wählen und Rezepte zu schreiben gelernt haben und zum grossen Teil nicht ahnen werden, wohin die Verfasserin therapeutisch zielt.«

Dennoch übergebe ich das Werkchen nicht ohne eine gewisse Befangenheit der Öffentlichkeit. Denn die Ärzte der Schule werden darüber vornehm lächeln, und das Publikum ist grösstenteils der Autorität derselben blindlings ergeben, obgleich es sich hier um das kostbarste Kleinod des Menschen — seine Gesundheit — handelt, und meine Schrift ist daher eigentlich nur für diejenigen geschrieben, welche über dies wichtige Gut sich unterrichten und selbständig darüber denken und urteilen wollen, weshalb ich denn auch nach einer populären Darstellung gestrebt und diese soviel wie möglich einer strengwissenschaftlichen vorgezogen habe.«

In dieser ganzen Schrift ist der Name Brehmer nicht erwähnt und es ist daher müssig, näher zu erörtern, ob Brehmer ihr bei Abfassung derselben behilflich gewesen wäre, ob er vielleicht bei Beschaffung der litterarischen Hilfsmittel dazu behilflich gewesen sei oder ob die Schrift ganz selbständig verfasst ist. Auffallend ist an vielen Stellen die Anwendung der Mathematik und manche Stellen lassen sogar eine beträchtliche mathematische Kenntnis voraussetzen, was an den Mathematiker Brehmer denken lässt.

Als trotz aller Anstrengungen Marie v. Colomb die Anstalt nicht halten konnte und die ganze Unternehmung im Jahre 1854 total verkrachte und Marie v. Colomb sogar nach Waldenburg in das Schuldgefängnis wandern musste, wo sie von wohlthätigen Waldenburgerinnen unterhalten wurde, übernahm Brehmer, welcher gerade seine Staatsprüfung absolviert hatte, das ganze Besitztum seiner Schwägerin für eine sehr geringfügige Summe, wobei er sich überhaupt gegen dieselbe in ihren Bedrängnissen nichts weniger als hilfreich gezeigt haben soll.[1])

[1]) Im Jahre 1860 gab Marie von Colomb noch eine weitere Schrift heraus (Das Wasserheilmittel in dreiundsechzig Wasserheilformeln gegen alle Nerven- und Säfte-Krankheiten des Menschen. Berlin, in 8°, 64 S.), in welcher sie sich nennt: »Ehemalige Vorsteherin der Wasserheilanstalt zu Görbersdorf, Kreis Waldenburg in preuss. Schlesien.« Das Vorwort beginnt: »Wie der Bergknappe mühsam und mit Lebensgefahr das Gold an's Tageslicht schafft, damit es geläutert als Münze, für Alles und für Alle nützlich werde, wie der

Auf diesem Grund baute nun Brehmer seine ganze künftige Thätigkeit auf. Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den nun erworbenen grösseren Grundstückskomplex zu einem möglichst einträglichen Etablissement zu machen, und er kam auf den Gedanken, die in Gräfenberg mit der Anwendung des Wassers, der Einwirkung einer staubfreien, durch den Duft der Wälder und den Ozongehalt derselben erfrischend wirkenden Luft und einer erhöhten Gebirgslage auf Kranke gemachten Erfahrungen, insbesondere soweit sie Lungenkranke betrafen, in Görbersdorf weiter auszunutzen. Er hat an die Erreichung dieses Zieles seine Lebensaufgabe gesetzt, er hat mit grossem Geschick und Glück und einer anerkennenswerten Ausdauer in Görbersdorf alle Einrichtungen, welche zum Aufblühen seiner Kurhäuser daselbst dienen konnten, getroffen und dabei ein grosses administratives Talent gezeigt. Aber auch seine ganze schriftstellerische Thätigkeit war nur auf diesen einen Punkt gerichtet, für Görbersdorf Propaganda zu machen. Er gerierte sich dabei vielfach so, als ob die in dieser Beziehung in Betracht kommenden Faktoren von ihm erst aufgefunden worden wären, und gleich in seiner ersten Schrift, welche über diesen Gegenstand im Jahre 1856 erschien, stellte er nach dieser Richtung hin Behauptungen auf, welche nicht überall mit der Wahrheit übereinstimmten. Es kann und soll hier nicht meine Aufgabe sein,

Schiffer auf dem Meere oft sein ganzes Hab und Gut von den stürmischen Wellen verschlungen sieht, wie der Gläubige, der verfolgt, gegeisselt und verhöhnt das »Kreuz« küsst, das ihn zu leiden heisst; wie Galilei ausrief: »Und die Sonne (?!) bewegt sich doch«, so habe auch ich in dem tiefen Schacht der Wasserheilanstalt zu Gräfenberg unter Leitung des grossen Wasserarztes Vincenz Priessnitz sechs volle Jahre mühsam und mit Lebensgefahr gearbeitet, habe »Gold« gefunden und habe es zum »Nutzen« der Menschheit gegeben; auch ich habe in den zürnenden Wellen des Lebens, bei Errichtung der von mir gegründeten Wasserheilanstalt zu Görbersdorf, Kreis Waldenburg in preussisch Schlesien, mein ganzes Hab und Gut verloren, und dennoch steure ich, auf einem Brette nur, nach dem von mir entfernt liegenden Lande, wo ich in jedem Hause, in jeder Wohnung eine »eigene Wasser-Heilanstalt« sehe; auch ich bin von Verfolgern befeindet und von Bedrängniss heimgesucht und küsse das »Kreuz« unseres Gottes, der mich zum Wohle der leidenden Menschheit die »Wasserkur« verkünden lässt, auch ich rufe meinen Gegnern überzeugungsfest wie Galilei zu: »Und die Wasserkur ist das grosse Heil der Menschheit« etc. Weiterhin stellt sie diese Broschüre als einen Bruchteil aus einem grossen »Lehrbuch der ganzen Hydrurgie« dar, welches sie jetzt schreibe. Veröffentlicht ist ein solches nicht. Wahrscheinlich ist sie nicht lange nachher gestorben.

nach allen Richtungen hin nachzuweisen, wie Brehmer sich um die Geschichte der Heilbestrebungen gegen Lungenschwindsucht, wenigstens in seinen ersten Schriften, wenig eingehend bekümmerte, wie er seinen Anhängern und Lesern direkt oder indirekt den Glauben beibringen wollte, als ob diese Anschauungen ihm zu verdanken seien, als ob seine Ideen etwas ganz Neues seien.

Ich will nur zwei Punkte hier näher berühren. Brehmer bemüht sich, in seiner ersten grösseren im Jahre 1856 erschienenen Schrift im weiteren Verfolgen seiner Doktordissertation den Nachweis zu führen, dass er zuerst die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht sicher erwiesen habe; er geht dabei über die von ihm angeführten Untersuchungen von Benno Reinhardt (1850),[1]) welche sich mit dieser Frage direkt gar nicht befassen, hinaus, indem er sie teilweise zu widerlegen sucht. Er hat dabei aber weder in seiner Dissertation (1853),[2]) noch in der erwähnten ersten grösseren Schrift (1856)[3]) eine spätere Arbeit von Reinhardt, welche im September 1852 nach Reinhardts Tode (14. März 1852) von Rudolph Leubuscher veröffentlicht wurde,[4]) und in welcher Reinhardt (S. 73) auf das Bestimmteste sagt, dass dem gleichzeitigen Auftreten der Tuberkulose in verschiedenen Organen, dem Tuberkulisieren der Exsudate ein Allgemeinleiden, eine Verderbnis der Säftemasse zu Grunde liegt, sei gewiss mit Entschiedenheit anzunehmen, und dass dafür vor allem die hereditäre Anlage spreche, und welche ihm deshalb schon bei der Abfassung seiner Dissertation bekannt sein musste, irgendwie erwähnt. Ich gehe auf die Unrichtigkeit dieser Behauptung Brehmers in Bezug auf die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht hier nicht näher ein, sondern verweise nur auf die unzähligen Beweise derselben, welche

---

[1]) Über die Übereinstimmung der Tuberkelablagerungen mit den Entzündungsprodukten: Annalen des Charitékrankenhauses zu Berlin. Berlin, 1850, I. S. 362—389.

[2]) De legibus ad initium atque progressum tuberculosis pulmonum spectantibus. Dissert. inaug., Berolini, 1853, 8° (29 pp.).

[3]) Die Gesetze und die Heilbarkeit der chronischen Tuberkulose der Lunge. Ein Beitrag zur pathologischen Physiologie. Berlin, 1856, 8° (86 S.).

[4]) Benno Reinhardts pathologisch-anatomische Untersuchungen. Nach seinem Tode zusammengestellt und herausgegeben von Rud. Leubuscher. Berlin, 1852, 8° (XII. 144 S.). IV. Tuberkulisierung der Exsudate und Tuberkulose überhaupt (S. 63—75).

Ullersperger[1]) aus der medizinischen Litteratur von Hippokrates bis auf Brehmer und über ihn hinaus vorgebracht hat.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Bedeutung des Einflusses des Höhenklimas auf die Lungenschwindsucht. Als Brehmer im Jahre 1854 die verkrachte Kaltwasserheilanstalt seiner Schwägerin erworben hatte, suchte er sie für anderweitige Zwecke nutzbar zu machen, und er kam infolge seiner früheren Beschäftigung mit der Lungentuberkulose, welche er in seiner Dissertation gezeigt hatte, auf den Gedanken, dort Lungenkranke aufzunehmen und die daselbst gegebenen Heilagentien zur Heilung derselben zu verwenden. In seiner Dissertation vom Jahre 1853 ist von der Behandlung der Lungentuberkulose überall nicht die Rede. Ob in der deutschen Bearbeitung derselben, welche im Jahre 1854 erschienen sein soll, eine solche Erweiterung des Themas enthalten ist und ob dieselbe geschrieben ist, als Brehmer sich schon in Görbersdorf angesiedelt hatte, ist mir unbekannt, da ich diese deutsche Bearbeitung trotz aller Bemühungen mir nicht habe verschaffen können. Sie ist weder in Göttingen, noch in Berlin, noch in Jena vorhanden, noch antiquarisch zu erlangen, ja ich habe selbst ihren Titel und ihren Umfang in keinem der bibliographischen grossen Nachschlagewerke auffinden können, so dass ich sehr daran zweifle, ob dieses Werk überhaupt jemals existiert hat. Die erste Arbeit, welche nach dieser Zeit erschien und deren Vorwort vom Januar 1856 aus Görbersdorf datiert ist, geht, nachdem sie die Heilbarkeit der Lungentuberkulose erörtert hat, auf dazu zu verwendende Mittel über, beschäftigt sich indessen zunächst nur mit der Prophylaxe. Er sagt (S. 62, 63): »Wir wissen nun jetzt — was uns bisher gefehlt hat, — welche Wege die Natur zu ihrer Heilung eingeschlagen hat, resp. einschlagen kann. Wir können diese nunmehr, da wir sie jetzt kennen, auch betreten und so also die Tuberkulose auch durch unsere Kunst heilen, da wir nicht mehr gegen die grosse unbekannte »Dyskrasie« operieren, wir vielmehr klare und bestimmte Indikationen uns stellen und dieselben auch erfüllen können.«

»Dies genauer auszuführen gehört jedoch nicht hierher und würde ohne genaue Krankengeschichten auch kaum möglich sein. Ich breche daher hiervon einstweilen ab, will jedoch hier an

---

[1]) Die Frage über die Heilbarkeit der Lungenphthisen, historisch, pathologisch und therapeutisch untersucht. Würzburg, 1867, 8° (VIII. 275 S.).

dieser Stelle noch einiges über die Prophylaxis sagen, die nie von den zur Tuberkulose Prädisponierten ausser acht gelassen werden sollte.«

»Obenan steht hier, wie auch Frey (Vierordts Archiv 1851 S. 70) angibt:

1. Gymnastische Übungen;
2. Aufenthalt auf hohen Bergen, resp. wie ich modifizierend hinzufüge, Aufenthalt im Gebirge.«

Brehmer sucht nun die Behauptungen Freys, dass infolge davon, dass auf hohen Bergen wegen der daselbst verdünnteren Luft weniger Sauerstoff eingeatmet werde und deshalb der Körper gezwungen werde, tiefere Einatmungen zu machen, um die nötige Sauerstoffmenge aufzunehmen, damit zu widerlegen, dass er nachweist, dass die zahlreichen Untersuchungen der atmosphärischen Luft in der Ebene, an der Meeresküste und in den verschiedenen Höhenlagen stets absolut die gleiche prozentische Zusammensetzung der Luft ergeben habe. Brehmer bedenkt nicht, dass es bei dieser Frage sich darum handelt, dass mit der grösseren Erhebung über dem Meere, mit jedem weiteren Hinaufsteigen auf die Berge die Luft verdünnter wird, sich dabei ausdehnt und so dasselbe Luftgewicht einen grösseren Raum einnimmt, so dass also auf den höheren Bergen ein Kubikfuss als Gemäss überhaupt weniger Luft dem Gewichte nach enthält, als an den nur wenig oder gar nicht über dem Meere sich erhebenden Ebenen, dass also auch der Gehalt an Sauerstoff, der Quantität nach, ein geringerer ist, während natürlich das Prozentverhältnis zwischen Sauerstoff und Stickstoff der atmosphärischen Luft in jeder Höhenlage absolut dasselbe bleibt. Es ist also unbestreitbar wahr, dass infolge des geringeren Quantums Sauerstoff in einer gegebenen Menge Luft auf den Bergen der Mensch dort, wenn er das gleiche zu seinem Leben notwendige Quantum Sauerstoff in seine Lungen aufnehmen soll, die Kapazität der Lungen vermehren muss, also genötigt ist, tiefer zu atmen, was dann in Verbindung mit manchen anderen Faktoren die bekannten, freilich nicht immer günstigen Einwirkungen auf krankhafte Zustände der Lungen hat. Später in seiner 1857 erschienenen Schrift hat Brehmer[1]) selbst

---

[1]) Die chronische Lungenschwindsucht, ihre Ursache und ihre Heilung. Für vorurteilsfreie Ärzte und gebildete denkende Laien dargestellt. Berlin, 1857, 8° (X. 204 S.).

schon manche der schon vor seiner ersten Schrift publizierten, von anderen angegebenen Thatsachen für den günstigen Einfluss der Luft der höheren Gebirge auf den Stoffwechsel im allgemeinen und auf die Verhütung und Heilung von Lungenschwindsucht im speziellen angeführt und insbesondere die im Jahre 1853 erschienene medizinische Geographie von Caspar Friedrich Fuchs vielfach benutzt. Es dürfte indessen von nicht geringem Interesse sein, die von Brehmer nicht angeführten Schriften über den Gebrauch und die Einwirkung der Höhen-, resp. Gebirgsklimate bei Lungenschwindsucht, welche schon im Altertum und durch das Mittelalter hindurch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts veröffentlicht worden sind, vorzuführen, wobei ich mich, abgesehen von dem Altertum und dem Mittelalter, nur auf die in deutscher Sprache veröffentlichten Schriften beschränke, da mir bekannt ist, dass Brehmer fremder neuer Sprachen, insbesondere der englischen, nicht mächtig war.

Schon im frühesten Altertum kannte und schätzte man den günstigen Einfluss des Aufenthaltes auf Bergen und in Wäldern auf die Gesundheit. Vercoutre[1]) führt (Tom. 6 pag. 273 ff.) näher aus, dass die Asklepiostempel Sanatorien gewesen seien, welche durch ihre Lage auf Bergen und in Wäldern sehr geeignet waren, den dahin gebrachten Kranken Heilung zu verschaffen.

---

[1]) La Médecine sacerdotale dans l'antiquité grecque: Revue archéologique, Paris, 1885, Tome 6, pag. 273—292; 1886, Tome 7, pag. 106—123. Vergl. auch: Vercoutre, La Médecine publique dans l'antiquité grecque: daselbst, Févr.—Juin 1880, N. Sér. Vol. 39, pag. 99—110; 231—246; 301—321; 348—362. — Die oben erwähnte (p. 273 ff.) Stelle lautet: »De demontrer que la thérapeutique des temples d'Esculape les seuls temples vraiment médicaux de l'antiquité, a été rationelle et scientifique.« Und pag. 274: »Les principaux de ces temples nous sont assez bien connus: observez, que pour la plupart, ils étaient situés dans des lieux salubres, soit que les uns fussent construits sur le sommet de montagnes, soit que les autres, sinon tous, comme le soutient Littré (Hippocr. Oeuvres t. I. pag. 10), fussent entourés d'un bois sacré: remarquez encore, que beaucoup avaient été élevés dans le voisinage de sources minérales. N'est-il pas clair que cette situation même des temples devait être merveilleusement propice à la guérison des malades, lesquels en outre du voyage qu'ils venaient, pour la plupart, d'accomplir, trouvaient dans ces abris sacrés un air nouveau, assaini soit par l'altitude, soit encore par la vigueur de la végétation? N'est-il pas évident que, dans ces conditions, les malades, en proie surtout aux affections endémiques particulières à un pays chaud et fiévreux, se rendaient à de véritables Sanatoria, établis justement dans des conditions hygièniques qui président à l'installation de nos propres lieux de refuge et de guérison?«

Insbesondere war dies bei Lungenkranken der Fall. Später (pag. 286) gibt Vercoutre einige Beispiele, dass man in diesen Tempeln die Phthise mit Eselinnenmilch und Trinken von Ochsenblut geheilt habe. Ein anderer, von schwerer Hämoptysis befallener Kranker erhielt Fichtensamen mit Honig vermischt, den Tag über zu nehmen, worauf die Hämoptysis stand. Man benutzte in diesen Tempeln auch gymnastische Übungen zur Heilung von Krankheiten.

Hippokrates (460—375 v. Chr. Geb.) spricht an verschiedenen Stellen seiner Schriften, besonders in der *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* (de aëre, aquis et locis) über die Einflüsse des Klimas, der Winde, der Jahreszeiten etc. auf die Entstehung und Heilung von Krankheiten, allein bestimmte Angaben über Höhenklimate und ihre Beziehungen zu Lungenkrankheiten finden wir bei ihm nicht.

Aretaeus aus Cappadocien (gegen Ende der Regierung Neros lebend; andere, wie Ermerins, lassen ihn einen Zeitgenossen Galens sein) spricht sich über die Behandlung der Phthisis durch Ortswechsel und Milch ausführlicher aus,[1]) allein auch er erwähnt nichts von Höhenklima und seinen Beziehungen zur Verhütung oder Heilung von Lungenkrankheiten.

Cajus Plinius Secundus Caecilius, der Neffe (62—107 nach Chr. Geb.) spricht in seinen Briefen[2]) von einem Freigelassenen Zosimus, welchen er wegen Bluthustens zuerst längere Zeit nach Ägypten mit gutem Erfolge schickte und dann, als derselbe nach seiner Rückkehr bald wieder von dem Übel befallen wird, zu

---

[1]) Aretaei Cappadocis quae supersunt, recensuit et illustravit Franc. Zach. Ermerins. Trajecti ad Rhenum, 1847, 4°, pag. 259, 431.

[2]) Epistolarum Lib. V. No. XIX. Es heisst daselbst: »Quod si essem natura asperior et durior, frangeret me tamen infirmitas liberti mei Zosimi, cui tanto major humanitas exhibenda est, quanto nunc illa major aget.« »Accedit longa jam caritas hominis, quam ipsa pericula auxarunt. Est enim ita natura comparatum, ut nihil aeque amorem incidet et accendat, quam carendi metus, quem ego pro hoc non semel patior. Nam aliqnot annos, dum intente instanterque pronuntiat, sanguinem rejecit, atque ob hoc in Aegyptum missus a me, post longam peregrinationem confirmatus rediit nuper: deinde dum per continuos dies nimis imperat voci, veteris infirmitatis tussiculo admonitus, rursus sanguinem reddidit. Qua ex causa destinavi eum mittere in praedia tua, quae Forojulii possides. Audivi enim te saepe referentem, esse ibi et aera salubrem, et lac ejus modi curationibus accommodatissimum. Rogo ergo, scribas tuis, ut illa villa, ut domus pateat.«

einem Freunde auf dessen Villa in der Nähe von Forum Julii [1]) schicken will, damit er daselbst gesunde.

Zur Anwendung des Aufenthaltes von Lungenkranken auf Bergen in seiner Zeit und in den folgenden Jahrhunderten trug am meisten die Empfehlung von Claudius Galenus, dem grossen pergamenischen Arzte (130—200 nach Chr. Geb.), bei. Galen empfahl, wie er an mehreren Stellen in seinen Schriften mitteilt, [2])

---

[1]) Ersch und Gruber, Encyklopädie, 1848, T. 47, S. 33 sagen: Forum Julii oder Julium, in Noricum gelegen, im Lande der Karner; ob durch Cäsar oder einen andern des Geschlechtes der Julier angelegt, wissen wir nicht, wahrscheinlich sollte es als Mittelpunkt der karnischen Bevölkerung, die hier ihren Gerichtssitz hatte, dienen, daher auch Plinius (Naturalis Historiae Lib. III, Cap. 19, Sect. 23) Forojulienses, cognomine Transpadani anführt. Später, als die Völker des Nordens in Italien eindrangen, ward der Ort im 6. Jahrhundert von den Longobarden besetzt und erhob sich bei dem Sinken des nahen Aquileja zum Sitze einer Herrschaft und zum Hauptorte von Istrien (vergl. Paulus Diaconus, II. 14, IV. 38, VI. 51, und Cassiodor. Varro XII. 26, Civitas Forojuliensis), bis später infolge wiederholter Verheerungen die Stadt wieder herabsank und jetzt noch in dem heutigen Friaul (Friuli, Cividal di Friuli) erkenntlich ist (s. Cluverius, Philipp., Italia antiqua. Guelferbiti, 1659, 4°, pag. 140. 141). — Mannert, Konrad, Geographie der Griechen und Römer. T. 9, Abt. 1, S. 79, Leipzig 1823, 8°, sagt: Forojuliensis, s. Ptolemaeus Julium (*τὸ φόρος Ἰούλιον*), später Friuli. Später soll die Stadt Venzone genannt sein, Grenzfestung in den Alpen zwischen Aquileja und der Donau.

[2]) Claudii Galeni, Opera omnia. Editionem curavit D. Carol. Gottl. Kühn, Tom. X, pag. 360 etc. Methodus medendi Lib. V. Cap. XII. »Equidem ulcera quae in asperae arteriae interiore sunt tunica, et potissimum quae laryngi sunt vicina, aut etiam in ipsa, haec et curationem recipiunt et nos non paucos ita laborantes sanavimus. Sane curationem eorum hinc maxime invenimus. In gravis hujus pestilentiae initio, quae utinam aliquando cesset, juveni cuidam, quum novem jam dies negrotasset, totum corpus ulceribus scatebat, veluti omnibus fere qui evaserant. Eo die etiam tussiebut paullulum. Postride vero ubi se laverat, illico et vehementius tussivit et tussi expulit crustulam, quam ephelcida vocant. Eratque homini sensus manifestus ulceratae portis in aspera, quae in collo est, arteria prope jugulum. Quin aperto quoque hominis ore fauces ejus inspeximus, numquid in iis alicubi ulcus esset; sed nec sic inspectantibus apparuit affectum esse; et plane laboranti sensus ejus aliquis manifestus ex comestorum bibitorumque transitu fuisset, si illic ulcus fuisset. Quin etiam ex aceto et sinapi certioris notitiae causa quaedam ei devoranda dedimus. Sed nec horum quicquam eum momordit, et sensus doloris manifeste in collo erat, quo loco etiam adeo irritabatur, ut tussire impelleretur; suasimus itaque reniti quantum posset nec tussire. Quod et fecit eo certe facilius quod exiguum erat, quod procitabat, et nos omnibus modis operam dedimus, ut ulcus ad cicatricem perveniret, foris medicamentum aliquod siccaret imponentes, tum cubanti supino humidum aliquod ex iis medicamentis quae ad ejusmodi ulcus facerent exhibentes, ac jubentes id

den Aufenthalt auf Bergen in der trockenen leichten Luft da-

in ore continere, paulatimque permittere in asperam arteriam defluere. Sic igitur faciens sentire se manifeste ajebat adstringentis medicamenti circa ulcus vim, sive ea vis huc transmissa est, sive medicamentum ipsum roris specie in arteriam ad ulcus defluxit, et tanquam percolatum est. Erat autem nec aeger ipse medicinae imperitus, sed ex iis quidam qui ex usu et exercitatione empirice medicabantur. Ergo sentire se ajebat tum medicamentum in arteriam defluere, tum tussim quoque aliquando movere; obluctabatur tamen plurimum ac tussim cohibuit. Igitur ipse quoque sua sponte Romae quidem, ubi correptus fuerat, triduum etiamnum post nonum diem est moratus; post hoc conscenso navigio primum per flumen ad mare navigavit; quarto die post navi pervenit ad Tabias, ususque est lacte, quod et mirificam plane vim habet, nec sine causa praedicatus. De cujus usu aliquid dicere oblatum nunc tempus videtur, nec de eo tantum quod apud Tabias habetur, verum etiam de alio omni. Neque enim iis modo qui Italiam incolunt est succurrendum, sed quoad fieri potest, qui ubivis habitant gentium, Igitur ad lac quod in Tabiis habetur commendandum multa concurrunt, et locus ipse satis editus et aër illi circumdatus siccus et pascuum pecoribus salubre. Atque hoc quidem alibi quoque arte praeparare licebit, si quis in colle modice edito herbas fruticesque serat, qui salubre simul adstringensque lac reddant, quorum exempla paulo post dicentur. Caeterum ut ambientem aëra similem reddas fieri omnino nequit, eligere tamen simillimum ex ea quae datur aërum copia licet. Simillimus autem is fuerit cui eadem adsunt quae illi, altitudo collis mediocris, via a mari ad ipsum triginta stadia, ampliusque aliquid, sed non multo; locus autem ipse versus mare, nempe Tabiae, in imo maxime sinu est qui inter Surrentum et Neapolim conspicitur, magis tamen in latere quod ad Surrentum pertinet. Porro totum id latus collis est satis magnus, longitudine ad Tyrrhenum mare porrectus. Inflectitur autem leviter collis hic ad occasum, nec in meridiem in totum plane procurrit. Ergo hic collis ventis orientalibus, euro, subsolano et boreae apertum servat sinum. Conjungitur illi iu imo sinu alter collis non parvus, quem et veteres Romani in historiis et qui nunc diligentiores sunt Vesuvium nominant. Celebre nunc novumque nomen Vesuium est, omnibus hominibus notum propter ignem qui in eo ex terra submittitur; quae res non parum mihi ad ambientis aëris siccitatem conducere videtur, et alioqui praeter ipsum ignem, nec stagnum propinquum, nec palus nec fluvius alicujus momenti usquam in sinu habetur. Omnibus vero ventis qui ab arcto ad aestivum occasum perflant, Vesuvius collis objicitur, multusque cinis ab eo ad mare usque pervenit, reliquae videlicet materiae tum quae in eo combusta est tum quae nunc etiam uritur. Omnia haec aërem efficiunt siccum. Licet porro et alibi terrarum eligere collem simili modo siccum, nec longe a mari, nec adeo magnum, ut ventorum impetui sit expositus, nec adeo humilem, ut subjectorum camporum halitum prompte recipiat. Caveatur autem ne ad septentrionem sit versus, ita enim esset aversus a sole. Quod si etiam in temperato orbis loco collis sit, veluti is qui ad Tabias conspicitur, longe majis ad rem pertinent. Hoc in collo sunto herbae quidem agrostis et lotus et polygonon et melissophyllon, frutices vero lentiscus et arbutus et rubus et hedera et cytisus, aliique his similes, atque ita tibi collis praeparatus. Pecora vero quae in colle ad Tabias pascuntur boves sunt. Estque ejus

selbst und den Gebrauch einer Milchkur und erzielte mit dieser Behandlung so zahlreiche günstige Erfolge, dass diese Behandlung der Lungenschwindsüchtigen Jahrhunderte hindurch gehandhabt wurde. Galen empfahl besonders den Ort Tabiae in den Bergen am südlichen Abhange des Gebirgsstockes des Vesuvs. Es ist jetzt schwer, ja wohl ganz unmöglich nach den vielen vulkanischen Umwälzungen, welche die dortige Gegend vor und nach den Zeiten Galens erlitten hat, die von Galen als Tabiae bezeich-

animalis lac spissum ita, ut asinorum tenue. Ego vero ne quod lactis genus usui desit, ex vaccis crassum, ex asinis tenue, ex capris medium amborum et boves et asinos et capras in pascua depulerim. Veteres vero etiam mulierum lactantem iis qui phthoe consumerentur adstare voluerunt, quorum sententiae ipse quoque accedo et quod familiare id sit et quod priusquam ab ambiente aëre refrigeretur, id sumi voluerint. Atque hoc tibi de lactis usu pro maximo praecepto sit, ut ii quibus eo est opus, omnino id est ante animali statim mulctum bibant, etiam melle injecto, si cui cogi in ventriculo soleat; quod si ipsum descendere ad alvum citius cupias, etiam sale. Atque ille quidem adolescens, quum ulcus in arteria ex pestilenti morbo haberet, sanatus est, ac post eum similiter alii. Alter vero adolescens annos natus circiter decem et octo, quum multis diebus ex destillatione laborasset, primum quidem sanguinem floridum cum tussi expuit non sane multum, postea vero etiam tunicae ipsius partem, quae tegens intrinsecus totam arteriam, in fauces et os per laryngem ascendit. Videbatur autem mihi tam ex crassitudine ejus conjectanti tum aegri sensu ipsius laryngis esse internum corpus; quia etiam laesa illi homini ex eo vox est, atque sic longiore quidem tempore, sed tamen sanatus est. At qui ex pestilentia hoc vitio laborarunt, propterea mihi facile sanari videntur, quod praesiccatum iis praepurgatumque totum corpus fuerit, quippe quum et vomuerint ex iis nonnulli, et omnibus venter profluxerit. Atque quum ita jam vacuati essent qui evasuri erant, iis exanthemata nigra toto corpore consertim multa apparuerunt, ulcerosa quidem plurimis, omnibus certe sicca. Eratque intuenti perspicuum reliquias eas esse sanguinis qui in febre putruerat; quas veluti cinerem quempiam natura ad cutim trusisset, sicuti alia ex superracuis nonnulla trudit. Verum medicamentis ad ejusmodi exanthemata opus non fuit, quum siderent sua sponte ad hunc modum; aliis quidem quibus videlicet exulcerata summa pars fuit, decidit ipsa ulceris summa superficies, quam ephelcida nominant; deincepsque quod reliquum fuit propinquum sanitati erat, ac post unum duosve dies ad cicatricem pervenit, aliis quibus scilicet ulcerata summitas non est, exanthema quidem ipsum et asperum et scabiosum erat, decidit vero veluti squama quaedam. ac dehinc omnes fuere sani. Nihil itaque miri si etiam ii, quibus ejusmodi exanthemata in pulmone sunt orta, propter ulcerum siccitatem sunt sanati. Quem namque in caeteris ulceribus universis supra monstravimus curationis esse scopum, hic jam iis quae ex pestilentia sunt orta praesto fuit. Omnia namque sicca et aspera fuere, plurima quidem scabiei, quaedam vero etiam leprae similia. Ergo quum experientia rationi attestetur ulcerum curationem hunc habere unum sanationis finem, ut siccentur, poterit quispium ex iis, qui sanguinem ex pulmone rejiciunt, servare permultos, ita ut nos fecimus.«

nete Lokalität auf eine bestimmte Gegend der jetzt dort vorhandenen Konfiguration zurückzuführen. Jedenfalls kann es wohl das am Meer gelegene Stabiae (das jetzige Castellamare) nicht gewesen sein, da dieser Ort im Jahre 79 nach Chr. Geb., also schon vor Galen zugleich mit Pompeji durch die grosse Eruption des Vesuvs verschüttet worden war und schwerlich zu Galens Zeiten schon wieder aufgebaut worden war. In neuerer Zeit haben besonders Friedr. Küchenmeister in Dresden [1]) und H. Jul. Thomas, Arzt in Badenweiler [2]) sich eingehend bemüht,

[1].) Küchenmeister sagt in: Geschichte und Darstellung der Lehre von dem Nutzen der Höhenklima besonders für Phthisiker, Wien 1869, S. 14 Anmerk. (Sep.-Abdr. aus der Allg. Wien. Med. Ztg.): »Wahrscheinlich lag das alte Tabiae näher dem Gebirge selbst, 30 Stadien = etwa 1 deutsche Meile hinter Stabiae. Der Höhenzug, von dem Galen spricht, ist der, der sich von Punta della Campanella gegen den 2800 Par. Fufs hohen Monte Albino hin zieht. Man sieht auf der Karte, er geht im allgemeinen gegen Westen hin abfallend, hält aber mehr die Richtung nach SW. ein; einzelne Ausläufer gehen nach Chyerolo, S. Lazaro und Mafori hin ganz gegen Süden. Der geschlossenste Distrikt des ganzen Gebirgszuges ist der folgende: westlicher Flügel: Capparica südlicher oder südöstlicher Flügel: von M. St. Angelo bis zu dem Hügelzuge, der nach S. Lazaro geht; dann der östliche oder nordöstliche Flügel bis gegen den M. Ceriti hin. Gerade dieser Distrikt, mit der Hügelkette von Capparica bis Monte Ceriti im Rücken und mit dem offenen gegen den Sarno gerichteten Land von Cap d'Orlando über Castellamare, Stabiae und von da in gerader Linie über Casola bis zum M. Ceriti scheint das Gebiet gewesen zu sein, wohin die Römer ihre Lungenkranken sendeten. Und in der Umgegend von Pimonte wird man das eigentliche Tabiae der Alten zu suchen haben. Man sieht, es war dies ein ausserordentlich geschützter Raum, der vor den widerwärtigsten von Afrika und Grossgriechenland herwehenden Süd- und Südost- und Ostwinden ganz geschützt war, nur spärlich nordöstlichen und Nordwest-Winden den Zutritt gestattete, am meisten den letzteren, vor ganz direkten Nordwinden aber durch den freilich etwas entfernt liegenden Vesuv geschützt war. Wenn auch von diesem der Schutz nicht allzugross war, so bleibt jener Distrikt doch immerhin ein herrliches Asyl gegen die quälendsten und hässlichsten Winde Italiens und zumal die im Frühling wehenden. Wenn uns die italienische Regierung persönlichen Schutz und Sicherheit in jenen Gegenden garantieren könnte, dann würde jenes schöne Gebirgsthal auf der zwischen den beiden zum etrurischen Meere gehörigen Golfen, dem Golf von Neapel und dem von Salerno gelegenen Landzunge ein heilsames Asyl für unsere Lungenkranken wiederum werden können, die wir von gegen Anfang März bis zum Mai von den Alpen dahin senden wollen.« In einem späteren Aufsatz: Noch einmal das Höhensanatorium der Galen, in der Nähe von Tabiae (Stabiae, heute: Castellamare) in: Allg. Wien. Med. Ztg 1870 No. 19 und 20, gibt Küchenmeister an der Hand einer kleinen Kartenskizze noch weitere Erläuterungen über die dortige Gegend.

[2]) Nach ausführlichen, oben berührten Erörterungen kommt Thomas (Über

die Lage dieses Ortes festzustellen. Thomas erörtert ausführlich die Kontroverse, ob Tabiae und Stabiae identisch seien, und bespricht den im Mittelalter viel erörterten Mons lactarius (τὸ γάλακτος ὄρος, Milchberg, jetzt Monte Lettere genannt), an welchem der letzte König der Ostgoten Teja im J. 552 mit dem Reste seines Volkes zu Grunde ging, und vermutet, dass in der Nähe des heutigen Lettere das alte Tabiae Galens gelegen haben müsse. Es dürfte übrigens gegenwärtig sehr schwierig, ja wohl unmöglich sein, jetzt noch die damaligen Örtlichkeiten nach 13, resp. 18 Jahrhunderten näher festzustellen, da dieselben in diesen Zeiträumen offenbar durch Lavaergüsse, Erdbeben etc. vielfach verändert worden sind. Übrigens hat sich der Ruf von Tabiae noch lange nach Galen erhalten, wie u. a. ein Brief von Symmachus (4. Jahrh. nach Chr.) [1]) beweist.

Aus dem Mittelalter führe ich weiterhin nur die Äusserungen von Paracelsus (1493—1541) über den mächtigen günstigen Einfluss des Gebirgsklimas auf die verschiedenen Krankheiten an.

---

den klimatischen Kurort Galens Tabiae: Göschens Deutsche Klinik, Berlin, 16. Januar 1875, S. 17—21) zu folgendem Ausspruche: »Nach allem dem glauben wir berechtigt zu sein, mit Cluverius (Italiae antiquae Tom. 2. Lib. 4. Lugd. Batav. 1624 fol.) das heutige Lettere, $1^3/_4$ Stunden (circa 30 Stadien) ONO. von Castellamare als denjenigen Ort zu bezeichnen, dessen Umgebung Galen mit Tabiae gemeint hat. Die kleine Stadt, welche Sitz eines Bischofs ist und circa 4000 Einwohner zählt, hat eine herrliche Lage zur Seite des reich mit Wein bepflanzten Gebirges und gewährt eine prachtvolle Aussicht auf die lachende Umgebung und das Meer. Ein Beweis, für wie gesund man die ganze Umgebung des heutigen Castellmare hielt, geht auch aus dem Namen hervor, welchen das von Karl II. von Anjou (also im 13. Jahrhundert) erbaute Haus zu verschiedenen Zeiten erhielt. Damals hiess dasselbe Casa sana (gesundes Haus) und es diente in der neapolitanischen Pest dem König Ladislaus und seiner Schwester Johanna II. zur Wohnung; nach der Renovierung unter Ferdinand I. (1759 bis 1825) wurde das Schloss Quisisana (Qui-si-sana, hier gesundet man) genannt.«

[1]) Der Brief lautet: Symmachus Nicomachis filiis: »Amicitia animis non annis aestimatur; rudis igitur tibi eorum non videntur aspectus, quorum in te cultus annosus est. hoc eo spectat, ut noveris Auxentium et Marianum filios meos prudentissimos juvenes inter laudatores tuos loco priore censeri, atque ideo non cognoscendos novo aditu, sed amoris foedere et religione recolendos, nunc illis proficiscendi adtulit causam medicorum coactu imperata curatio nam Stabias ire desiderant, ut reliquias longae aegritudinis armentati lacte depellant; sed majorem indicant in tuo congressu esse medicinam tibi igitur adsignabitur eorum sanitas, si remediis herbarum salubrium fomenta benignitatis adjiceris vale.« (Q. Aurelii Symmachi Quae supersunt. Edidit Otto Seeck, Berolini, 1883, 4°, pag. 158 (Lib. VI. Epist. XVII (XVIII) in: Monumenta Germ. historica etc.)

Derselbe hatte 1525 auf einer Rückreise von Italien nach der Schweiz das Veltlin genauer kennen gelernt [1]) und rühmt die heilende Einwirkung der Luft dieses Thales (in seinem oberen Teile, wo Bormio 1448 m oder 4460 Pariser Fuss über dem Meere liegt). [2])

Aus dem 17. Jahrhundert will ich hier nur auf das berühmte Werk von Richard Morton (1635—1698) hinweisen, [3]) in welchem

---

[1]) Meyer-Ahrens, Ostrhätische Studien. S. 25.

[2]) Paracelsus sagt in seinem Buche: Von den tartarischen Krankheiten im Kap. 15, welches von der »Ordnung und Regimine, wie im Tartaro procedirt soll werden« handelt: »Darumb soll man nit allemal bleiben in dem (was) des Lands Art ist und des Land gibt, sondern suchen, das gesund ist, der Frömbde in solchen Nöten sich nit äussern zu ersuchen. Also soll je ein Land dem andern Hülf beweisen, der Rhein der Donau, die Donau dem Rhein, Welschland dem Teutschland, Teutschland dem Welschland, ein jegliches an dem, in welchem dem andern mag geholfen werden« ... »Dann allemal findt man Guts und Böses in einer jeglichen Art; dazu gehört das Examen, dass ein Arzt wisse, was in einer jeglichen specie sey, damit nicht verboten werde ein Ding, und ein böseres erlaubt, wie dann die doctrinae librorum copiose anzeigen, deren Regimen, Diät, gar aus keinem Examen hervorgeht, sondern allein aus Gedünken, das doch einem Arzt übel ansteht.« ... »Wer da will ein Arzet sein und sitzet in seinem Vaterland mit Ruh, der soll wissen, dass er seines Vaterlandes Art und Tartarum kenne und nachfolgend dasselbig an jeder species besonders der Speis und des Tranks erkenne. Denn so Du in Deinem Lande sitzest und bist wohnhaft dazu eine lange Zeit gewesen, und weisst nicht das Examen des ganzen Lands, was in jeglichem Ding sey: so bist Du nicht werth, dass Dich der Erdboden tragen soll, von wegen Deiner Unwissenheit.« ... »Wo in Cura (Tartari) das Regimen nicht gehalten wird, so ist alle Medezin vergebens, und es bedarf ein Arzet wohl, dass er vorsehe in solchen Dingen, er sey in welchem Lande er wolle der ganzen Welt. Dann kein Ort ist, da Tatarische Krankheiten nicht zustünden. Wiewol das ist, dass ich für meine Person solcher Länder nie keins erfahren hab', da ich Tartareae aegritudines so wenig gefunden hätt' als allein im Veldtlin: Dessgleichen hat weder Germania, weder Italia, weder Francia, weder das Occident noch der Orient in Europa. Dann im selbigen Land Veldtlin ist in ihren geborenen Einwohnern kein Podagra, noch Colica, noch Contractura, noch Calculus nie erfunden oder erhört worden, dass ich mich auch zum Theil gross wundern muss, und das von viel mehr Ursach halben, so ich hier nicht beschreib: und so ein gesunds Land, in dem was in ihm wächst, dass nicht viel gesunder Ort gefunden mögen werden, soweit mir das Wandern geben hat. Vielleicht mögen solche Regiones mehr seyn, mir aber unwissende: Acht' aber nicht, dass in Europa solche Regiones mehr gefunden werden.«

[3]) Phthisiologia, seu exercitationes de phthisi tribus libris comprehensae. Totumque opus variis historiis illustratum. London, 1689, 8° (411 pag.). Deutsch übersetzt, Helmstädt, 1780, 8° (292 S.).

aber nur ganz allgemein eine gesunde reine Landluft empfohlen wird, neben Mineralwasserkuren und Milchdiät.

Aus dem Ausgange des 18. Jahrhunderts führe ich L. Friedr. Benj. Lentin (1736—1804) an. Er sagt in der Einleitung des unten verzeichneten Buches:[1]) »Es gibt da (zu Klausthal im Oberharz) auch eine Jahreszeit, in welcher die Luft ein Gas führt, das jeden Nerven belebt, und das Gefühl der Gesundheit, wenn ich es auf einen anderen Sinn, der mehr bestimmtes hat, übertragen darf, recht anschaulich macht. Dies ist die Zeit der allgemeinen Blüte der Tannen. Wer je in dichtbepflanzten Weinbergen, zur Zeit der Blüte des Weinstocks die Gerüche, die die Luft auf sanften Fittigen entgegenträgt, empfunden hat, wird sehr viel Ähnlichkeit mit dem angenehmen, weinigten und balsamischen Dufte finden, der sich von hohen Tannen in kühle schattige Thäler herabsenkt. Gesünder kann wohl die Luft zu keiner Zeit sein, so gefährlich man auch die Gerüche macht, die Blumen in verschlossene Zimmern streuen. Fünf bis sechs Stunden lang reiset man dann im Walde und fühlt sich bei jedem Atemzug durch den wohlthätigen Geruch gestärkt, nie wird man seiner überdrüssig, und nie macht er müde. Oft habe ich gedacht, drei Wochen Aufenthalt in solcher herrlichen Luft würde die langwierigsten Lungenschäden sicherer und weit angenehmer heilen, als das Kontubernium im Kuhstalle.«

Johann Heinrich Wilh. Klinge, Arzt in St. Andreasberg a. Harz (1766—1840)[2]) sagt daselbst S. 29, 30: »Der Ausbildung des skrophulösen und rhachitischen Übels in seinen verschiedenen Formen scheint unsere hohe Gebirgslage nicht sehr günstig zu sein, so sehr auch wohl alle in der Erziehung und Lebensweise liegenden Bedingungen dazu Vorschub zu leisten scheinen. Nur bei gewissen Witterungskonstitutionen kommen unter den Kindern, jedoch nicht sehr häufig und meistens mit kurzer Andauer, Kopfausschläge, Drüsengeschwülste, grindige Nasen, Augenentzündungen als schwache Äusserungen einer skrophulösen Diathesis vor.« Und S. 33: »Obgleich chronische Brustkrankheiten aller Art, und namentlich asthmatische Beschwerden, Brustwassersuchten, mit und ohne Schleim-

---

[1]) Beyträge zur ausführenden Arzneiwissenschaft. Bd. I, S. 10. 11; Leipzig. 1797, 8⁰.

[2]) Fragmente aus dem Tagebuche eines Arztes auf dem Oberharz. Stendal, 1812, 12⁰ (166 S.).

husten häufig vorkommen und vorzüglich Bergleute aufreiben, so gehört doch die eigentliche Lungensucht, wenn ich darunter Abzehrung mit wahrem Eiterauswurf verstehe, immer zu den selteneren Erscheinungen, obgleich mehrere Brustübel den trügerischen Schein derselben haben.«

Carl Adolph Ludwig Koch, Arzt in Laichingen, Württemberg,[1]) beschreibt die Bodenverhältnisse Württembergs ausführlicher und erörtert, wie nach der Gebirgsformation sich die darauf wachsende Pflanzenwelt und die Beschaffenheit der Tierwelt richtet. »Ferner spielt die Wärme eine Hauptrolle. Insbesondere ist auch die Sterblichkeit der Menschen von der Lebenswärme abhängig, indem im Januar die meisten Greise und Kinder, im Juli die wenigsten sterben. Die Gebirgsarten besitzen nun aber eine verschiedene Fähigkeit, Wärme an sich zu halten, so dass die Erde auf Sandstein eine weit grössere, Wärme haltende Kraft besitzt, als dies bei Thon, Kalk und humusreichen Böden der Fall ist. Die uns umgebende Luft ist wohl zu allen Jahreszeiten, in allen Weltgegenden, bei jeder Höhe etc. in ihrer inneren Mischung überall gleich, 79 : 21, Stickstoff : Sauerstoff. Ziehen wir jedoch die verschiedene Dichtigkeit der Luft in Betracht, am Meeresgestade und auf Bergen, so leuchtet ein, dass bei einem Atemzuge am Meere mehr Sauerstoffgas den Lungen dargeboten wird, als auf hohen Bergen, oder: ein gleiches Volumen atmosphärischer Luft muss am Meeresgestade viel mehr Sauerstoffgas (und ebenso auch Stickstoffgas) enthalten, als dasselbe Volumen atmosphärischer Luft dieses Gas auf hohen Bergen enthalten kann. Bei einer Höhe von 600 Pariser Fuss über dem Meere und bei einer mittleren Temperatur von + 7,5 ° R. findet sich in einem Pariser Kubikschuh atmosphärischer Luft 152 Gran Nürnberger Med.-Gewicht Sauerstoff und 572 (genauer $571^{17}/_{21}$) Stickstoff; bei 4000 Pariser Fuss mit einer mittleren Temperatur von + 0,7 ° R. im gleichen Raume 135 Gran Sauerstoff und 508 ($507^{6}/_{7}$) Gran Stickstoff. Hieraus ergibt sich, dass unter gewissen Bedingungen (gleich tiefes, schnelles Atmen etc.) ein Mensch dem Gewichte nach mehr Sauerstoff in den tieferen Gegenden einatmet, als in den höher gelegenen. Da wir wissen, dass der Sauerstoff es vornehmlich ist, welcher die Lebensthätigkeit anfacht und z. B.

[1]) Ueber den Einfluss der Gebirge und der Gebirgsformationen auf die Krankheiten des Menschen: v. Ammon, Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie. Leipzig, 1838, Bd. 1, S. 357—368.

Schwindsüchtige so schnell dem Grabe zuführt, so sollte man folgern dürfen, dass in niedergelegenen Orten mehr entzündliche Krankheiten herrschen müssen, als dieses auf hohen Gebirgen der Fall sein könnte. Gerade das Gegenteil lehrt die Erfahrung u. s. w.«

A. E. Flechner in Wien[1]) praktizierte von 1834 an 5 Jahre lang als Bergwerksphysikus in österreichischen und steyerischen Gebirgen. Er hebt vor allem hervor (S. 2), »dass die Gebirgsluft (es versteht sich von selbst, dass hier nicht von Gegenden die Rede ist, die durch anmutigen Wechsel von Thälern und mässigen Hügeln, durch üppigen Pflanzenwuchs und liebreiche, aber lichte Haine sich auszeichnen, sondern von Mittel- und Hochgebirgen es sich handele, deren Verhältnisse sich wesentlich von jenen unterscheiden) keineswegs, wie es gewöhnlich angenommen wird, als oxygenreicher zu betrachten sei, denn die wesentlichen Bestandteile der atmosphärischen Luft, Azot und Oxygen, zeigen immer dasselbe gegenseitige Verhältnis. Nun bleibt es durch das Gesetz der Gravitation entschieden, dass mit steigender Höhe der Gegenden die Luft dünner (das Barometer stand in dem Gebiete der Gebirgspraxis des Verfassers im mittleren Durchschnitte über 11 Linien tiefer, als in Wien), daher in einem bestimmten Volumen, bei unverändert bleibendem Mischungsverhältnisse der Bestandteile, der absolute Gehalt an Oxygen immer geringer werde, folglich bei jedesmaligem Einatmen weniger Sauerstoff dem Blute in den Lungen dargeboten werden müsse, und wohl noch weniger dargeboten würde, wenn nicht durch das bei geringerem Luftdrucke stattfindende tiefere Atmen und die stärkere Ausdehnung des Lungenparenchyms die Natur jenem Verluste so viel als möglich abzuhelfen suchte.« S. 5: »Bergsteigen und Lastentragen werden durch Störung des Atmungsprozesses und des Kreislaufes eine der vorzüglichsten Ursachen von den in Gebirgen so zahlreichen organischen Fehlern des Herzens und der grossen Gefässe, den häufigem Dyspnöen und asthmatischem Leiden.« S. 7: »Einen Gegensatz zu den oben erwähnten Krankheiten der Brustorgane bildet die Tuberculosis, denn diese, und namentlich Lungentuberkulose, ist ziemlich selten in Gebirgen.« Am Schlusse kommt Flechner auf die Arbeit von A. Sauter, Bezirksarzt

[1]) Betrachtung der Gebirgsluft und der Lebensweise der Gebirgsbewohner in Bezug ihres Einflusses auf Blutbereitung und auf das Vorkommen gewisser Krankheitsformen. Med. Jahrbücher des k. k. österr. Staates, Wien, 1840, Bd. 32 (N. F., Bd. 23), S. 1—10.

in Mittersill an der Salzach im Pinzgau, derzeit Kreisarzt in Ried,[1]) welcher gleichfalls die Seltenheit der Lungentuberkulose im Hochgebirge des Pinzgaues beobachtete.

Einen sehr wertvollen Beitrag zum Einflusse des Höhenklimas auf Lungentuberkulose lieferte Brockmann zu Klausthal.[2]) Er sagt: »Nichts ist häufiger und allgemeiner verbreitet, als die Ansicht, die klimatischen Verhältnisse des rauhen Oberharzes seien der zarten Organisation der Lungen feindselig, nichts deshalb auch natürlicher und gewöhnlicher, als die Besorgnisse und Klagen derer, welche, mit irgend einer Schwäche der Respirationswerkzeuge behaftet, vom Schicksale in diese alpinischen Regionen geführt werden. Ärzte und Laien stimmen in dieser Ansicht häufig dermassen überein, dass man glauben sollte, Theorie und Erfahrung haben diesen Satz unumstösslich erwiesen. Und doch ist dem nicht so. Mag immerhin theoretische Induktion und vorgefasste Meinung jenen Ansichten das Wort reden, die Erfahrung liefert ganz andere Resultate, und darauf gestützt muss ich den Satz geradezu umdrehen und, so paradox es auch klingen mag, behaupten: Nichts sei für ein kräftiges Gedeihen, für die Immunität gesunder und selbst für die Heilung kranker Lungen wohlthätiger, als ein Aufenthalt auf diesem Gipfel des nördlichen Deutschlands. Während einer längeren, ausgedehnten Praxis auf dem Oberharze habe ich für die Wahrheit dieser Behauptung so vielfache Belege gefunden, dass ich es wohl an der Zeit halte, die mir nicht unwichtig erscheinenden Resultate meiner Beobachtungen dem ärztlichen Publikum vorzulegen. Und so bitte ich den geneigten Leser mir zu folgen, wenn ich zuvörderst zwei Erfahrungssätze beleuchte, welche vorurteilsfreie Beobachtung zur Genüge bestätigt hat. Diese sind:

1. Die tuberkulöse Lungenschwindsucht ist auf dem Oberharze bei Eingeborenen und solchen Individuen, welche von Jugend auf daselbst gelebt haben, eine ungemein seltene Krankheit;

2. bei einem längeren Aufenthalte auf dem Oberharze ge-

---

[1]) Die Ursachen des seltenen Vorkommens der knotigen Lungensucht im Pinzgau des Herzogtums Salzburg: Österr. Med. Jahrbücher, Wien, 1836. N. F., Bd. 20. St. 1, S. 57.

[2]) Der Oberharz, ein Schutz- und Heilort für tuberkulöse Schwindsucht: Holschers Hannov. Annalen f. d. gesammte Heilkunde. Sept. u. Okt. 1843. N. F., 3. Jahrg., 5. Heft, S. 507—557. Vergl. auch dessen: Über die Lungenmelanose der Bergleute. Das. 1844. N. F. IV, S. 389, 521.

langt unter irgend begünstigenden Umständen die Lungentuberkulose, selbst wenn sie wirklich ausgebildet ist, zu vollkommener Heilung.«

Er bemerkt sodann weiter, dass sich unter der Summe von 80 000 Krankheitsfällen, welche er auf dem Oberharze behandelte, nur 23 Kranke aufgezeichnet finden, welche der tuberkulösen Lungenschwindsucht erlagen. »Von diesen aber waren nur 14 Individuen auf dem Oberharze geboren, oder von Jugend auf daselbst anwesend gewesen; die übrigen 9 waren erst in weit vorgerückten Stadien der Lungenschwindsucht dahin versetzt worden. Und von jenen 14 Kranken lebten 11 in den dürftigsten Verhältnissen, welche dem Fortschreiten der Krankheit ungemein günstig waren; bei zweien aber, einem 30 jährigen Bergmann und 16 jährigen Knaben, fanden Komplikationen statt, welche dem Lungenleiden reiche Nahrung geben mussten.«

»Vorzugsweise selten aber ist die Lungentuberkulose auf den freien Plateaus des Oberharzes, und es lässt sich das Gesetz feststellen: Je höher und freier die Gebirgsfläche, desto seltener die Tuberkulose. Daher steht in dieser Beziehung oben an die Bergstadt Klausthal und Zellerfeld. Am ersteren Orte ist die Lungenschwindsucht so selten, dass von sämtlichen daselbst vorkommenden Todesfällen nicht mehr als 1 Prozent derselben anheimfällt. Häufiger schon, wenngleich im Verhältnisse zu anderen Landesteilen immer noch selten, finden wir die Krankheit in der auf ziemlich gleicher Höhe, jedoch mehr von hohen Bergesgipfeln eingeschlossenen, nicht so frei gelegenen Bergstadt Altenau. Viel häufiger noch in dem viel niedriger und in einem engen Thale liegenden Bergdorfe Lerbach. Dies sind die mir genau bekannt gewordenen Resultate der meinem Bezirke einverleibten Ortschaften.«

Er führt weiter an, dass man früher auf diese Thatsachen nicht gekommen sei, weil man, aus Mangel genauer Untersuchungsmethoden, wie man sie jetzt in der Auskultation und Perkussion besitze, die verschiedenen chronischen Lungenerkrankungen nicht getrennt habe. »Es gibt allerdings auf dem Oberharze eine Lungenphthise, welche daselbst alljährlich manches Opfer fordert, und welche in ihrem ersten Erscheinen von der tuberkulösen Lungenschwindsucht nicht genau unterschieden werden kann, sobald man nicht die mühsam zu erringenden Resultate der Auskultation und Perkussion in sorgfältige Erwägung zieht. Dies ist

die unter dem Namen der Bergsucht bekannte, dem Bergmann eigentümliche Melanose der Lungen. Dieser Krankheit erliegen auf dem Oberharze alljährlich viele Menschen, welche allerdings in dem Totenregister als an Lungenschwindsucht verstorben aufgeführt werden.« So erklären sich die Angaben früherer Ärzte, z. B. Lentins (Memorabilia circa aërem, vitae genus, sanitatem et morbos Clausthaliensium, annorum 1774—1777. Gottingae, 1779. 4°. (144 pp.). pag. 16). »Auch sonst kommen auf dem Oberharze langwierige, meist durch arthritische Einflüsse herbeigeführte Blennorrhöen vor, welche nach vieljähriger Dauer unter hydropischen Erscheinungen tödlich werden.« Auch bei diesen, ebenso wie bei den Melanosen, hat Brockmann bei Sektionen niemals eine Spur von Tuberkulose gefunden.

»Endlich mag auch wohl theoretische Präoccupation mitgewirkt haben, dass die Beobachter durch die Brille sahen. Denn der erste Eindruck, den die Harzluft auf gesunde, und mehr noch auf kranke Lungen macht, ist allerdings derart, dass er wohl glauben machen kann, es sei hier ein arger Feind, der die Lungen bedrohe. Brustschmerzen, Husten, Blutauswurf — das ist die gewöhnliche Reihe von Erscheinungen, welche ein irgend geschwächtes Atmungsorgan hier erleidet, Erscheinungen, welche, wie wir demnächst sehen werden, die heilkräftigen Bestrebungen der Natur deutlich verraten. Aber wie leicht können sie falsch gedeutet werden! Wie natürlich war es, dass selbst Ärzte glaubten, solche Einwirkungen seien ganz geeignet, tuberkulöse Lungen zu gefährden!

Worin, fragen wir nun wohl mit Recht, liegt der Grund zu dieser Seltenheit der Lungentuberkulose auf dem Oberharze? Ich glaube, wir müssen ihn in allgemeinen und örtlichen Verhältnissen suchen.

Zu den ersteren gehört die Seltenheit der Skrophulosis, oder der, meiner Ansicht nach, damit identischen Tuberkulosis überhaupt auf dem Oberharze. Denn es ist eine höchst auffallende Thatsache, dass wir skrophulöse Leiden und überhaupt das, was wir, um es kurz zu fassen, mit Clark tuberkulöse Kachexie nennen, d. h. die eigentümliche Krankheit der Ernährung, deren Produkt unter dem Namen der Skrophel oder Tuberkel allgemein bekannt ist, auf dem Oberharz ungemein selten finden.« Dies ist um so auffallender, als sonst auf dem Oberharz sich alle Bedingungen zur Entwickelung der Skrophulose finden, ungeregelte

Lebensweise, Anstrengung der jugendlichen Kräfte, schlechte Bekleidung, mangelnde Reinlichkeit, erbärmliche Nahrung etc. »Suchen wir eine Erklärung hierfür, so müssen wir drei Punkten vor allem unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden:

1. der herrlichen, reinen Atmosphäre, welche mässig kalt, mässig feucht, bei ihrer Leichtigkeit leicht bewegt und durch unaufhörlich wechselnde Windzüge in regem Leben und unaufhörlichem Wechsel erhalten, zu einer kräftigen Blutbereitung und somit auch zu einer kräftigen Ernährung die sichersten Hilfsmittel darbietet;

2. der unausgesetzten Belebung und Kräftigung aller animalischen Funktionen, der wunderbaren Anregung aller Lebensaktionen, wozu das kräftige Muskelspiel, welches jeder bald ab-, bald aufwärts gleitende Schritt hervorruft, täglich und stündlich Veranlassung gibt;

3. vielleicht auch dem trefflichen, fast chemisch reinen Wasser, welches die Natur hier spendet, und von dem schon Lentin sagte: Incognitum nobis est flumen, quod potum saxea reddit viscera, quod tactis inducit marmora rebus.

Die Vereinigung dieser von der Natur selbst dargebotenen Heilmittel ist wohl imstande, manche Unbilden auszugleichen, welche eine zweckwidrige Ernährung und so viele andere bei der ärmeren Klasse sich täglich erneuernden Potenzen hervorrufen müssen. Wenn aber auf solchem Wege die konstitutionelle Ausbildung der Skropheln verhindert wird, so kann auch nicht so leicht ein örtliches Leiden dieser Art in den Lungen sich entwickeln. Ja es gibt sogar manche Gründe, welche erwarten lassen, dass auf dem Oberharze selbst dann, wenn unter begünstigenden Verhältnissen ein mehr oder minder bedeutender Grad von Skrophulosis dem Organismus aufgedrungen sein sollte, das krankhafte Produkt derselben sich eher in einem anderen Organe, als in den Lungen ablagern werde. Und dies sind die dem Oberharze eigentümlichen Einflüsse auf das Respirationsgeschäft, in denen wir die oben erwähnten, der Ausbildung von Lungentuberkulose ungünstigen örtlichen Verhältnisse finden.

Nachdem Brockmann sich über das so häufige Befallenwerden der Lungen von Tuberkulose äussert und dies in der mangelnden Dekarbonisation des Blutes wesentlich sucht, sagt er: »Hieraus folgt, dass zur Verhütung der Lungentuberkulose eine rasche und vollkommene Dekarbonisation des Blutes in den

Lungen von der grössten Bedeutung ist. Um aber diese zu erreichen, ist neben einem ungeschwächten Bestehen der vitalen Respirationskräfte ein kräftiger, ungetrübter Mechanismus und Chemismus des Respirationsprozesses notwendig erforderlich, und es lässt sich der Satz aufstellen: Je kräftiger und vollkommener diese Bedingungen erfüllt werden, desto rascher und vollständiger geschieht die Dekarbonisation, desto vollkommener gestaltet sich die Beschaffenheit des Blutes.

Es entsteht nun die Frage, ob den eben gestellten Anforderungen durch die eigentümlichen Verhältnisse des Oberharzes in solcher Weise Genüge geleistet wird, dass die in Rede stehende Thatsache dadurch erklärt wird? Und ich glaube dies bejahen zu müssen. Denn

1. der Mechanismus des Respirationsprozesses wird auf dem Oberharze zu einer so grossen Vollkommenheit gebracht, wie es im flachen Lande kaum möglich ist.« Bergan- und Absteigen, tiefste Inspirationen etc.

2. der Chemismus des Respirationsprozesses geht auf dem Oberharze in einer möglichst vollkommenen Weise von statten. Zu einer vollkommenen Entkohlung des Blutes in den Lungen ist erforderlich:

a) dass das Blut in möglichst grosser Menge den Lungen zugeführt werde;

b) dass ein möglichst reiner Sauerstoff in der erforderlichen Menge den Lungen dargeboten werde;

c) dass sowohl der aufnehmende, als der aufgenommene Teil für einen freien Stoffwechsel keine Hindernisse darbiete.

Allen diesen Erfordernissen wird auf dem Oberharze in einer möglichst vollkommenen Weise entsprochen. Niedrige Temperatur, geringer Luftdruck (mittlerer Barometerstand 314'''), reine Luft etc.

»Dürfen wir endlich der von Ramadge gemachten Beobachtung Glauben schenken, dass das sicherste prophylaktische Heilmittel der Lungentuberkulose in einem chronischen, katarrhalischen und asthmatischen Leiden bestehe, so können wir die häufigen Katarrhalaffektionen, wozu die rauhe Harzluft Veranlassung gibt, als die dritte Ursache des seltenen Vorkommens von Lungentuberkulose auf dem Oberharze betrachten. Denn in der That ist daselbst, aus leicht einzusehenden Gründen, nichts häufiger als chronische Lungenkatarrhe, welchen mindestens

zwei Dritteile der dem Arzte in die Behandlung fallenden Krankheiten angehören. Nach der Ansicht des englischen Arztes soll ein chronischer Lungenkatarrh ein Vesikular-Emphysem in den Lungen zur Folge haben und dieses wiederum eine schützende Kraft gegen Lungentuberkulose entwickeln.«

Weiter stellt Brockmann den Erfahrungssatz auf, dass bei längerem Aufenthalte auf dem Oberharze die Lungentuberkulose, selbst wenn sie wirklich ausgebildet ist, unter begünstigenden Umständen zur Heilung gelangt. Er führt 22 exquisite solche Fälle auf, welche er hinreichend scharf und lange beobachtet hat, von denen er sagt, dass alle gegenwärtig auf einem Punkte stehen, wo er mit Recht annehmen zu können glaubt, sie seien der drohenden Gefahr glücklich entkommen. Er fährt dann fort:

»Ausser diesen dem Leben entnommenen, trotz aller scheinbaren Gewissheit immer noch ungewissen Beweisen habe ich aber auch durch Sektionsbefunde zwei Punkte häufig bestätigt gesehen, denen ich eine Beweiskraft für unseren Satz wohl beilegen zu können glaube. Diese sind:

1. bei solchen Kranken, bei denen alle Zeichen der Lungentuberkulose früherhin stattgefunden haben, späterhin aber zurückgetreten waren, welche demnach den Glücklichen zugezählt werden mussten, die der Lungenschwindsucht entkamen, habe ich zu mehrfach wiederholten Malen, wenn sie endlich einer anderen Krankheit, gewöhnlich der Lungenentzündung, tödlich erlagen, die deutlichsten Spuren von Vernarbung oder Verödung der Lungentuberkulose wahrgenommen, so dass es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen konnte, dass die frühere Diagnose richtig gewesen und eine vollkommene Heilung der Lungentuberkulose stattgefunden habe;

2. bei solchen Kranken dagegen, welche nicht so glücklich waren, dem tödlichen Leiden zu entrinnen, fand ich, wenn sie längere Zeit auf dem Oberharze gelebt hatten, bei der Nekroskopie fast immer die eigentümliche Erscheinung, dass der Destruktionsprozess der Lungen auf Eine Seite, meistens sogar auf Eine grosse Höhle beschränkt blieb, während der übrige Teil der Lungen vollkommen gesund geblieben war etc.

»Leider habe ich wiederholt die Erfahrung gemacht, dass solche Individuen, welche der Lungentuberkulose verdächtig, auf dem Oberharze jahrelang einer wenig getrübten Gesundheit sich erfreut hatten, dem gefürchteten Übel erlagen, sobald sie für

längere Zeit aus diesem ihnen so befreundeten Medium in die Landluft (die Ebene) versetzt worden waren.

Ein Beispiel dazu lieferte eine junge Dame, welche ich von Jugend auf zu beobachten Gelegenheit hatte. Aus einer phthisischen Familie gebürtig, zeigte sie seit jeher manche Anlagen, welche mit gerechtem Misstrauen auf ihre Gesundheit blicken liessen, ohne dass jedoch jemals irgend ein Zeichen bedenklichen Brustleidens sich kundgegeben hätte. Es schien vielmehr die tuberkulöse Anlage sich zu erschöpfen in einem grindigen Ausschlage, dessen Bedeutung zur Verhütung der Lungentuberkulose wir später näher betrachten werden. So waren ungeachtet vielfachen körperlichen Übelbefindens die Lungen der Kranken doch immer verschont geblieben bis zu ihrer im 20. Lebensjahre stattfindenden Verheiratung, welche sie von unseren Bergen in das flache Land brachte. Dort hatte sie kaum 3 Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt, als sie einer ausgebildeten Lungentuberkulose zum Opfer fiel. Ich glaube hinzufügen zu können, vorzüglich infolge dieser Aufenthaltsveränderung.

Ein anderer, aus dem flachen Lande gebürtiger Beamter, dessen Mutter und zwei Geschwister der Lungenschwindsucht erlagen, und der selbst mit einem unverkennbaren phthisischen Habitus behaftet war, hatte 14 Jahre auf dem Oberharze gelebt, zwar vielfache Katarrhe und andere Brustbeschwerden, wie sie gereizten Lungen eigentümlich sind, erlitten, aber im ganzen eine gesunde Beschaffenheit der Lungen sich erhalten, bis zu seinem 40. Lebensjahre. Schon glaubte ich, er sei der drohenden Gefahr vollkommen entgangen, als eine Versetzung ins flache Land ihn der ihm so wohlthätigen Harzluft entzog. Vom Anfange seines Aufenthaltes in der Ebene begann der sonst kräftige Mann unaufhörlich zu klagen, und als er nach 2 Jahren zu uns zurückkehrte, blühte auf seinen Wangen die Rose des Todes, der nach Jahresfrist ihn aus unserer Mitte rief. Bei der Sektion war es auffallend, dass die ganze linke Lunge durchaus gesund war, und dass nur in dem oberen Lappen der rechten Lunge eine grosse Kaverne gefunden wurde, welcher in der nächsten Umgebung einzelne kleine Höhlen von geringfügiger Bedeutung sich anschlossen.

Ähnliche Erfahrungen stehen mir mehrere zu Gebote, jedoch will ich nicht durch Aufzählung derselben die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Aus derselben Ursache geschieht es, dass

Phthisische, sobald sie von den Höhen des Harzes sich entfernen, kränker zu werden pflegen, als zuvor. Oft habe ich, wenn solche Kranke nach einem Aufenthalte im flachen Lande von wenigen Monaten zu uns zurückkehrten, gestaunt über die nachteilige Veränderung ihres Zustandes. Aber ebenso rasch pflegten sie sich auch wieder zu erholen, sobald sie sich auf den Bergen eine Zeitlang ergangen hatten.

Endlich muss ich als Beweis für die Salubrität des Oberharzes noch des Umstandes erwähnen, dass Phthisische sich stets am wohlsten befinden, je mehr sie in freier Luft bergansteigen. Aus diesem Grunde fällt die Mehrzahl derer, welche auf dem Oberharze der Lungentuberkulose erliegen, dem weiblichen Geschlechte anheim, welches tagaus tagein in dumpfer Stubenluft brütend, von den wohlthätigen Einflüssen, deren wir oben erwähnten, wenig partizipiert, sowie auch demjenigen Teile des männlichen Geschlechtes, welcher mehr im Zimmer, als im Freien beschäftigt ist, namentlich Schreibern, Schlossern, Schmieden u. dgl. Am seltensten erliegt dagegen der Wind und Wetter Trotz bietende Fuhrmann, sowie der über und unter der Erde täglich bergansteigende Bergmann.

Wenden wir uns nach diesem negativen Beweise für unseren Satz zu den positiven Thatsachen, so müssen wir zunächst die Frage beantworten: Ob, wann und wie die Lungentuberkulose zur Heilung gelangt? Die erste Frage ist längst entschieden, und zwar bejahend für jedes Stadium. Die dritte Frage (wie?) hängt von der Erfüllung zweier Heilindikationen ab, die Hebung der allgemeinen Anlage der Krankheit oder der tuberkulösen Kachexie, und die Entfernung des örtlich abgelagerten Lungentuberkels. Letzteres wird in Bezug auf den Oberharz ausführlicher erläutert. Die vorzüglichsten Momente sind hier:

1. die Häufigkeit der In- und Exspirationen, besonders durch das Bergsteigen;

2. die Kraft der In- und Exspirationen, wodurch die Lungen wohlthätig ausgedehnt werden;

3. die Kälte der eingeatmeten Luft, welche wohl auch entzündliche Vorgänge in den Lungen hervorrufen kann, aber auch reizend, und somit lösend, resorbierend auf die Tuberkeln einwirkt;

4. die dünne und leichte Beschaffenheit der Luft im Oberharze bei einem Luftdrucke von etwa 314‴;

5. die grosse Feuchtigkeit.

So kommt es allmählich zur Heilung, sei es durch Resorption, oder Erweichung und Ausstossung, oder durch Verirdung.

Brockmann bespricht ferner ausführlich (S. 536—541) den semiotischen Ausdruck, worunter dieser Vorgang der Heilung der Tuberkulose sich kundgibt. Er sagt dann weiter: »Und das alles ist ein Werk der Autokratie der Natur! Aber ganz müssig darf allerdings der Arzt nicht immer dastehen bei diesen grossen Vorgängen. Wie schon oben erwähnt wurde, muss er zuweilen die Summe der einwirkenden Reize mässigen, zuweilen sie verstärken. Darin aber besteht auch fast die ganze Aufgabe der ärztlichen Thätigkeit. Wichtig genug zwar ist dieselbe, und immer bedarf sie der sorgfältigsten Prüfung, wenn der Erfolg der Kur nicht unserer Erwartung geradezu widersprechen soll. Aber schwer lässt sich in gedrängter Kürze alles wiedergeben, was der individuelle Fall in dieser Hinsicht erfordert. Daher kann ich hier nur Weniges und Ungenügendes vorlegen, darf jedoch nicht unterlassen, wenigstens die allgemeinen Grundsätze zu bezeichnen, wonach ich die hier betrachteten hygieinischen Beziehungen zu einem Kurmittel zu gestalten pflege.

Um einen angenehmen Reiz in den Lungen zu erregen, habe ich alle meine Kranken in der freien Luft sich möglichst viel bewegen lassen auf mässigen Promenaden. Wo aber eine grosse Neigung zu Kongestionen nach Brust und Kopf stattfand, wo stechende Brustschmerzen und Bluthusten leicht erregt wurden, da habe ich sie immer auf mehr ebene Spaziergänge verwiesen, einen langsamen Gang dringend anempfohlen und von den freien, den Windzügen ausgesetzten Hochebenen sie häufig verwiesen in die geschützten Thäler oder in die balsamischen Tannenwälder, welche, wie schon Lentin bemerkte, einen ungemein wohlthätigen Einfluss auf gereizte Lungen ausüben. In der That bieten letztere, wie ich vielfach erfahren, das sicherste Beruhigungsmittel dar, wenn auf dem Oberharze die Atmungswerkzeuge durch die mächtig einwirkenden Einflüsse zu sehr gereizt werden, was bei reizbaren, der Heilung bedürftigen Lungen so leicht geschehen kann. Mit Recht glaube ich daher annehmen zu können, dass ein grosses Mittel zum Gelingen der Kur, welche wir hier besprechen, darin besteht, dass wir zwei so wichtige Heilmittel, ein Reizmittel für die träge und ein Beruhigungsmittel für die aufgeregte Lungenthätigkeit, so dicht nebeneinander finden.

Wo ein noch grösserer Erethismus in den Lungen bestand, da habe ich zuweilen erst mit Spazierfahrten in offenem Wagen beginnen lassen, oder das Reiten empfohlen, und bin erst allmählich übergegangen zu Fusspromenaden in mässiger Stärke. In solchen Fällen habe ich auch selten örtlicher oder allgemeiner Blutentziehungen und innerer kühlender Heilmittel entbehren können. Im Frühling wurde dann meistenteils eine Molkenkur unternommen, im Sommer die Wässer von Selters, Ems, Obersalzbrunn getrunken, unter Umständen auch eine Dosis Digitalis gereicht.

Wo dagegen das Leiden ganz den Charakter der Atonie trug, da habe ich gleich mit anstrengenderen Fusspromenaden begonnen und vorzugsweise die Höhen zu diesem Zwecke ausersehen. Selten oder niemals habe ich da der Blutentziehungen und anderer temperierender Heilmittel bedurft, sondern in der Regel den ganzen Prozess der Natur überlassen, ohne Zuziehen medikamentöser Hülfe.

Dass aber diese hygieinisch-medizinischen Massregeln nicht allein nach dem verschiedenen Charakter des Leidens verschiedene Modifikationen erleiden, sondern auch nach dem verschiedenen Stadium, worin die Lungentuberkulose sich befindet, je nachdem Resorption oder Erweichung und Ausstossung des Tuberkelstoffs und nachfolgende Vernarbung seiner Kavernen erzielt werden soll, lässt sich leicht erachten. Jedoch würde es zu weit führen, wenn ich aller der Einzelheiten, welche die Behandlung des individuellen Falles erfordert, hier erwähnen wollte. So auch würde es die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden, wenn ich hier der verschiedenen medikamentösen Eingriffe gedenken wollte, welche je nach den Erfordernissen des vorliegenden Falles vielleicht noch in Anwendung zu ziehen sein dürften. Nur so viel sei erwähnt, dass ich in der Mehrzahl der Fälle weniger oder gar keiner anderen Heilmittel bedurfte, und das grosse Geschäft der Heilung lediglich der Natur überlassen konnte.

Nicht immer jedoch gelingt es der Natur, das schwere Werk der Heilung zu vollenden in der Weise, welche wir bislang besprochen. Oftmals vielmehr scheinen die krankhaften Ablagerungen in den Lungen zu bedeutend zu sein, als dass der Parasit[1])

---

[1]) Brockmann scheint schon eine Ahnung von der parasitären Natur der Krankheit zu haben, welche fast 40 Jahre später erst durch seinen grossen Landsmann Robert Koch festgestellt wurde.

auf die oben erläuterte Weise völlig eliminiert werden könnte. Die krankhafte Beschaffenheit des Blutes scheint zu gross, als dass sie verbessert werden könnte, ohne dass der Krankheitsstoff eine andere Richtung nimmt, als die ihm ursprünglich angewiesene. Er sucht sich daher eine andere Ablagerungsstätte, und die Natur ruft noch andere Hilfsmittel ins Leben, um das Leiden von dem wichtigeren Organe einem minder wichtigen zuzuwenden. Wir gewahren hier ein in der That wunderbares Naturspiel, nicht minder interessant für die Beobachtung, als wichtig für die Heilung, und der Arzt knie nieder in demütiger Verehrung vor der unsichtbaren Macht, die mehr vermag, als alle reichen Spenden des grossen Arzneischatzes, mehr fast, als selbst ihre Diener wissen und verstehen. Gewiss hat die Natur mehrere solcher Asyle für den tuberkulösen Krankheitsstoff, wo er Schutz finden kann, wenn er von den Lungen ausgestossen ist. Die vorzüglichsten aber, wenigstens diejenigen, welche auf dem Oberharze sich vorzüglich geltend machen, sind:

1. Die Haut. Ausschläge, grindige, besonders am Kopfe etc.;

2. Die Schilddrüse. Wenngleich ich nicht mit Hamburger[1]) glaube, dass die Lungenschwindsucht durch die künstliche Hervorrufung eines Kropfes unter allen Umständen geheilt werden müsse, und wenngleich ich nicht mit Ramadge für meine Kranken eine kropfähnliche Maschine konstruieren lassen würde, so habe ich doch so viele Fälle gesehen, wo nach Ausbildung einer Struma ein tuberkulöses Lungenleiden glücklich gehoben wurde, dass ich nicht zweifele, es könne die Natur auch dieses Hilfsmittels zur Heilung der Lungentuberkulose sich bedienen. Zwar kennen wir die physiologische Bedeutung der Schilddrüse noch zu wenig, als dass wir aus ihrem Erkranken sichere Schlüsse auf andere pathologische Zustände uns erlauben dürften. Aber welches auch ihre eigentliche Bedeutung sein möge, so viel ist gewiss, dass sie zu dem Kreisläufe in wesentlicher und sehr naher Beziehung stehe. Daraus mag es sich zum Teil erklären, weshalb Lungenleiden so leicht der Schilddrüse sich mitteilen. Ihre heilkräftige Einwirkung auf die Tuberkulose der Lungen aber scheint vorzüglich aus einem zwiefachen Gesichtspunkte aufgefasst werden zu müssen, nämlich:

---

[1]) Hamburger, Wolfgang, Vorschläge zur Heilung der Lungenschwindsucht, gestützt auf jahrelange Beobachtungen eines merkwürdigen Verfahrens der Naturheilkraft. Dresden und Leipzig. 1848, 8⁰ (XII. 70 S.).

a) insofern die Schilddrüse als drüsiger Körper auch zur Aufnahme des dem lymphatischen und Drüsensystem ursprünglich angewiesenen tuberkulösen Stoffes geeignet ist. Aus diesem Grunde kann es leicht geschehen, dass der aus den Lungen verwiesene Tuberkelstoff in der Schilddrüse seinen Sitz aufschlägt. Dieselbe Rolle, welche, wie wir gesehen haben, zuweilen die äussere Haut übernimmt, wird hier dieser Drüse übertragen, welche eine der Form nach verschiedene, dem Wesen nach gleiche Funktion übernimmt, wie unter entgegengesetzten Verhältnissen die Lungen gethan haben würden. Infolgedessen erschöpft sich daselbst der Krankheitsstoff und die Lungen bleiben unbeteiligt;

b) insofern durch jede irgend bedeutende Anschwellung der Schilddrüse eine Beeinträchtigung der Respiration hervorgebracht wird, welche kräftige und tiefe Inspirationen zur Folge hat, und somit die Vorteile erhöht, welche wir dem Bergsteigen erfahrungsmässig zuschreiben können, und zuweilen auch durch das Hinzutreten anderer asthmatischer Anfälle erreicht sehen. Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Ansicht, welche meines Wissens zuerst von Ramadge aufgestellt wurde, vieles für sich hat. Jedoch möchte ich diesen mechanischen Nutzen des Kropfes jedenfalls der vitalen Bedeutung desselben unterordnen.

Die Ablagerung des tuberkulösen Stoffes auf die Schilddrüse als Heilmittel für die Tuberkulose der Lungen finden wir nicht viel seltener, als die Absetzung desselben auf die Haut. Soll sie aber von wirklich heilsamer Bedeutung sein, so muss die strumöse Anschwellung nicht allein von erheblicher Intensität, sondern auch von längerer Dauer sein. Geringfügige Grade können keinen Einfluss haben. Sie finden sich auf dem Oberharze so häufig, dass es fast keinen Menschen gibt, der, mit irgend einer Störung der Cirkulation, möge dieselbe von der Brust oder vom Unterleibe ausgehen, behaftet, nicht ab und zu ein Leiden dieser Art wahrnehmen liesse. Sie finden sich namentlich auch bei fast allen Phthisischen gegen das Ende der Krankheit, wo sie als das letzte Mittel der heilkräftigen Natur zu betrachten sind, wenngleich sie kein wahres Heil mehr zu bringen vermögen. Denn hier bewirken sie nichts anderes, als eine traurige Verlängerung des qualvollen Daseins. Wo aber eine Struma zeitig sich entwickelt, wo sie zu einem bedeutenden Umfange anschwillt und jahrelang besteht, da habe ich zu oft wiederholten Malen ihren salutären Einfluss erkannt und sie stets willkommen geheissen.

Der günstigste Zeitpunkt, wo die Struma erscheinen kann, ist das Stadium der Roheit des Tuberkels, oder ein noch früherer Zeitraum. Kommt sie später zu Tage, so habe ich einzelne Male noch wohl einen heilsamen Einfluss davon gesehen, aber in der Mehrzahl der Fälle ist das Hilfsmittel der Natur alsdann zu ohnmächtig, um noch Rettung zu bringen, und trägt, wie bereits erwähnt wurde, nur dazu bei, das traurige Dasein noch eine Weile zu fristen.

Die Heilung der Lungentuberkulose durch strumatöse Anschwellung scheint, wenn auch nicht dem Oberharze eigentümlich, doch vorzugsweise häufig auf demselben zu sein. Was ist auch natürlicher, als dass hier, wo jede Disharmonie im Blutlaufe so leicht der Schilddrüse sich zuwendet, das Leiden daselbst eine Zufluchtsstätte findet, welches, wie wir oben gesehen haben, durch so enge anatomische und physiologische Banden mit diesem Organe vereinigt ist! Mehr aber noch als die Haut wird die Schilddrüse durch die eigentümlichen Verhältnisse des Oberharzes in Anspruch genommen. Leichter noch, als zu der Haut, kann daher zu ihr der Krankheitsstoff seine Zuflucht nehmen. Leichter noch und darum auch häufiger kann auf solchem Wege das tuberkulöse Lungenleiden Heilung finden.«

3. Die Tonsillen scheinen zuweilen eine ähnliche Rolle zu übernehmen, wie die Schilddrüse, indem sie dem von den Lungen verdrängten Krankheitsstoff einen Sitz gestatten etc.

4. Das Herz. Die vielfachen Hypertrophieen und Dilatationen des Herzens, welche auf dem Oberharze im jugendlichen Alter sich ausbilden, tragen vielleicht mit dazu bei, dass Lungentuberkulose daselbst nicht so häufig vorkommt. Dass die Ausbildung dieser Leiden eine beginnende Tuberkelkrankheit der Lungen zur Heilung brachte, habe ich wenigstens in mehreren Fällen mit Bestimmtheit wahrgenommen etc.

Am Schlusse sagt Brockmann: »Nachdem wir auf vorstehenden Blättern die schützende und heilende Kraft des Oberharzes für die Lungentuberkulose zu zeigen bemüht gewesen sind, müssen wir zum Schlusse noch fragen: Ob diese heilsamen Einflüsse denn lediglich auf die Eingeborenen des Oberharzes und diejenigen, welche der Zufall dort hinführt, beschränkt bleiben sollen, oder ob nicht vielmehr die praktische Medizin eine allgemeinere Nutzanwendung davon zu machen berechtigt sein dürfte? Bei einer so deletären Krankheit, wie die Lungenschwind-

sucht, ist wohl jeder Wink hochzuachten, den die Natur uns gibt zu ihrer Heilung. Und wenn es in der That gelingen kann, auf dem einfachen Wege, den wir bezeichnet, eine Krankheit zu heilen, welche, den Heroen unseres gesamten Arzneischatzes hartnäckig trotzend, auf allen anderen Heilwegen, die der menschliche Scharfsinn ersonnen, fast immer einen tödlichen Ausgang nimmt, wenn es gelingen kann, in der Nähe eine Heilung zu finden, welche wir in weiter Ferne, unter einem fremden Himmel so oft vergeblich suchen, dann glaube ich, lohnt es sich wohl der Mühe, den oben genannten Thatsachen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Und so muss ich denn insbesondere meinen benachbarten Herren Kollegen das vaterländische Heilmittel empfehlen, welches zur Bezwingung einer grossen gefahrvollen Krankheit ihnen geboten wird. Insbesondere dürfte dieses so naturgemässe Heilmittel wirksam sein für diejenigen Krankheitsfälle, welche in der Ebene entsprossen und herangebildet, unter dem Himmel, der sie erzeugt, auch ihre reichste Nahrung finden. Ihnen wird der Oberharz ein wahres Heilmittel werden, indem er alle die Bedingungen hebt, welche unter dem Fortbestehen früherer Verhältnisse nur zu sehr geschaffen sind, den glimmenden Funken anzufachen, den unentwickelten Krankheitskeim zu einer verderblichen Blüte zu entfalten. Eine neue Welt muss solchen Kranken auf unseren Bergen sich eröffnen, und manches hoffnungsvolle Leben könnte, glaube ich, erhalten werden, wenn man zeitig eine solche Übersiedelung vornähme. Zeitig allerdings muss dieselbe geschehen, denn es wurde schon oben bemerkt, wie im letzten Stadium der Lungenschwindsucht das hier in Rede stehende Heilmittel wohl dazu dienen kann, die namenlosen Qualen zu steigern und zu verlängern, aber niemals dieselben zu heben. Deshalb sollte man den Oberharz auch viel mehr als prophylaktisches, denn als eigentlich kuratives Mittel benutzen. Man sollte diejenigen Individuen, welche einer phthisischen Familie entsprossen, in ihrem ganzen Äussern den phthisischen Bau verraten, noch ehe die Symptome des gefürchteten Leidens sich deutlich kund geben, auf unsere Berge schicken. Man sollte das Alter der Mannbarkeit, diese beachtenswerte Periode, wo so oft das Wohl oder Wehe eines Individuums, einer ganzen Familie entschieden wird, nicht heranrücken, wenigstens nicht vorübergehen lassen, ohne dem Kranken die Wohlthat einer neuen Lebensweise angedeihen zu lassen. Gerade alsdann, wenn der Thon

noch so bildsam, wenn die räumlichen Verhältnisse des Thorax noch so leicht umzugestalten, wenn die Textur der Lungen noch so leicht einer Umwandlung fähig, wenn vielleicht ein örtliches Leiden noch gar nicht ausgebildet ist, gerade dann ist der Zeitpunkt, wo die Einflüsse des Oberharzes wahrhaft heilbringend werden können.

Schwierig und mit mancherlei Umständen verbunden bleibt freilich immer eine Kur, welche, wie die hier in Rede stehende, den Kranken auf längere Zeit, vielleicht selbst auf Jahre von seinem Wohnorte entfernt, und dadurch vielleicht Veranlassung wird, dass die Laufbahn, welche er betreten, eine wesentliche Änderung erleidet. Aber ist die Grösse solcher Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten in Parallele zu stellen mit der Grösse und den schweren, schrecklichen Folgen der Krankheit? Und was wird mehr störend auf die demnächstige Laufbahn des Erkrankten einwirken, ein Leben voller Qualen, welches einen frühen jammervollen Untergang in Aussicht stellt, oder eine zeitweilige, wenngleich länger anhaltende Veränderung des Wohnortes, der Lebensweise und Beschäftigung? Hat erst das Leiden weitere Fortschritte gemacht, so scheut man sich nicht, alljährlich weite Badereisen zu unternehmen, und der letzte Hoffnungsanker wird manchmal nach einem südlichen Himmel geworfen, leider! nur zu oft vergeblich. Wie viel leichter und weniger störend ist dagegen die empfohlene Emigration auf unsere Berge! Und ich glaube auch hinzufügen zu dürfen, einen wieviel zuverlässigeren Erfolg bietet sie dar!

Dabei bedenke man immer, dass der Aufenthalt in unseren Bergeshöhen, zu einem so wichtigen Heilmittel er sich auch gestalten kann, doch eigentlich nur eine hygieinische Massregel ist. Der Kranke hat nicht nötig, täglich stundenlang seiner Kur ängstlich zu widmen. Wo er steht und geht, wirkt das Heilmittel auf ihn ein, und die Promenade, welche er täglich zu machen hat, diese gesunde Leibesübung, die niemand sich versagen sollte, ist die einzige Zeit, welche die Kur für sich in Anspruch nimmt. Alles, was der Kranke zu thun hat, um gesund zu werden, drängt sich ihm von selbst auf, wenn er hier sein Leben so fortsetzt, wie er es in anderen Verhältnissen gethan haben würde. Der Knabe und das Mädchen kann nach wie vor die Schule besuchen, der Jüngling kann seinen Studien nachgehen, die Jungfrau für ihre Bestimmung ungestört sich vorbereiten, und allen schmiegt

nach und nach ein grösseres Wohlbefinden sich an, und sie wissen selbst nicht, auf welchem unsichtbaren Wege.

Die Vorteile und die segensreichen Früchte der einfachen Kurmethode, welche wir bisher besprachen, lassen sich, glaube ich, nicht allein auf dem Oberharze suchen. Vielmehr glaube ich voraussetzen zu können, dass eine jede Gegend, welche mit dem Oberharze gleiche terrestrische und klimatische Verhältnisse teilt, auch von gleich wohlthätigem Einflusse auf die Lungentuberkulose sein werde. So sind auch ähnliche Erfahrungen schon von anderen Ärzten, namentlich Sauter und Flechner (s. oben) bekannt gemacht worden. Nicht allein nach dem Oberharze, sondern auch nach anderen Gebirgsgegenden mögen daher Lungensüchtige sich begeben. Da ich aber nur den Oberharz in dieser wichtigen Beziehung kennen gelernt habe, und da ich, wie oben erwähnt wurde, auf dem Oberharze selbst wieder grosse Verschiedenheiten gesehen in der heilsamen Einwirkung, die wir hier besprochen, so kann ich zu dem proponierten Aufenthalte auch nur die oben genannten Bergstädte aus Erfahrung empfehlen. Diese bieten aber auch noch andere Vorzüge dar, welche dem Alter, wofür ein Aufenthalt auf den Bergen vorzugsweise geeignet erscheinen muss, zu Gute kommen. Dies sind die vortrefflichen Bildungsanstalten, deren die Hauptstadt des Oberharzes sich erfreut, und welche nicht wenig dazu beitragen müssen, die für das körperliche Wohl empfohlene Kur zugleich für die geistige Ausbildung wenig störend zu machen. Das Knaben- wie das Jünglingsalter findet dort vielseitige Gelegenheit, für die bevorstehende Laufbahn sich würdig vorzubereiten, und selbst dem gereifteren Alter bieten die vielfachen wissenschaftlichen Interessen, welche der Oberharz darbietet, ein weites Feld der Unterhaltung und Ausbildung dar. Ja, es gibt vielleicht nur wenige Orte, welche für die Jugend so geistig anregend, für den ausgebildeteren, namentlich der Naturwissenschaften empfänglichen Geist so dauernd unterhaltend werden, als gerade unsere Bergstadt und ihre Umgebungen. Und darum glaube ich es um so mehr rechtfertigen zu können, wenn ich hier den Oberharz vorzugsweise empfehle als einen Aufenthaltsort zur Verhütung und Heilung des traurigen Leidens, welches, wenn es auch in unserem Vaterlande nicht wie in England und anderen Ländern den dritten Teil der Bevölkerung dahinrafft, doch immer und alljährlich so zahlreiche Opfer fordert, so manches glückliche und beglückende Leben trübt und

so manche Familie verwaist, die unter anderen Verhältnissen für Welt und Nachwelt segensreich fortblühen könnte.

In einer weiteren Schrift vom Jahre 1851 [1]) erörtert Brockmann S. 8, dass die Mehrzahl der Harzbewohner und auch der Bergarbeiter auf den grossen, etwa 1800 Fuss über der Meeresfläche erhabenen Plateaus des zwischen 27° 35' bis 29° 9' östlicher Länge und 51° 35' bis 51° 7' nördlicher Breite gelegenen Harzgebirges wohnt. Dann sagt er (S. 9) weiter: »Die wohlthätige Folge dieses Bergan- und Bergabsteigens und der daraus resultierenden, von Minute zu Minute wechselnden Muskelaktionen ist eine kräftige Ausbildung der gesamten Muskulatur — das Prärogativ des gesunden Bergbewohners. Die gerade Haltung des Körpers, die schöne Wölbung des Thorax, die gleichmässige Rundung der Extremitäten sind davon der sprechende Ausdruck.

Wie aber die willkürlichen Muskeln durch diese oft und gleichmässig wiederholten Anstrengungen zu kräftigem Tonus gelangen: so jedoch nicht immer zu gleichem Heile auch die unwillkürlichen. Das Herz insbesondere wird dadurch leicht überreizt und hypertrophisch.

Der äusseren Bildung des Thorax entsprechend, befinden sich in der Regel auch die Lungen in einem vollkommen gesunden Zustande. Die häufigen und kräftigen Inspirationen, wozu das Bergansteigen antreibt, bedingen eine so vollkommen respiratorische Thätigkeit, dass etwaige Lungenstockungen mit ihren ominösen Folgen nicht zur Ausbildung gelangen können. Darum liefert Stethoskop und Plessimeter fast immer die günstigsten Resultate und Phthisis pulmonum gehört zu den seltensten Erscheinungen des Oberharzes. Nur stärkere Adhäsionen der Brustfelllamellen, emphysematöse Anschwellungen einzelner Lungenteile und Bronchiectasieen werden häufiger gefunden. Am häufigsten aber ist das äussere Analogon der Herzhypertrophie, eine mehr oder minder starke Anschwellung der Schilddrüse.« — Und S. 13: »6. Fremdartige Zumischungen der Atmosphäre. Wir schweigen hier noch von allen Veränderungen, welche die Atmosphäre in der Umgebung metallurgischer Werkstätten erleidet. Aber gedenken müssen wir der von den aus-

---

[1]) Die metallurgischen Krankheiten des Oberharzes. Osterode a/Harz. (1851, Februar), 8° (XIV. und 376 S.).

gedehnten Fichtenwaldungen verbreiteten balsamischen Düfte. Schon Lentin betrachtete sie als wahres Heilmittel für kranke Respirationsorgane. Dabei scheint jedoch auch die dadurch bedingte Herabsetzung des atmosphärischen Sauerstoffvolumens beachtenswert.«

Auf S. 116—148 schildert Brockmann ausführlich die nur bei Bergleuten als Folge ihrer Arbeit vorkommende Pneumomelanosis metallurgica, welche er schon in Holschers Hannov. Annalen (N. F. 4. Jahrg., 1844) ausführlich geschildert hat, und hebt auch hier insbesondere ihre Unterschiede von der Tuberkulose der Lungen hervor.

Eine weitere Schrift Brockmanns,[1]) welche sich vorzugsweise mit der Bedeutung und Anwendung der Fichtennadelstoffe in den verschiedensten Formen befasst, beginnt: »Einleitende Bemerkungen. Am westlichen Abhange des schönen Harzgebirges liegt, 984 Fuss über dem Spiegel der Ostsee, von hohen, mit Fichten- und Buchenwaldungen umkränzten Bergen eingeschlossen, von grünen Matten freundlich umgürtet, die kleine Bergstadt Grund.

Wer aus dem flachen Lande zu ihr hinansteigt, den entzückt die balsamische, leichte, reine Luft, so freundlich den Atmungsorganen, so belebend für die Nerven. Wer von den Höhen des Harzgebirges zu ihr hinabsteigt, den erquickt die angenehme, milde Temperatur in diesem lieblichen Bergthale und mit nicht geringem Behagen schlürft auch er die würzige Atmosphäre.

Das eine Urteil wie das andere ist uns zu oft wiederholten Malen kund gegeben. Darum können wir nicht zweifeln, dass die Luft an dem Orte, dessen balneologische Beschreibung wir unternehmen, eigentümlich wohlthätige und angenehme Kräfte in sich vereinige.

Eine Erklärung dieser interessanten Wahrnehmung dürfte grossenteils gefunden werden in der Verbindung des, den Höhenverhältnissen unserer Bergstadt angemessenen, geringen Luftdrucks mit einer Mesotherme von 6,806° R.

Zu erwägen ist ausserdem aber auch, dass ein bedeutender Feuchtigkeitsgehalt die Atmosphäre von Grund charakterisiert,

[1]) Die Kuranstalt zu Grund am Harze. Nach ihrer therapeutischen Bedeutung dargestellt. Osterode a/H., 1856. 8° (IV. und 43 S.). Die Vorrede datiert vom Februar 1856.

und dass unser Thal, während heftigere Windstösse, namentlich aus Norden und Osten, ihm fern zu bleiben pflegen, einer fortwährenden angenehmen Luftströmung sich zu erfreuen hat.

Der Genuss dieser trefflichen Atmosphäre gestattet aber gewisse Modifikationen, je nachdem derselbe geschieht in tiefer gelegenen Thälern, oder auf den über 1700 Fuss sich erhebenden Gebirgskuppen.

Diese Verschiedenheiten beziehen sich nicht allein auf die Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre, auf das verschiedene Sauerstoffvolumen, welches sie den Atemzügen darbietet, und die dadurch bedingte Anregung zu häufigeren oder selteneren Inspirationen, sie erstrecken sich auch auf die verschiedenen Zumischungen, welche der Luft gemacht werden von den aromatischen Düften kräuterreicher Bergwiesen, oder den balsamischen Ausströmungen der ausgedehnten Tannenwaldungen. Je nachdem individuelles Bedürfnis oder Behagen das eine oder das andere vorzieht, gestattet Grunds Umgebung eine in der That reiche Auswahl.

Und nicht minder gestattet dieselbe eine Auswahl, je nachdem es angemessen, oder besonderen Rücksichten entsprechend erscheint, auf ebenen Strecken zu wandeln, oder im Bergauf- und Bergabsteigen die Wirkungen eines mannigfaltigen Muskelspieles zu geniessen.

Wie die frische Gesichtsfarbe, die kräftige Muskulatur, die schön gewölbte Brust, die ungehemmte Cirkulation der Säfte, die kräftigen Energieen des Nervensystems bei den gesunden Bergbewohnern die heilsamen Einflüsse des Bergauf- und Bergabsteigens repräsentieren, so geben sie auch ein physiologisches Bild von den endemischen Einflüssen unseres Kurortes — ein Bild voll lehrreicher Züge für Hygieine und Therapie.«

In Bezug auf die Heilindikationen für Grund bemerkt Brockmann auf S. 26 weiter: »Wir müssen hierbei zugleich erinnern an die durch unzählige Erfahrungen erwiesene antiskrophulöse Wirkung der Harzatmosphäre, welche bei Bekämpfung der Skrophulose stets als ein ungemein kräftiges Unterstützungsmittel betrachtet werden kann.

Übrigens macht es keinen Unterschied, ob der Krankheitsprozess in den Drüsen, in den Knochen oder in einem anderen Systeme seinen Sitz genommen hat. Alle Kranken, bei denen ein skrophulöses Grundleiden unzweifelhaft ist, können voll Ver-

trauen nach unserem Kurorte kommen. Ähnliche Verhältnisse wie die Skropheln bietet die Rhachitis.

Vor allem aber müssen wir die Aufmerksamkeit richten auf die Lungentuberkulose. Zwar haben wir davon in Grund erst einen einzigen Fall behandelt, mit anscheinend günstigem Ausgange. Aber mehrere glückliche Heilerfolge, welche in der Fichtennadelkuranstalt zu Klausthal bei dieser Krankheit erreicht wurden, lassen uns nicht zweifeln, dass für die Behandlung derselben auch dort ein sehr fruchtbares Feld sich eröffnen werde. Dabei bieten uns wieder die endemischen Verhältnisse unseres Kurortes den kräftigsten Beistand.

Schon vor 12 Jahren konnten wir auf den Grund zahlreicher Beobachtungen dem Oberharze eine Schutz- und Heilkraft für die Lungentuberkulose vindizieren (s. oben). Die damals gemachten Erfahrungen haben im Laufe der Zeit sich vollkommen bestätigt. Und was wir in der früheren Abhandlung unter spezieller Berücksichtigung der für Klausthal sich herausstellenden Verhältnisse berichtet haben, glauben wir in den meisten Beziehungen auch auf Grund anwenden zu können. Mögen darum auch hier jene herrlichen Wirkungen erprobt werden.«

Aus einem Briefe, welchen ich auf eine Anfrage meinerseits von Brockmann unter dem 15. Mai 1887 erhielt, sei das folgende erwähnt: »Es war mir eine grosse Freude, dass Sie eines vor langen Jahren von mir veröffentlichten Aufsatzes freundlich gedenken. Meine damals erst 10jährigen Beobachtungen, welche ich mit voller Überzeugung niederschreiben konnte, da eine vorher von mir betriebene mehrjährige Landpraxis die in der betreffenden Hinsicht auffälligen Unterschiede unzweideutig vor Augen geführt hatte, haben sich während des seitdem verflossenen langen Zeitraumes vollständig bestätigt, und bin ich stets bemüht geblieben, dieselben in angemessener Weise zu verwerten. Daher war es mir eine wahre Erquickung, als es mir nach jahrelangen vergeblichem Bemühen gelang, in Grund eine Kuranstalt ins Leben zu rufen, welche auch in der vorgedachten Richtung nicht bedeutungslos war. Nach den sehr befriedigenden Erfolgen dieser Anstalt wurde es nicht schwer, auch andere, höher gelegene Ortschaften zu ähnlichen Einrichtungen zu bewegen, und somit die Idee zu verwirklichen, welche vom Anfange an mich beschäftigt hatte, nämlich den gesamten Oberharz zu einem grossen Kurorte zu gestalten. Die sehr vielen Kuretablissements,

welche in den letzten Jahren hier entstanden sind und in jedem Jahre sich noch vermehren, bilden nun eine für Brustkranke ungemein wichtige Stufenleiter, deren Benutzung einerseits in den verschiedensten Fällen gestattet ist, anderseits bei andauernd fortgesetzter systematischer Verwendung zu den schönsten Erfolgen führt. Nur schade, dass ein richtiges Verständnis dafür nicht überall gefunden wird. Sonst würden diese häufig nur als einfache Erfrischungsorte betrachteten Etablissements noch viel häufiger zu wahren Heilorten sich gestalten.«

Zum Schlusse möge noch ein Bericht über die erste in Davos von Dr. Ruedi gegründete Anstalt zur Heilung skrophulöser Krankheitsformen folgen, wie ihn Meier-Ahrens[1]) aus der in den Berichten bündnerischer Ärzte über die Verbreitung des Kretinismus im Kanton Graubünden befindlichen Mitteilung des Dr. Ruedi in Davos über das Davoserthal anführt. Nach einer Beschreibung des Davoserthales und seiner Bewohner wird angeführt, dass Kretinismus und Intermittens dort unbekannt sind. Die Skrophulose ist daselbst fast unbekannt. Im Laufe von 17 Jahren, während welchen Zeitraumes Ruedi als Landschaftsarzt in diesem Thale seine Kunst ausübte, beobachtete er die Krankheit nie bei Kindern, niemals an ausser Landes gewesenen Eingeborenen des Thales, obgleich ihm nicht Eine Familie, nicht Ein Individuum dieser ganz allein auf ihn angewiesenen Bevölkerung unbekannt ist, hingegen hat er hinreichend Gelegenheit, diese Krankheit in jeder Form, im kindlichen und Jünglingsalter, bei aus dem Auslande Zurückgekehrten[2]) zu beobachten, und da sah er dann in Fällen allgemeiner und sehr weit vorgeschrittener Skrophelkrankheit die merkwürdigsten Naturheilungen in unglaublich kurzer Zeit, und zwar in allen Stadien und Formen, bloss unter dem Einfluss der Veränderung und Verbesserung klimatischer und diätetischer Verhältnisse erfolgen. »So kamen Kinder,« schreibt Ruedi, »die im eigentlichen Sinne in Pflaster

---

[1]) Kurze Mitteilung über das Klima des Davoserthales im Kanton Graubünden, dessen Heilsamkeit gegen Skrophulosis und die von Dr. Ruedi gegründete Anstalt zur Heilung skrophulöser Krankheitsformen: Schweizer. Zeitschrift f. Med., Chir. u. Geburtsh. Zürich, Jahrg. 1845, S. 91—97.

[2]) Fast ein ganzer Dritteil der männlichen Bevölkerung wandert als Zuckerbäcker nach Frankreich, Norddeutschland und Russland, und diese Ausgewanderten kehren dann früher oder später gewöhnlich mit Familie in ihr heimatliches Thal zurück.

gewickelt, oder solche, die nur Kopf und Bauch, oder solche, die blind und lahm waren, oder solche, die an Phthisis in verschiedenem Grade litten. Von allem ist nichts übrig als Narben.« Er erzählt die Geschichte eines Knaben, der von Fiume, in Dalmatien, nach Davos gebracht worden war, weder gehen noch sitzen, noch selbst essen konnte, einen unförmlich grossen Kopf und Bauch, säbelförmige Beine, gekrümmtes Rückgrat hatte, äusserst mager und bei starkem Appetite hartleibig (woher bedeutender Prolapsus ani), auch unfähig war, sich anders als durch ein unartikuliertes Geräusch zu äussern, sich aber in Davos bei Pflege, Diät und dem Gebrauche von Bädern unter dem Einfluss dieses Klimas so weit erholte, dass er ein munterer Junge wurde, der im Jahre 1841, zur Zeit als Ruedi seinen Bericht erstattete, 8 Jahre alt und geistig und körperlich so vollkommen entwickelt war, dass man ihn gern sah und sprach. Auch die zwei älteren, schwachen und kleinen, sehr krankhaft aussehenden Brüder dieses Menschen erholten sich hier zusehends. Der Vater dieser drei Söhne war als gesunder Knabe von Davos nach Triest gewandert, hatte sich später zu Fiume niedergelassen und verheiratet, und war dann daselbst gleichzeitig mit seiner Frau an der Cholera gestorben.

Solche Fälle bewogen Dr. Ruedi, eine Anstalt zur Pflege und Heilung skrophulöser Kinder zu errichten und nach Einreichung seines Berichtes erhielt er vom bündnerischen Sanitätsrate die Bewilligung zur Errichtung einer solchen Anstalt. Damals, im Jahre 1841, konnte Ruedi an 12 Kranke aufnehmen; nach einer brieflichen Mitteilung, die Meier-Ahrens erst kürzlich von ihm erhielt, konnte er gegenwärtig (1845) 16—20 Kranke in 5—6 Zimmern unterbringen. Mangel an Geräumigkeit der Gebäulichkeiten in Davos, Mangel an finanziellen Kräften, um einen grösseren zweckmässigeren Bau auszuführen, zum Teil auch seine ausgebreitete Praxis gestatteten es bis dahin Ruedi noch nicht, seiner Anstalt eine grössere Ausdehnung zu geben, und eine öffentliche Anzeige derselben unterliess er bisher, um nicht mehr Kranke aufnehmen zu müssen, als er gewissenhaft zu besorgen imstande ist.

Inzwischen hat Ruedi unter anderen bereits ein Mädchen aus dem Kanton Zürich zur Pflege und Heilung erhalten, die Tochter nämlich eines Herrn Johannes Baumann von Bauma, welcher der Aufenthalt in Davos sehr gut bekam. »Sie blüht,«

schreibt Ruedi an Meier-Ahrens, »obgleich sehr zarter Konstitution, jetzt wie ein Röschen empor, und wird ohne Zweifel eine Rose werden.«

Schliesslich teilt Meier-Ahrens aus der brieflichen Mitteilung des Dr. Ruedi über dessen Behandlung solcher Kinder und über die Erfahrungen, die derselbe dabei machte, noch folgendes mit:

Weit vorgeschrittene Phthisis endet in dieser reinen Luft bald mit dem Tode; der erhöhte Reiz, welcher daran Schuld trägt, hat aber auf äussere Geschwüre einen heilsamen Einfluss.

In therapeutischer Beziehung beschränkt sich Ruedi bloss auf Reinigung der ersten Wege und Darreichung der Milch und ihrer Präparate, namentlich der Ziegenmolken. Sonst werden keine Arzneimittel angewendet. Die Kranken brachten oft ganze Schachteln voll von Quecksilber-, Baryt- und Cicutapulvern mit, sie blieben aber in Davos unberührt. Die grösste Kunst bei der Behandlung liegt nach ihm in der zweckmässigen Anwendung der Milch, nach seiner Meinung neben der Luft das Hauptmittel. Voraus zu bestimmen, wieviel und in welcher Form sie anzuwenden sei, hält er für unzulässig, da sich die Gebrauchsweise ganz nach der Individualität richtet. Bei dem einen Individuum erzeugt die Milch hartnäckige Verstopfung, bei einem anderen lästigen Durchfall; bald stellt sich bei ihrem Gebrauche Engbrüstigkeit, Asthma, bald Kolik ein, bald leiden die Kranken an Appetitmangel, bald an Hunger, bald werden sie matt und träge, bald unruhig und schlaflos. Diese Wirkungen beobachtend und danach die Darreichung der Milch modifizierend geht Ruedi allmählich zu ihrer vollen Anwendung als Nahrungsmittel über. Strenge, aber gemischte Diät, wobei wieder als Hauptnahrungsmittel die Milch fungiert, Genuss der freien Luft, Sorge für Reinlichkeit, besonders für Reinlichkeit der Haut durch Bäder, sind ihm neben der methodischen Anwendung der Milch die wichtigsten Hülfsmittel zur Heilung seiner Kranken. Die schwächsten Kinder liess er austragen und ihren Tagesschlaf in freier Luft halten, wobei er sie bloss durch Bedecken mit einem weissen Tuche vor den Sonnenstrahlen schützte. Bei solchem Verhalten sah er die Entwickelungsperiode ungefährdet, wenngleich etwas spät eintreten. Ein Jahr machte aus diesen Kindern gleichsam andere Menschen, zwei, drei Jahre hoben jede Spur von Kranksein. Bei skrophulöser Augenentzündung und Fleckenbildung

war ihm der Winter nie, der Sommer hingegen vorzüglich günstig. Er hält in dieser Hinsicht den Schneeglanz, der ohnehin oft Augenentzündung hervorbringt, für die vorzüglichste Schädlichkeit des Winters; das schöne Grün der Wiesen und Wälder im Sommer dagegen — denn andere Farbe sieht das Auge nicht, wenn es nicht nach dem Himmel blicke — für eine gute Mithülfe der Heilung.[1])

Wir sehen aus allen den angeführten geschichtlichen Thatsachen, dass schon lange vor Brehmer, seit den ältesten Zeiten bis auf ihn, die Ärzte die Vorzüge des Höhen- und Gebirgsklimas zur Heilung von Krankheiten, besonders der Lunge (Lungenschwindsucht) gekannt und gewürdigt haben. Wir geben zu, dass Brehmer, indem er es sich zur Lebensaufgabe setzte, mit den ihm in Görbersdorf zu Gebote stehenden Mitteln die Lungenschwindsucht zur Heilung zu führen, die wirkliche Heilung derselben für viele Fälle erheblich weiter geführt hat. Es ist indessen im Laufe der Zeit von ihm und anderen vielfach über das Ziel hinausgeschossen worden, im einzelnen sind dabei zahlreiche Übertreibungen vorgekommen, und man ist dahin gekommen, von dem alten Grundsatze, dem Organismus die Beseitigung von Schädlichkeiten möglichst frei zu überlassen und ihn nur in die günstigste Lage zu versetzen, die Krankheiten zu überwinden, wobei aber eine stete, individuelle Überwachung des Arztes stattfinden muss, abzuweichen und zu meinen, dass man durch gewaltsame Eingriffe, durch Zwang auf den Organismus einwirken könne. Die vielfachen Übertreibungen, welche man sich dabei hat zu Schulden kommen lassen, insbesondere in Bezug auf eine forcierte Ernährung, namentlich das zu viele Milchtrinken, auf Lungen- und Atmungsgymnastik, auf Freiluftkuren, auf die übertriebene Anwendung der Alkoholika, auf die Furcht vor Ansteckung u. s. w. sind in den letzten Jahren besonders von Volland in Davos-Dorf in mehreren Aufsätzen [2])

---

[1]) Über das weitere Aufblühen von Davos in den sechziger Jahren (Hotel Strehla bei Davos am Platz, Dr. Spengler) s. Meyer-Ahrens und Chr. G. Brügger, Die Thermen von Bormio, Zürich, 1869, 8°, S. 61.

[2]) Über die Übertreibungen bei der heutigen Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: Therap. Monatshefte, Berlin, 1895, Sept., S. 457—460; Etwas über die Folgen der Magen- und Darmerschlaffung und Weiteres über die Übertreibungen bei der heutigen Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: daselbst, 1896. Juli, S. 355—365; August, S. 434—439; Noch etwas über die Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: daselbst, 1897, Juni, S. 293—299.

in vortrefflicher Weise klargelegt worden. Ebenso ist von ihm darauf hingewiesen worden, dass man, wie bei der Behandlung von Krankheiten überhaupt, so insbesondere auch bei der Benutzung der Heilagentien gegen die Lungenschwindsucht jeden einzelnen Fall individuell behandeln müsse, dabei aber immer die Vis medicatrix naturae im Auge habend und des alten Ausspruches eingedenk: Natura (i. e. Organismus) sanat, medicus curat. Ich schliesse mit den Worten Vollands:[1]) »Die Phthisiatrie ist in der That noch sehr jung, wie jeder weiss, und steckt noch sehr tief in den Kinderschuhen. Sie hat schon sehr viele Kinderkrankheiten durchgemacht, akute und chronische, schwere und leichte, und wird deren noch viele durchmachen müssen. Denn den sich des kleinen Kindes annehmenden Ärzten fehlt es bis jetzt sogar noch an der Erkenntnis, nicht zu wissen, wie sie dem jetzt etwas verkrüppelten Geschöpf wenigstens nicht schaden. Haben wir erst diese unsere Unkenntnis erkannt und auch zugestanden, so wird in der Gesundung schon ein wesentlicher Schritt nach vorwärts gethan sein. Unsere Phthisiatrie wird sich aber noch zu einem ganz gesunden Jungen auswachsen, wenn wir erst ganz sicher wissen, wie wir keinen Schaden mehr bringen. Die Vollkommenheit wäre erreicht, wenn wir in jedem Falle erst ganz genau erkennen könnten, wie der jedesmaligen Vis medicatrix naturae erfolgreich zu Hülfe zu kommen sei. Dahin geht unser Streben. Erreicht wird diese Vollkommenheit aber nie werden, da der Begriff des Vollkommenen nicht mehr in das Menschenmögliche fällt. Es handelt sich ja stets um den einzelnen Kranken und nicht um die Krankheit, was den Arzt beschäftigen muss. So wenig wie ein Organismus dem anderen gleich ist, ebensowenig ist die Einwirkung der Krankheit auf das einzelne Individuum die gleiche. Jedes reagiert auf das krankmachende Prinzip anders. Da nun die ganze organische Welt und mit ihr der Mensch in fortwährender Neugestaltung und Umschaffung begriffen ist, der Arzt aber selbstverständlich dem gleichen Gesetz unterliegt, so muss das Studium und die ärztliche Kunst in der Behandlung des kranken Menschen ebenso unendlich sein, wie das Menschengeschlecht überhaupt. Man wird niemals am Ende der Erkenntnis angekommen sein. Gewisse Grundsätze, die auf einer im Laufe der Zeit abgeklärten Erfahrung be-

---

[1]) Therap. Monatshefte, 1896, August, S. 436.

ruhen, werden sich in der Phthisiatrie bleibenden Wert bewahren. Aber der feinere Ausbau der Krankenbehandlung wird sich stets zwischen Kranken und Arzt, also von Person zu Person, zusammenfügen. Zu ihm müssen die ärztliche Wissenschaft und die Kunst des Arztes in gleicher Weise Baumaterial beitragen.«

Mögen bei den in neuester Zeit auch für Unbemittelte errichteten zahlreichen Lungenheilstätten diese Grundsätze stets in vollstem Masse Berücksichtigung finden.[1]) Dann werden diese grossartigen humanitären Bestrebungen, an denen sich in erster Linie auch unsere Fürsten, allen voran Se. Königliche Hoheit Karl Alexander, Grossherzog von Sachsen, dessen Vollendung des achtzigsten Lebensjahres auch unsere Akademie feierlich begehen wird, beteiligen, zu einem wahrhaft fruchtbaren, segensreichen Ziele führen.

---

[1]) Penzoldt (Handbuch der Therapie innerer Krankheiten in sieben Bänden, herausgeg. von F. Penzoldt und R. Stintzing, 2. Aufl., 3. Band, S. 333, Jena, 1898, 8⁰) bezeichnet als Vorzüge, welche ein gut eingerichtetes und geleitetes Sanatorium vereinigen muss, im allgemeinen folgende: Günstige, windgeschützte Lage in reiner Luft, in der Nähe der Berge und des Waldes, inmitten von Anlagen, hygieinische Beschaffenheit der Wohngebäude in Bezug auf Lage der Zimmer, Ventilation, Heizung u. s. w.; bequeme Gelegenheit zu Liegekuren im Freien (Liegehallen, Veranden, Balkons u. s. w.); absolute Reinlichkeit, insbesondere in Bezug auf den Auswurf; vorzügliche Küche und gute Milchwirtschaft; Leitung der Anstalt durch einen in jeder Beziehung, speziell aber in der Phthisisbehandlung erfahrenen energischen Arzt mit absoluter Autorität über die Kranken; geschulte Hülfsärzte in genügender Anzahl; ausreichendes, geübtes Wartpersonal; Entfernung von den häuslichen Verhältnissen mit möglichster Erleichterung der Trennung durch liebevolle Aufnahme, erlaubte Zerstreuung u. s. w.; Unmöglichkeit aller Excesse; möglichste Fernhaltung von interkurrenten Erkrankungen.



Das Goethe-Nationalmuseum

zu

Weimar.

Von

Dr. Carl Ruland,
Geh. Hofrat.



Jahrzehntelang hatte das Haus auf dem Frauenplan, in dem Goethe die letzten vierzig Jahre seines Lebens verbracht hatte, sich für alle Verehrer des Dichters mit nur wenigen Ausnahmen verschlossen gehalten. Solange die Schwiegertochter noch in den niedrigen, aber traulichen Zimmern des Dachstockes residierte, vereinigte sie die Freunde des Hauses gern um ihren Theetisch; nach dem am 26. Oktober 1872 erfolgten Tode Frau Ottiliens hörte aber auch dies auf, und nur selten gelang es einem beharrlichen Besucher, in die Zurückgezogenheit der beiden Enkel einzudringen; die Räume des ersten Geschosses waren an Fremde vermietet, das Studierzimmer war hermetisch verschlossen, die Sammlungen des Dichters in zwei Zimmer zusammengedrängt, aber nur in ganz ausnahmsweisen Fällen öffneten sich diese seit 1842 dem Beschauer — für Zwecke des Studiums waren die von Goethe während seines ganzen Lebens angesammelten Kunstgegenstände jeder Art so gut wie nicht vorhanden. Man wusste, dass in den vierziger Jahren über einen Verkauf mit der damals einzigen Vertretung Deutschlands, dem Bundestag in Frankfurt, unterhandelt worden war, auch später noch andere Käufer sich gemeldet hatten; einige nach 1870 von Berlin aus gemachte Versuche, die Zukunft des Nachlasses des Dichters sicherzustellen, führten auch zu keinem Ergebnis. Genug, gerade für den wohlmeinenden Verehrer des Goetheschen Namens lag Grund zur Sorge vor. Da starb am 20. Januar 1883 der jüngere Enkel Wolfgang in Leipzig und die ganze Verantwortlichkeit für das grossväterliche Erbe ruhte auf den Schultern Walthers von Goethe: wie wird er darüber testieren? Lange blieb man nicht mehr in Ungewissheit, denn schon am 15. April 1885 folgte er seinem Bruder in Leipzig nach, und wenige Tage später schloss sich

die Gruft in Weimar über dem letzten Träger des grossen Namens. Bei der Eröffnung des am 24. September 1883 errichteten Testamentes nebst Kodizill vom 10. März 1885 ergab sich, dass Walther von Goethe über den grossväterlichen Nachlass in einer Weise verfügt hatte, die ihm, dem im Leben so wenig Gekannten, ja oft Verkannten, mit einem Schlage die dankbare Anerkennung des ganzen Vaterlandes, ja der Gebildeten aller Länder erwarb und sicherte. Hatte er doch dem vom Grossvater in seinem Testamente vom 6. Januar 1831 ausgesprochenen Wunsche, dass seine Sammlungen an eine öffentliche Anstalt, und zwar womöglich an eine weimarische, übergehen möchten, die beste Erfüllung zugesichert.

An einer anderen, wenig bekannten Stelle hat sich der Dichter noch eingehender ausgesprochen: »Meine Manuskripte, meine Briefschaften, meine Sammlungen jeder Art sind der genauesten Fürsorge wert. Nicht leicht wird jemals so vieles und so vielfaches an Besitztum interessanter Art bei einem einzigen Individuum zusammenkommen. Der Zufall, die gute Gesinnung meiner Mitlebenden, mein langes Leben haben mich ungewöhnlich begünstigt. Seit 60 Jahren habe ich jährlich wenigstens 100 Dukaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewendet, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen. Es wäre schade, wenn dies alles auseinandergestreut würde. Ich habe nicht nach Laune oder Willkür, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stücke meines Besitzes etwas gelernt. In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen gern conservirt sehen.«[1])

Das Testament Walthers von Goethe vermachte also dem weimarischen Staate »den ganzen Immobiliarbesitz, sowie die aus dem Nachlasse des Grossvaters herrührenden, im Goethehause verwahrten Sammlungen von Bildern, Medaillen, Mineralien und Kunstwerken aller Art, ebenso alles, was in den von dem Grossvater benutzten Vorzimmer, Studierstube und Schlafzimmer sich befindet« nebst einem Kapital von 10000 Thalern zur Instandhaltung. Die Übergabe einerseits und die Besitzergreifung anderseits sollte nur »durch Aushändigung und Empfangnahme

---

[1]) Die angeführte Stelle findet sich in dem im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen Fascikel »Goethes letztwillige Verfügung betreffend, 1830—1832« — einem Teile der Privatakten des Kanzlers v. Müller. Herr Geh. Hofrat Suphan hatte die Güte, die Mitteilung an dieser Stelle zu ermöglichen.

der betreffenden Schlüssel stattfinden«. Aus dieser Bestimmung folgte, dass nur über diejenigen Gegenstände zu Gunsten des Staates verfügt war, zu welchen die dem Vertreter des Staates ausgehändigten Schlüssel von Zimmern und Schränken den Zugang gewährten. Bei der ersten Prüfung des Sachbestandes ergab sich, dass durch diesen Wortlaut des Testamentes eine ganze Anzahl von Gegenständen dem Staate entzogen waren, die nach dem Sinne der Verfügung ihm zugedacht sein sollten. Im Laufe der Jahre hatten nämlich Frau Ottilie von Goethe wie ihre Söhne eine Reihe von Kunstgegenständen, Bildnissen, Büsten etc. den durch die oben erwähnten Schlüssel verwahrten Zimmern entnommen und zum Schmucke des von ihnen bewohnten Dachstockes verwendet. Sich an den Buchstaben des Testamentes haltend, musste das Gericht die in den Privatzimmern befindlichen Gegenstände zu dem Bestande an Barvermögen, Mobiliar etc. rechnen, über welchen Walther von Goethe laut § 8 des Testamentes in einem besonderen Kodizill hatte verfügen wollen. Da sich ein solches nicht vorfand, traten, wie er dies auch vorgesehen, insoweit die gesetzlichen Bestimmungen ein: das Gericht hatte etwaige Intestaterben zu ermitteln. Zum Glück waren diese in den Besitz des Intestatnachlasses einzuweisenden Seitenverwandten des Goetheschen Hauses, Graf Leo Henckel von Donnersmarck und Dr. Felix Vulpius, hochherzig genug, aus völlig freien Stücken ihren persönlichen Vorteil hinter den schönen Gedanken des Testamentes des letzten Goethe zurücktreten zu lassen. Vom ersten Tage an, als beide Männer vom Gericht in den Nachlassbestand eingewiesen waren, bestrebten sie sich, diejenigen Gegenstände auszusondern, welche zu den grossväterlichen künstlerischen oder wissenschaftlichen Sammlungen gehört hatten. Konnten in manchen Fällen Zweifel entstehen, so wurden sie stets in liberalstem Sinne geschlichtet. So enthielt z. B. das Testament keinerlei Bestimmung über Goethes Privatbibliothek, die in einem Nebenraum des Studierzimmers, aber unter ganz getrenntem Verschlusse aufbewahrt war. Graf Henckel wie Dr. Vulpius erklärten sofort, dass sie die Bibliothek als zu dem Studierzimmer gehörig betrachteten, und überwiesen sie dem staatlichen Vertreter. Als solcher hatte Schreiber dieser Zeilen vom Anfang an sich an allen diesen Ermittelungen und Arbeiten zu beteiligen: es ist für ihn eine Pflicht, aber auch eine Freude, den beiden trefflichen Männern, die leider nicht mehr unter uns weilen, ein Wort des

Dankes nachzurufen und für ihre edle Gesinnung auf Grund bester Kenntnis der Thatsachen auch an dieser Stelle rühmendes Zeugnis abzulegen.

Wochen waren über diesen Arbeiten im Vorsommer 1885 vergangen, mittlerweile auch der Gedanke gereift, in welcher Weise das dem Staate zugefallene Erbe im Sinne des Erblassers und auch in dem des Dichters selbst ausgestaltet und nutzbar gemacht werden könne. Schon am Tage nach der Testamentseröffnung sprach Se. Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander die Absicht aus, den ganzen Nachlass des Dichters in ein Goethemuseum zu verwandeln, d. h. in eine öffentliche Anstalt mit dem Zwecke, das Goethehaus nebst seinem Inhalte von persönlichen Andenken in pietätvoller Weise zu erhalten, die Sammlungen zu bewahren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde Stätte darzubieten.

Am 18. Juni 1885 war alles so weit gediehen, dass Graf Henckel und Dr. Vulpius dem Staatsministerium eine Urkunde überreichten, kraft welcher sie alle in ihren Besitz übergegangenen Gegenstände aus dem Nachlasse des Dichters in das zu errichtende Museum stifteten. Nun erst war die Absicht Walthers v. Goethe ihrem vollen Sinne nach zur Ausführung gelangt. Durch den am 8. August 1885 vollzogenen Stiftungsbrief trat das Goethe-Nationalmuseum ins Leben, und es lag zunächst die Aufgabe vor, sich über die Einrichtung schlüssig zu machen. Als Grundgedanken hatte der Grossherzog die Absicht ausgesprochen, das Goethehaus, soweit es sich mit dem Museumszwecke vertrug, in der Gestalt wieder herzustellen, die es zu Lebzeiten des Dichters gehabt hatte.

Vor allem handelte es sich darum, den baulichen Zustand des Hauses durch eine eingehende Untersuchung festzustellen. Das Ergebnis war leider wenig erfreulich; im wörtlichsten Sinne vom Dache bis zum Keller erwiesen sich gründliche Ausbesserungen als unerlässlich; überall waren die Holzteile schadhaft, zum Teil vom Schwamm durchfressen, ganze Fachwerkwände z. B. im Studierzimmer, im Junozimmer mussten entfernt und durch dauerhafte Backsteinmauern, die morschen Balken durch eiserne Träger ersetzt werden. Sobald die letzten Mieter Ende August 1885 das Haus geräumt hatten, ordnete das Grossherzogliche Ministerialdepartement des Kultus als vorgesetzte Behörde des zu gründenden Museums den Beginn der Arbeiten an, und trotz des harten

Winters gelang es der Bauleitung, wenigstens das Vorderhaus so weit fertig zu stellen, dass die Eröffnung des eigentlichen Museums am 3. Juli 1886 stattfinden konnte.

Die Vorschriften der Pietät erschwerten die Arbeiten an vielen Stellen: an manchen der morschen Wände waren die Freskomalereien Heinrich Meyers über den Thüren sorgfältig zu erhalten, — im Junozimmer mussten die Dekorationen von Decke und Wänden vor deren Abbruch genau kopiert werden, um sie dann in genauem Faksimile wiederherstellen zu können; — in dem Urbinozimmer war die 60 Jahre alte himmelblau moirierte Papiertapete mit ihrer bräunlichen Borte zu erneuern; keine Fabrik konnte eine gleiche liefern, es mussten erst neue Holzstöcke zum Druck angefertigt werden; — in dem Studier- und Schlafzimmer trat noch eine neue Schwierigkeit hinzu, indem die dortige Tapete ihre schöne Farbe dem berüchtigten arsenikhaltigen Schweinfurter Grün verdankte; da seine Verwendung für Papiertapeten heutzutage verboten ist, bedurfte es längerer Versuche, ehe es gelang, den richtigen Ton durch ungefährliche Chromfarbe herzustellen. [1])

Während die Besucher sich schon in den geöffneten Räumen des Vorderhauses drängten und an dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der dort ausgestellten Sammlungen erfreuten und erbauten, gingen die recht schwierigen Herstellungsarbeiten im Hinterhause ihren Gang weiter fort; ebenso wurde der Dachstock, die frühere Wohnung Augusts von Goethe und seiner Hinterbliebenen, so weit hergerichtet, dass die Räume zur Aufnahme der physikalischen und naturhistorischen Sammlungen dienen konnten. Diese waren bisher in den beiden kleinen Häusern im rückwärts liegenden Hausgarten untergebracht, aber in den engen, und zum Teil arg verfallenen Stübchen waren sie ebensowenig sicher als auch nur zugänglich. Da man Bedenken tragen musste, die schwere Last der Mineraliensammlung dem Gebälke des Dachstockes aufzubürden, so wurde für sie der frühere Pferdestall im Erdgeschoss des Hinterhauses einfach, aber würdig bereitgestellt. Ein entsprechender Raum unter dem Schlafzimmer nahm das Grabdenk-

---

[1]) Alle diese, zum Teil recht schwierigen Arbeiten wurden durch den Grossherzoglichen Baubeamten, jetzt Baurat. Wittchen ausgeführt. Der Referent im Departement des Kultus, Herr Staatsrat Dr. Kuhn, war mit der Leitung beauftragt und unterzog sich dieser Aufgabe bis in alle Einzelheiten mit der einsichtsvollsten Umsicht und Teilnahme.

mal Almas von Goethe auf, welches ihre Mutter zum Gedächtnis der früh Verewigten bei dem dänischen Bildhauer J. Adolf Jerichau 1849 bestellt, dann aber über drei Jahrzehnte unausgepackt hatte stehen lassen. Am 24. Mai 1887 waren die von Goethe selbst bewohnten Räume zum erstenmale wieder zugänglich, denen sich alles übrige bald anschloss.[1])

Wie oben bemerkt, hatte der Grossherzog angeordnet, das Haus soweit nur möglich so wieder herzustellen, wie es vor mehr als 50 Jahren die Besucher des Dichters zu sehen pflegten. Leicht war diese Aufgabe nur in Hinsicht auf Arbeits- und Schlafzimmer, denn von dem Inhalt der beiden Räume war nach Goethes Tode ein sorgfältiges Inventar aufgenommen worden, das den Standort jedes Möbels, jedes Buches, der Schreibzeuge u. s. w. angab. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass diese Zimmer heute noch genau so aussehen wie am Morgen von Goethes Hinscheiden. Von allen Vorderzimmern bestand aber keine ähnliche Aufzeichnung, höchstens noch eine kurze Notiz über die in dem sogenannten Deckenzimmer zum Schmuck der Wände dienenden eingerahmten Handzeichnungen; für alles andere war man auf die Erinnerungen noch Lebender oder auf flüchtige Erwähnungen in Briefen angewiesen, die von Besuchen des Dichters an Freunde gerichtet waren und von den empfangenen Eindrücken erzählten. Äusserst wirksam und hülfreich erwies sich die Teilnahme des Grossherzogs an den Einrichtungsarbeiten, da Seine Königliche Hoheit Sich von vielen Einzelheiten eine lebhafte Erinnerung bewahrt hatte, nur erstreckte sich diese, wie bei allen anderen, nur auf die eigentlichen Empfangsräume; — in die östlichen und südlichen Zimmer erhielt zu Goethes Lebzeiten der Besucher fast niemals Zutritt, sie dienten namentlich nach dem Tode der Gattin 1816 nur zur Aufbewahrung der vielfachen Sammlungen. Von dem Ergebnis der ganzen Arbeit kann man sagen, dass das Juno- und das Urbinozimmer im ganzen so aussehen, wie vor dem

[1]) Eine für die Sicherheit des Goethehauses und seines Inhaltes sehr wichtige Massregel wurde 1889 ergriffen, als ein in der Nacht des 1. Juli in der anstossenden engen Gasse ausbrechender Brand auf die von dorther drohende Gefahr warnend aufmerksam machte. Soweit die zunächst liegenden Fachwerkhäuser nicht schon dem Museum gehörten, wurden sie angekauft und niedergelegt. Eine feuersichere Brandmauer schliesst nun das Goethe-Nationalmuseum nach Osten ab, und ein zum Garten gezogener breiter Zwischenraum trennt es von den Häusern der Seifengasse.

22. März 1832. Im ersteren erblicken wir die grosse Junobüste, den Flügel, an dem der junge Mendelssohn spielte, den runden Tisch, auf dem Goethe seine Kupferstiche und Handzeichnungen Karl August und der Grossfürstin Maria Paulowna und deren Töchtern vorlegte, an den Wänden die Bildnisse von Goethe und Zelter, die Meyersche Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit etc. In dem daranstossenden Raume hängt wieder das Bild des Herzogs von Urbino, neben der Thür steht wieder wie ehemals das Regal mit den Kupferstichmappen. Als I. M. die hochselige Kaiserin Augusta am 8. September 1888 das Goethehaus besuchte, rief sie beim Anblick des Junozimmers: »Dies ist genau, wie ich mir den Raum so wohl erinnere!« — ein Wort der Anerkennung, auf das alle, die sich um die Wiederherstellung des Goethehauses bemüht, mit Recht stolz sein konnten.

Das grosse Eintrittszimmer, von dessen ursprünglicher Einrichtung sich die Büsten des Jupiter von Otricoli und des Antinous von Mondragone, das Bildnis Karl Augusts von Kolbe, Burys Kopie von Tizians Himmlischer Liebe, sowie die kolorierten Stiche nach Raphaels Farnesina an ihren ursprünglichen Plätzen wieder eingefunden haben, führt südlich in das von H. Meyer ausgemalte Büstenzimmer mit dem von König Ludwig von Bayern geschenkten Abguss des knieenden Niobiden in der Mitte, und weiterhin nach dem traulichen Gartenzimmerchen, in dem Goethe gern mit dem Grossherzog Karl August, oder mit vertrauten Freunden wie Schiller, zu plaudern pflegte. Die drei östlichen Zimmer, schon von Goethe seit 1816 für seine Sammlungen bestimmt, haben sie jetzt wieder aufgenommen, zum grossen Teil in den alten Schränken, das übrige in verglasten, neuen Schaukästen, die mit ihrem Inhalte wechselnd, den Beschauer über die verschiedenen Gruppen belehren wollen. Hat der Besucher in dem Arbeitszimmer mit seiner ernsten, einfachen Einrichtung, in den der Geselligkeit gewidmeten Räumen mit ihrem der Unterhaltung Anregung gebenden künstlerischen Schmucke einen sozusagen unmittelbaren Eindruck von der Persönlichkeit Goethes empfangen, so eröffnen ihm erst die Sammlungen einen richtigen Einblick in die wunderbare Universalität des Dichters, in das gewaltige Mass geistiger Arbeit, das allein schon dazu nötig war, um diese oft so heterogenen Tausende von Objekten zusammen zu bringen, zu einer Zeit, die noch nicht so weit vorgeschritten war, dass jeder reichgewordene Parvenu mit einem Auftrage an

einen grossen Kunsthändler und einem Blankocheck auf seinen Bankier eine gewählte Sammlung rasch in seinen Salons vereinigen konnte. Nur weniges findet sich im Goethehause, das nicht in jedes Museum mit Dank aufgenommen würde, aber an all diesen Gegenständen hängt ein Stück Geschichte: von allen hat Goethe, wie er selbst sagt, gelernt, sie sind die Zeugen einer geistigen Entwickelung, wie sie harmonischer sich wohl nie vollzogen hat. Es ist eine der lohnendsten Aufgaben, die feinen Fäden zu verfolgen, welche sich von Goethes Sammlungen in Goethes Werke hinüberspinnen. Das Ideal eines Katalogs wäre ein solcher, der stets die Nachweise lieferte für die von den einzelnen Objekten gegebenen Anregungen, für die aus ihnen gewonnenen Anschauungen. Ein amerikanischer Goetheforscher hat sich jüngst bemüht, aus der Kupferstichsammlung den Ursprung manches überraschenden Bildes im zweiten Teile des Faust nachzuweisen; mag auch bei solchen Untersuchungen unserer Kommentatoren die grösste Vorsicht anzuraten sein, so liegt dem Versuche doch Wahres zu Grunde. Für Goethe waren seine Sammlungen kein totes Kapital: sie befriedigten ein unabweisliches Bedürfnis nach geistiger Nahrung auf den Gebieten der Kunst und der Geschichte; das Beste dessen, das sie ihm gaben, lebt in seinen Werken fort. Betrachten wir sie in diesem Sinne, so werden sie auch uns und unseren Nachkommen noch manches zu sagen haben und niemals eine tote Zusammenstellung mehr oder minder wertvoller Raritäten werden.

Ehe wir, um auch weiteren Kreisen einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Goetheschen Sammlungen zu geben, die einzelnen Teile näher betrachten, ist noch ein Wort über das Treppenhaus und den Garten zu sagen. Jeder Eintretende ist von der Weitläufigkeit der zur Thür im ersten Geschoss mit dem SALVE auf der Schwelle führenden Treppe überrascht. In drei Windungen, und daher sehr sanft ansteigend, beansprucht sie einen Raum, der ausser Verhältnis steht zu den im ganzen doch mässigen Dimensionen des Hauses. Sie entstand bei Gelegenheit des ganzen Umbaus des von Karl August 1792 dem Dichter geschenkten Hauses, und zwar nach dessen noch erhaltenen eigenhändigen Skizzen und Massangaben. Goethe war dabei ohne Zweifel von Erinnerungen an die stattlichen Raumausmessungen italienischer Paläste geleitet, Nischen für Statuen und Büsten wurden vorgesehen, um die Wandflächen zu beleben.

So begrüssen uns noch heute der Adorant, der Faun, weiter oben die Gruppe von S. Ildefonso, von Goethe als Schlaf und Traum gedeutet. Die beiden grossen Kartons nach den Parthenonskulpturen, von W. Landseer und W. Bewick unter R. Haydons Leitung 1818 gezeichnet, kamen später aus London; den Spiegel der Decke hat Meyer mit einem Gemälde geschmückt.

In dem geräumigen Garten hinter dem Hause hat Goethe viele Stunden verbracht, in früheren Jahren mit Christiane und August, in späteren mit den jungen Freundinnen seiner Schwiegertochter. Aus erster Zeit stammt eine hübsche Zeichnung, die durch die Radierung in den von Lieber und Schwerdgeburth herausgegebenen Handzeichnungen bekannt geworden ist, — über die heiteren Gartenstunden der letzten zehn oder fünfzehn Jahre haben mehrere der Damen berichtet, die daran teilgenommen hatten. Danebenher war der Garten das bequeme Versuchsfeld für botanische Studien sowohl als für das Aufziehen wohlschmeckender Gemüse. Wie oft enthalten die Briefe an Christiane dahinzielende Aufträge. Die Einteilung des Gartens ist unverändert erhalten: unter den älteren Bäumen der Mitte hat Goethe noch selbst gesessen, zwischen den Buchsbaumheckchen ist er im gelben Hausrock auf- und abgewandelt, sich an den Kaiserkronen und den Rosen erfreuend, deren Abkömmlinge uns noch heute blühen.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Sammlungen, so gehören zu dem Gebiete der Kunst in engerem Sinne in erster Linie die Original-Handzeichnungen aller Schulen, über 1600 an der Zahl, zu denen noch mehrere hundert eigener Zeichnungen und Skizzen Goethes kommen, — und ca. 2400 Stiche, Holzschnitte und Lithographieen. Seine Schriften zur Kunst, die in den Propyläen und der Jenaer Litteraturzeitung niedergelegten Anschauungen gewinnen ungemein an Verständlichkeit, wenn wir uns mit dem Inhalt aller dieser Mappen näher bekannt machen. Die heutzutage besonders geschätzten Inkunabeln, die Meister des italienischen Quattrocento z. B., sind nur spärlich vertreten. Nur Mantegna hat Goethen ein lebhaftes Interesse abgewinnen können, als einer der ersten, die sich offen und mit Erfolg an die Antike anlehnen. Besonders reich gefüllt sind die Mappen, die die Stiche nach Carracci und den späteren Eklektikern, den Genuesen etc. enthalten. Tizian und die ihm folgenden Venezianer sind gut vertreten, namentlich in einer fast

vollständigen Sammlung der wirkungsvollen Jacksonschen Farbenholzschnitte. Unter den deutschen Meistern sind aus dem 16. Jahrhundert gute Blätter von Aldegrever, Altorfer, Beham, Hirschvogel u. a. vorhanden; das Werk Dürers zeugt von der so oft ausgesprochenen Bewunderung für ihn, aber alle diese werden an Schönheit durch eine Auswahl der seltenen Stiche Schongauers übertroffen; solche Abdrücke, wie den Tod der Maria oder die Jakobsschlacht, werden nicht viele Sammlungen aufzuweisen haben. Von den späteren Stechern und Radierern finden sich namentlich viele Landschaften von Beich, Bemmel und ihresgleichen; charakteristisch ist, dass der von Karl August so hoch geschätzte Chodowiecki nur mit drei kleinen Blättchen in Goethes Mappen erscheint. Unter den Niederländern begegnen wir guten Blättern von und nach Rembrandt, Rubens, Ostade, aber vor allem einer sehr reichen Sammlung der Radierungen Everdingens. Zahlreich sind auch hier die Vertreter der Landschaft: Franzisque, Genoels, Glauber, Saftleven, Swanevelt, Waterloo, ebenso wie in der französischen Schule die Claude, Poussin u. a. Wie fast alle Sammler seiner Zeit legte Goethe keinen übergrossen Wert auf frühe Abdrucksgattung oder Erhaltung eines Stiches; für ihn war die Komposition die Hauptsache, ja er konnte sich daran ergötzen, aus den unvollkommenen Andeutungen eines schwachen oder beschädigten Druckes die ursprünglichen Intentionen des Künstlers doch noch zu entziffern. Darum konnte er sich aber doch herzlich freuen, wenn ihm die Erwerbung eines schönen Abdrucks von Marc Antons Morbetto oder von oben erwähntem, jahrelang ersehnten Tod der Maria Schongauers gelungen war.

Die Sammlung der Handzeichnungen wird, als ein Ganzes genommen, auch den verwöhnten modernen Liebhaber noch befriedigen. Sobald die Mappen 1886 zugänglich waren, kam einer der gewiegtesten Kenner nach Weimar in der ausgesprochenen Absicht, einen, wenn nötig zwei Züge zu überschlagen, um Goethes Zeichnungen durchzusehen; drei lange Sommertage brachte er bis zum sinkenden Abend darüber zu, sich an dem vielen Schönen erfreuend, und dem Schreiber dieser Zeilen manche wichtige Belehrung hinterlassend. Jede Schule bietet Perlen ihrer Art; eine Aufzählung, auch nur des Besten, würde zu weit führen, Andeutungen müssen genügen. Unter den Altdeutschen finden wir mehrere ungewöhnlich schöne Blätter von Albrecht Altorfer, — vier Gouachen von Daniel Hopfer,

durch ihre Gegenstände wie die technische Ausführung interessant, — 32 zierlich kleine Illustrationen eines alten Testamentes von einem noch nicht bestimmten Künstler um 1530, — 15 der gegenwärtig so gesuchten Entwürfe für Glasgemälde von Lindmeyer, Stimmer u. a. Künstlerisch wie kulturhistorisch bedeutend ist die Aquarelle Peter Vischers des jüngeren, vom Jahre 1524, in der der Maler den Zusammenbruch des Vatikans und der weltlichen Gewalt dem trostbringenden Hinweis Luthers auf Christus als die alleinige Hilfe gegenüberstellt; Goethe hielt mit vollstem Rechte dies ihm 1818 vom Fürsten Biron zum Geburtstag verehrte Blatt besonders wert. Aus der Folgezeit sind Künstler, wie Elsheimer, Lingelbach, Roos, Hamilton, W. Kilian, Rottenhammer, Rugendas, wohl vertreten; in Oeser, Thiele, den beiden Kobells, Wilhelm Tischbein kommen wir zu den Künstlern, die auf Goethes »Zeichentalentchen« bedeutend eingewirkt haben. Ein Umschlag mit 43 trefflich gewählten Studien von Carstens führt uns zum 19. Jahrhundert und zu den in Goethes Sinne mit ihm Strebenden und Arbeitenden: Kniep liefert ihm Erinnerungen an die gemeinsame Reise durch Sizilien, Kraus zeichnet für ihn die granitreichen Bergthäler im Harz, H. Meyer bringt ihm Aquarellkopieen berühmter Gemälde in Italien oder hilft mit Ornamentzeichnungen aller Art für Medaillen, Denkmäler, Theaterdekorationen, für die Ausschmückung des Weimarer Schlosses etc. Aber auch die persönlich ferner stehenden, wie Cornelius, Pforr (mit 10 prächtigen Illustrationen zu Götz von Berlichingen), Schinkel, Neureuther, Schwanthaler, Hübner, Preller fehlen nicht. Die Bildhauer Schadow, Tieck, J. M. Wagner senden ihre Entwürfe zu freundlicher Begutachtung; nehmen wir noch alle die künstlerisch beanlagten Dilettanten hinzu, die sich Goethen so gern zu nähern pflegten, so staunen wir mit Recht über die Weite des Kreises, der den Dichter als seinen geistigen Mittelpunkt zu betrachten gewohnt war. Die Skizzen des für Rostock geplanten Blücherdenkmals, die Entwürfe für die Fresken der Münchener Glyptothek, die Berichte über die Aufdeckung von Mosaiken in Pompeji — alles wurde Goethes Kenntnisnahme unterbreitet.

Das direkt persönliche Interesse, das die Sammlungen der deutschen Handzeichnungen mit Goethe verknüpft, können wir bei den Italiänern, Niederländern, Franzosen nicht erwarten. Aber auch sie müssen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen;

ein Liebhaber, dem es gelänge, 7 vorzügliche Zeichnungen Rembrandts, die Madonnenstudie Van Dycks, F. Bols heilige Familie, die aquarellierte Ansicht von Bergen op Zoom von V. Kloots von 1671, die zierlichen Entwürfe J. de Wits, die vielen landschaftlichen Blätter von P. Brill, Beerstraten, Asselyn, J. Both, Poelenburg, Waterloo, Saftleven, Swanevelt, T. Wyck, die schönen Bloemarts etc. in seinen Mappen zu vereinigen, würde auch heute unser aller Anerkennung gewiss sein, denn sein feines Verständnis der grossen Niederländer wäre erwiesen. Daneben aber finden wir eine vorzügliche kleine Auswahl der zierlichsten französischen Zeichnungen des 18. Jahrhunderts, eine Tänzerin von Watteau, mehrere ungewöhnlich gute Bouchers, Greuze, Lafage, Picart, vortreffliche Landschaften von Claude Lorrain, den beiden Poussins, Baudouin u. a. Bei den Italiänern liegt der Schwerpunkt, wie in der Kupferstichsammlung, bei der späteren römischen Schule und namentlich bei den Bolognesen. Aus der grossen Winklerschen Auktion in Leipzig hätte Goethe vorzügliche ältere Meister, z. B. eine bedeutende Leonardosche Zeichnung, zu mässigen Preisen erwerben können, aber seine Aufträge scheinen sich, wie später bei der Campeschen Versteigerung, auf die Nachfolger Rafaels und der Carracci gerichtet zu haben. So ist denn sein Liebling Guercino mit 6 erlesenen Blättern vertreten, neben ihm Agostino und Lodovico Carracci, Guido Reni, Cantarini, Allori, von den Römern Giulio, Giovanni da Udine, Polidoro, Zuccaro, Pietro da Cortona etc. Ein einziges Blatt gehört dem 15. Jahrhundert an: eine Rohrfederzeichnung auf Pergament, einen Feldherrn zu Pferde darstellend, vielleicht von Masaccio. Mit dieser Ausnahme würde die Sammlung nicht der unlängst ausgesprochenen Ansicht widersprechen, dass die italiänische Schule erst von da ab für Goethe interessant wurde, wo sich der Einfluss der Antiken in ihren Erzeugnissen wahrnehmen lässt.

An Ölgemälden hat Goethe nur eine kleine Anzahl besessen, meist Geschenke fürstlicher und anderer Freunde, wie Rochlitz, von Klenze. Als Porträts interessieren alle Besucher am meisten die Bildnisse Anna Amalias von W. Tischbein, Karl Augusts von Kolbe, der Grossherzogin Luise (von einem tüchtigen Künstler, dessen Namen merkwürdigerweise nicht zu ermitteln ist), der schöne Greisenkopf Zelters von K. Begas. An eigenen Bildnissen besass der Dichter nur die von König Ludwig von Bayern ihm geschenkte Replica des in München befindlichen

Stielerschen Gemäldes und die kleine Ölskizze von G. M. Kraus aus dem Dezember 1775, zu welchen noch die beiden fast lebensgrossen Kartonzeichnungen Goethes und Christianens von Friedrich Bury aus dem Jahre 1800 hinzukommen. Die wichtigen Gemälde von Angelika Kaufmann (1787), von Kolbe (1822) sind erst später den Sammlungen hinzugefügt worden. Ein wehmütiges Interesse wird immer das tüchtige Bild Grünlers erwecken, das den Sohn des Dichters in voller blühender Manneskraft darstellt; ursprünglich hatte es Frau Ottilien von Goethe persönlich gehört, erst durch die Stiftung der Intestaterben wurde es mit dem Museum vereinigt.

Sonst wäre noch besonders zu erwähnen die schöne Kopie F. Burys der einen Hälfte von Tizians himmlischer und irdischer Liebe im Palazzo Borghese und der von demselben Bury in Rom aufgefundene und später von Goethe erworbene sogenannte Herzog von Urbino, F. Baroccio zugeschrieben.[1]) Beide Gemälde befinden sich heute wieder an ihren alten Plätzen, der Herzog von Urbino umgeben von einer Anzahl kleinerer, zum Teil recht guter Bilder, die zu Goethes Lebzeiten wohl über die verschiedenen Zimmer verteilt gewesen waren; W. Tischbeins wenig erfreulicher Götz und Weisslingen, J. H. Tischbeins französierende Bildchen von 1756, das Bildnis des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und seiner Gemahlin, der Kopf einer h. Elisabeth von Overbeck, den August Goethe dem Vater 1814 aus Frankfurt mitgebracht hatte, verdienen immerhin Beachtung.

Gleichsam als ein Anhang zu den Stichen und Zeichnungen ist die Porträtsammlung Goethes zu betrachten: sie sollte ihm die bedeutenden Männer der Vergangenheit wie die Mitlebenden und Freunde auch in ihrer äusseren Erscheinung vor das Auge führen. Das künstlerische Interesse tritt hier vor dem historischen zurück; für uns ist die Sammlung wichtig, weil sie uns mit allen bekannt macht, die zu irgend einer Zeit mit Goethe in persönliche Beziehung traten: ältere Freunde, wie Merck, Lenz, die Stolberg, Lavater, Jacobi u. a. finden wir durch Kupferstiche, häufig durch Silhouetten vertreten, in den letzten Jahrzehnten seines Lebens liess Goethe durch Joh. Joseph Schmeller die weimarischen Freunde wie hervorragende, ihn besuchende Fremde nach dem Leben zeichnen. Gegen 150 solcher Blätter haben

---

[1]) Vergl. Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band V, S. 23 ff. und 224 ff.

sich erhalten, lebensgrosse Köpfe, auf gelbem Tonpapier mit schwarzer Kreide gezeichnet; Schmeller hat ihnen allen eine leise Familienähnlichkeit gegeben, aber ohne Zweifel hat er doch die Gabe gehabt, zu »treffen«; — der ganze Kreis des Goethehauses lebt in seinen fleissigen Arbeiten vor uns wieder auf.

Unter den etwa anderthalb Hundert Silhouetten, die Goethe gesammelt, müssen wir nur einen Umstand beklagen, dass er fast nie daran gedacht hat, den Namen der dargestellten Person beizuschreiben. Schon dass er die Bilder jahrzehntelang in einer Lade des Schreibpults verwahrte, sagt uns, dass sie ihm von Wert waren. Eine Menge bedeutender Charakterköpfe, viele durch Schönheit anziehende Frauenbildnisse liegen vor uns, ohne dass eine Möglichkeit abzusehen wäre, sie jemals zu bestimmen. Wer sind z. B. die zwei eleganten Damen in ganzer Figur und in Lebensgrösse, wahrscheinlich von Goethe selbst silhouettiert, die das kleine Gartenzimmer schmücken? Der Dichter hat sie neben wertvollen Andenken, z. B. dem Stammbuch der Frau Rat, dem Bild der Klettenberg, aufbewahrt; jetzt werden sie wohl für immer anziehende, aber ungelöste Rätsel bleiben.

Zu der Porträtsammlung im weiteren Sinne gehören auch eine Anzahl Bildnisse, die Goethe im Laufe der Jahre geschenkt erhielt; unter anderen das schon vorhin erwähnte Bild der Klettenberg, die ihm zu Weihnachten 1819 gesendeten Kreidezeichnungen des Willemerschen Ehepaares, das zu Weihnachten 1822 von Karl August verehrte Bild des Grafen Kaspar Sternberg u. a., die, in den verschiedenen Zimmern verteilt, mit Recht die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich ziehen.

Wenden wir uns nun zu dem Gebiete der plastischen Künste, so fallen uns vor allem die zahlreichen Gipsabgüsse von Büsten in die Augen, die fast alle Gemächer schmücken. Es ist zwar nur ein einziges Marmororiginal darunter, — das zweite Exemplar der Trippelschen Herderbüste, — aber alle sind scharfe alte Abgüsse und interessieren uns wegen der dargestellten Persönlichkeiten oder wegen der Künstler, wie Rauch, Tieck, Schadow, Weisser u. a., die sie gefertigt. Natürlich finden sich darunter auch alle wichtigeren Büsten des Dichters selbst, und überraschen, so nebeneinander gesehen, durch die grosse Verschiedenheit der Auffassung; eine grosse Seltenheit ist die Büste Christianens, von Weisser, die wieder, wie zu Goethes Lebzeiten, von erhöhtem Platze in dem Büstenzimmer freundlich herabsieht. Eine Merk-

würdigkeit ist das kleine Büstchen Napoleons, zu dem der Kaiser nach der Niederlage bei Leipzig im Januar 1814 in Paris dem deutschen Modelleur Posch zu sitzen die Musse fand.

An die Büsten reihen sich die Medaillons, unter ihnen eine reiche Sammlung der Arbeiten des französischen Bildhauers David d'Angers, rund hundert an der Zahl, alle Berühmtheiten des Frankreichs der Restauration darstellend. Eine kleine Anzahl brachte David wohl mit, als er 1829 nach Weimar kam, um Goethe zu modellieren, die übrigen kamen im März 1830 und 1831, begleitet von biographischen und kritischen Bemerkungen über die Dargestellten, teils von David selbst, teils für ihn von Théophile Gauthier aufgezeichnet. Wir können uns lebhaft vorstellen, mit welchem Behagen Goethe die oft kaustischen, aber immer geistvollen Notizen der beiden über ihre Zeitgenossen gelesen und mit den in den Medaillons ihm vorgeführten Zügen verglichen haben mag.

Am natürlichsten reihen wir hier die Sammlung der historischen Porträtmedaillen an, überhaupt eine der Perlen des Goetheschen Nachlasses. Aus einer an Jacobi gerichteten Briefstelle erhellt, dass für Goethe die Porträts, die Medaillen und die Autographen [1]) ein ideelles Ganzes bildeten, dazu bestimmt, die grossen Männer der Vergangenheit der Nachwelt lebenswahr vorzuführen. Von diesem Gesichtspunkte aus begann er früh Porträtmedaillen zu sammeln, soviel wir nachkommen können, zuerst hauptsächlich die Meisterwerke der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts, allmählich die Zeit der späteren Mediceer, Serien der Päpste, deutsche, französische, schwedische und andere Medaillen anreihend. Die Versuchung liegt nahe, von diesem Teil der Goetheschen Sammlungen eingehend zu sprechen, aber wo anfangen? wo aufhören? Die Fülle des Vorhandenen, vor allem die Qualität der einzelnen Stücke ist so bedeutend, dass ein Eingehen auch nur auf das Allerbeste die Grenzen unseres Berichtes überschreiten würde. Ein Blick auf die zwei Schaukästen, in denen im Deckenzimmer des Goethehauses Proben ausliegen, gibt einen bessern Begriff von der weit über 1600 Stück enthaltenden Sammlung. Da liegen die italienischen Dynasten des 15. und 16. Jahrhunderts, die Malatesta, Este, Gonzaga,

[1]) Durch ein bedauerliches Versehen wurde bei der Erbauseinandersetzung im Jahre 1885 die Autographensammlung in das Goethearchiv übergeführt und ist dort verblieben.

Sforza, die ersten Mediceer, die Gelehrten und Dichter der Renaissance neben den Päpsten Paul II., Sixtus IV., Alexander Borgia, Julius II., Clemens VII., Paul III.; der Probeabguss eines Wachsmodells von Benvenuto Cellini, Ercole II. von Ferrara darstellend, — eine unbeschriebene Medaille eines Venezianer Patriziers oder Gelehrten nebst dessen jugendschöner Gattin Franceschina, — ein unbekannter Tasso, dann die Mediceer des 16. und 17. Jahrhunderts, die Orsini, Odescalchi, — und alles in Exemplaren tadelloser Erhaltung, die Bleigüsse des Pisano ebenso scharf wie die sorgfältig ciselierten Bronzen des Sperandei oder des Enzola, eine wahre Freude für den Liebhaber. Unter den Deutschen ist das 16. Jahrhundert sehr schön, das 17. und 18. ebenso gut als reich vertreten; unter den Nürnberger Porträtmedaillen sind Stücke vorzüglichster Qualität, ebenso selten als schön sind zwei Darstellungen Kaiser Karls V. Ein äusserst wertvolles Stück ist ein grosses vergoldetes Medaillon auf König Karl VII. von Frankreich, um 1450, ein anderes auf Louis XII., prächtige Medaillen von G. Dupré auf die Königin Marie von Medicis, auf den grossen Condé, auf die Häupter der Fronde, Mme de Longueville u. a. Eine Serie von Probeabschlägen französischer Medaillen aus der Zeit Ludwigs XVI., sowie die bekannten Napoleonischen Geschichtsmedaillen erhielt Goethe durch die Vermittelung des Baron Vivant Denon, der nach der Schlacht bei Jena bei ihm einquartiert gewesen war. Eine zahlreiche Serie von Medaillen auf die Königin Christine von Schweden beweist das Interesse Goethes an dieser geistvollen, aber bizarren Fürstin.

Diese kurzen Andeutungen mögen hinreichen, um von den vielfachen Anregungen einen Begriff zu geben, die Goethe aus seiner Medaillensammlung schöpfte, und die sie auch uns noch geben kann. Zuerst aus historischen Gesichtspunkten angelegt, entwickelte sie sich zu einer kunstgeschichtlichen Übersicht der Medaillenkunst von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1832, wie sie in gleicher Vollständigkeit vor Goethe wohl noch nicht versucht worden war. Es ist ein weiter Weg von Vittore Pisano und Sperandei zu Benvenuto Cellini, den Hamerani und endlich Putinati, Nesti oder Manfredini, — von den Nürnberger und Augsburger Künstlern des 16. zu Brandt, Loos u. a. am Anfang des 19. Jahrhunderts; — wir verstehen, wenn Goethe sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, Besuchern, die er ehren wollte, diese Sammlung selbst zu zeigen.

Unter weiteren Erzeugnissen der Plastik, die das Goethe-Nationalmuseum enthält, schliessen sich die Plaquetten am nächsten an die Medaillen an, kleine einseitige Bronzegüsse verschiedener Gestalt, wie sie die italiänischen Goldschmiede des 15. und 16. Jahrhunderts zur Verzierung von Hausaltärchen, Kassetten, Waffen und Rüstungen anzufertigen pflegten. Eine kleine Auswahl von 100 Stück, fast alle in tadellosen Exemplaren, gibt einen anschaulichen Begriff von dieser zierlichen Kleinkunst, die erst in neuerer Zeit durch Molinier sowie den Katalog der jungen, aber schon sehr reichen Sammlung des Berliner Museums eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren hat. Auch hier war Goethe so glücklich gewesen, eine Anzahl Stücke zu finden, die noch heute den Neid jedes Sammlers erregen.

Die kleine Sammlung der geschnittenen Steine, Intaglien wie Kameen, meist in Goldringe gefasst, geht in ihren Anfängen auf Goethes Aufenthalt in Rom zurück. In der jüngsten Zeit ist sie von Adolf Furtwängler einer kritischen Durchsicht unterzogen worden, deren Ergebnisse an anderer Stelle veröffentlicht werden sollen. Welchen Wert Goethe, wie alle Kunstfreunde seiner Zeit dem Studium der geschnittenen Steine beilegte, erhellt am besten daraus, dass er ausser den grossen Daktyliotheken von Stosch, Cadès, Behn, sich noch über 1600 Schwefel- und Gipsabgüsse von antiken Gemmen der verschiedensten Kabinette verschafft hatte.

Die kleinen Bronzen, darunter ägyptische, griechische, archäisch-italische, römische der Kaiserzeit, sowie treffliche Arbeiten der Renaissance, harren noch einer gründlichen Prüfung. Neben vorzüglichen Stücken scheinen sich andere eingeschlichen zu haben, an denen die heutige Wissenschaft zweifeln möchte; z. B. eine Viktoria, im Motiv der bekannten Kasseler ähnlich, die Goethe 1796 aus der Wackerschen Sammlung für sechs Louisdor erwarb, und stets sehr hoch hielt, erregt leider begründete Zweifel an ihrer Echtheit. Von grosser Schönheit sind dagegen eine stehende Venus, die Geh. Rat Bode Donatello zuschreibt, und ein vorzügliches Exemplar von Gian da Bolognas kauernder Venus nach dem Modell im Florentiner Bargello, sowie einige Abgüsse von Originalmodellchen, bei denen man sofort an Benvenuto Cellini denken muss.

Unter den sonstigen Arbeiten in Metall verdienen noch Erwähnung ein kleines Reliquiarium in Goldbronze, einen offenen

Sarkophag darstellend, der auf den Figürchen der vier Evangelisten ruht, und in dem der auferstehende Christus sitzt, — eine Arbeit, die vielleicht aus der von Bischof Bernward um das Jahr 1000 in Hildesheim begründeten Erzgiesserei hervorgegangen, — sowie ein in Eisen gravierter und mit Gold und Silber tauschierter Spiegelrahmen mit reizenden Ornamenten, Medaillons mit mythologischen Kompositionen, Fruchtgewinden u. s. w. geschmückt; wahrscheinlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts von einem im Tauschieren von Harnischen und Waffen geübten Augsburger Meister gefertigt. Über die Herkunft dieser beiden Stücke, die jedem kunstgewerblichen Museum zur Zierde gereichen würden, hat sich leider gar nichts ermitteln lassen. Es scheint Goethen, wie noch heute manchem Sammler, nicht erwünscht gewesen zu sein, Angaben über die Provenienz seiner Schätze zu machen, wenigstens hat sich nichts derart in schriftlicher Aufzeichnung vorgefunden; hier und da erwähnt er in einem Briefe den Neuerwerb eines interessanten Stückes, aber nach Durchsicht der Tausende bis jetzt veröffentlichten Briefe hat man nicht fünfzig genaue Angaben ermittelt. Selbst in den Tagebüchern sind die gelegentlichen Notizen so wenig bestimmt, dass man mehr als einmal nicht mit Sicherheit sagen kann, worauf sie sich beziehen Wenn die Weimarer Goetheausgabe sich einst entschliesst, auch die Briefe an Goethe uns zugänglich zu machen, wird sich hoffentlich noch manche Bereicherung unserer Kenntnis der Geschichte der Sammlungen ergeben.

Von den Porträtbüsten ist oben schon die Rede gewesen, eine Anzahl Abgüsse antiker Büsten vermehren den Schmuck der einzelnen Zimmer; so namentlich in dem grossen Salon die von Staatsrat Schulz 1823 erhaltene Juno Ludovisi, daneben der 1813 angekaufte Jupiter von Otricoli, der 1828 von Tieck besorgte Antinous von Mondragone. Zu dem ältesten Besitz gehört die Büste des Apoll von Belvedere, welche Herzog August von Gotha am 16. Januar 1782 Goethen schenkte, — die interessante Clytia, ein Geschenk des berühmten Naturforschers Blumenbach, 1793, als das Original sich noch bei Charles Townley befand, — und die Venus von Arles 1802 durch Wolzogen aus Paris bezogen. Grosse Freude bereiteten Goethen die Geschenke König Ludwigs von Bayern, die Medusa Rondanini 1826, und der knieende Niobide zum 28. August 1829. Die Abgüsse, welche Freunde wie Rauch, Tieck, Schadow u. a. von ihren Arbeiten

einsandten, einzeln zu besprechen, würde zu weit führen; noch heute wohlerhalten sind sie ein beredtes Zeugnis der Hochachtung, welche die ersten Künstler der Zeit für Goethe hegten; für ihre Gaben fühlten sie sich reich belohnt durch des Dichters einsichtsvolle, so oft geradezu beratende Teilnahme an ihren Arbeiten. Die Geschichte des Schadowschen Blücherdenkmals zu Rostock oder des von Rauch geplanten Goethedenkmals für Frankfurt bildet eines der interessantesten Kapitel von Goethes Korrespondenz mit Künstlern; die Belegstücke zu den vielen gewechselten Briefen bietet das Goethemuseum in den dort besprochenen Skizzen und variierten Entwürfen.

Von Originalen der antiken Plastik besass Goethe nur einige Fragmente, das beste vielleicht eine »Halbherme aus Rosso antico eines bärtigen Bacchus aus der Zeit Hadrians«, wie er sie in einem Briefe an Knebel vom 3. Januar 1813 beschreibt. Eine Anzahl zum Teil recht guter, kleiner Vasen, meist bei Gelegenheit der Erweiterung der Kölner Festungsbauten nach 1815 gefunden, führt uns zu dem kunstgewerblichen Gebiete hinüber, auf dem die Majolika- und Emaillensammlung die Aufmerksamkeit des Besuchers erweckt und in reichstem Masse verdient. Das Interesse an den farbenreichen Gebilden der italienischen Kunsttöpferei muss bei Goethe ziemlich früh erwacht sein, denn als er 1804 in der Jenaer Litteraturzeitung den bekannten Aufsatz »Über Majolikagefässe« veröffentlichte oder vielmehr durch seinen Freund Meyer verfassen liess, zeigte die beste der beigegebenen Abbildungen einen Teller mit der Geburt des Adonis aus seinem Besitze. Das Verständnis für den Wert der italienischen Majolika des 16. Jahrhunderts war unter den Zeitgenossen fast ganz erloschen, Goethe hielt es daher für angezeigt, auf »die Bilder von gutem Geschmack und schöner Erfindung« hinzuweisen, die viele der Vasen und Schüsseln zierten; wiederholt kommt er auf den guten Geschmack in den Darstellungen zurück, mit denen die Prachtgefässe von Castel Durante bemalt seien. Hundert und einige Stück hat Goethe im Laufe der Jahre zusammengebracht, prächtige Proben aller Hauptwerkstätten in Gubbio, Castel Durante, Urbino, Pesaro. Bei seiner Wahl hat er sich ohne Zweifel von der Vorliebe für »schön gedachte Darstellungen« bestimmen lassen; von den frühen, rein ornamentalen Stücken, von solchen mit leuchtenden, metallischen Reflexen, die sich unsere Liebhaber oft zu extravaganten Preisen streitig machen, findet sich fast

nichts. Wir machen hier dieselbe Beobachtung wie bei den Handzeichnungen und Kupferstichen: die herbe Schönheit der Frührenaissance, die uns heute besonders anzieht, tritt vor der formvollendeten, technisch durchgebildeten Hochrenaissance zurück. Die historischen Kompositionen von Stichen nach Rafael und Giulio Romano entlehnt oder von Orazio Fontana, G. B. Franco u. a. für den Zweck erfunden, sind es, die Goethe am meisten anziehen. Und in der That, schöner ausgeführte und besser erhaltene Exemplare dieser Schalen und Teller als die in dem Goethemuseum wird man nirgends aufweisen können; der Liebhaber hat seine besondere Freude an einigen, so selten in gutem Zustande anzutreffenden Salzfässern, Leuchtern, Vasen, Fruchtschalen auf zierlichem Fuss. Eine Erwähnung verdienen zwei frühe und gute Teller aus Chaffagiuolo, und namentlich einer Altflorentiner Ursprungs, mit noch unentwickeltem Kolorit: Virgil und Dante vor dem mit der päpstlichen Tiara bekrönten Drachen der Unterwelt stehend, eine dem Gedankenkreis der revolutionären Reform Savonarolas entsprungene Komposition. Über die Provenienz der Goetheschen Majolika geben Briefe und Tagebücher einigen Aufschluss. Der in Nürnberg lebende pensionierte Hauptmann v. Derschau hatte in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Italien eine bedeutende Sammlung gebildet, die er der preussischen Regierung für die nach den Freiheitskriegen entstehenden Berliner Museen zum Kaufe anbot. Von dem Minister Stein von Altenstein damit abgewiesen, wandte er sich 1816 an Goethe, mit dem Wunsche, das ganze oder doch eine Auswahl des Besten in seinen Besitz als in die verständnisvollsten und würdigsten Hände übergehen zu sehen. Durch Vermittelung Dr. Seebecks wurde Januar ein Handel dahin abgeschlossen, dass Goethe für etwa 600 Mark unseres Geldes 19 auserlesene Majoliken nebst drei Emaillen erwarb! Kein Liebhaber würde für e i n e n der 45 cm im Durchmesser haltenden *piatti* des Fra Xanto oder des Guido da Merlino eine so niedrige Summe heute zu bieten wagen. — Bei der nach Derschaus Tode 1825 abgehaltenen Versteigerung erwarb Goethe nochmals eine Anzahl Stücke; 1828 kaufte der Regisseur Genast für ihn weitere auf der Leipziger Messe, wenige Tage später sandte der Nürnberger Kunsthändler Schmiedmer fünf von der von Kressschen Familie angekaufte, grosse Platten für 60 Gulden. Diese sind besonders interessant, weil sie um 1540 für die Nürnberger Pa-

trizier in Urbino angefertigt und mit ihrem Familienwappen verziert wurden; einige scheint Goethe seinem fürstlichen Freunde überlassen zu haben, denn sie finden sich jetzt im Grossherzoglichen Museum.

Die oben erwähnten Emaillen sind drei prächtige Arbeiten Pierre Reymonds aus dem Jahre 1571, 1774 von Derschau in Rom gefunden, eine Schale und zwei Salzfässer; grau in grau gemalt und mit Gold gehöht, mit biblischen und antikisierenden Kompositionen und Ornamenten geschmückt. Wahrscheinlich auch aus Derschaus Besitz stammt eine vorzügliche Schüssel B. Palissys, unserem heutigen Geschmack viel mehr zusagend, als die mit Eidechsen und Früchten in hohem Relief bedeckten, häufiger vorkommenden Platten; die unsrige ist eine runde Schale, mit Vertiefungen zur Aufnahme von Salz und Gewürzen, die unter sich durch zierliche, durchbrochene Ornamente verbunden sind, ein durch die Feinheit der Masse wie die harmonische Färbung gleich mustergültiges Stück.

Wir haben uns nun noch kurz mit den naturwissenschaftlichen Sammlungen Goethes zu beschäftigen, die Schuchardt in dem III. Bande seines Katalogs verzeichnet. Wie in Goethes Leben das Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft einen breiten Raum einnahm — manche meinen oft zum Schaden seines dichterischen Berufes, — so erfüllen die zu diesem Gebiete gehörenden Sammlungen mehr als ein Zimmer des Goethe-Nationalmuseums; voran an Umfang wie an wissenschaftlichem Werte stehen die mineralogischen. Der Hauptteil füllt einen Raum im Erdgeschoss des Hinterhauses, hauptsächlich Suiten zur Veranschaulichung der geognostischen Struktur, vieles von Goethe selbst in Thüringen, Italien und Böhmen gesammelt und noch mit Beischriften von seiner Hand versehen, — die Karlsbader und Marienbader Sammlungen, — anderes vom Bergrat Voigt aus Ilmenau, von Charpentier aus Sachsen beigesteuert, — zwei grosse Schränke mit pflanzlichen und tierischen Versteinerungen, ein kleinerer mit 700 geschliffenen Proben aller von den Römern zu ihren Prachtbauten verwendeten Steinarten vom Granit und Porphyr bis zu allen Arten Marmor, Alabaster, Onyx, Achaten etc. In der Mitte des Saales ein über 2 Meter langer Elephantenzahn und verschiedene Mammuthkiefer aus der Umgegend von Weimar. Bei der Neuaufstellung ist man sorgfältig

auf Erhaltung der Goetheschen Anordnung bedacht gewesen; manches würde die heutige Wissenschaft anders zusammenstellen, aber so wie die alten Goetheschen Schränke mit ihrem reichen Inhalte vor uns stehen, verkörpern sie ein Stück Geschichte der Geologie in anschaulichster Weise. Die zur Klassifizierung und Beschreibung der einfachen Mineralien dienenden Teile der Sammlung hatte Goethe in dem Vorraum des Arbeitszimmers in vier grossen Schränken untergebracht. Dem Besucher fallen sofort eine Menge sogenannter »Aufsatzstücke« ins Auge, grosse Drusen von Kalkspat, Bergkrystall, Amethyst, Cölestin, prachtvolle Stufen von Mangan- und Eisenerzen etc.; ein Lederkästchen unter der alten Uhr aus dem Frankfurter Vaterhause enthält die prächtige Sammlung sibirischer Mineralien, die Staatsrat Loder Goethen 1828 gesandt hat. Ein in sich geschlossenes Ganze bilden zwei im Dachstock aufgestellte Schränke mit sächsischen Erzen und Mineralien, vom Oberberghauptmann von Herder für Goethe zusammengestellt und wissenschaftlich verzeichnet. Ein Fachmann, der sie vor einiger Zeit untersuchte, erklärte es für unmöglich, eine solche systematische Darstellung der Gänge und Mineralien des sächsischen Erzgebirges noch ein zweites Mal zusammen zu bringen, weil viele Adern seit Herders Arbeit sich erschöpft hätten. Wenn wir zum Schlusse sagen, dass das Inventar der mineralogischen Sammlung nicht weniger denn 17873 Nummern verzeichnet, so wird auch der Laie sich einen Begriff von ihrer Bedeutung machen können.

Der Natur der Sache nach sind die botanischen Sammlungen nicht so schön und unberührt erhalten; jahrzehntelang ohne Pflege in fast nie betretenen Kammern bei Seite gelegt, ist vieles langsam zerfallen. Für einen Kenner wie Ferdinand Cohn haben allerdings auch die Reste der Herbarien, so wie sie sind, und was sich sonst noch vorfindet, grossen Wert, und Geh. Rat Cohn hat, wie er selbst versichert, für seinen geistvollen Essay »Goethe als Botaniker« (im ersten Band der »Pflanze«) sich manche Notiz aus dem Goethemuseum holen können. Wohl erhalten sind unter anderem mehrere Mäppchen mit sorgfältig aufgelegten und getrockneten Seepflanzen, zum Teil ein Geschenk der Frau von Richthofen, geborenen Prinzess von Holstein-Beck, aus dem Jahre 1823, sowie eine Kollektion von 115 Musterstücken der deutschen Nutzhölzer.

Indem wir die kleinen Sammlungen von Konchylien,

Insekten, ethnographischen Kuriositäten nur erwähnen, verweilen wir noch einen Augenblick bei dem die osteologischen Stücke enthaltenden Schranke, denn wir sehen hier das Material für die Studien zur Schädellehre, für die »Anschauung vom Wirbelbau des Hauptes«, vom sogenannten Zwischenknochen des Kiefers vor uns, — Entdeckungen, deren Wert auch Goethen sonst wenig geneigte neuere Forscher anzuerkennen nicht umhin können. Zum Verständnis von seinen Abhandlungen zur Osteologie, entstanden seit 1795, aber erst 1820 veröffentlicht, bieten diese Belegstücke die grösste Hülfe, namentlich im Verein mit den auch noch erhaltenen, unter Loders Leitung entworfenen Zeichnungen, vergleichenden Darstellungen verschiedener Tierschädel zum Beispiel, deren Originale wir hier vor uns haben. Einen Beweis für die thätige Teilnahme an der neuen Wissenschaft der Phrenologie sind mehrere bezifferte und mit den Abgrenzungen der verschiedenen Organe versehene Schädel, der eine von Gall, der andere von Goethe selbst beschrieben, Zeugen des lebhaften Gedankenaustausches im August 1805.

Noch ein Wort ist über die physikalischen Sammlungen zu sagen. Mit welchem Eifer und wie lange sich Goethe mit optischen Studien beschäftigte, bis sie sich allmählich 1791 zu den »Beiträgen zur Optik« und 1808 zur Farbenlehre kondensierten, ist allbekannt. In einem Schranke des Dachstocks sehen wir die Apparate, mit denen Goethe seine Versuche angestellt; zum Teil sind sie von grosser Einfachheit, z. B. die grossen Hohlprismen zur Brechung des Lichtes, die mit den Grundfarben Blau, Gelb und Rot bemalten runden Papptafeln, durch deren Rotation es ihm natürlich nicht gelingen konnte, ein reines Weiss darzustellen. Auch Mikroskope, Polarisationsapparate, Prismen von den verschiedensten Brechungswinkeln, Glas- und Glimmerplättchen für entoptische Versuche haben sich erhalten. In einem zweiten Schranke hat man alle Apparate für elektrische und galvanische Versuche, Leydener Flaschen von allen Grössen, zwei Maschinen zur Erzeugung von Reibungselektrizität, Elektroskope, ein Knallgaspistol u. s. w. u. s. w. vereinigt. Auch sie sind so einfach als möglich, aber sie haben doch genügt, um Goethen einen so tiefen Einblick in das Wesen der Elektrizität thun zu lassen, dass er die tiefsinnigen Worte sprach: »sie ist das durchgehende, allgegenwärtige Element, das alles mate-

rielle Dasein begleitet; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken.« [1])

Unsere Wanderung durch das Goethe-Nationalmuseum ist beendet; nur bei wenigem, und auch da nur kurz haben wir verweilen können, aber die Bemerkungen dürften doch über den so reichen Inhalt des altehrwürdigen Hauses orientieren, seine Bedeutung für die vertiefte Erkenntnis von Goethes geistigem Leben, Lernen und Schaffen erkennen lassen, und so vielleicht manchen noch anregen, sich mit dem Goethe-Nationalmuseum näher bekannt zu machen. Dies wäre der schönste Erfolg der kleinen Arbeit. Freilich erzählt uns ein geistreicher französischer Schweizer, Eduard Rod, in seinem *Essay sur Goethe* der Besuch des Weimarer Museums habe seine ursprüngliche Bewunderung für den Dichter herabgestimmt. Man könnte sich den Kopf darüber zerbrechen, wie solch' eine Wirkung möglich ist, wenn uns die weiteren Ausführungen Rods nicht der Verpflichtung enthöben, seine *Boutade* ernst zu nehmen. Entweder führt er Dinge an, die gar nicht vorhanden sind (z. B. die Tabatieren Goethes, des geschworenen Feindes des Tabaks in jeder Gestalt, — oder die Bildnisse der Geliebten gruppiert um das Porträt der legitimen Gattin!), oder er spricht z. B. von der oben in ihrer Bedeutung gewürdigten Mineraliensammlung als von den »Kieseln, die Goethe von seinen Spaziergängen mit nach Hause brachte«.

Wenn etwas bei der Gründung des Goethemuseums vermieden wurde, so war es jede Förderung eines banalen Reliquienkultus. Dass in einem Schaukasten die Trauringe Goethes und Christianens, die von ihm gewöhnlich getragenen Orden (darunter die ihm von Napoleon verliehene Ehrenlegion), oder eine Locke des ihm auf dem Totenbette von Dr. Vogel abgeschnittenen weissen Haares aufgelegt sind, hat noch niemand beanstandet, aber Hunderte und Tausende haben die wenigen Andenken mit warmer Teilnahme betrachtet. Goethes Persönlichkeit bildet natürlich den Mittelpunkt des Museums; wir freuen uns, wenn

---

[1]) Über Goethes elektrische Studien vergleiche man den interessanten Aufsatz Dr. O. Heuers in der von der Frankfurter Elektrischen Ausstellung 1891 herausgegebenen Zeitung, S. 39 f.

die Sammlung der authentischen Bildnisse, Büsten, Medaillen sich noch vermehrt, aber höher als die äussere Erscheinung steht das geistige Leben, die Welt, in der der Dichter lebte und webte. Von der Ausdehnung und der Vielseitigkeit seines geistigen Arbeitsfeldes, von der gewissenhaften Gründlichkeit aller in dem langen Leben betriebenen Studien Zeugnis abzulegen, — dazu ist das Goethe-Nationalmuseum berufen. Der Dichter erkannte es als seine oberste Pflicht, die ihm von Gott verliehene Persönlichkeit harmonisch und vollständig auszubilden. Wer, sich dessen erinnernd, in dem Museum all das Material vereinigt findet, dem Goethe seine geistige Förderung entnahm, der wird sich überzeugen, dass auf ihn, wie auf nur sehr wenige Menschen, der schöne Spruch des alten Terenz Anwendung findet: Homo sum: humani nihil a me alienum puto!



Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.

Vortrag,

in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 9. Juni 1898 gehalten

von

Dr. Wilhelm Heinzelmann,
Professor.

Es gehört bekanntlich zur Eigenart des Goetheschen Genius, dass alle seine poetischen Schöpfungen ein Ausdruck des Selbsterlebten sind. Sie entsprangen dem unabweisbaren individuellen Bedürfnis des Dichters, wie er im 7. Buche von »Wahrheit und Dichtung« sagt, »dasjenige, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschliessen, um sowohl seine Begriffe von den äusseren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen«. So sind sie sämtlich »Selbstbekenntnisse«, der poetische Nachklang der eigenen inneren oder äusseren Erfahrung des Dichters, »Bruchstücke einer grossen Konfession«.

Das gilt in erster Linie von den lyrischen Gedichten Goethes, insbesondere aber von jener unter dem Titel »Vermischte Gedichte« in seinen gesammelten Werken vereinigten Gruppe von Liedern und Gesängen, welche zu dem Bedeutendsten und Eigenartigsten gehören, was in deutscher Sprache geschrieben ist. Es sind die in freien Rhythmen reimlos und im Odenstil abgefassten zwölf Gedichte aus den Jahren 1772—1782, welche Goethe selbst im Jahre 1788 in der Ordnung zusammengestellt hat, in der sie noch jetzt in allen Ausgaben seiner Werke sich finden (Goethes Werke. Weimar, 1888. 2. Bd., S. 53—85). Den Reigen dieser merkwürdigen poetischen Schöpfungen eröffnet die Ode »Mahomets Gesang«; den Beschluss bildet das Lehrgedicht »Das Göttliche«. Das bekannteste und eigenartigste ist das in ihrer Mitte befindliche Lied, welches die Überschrift trägt: »Harzreise im Winter«.

Überblicken wir die umfangreiche Goethe-Litteratur der letzten Jahrzehnte, so überzeugen wir uns, dass für die Einzelerklärung

dieser Oden bereits manches Treffende beigebracht ist. Aber diese wunderbaren Blüten Goethescher Lyrik und Lehrdichtung verdienen es sicherlich, dass man sie nicht bloss im einzelnen versteht und geniesst, sondern sie auch als Ganzes nach ihrem ethischen Gehalt, wie nach ihrem ästhetischen Wert im engen Zusammenhang mit der persönlichen Entwickelung des Dichters in umfassenderer Weise würdigt, als dies bisher geschehen sein dürfte. Wir versuchen es, einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe zu geben, indem wir zuerst den für die Gesamtbeurteilung dieser Gedichte massgebenden Gesichtspunkt feststellen und sodann zusehen, wie sich derselbe an der Einzelerklärung der wichtigsten und für das Verständnis schwierigsten Oden bewährt.

I.

Goethe selbst hat, angeregt durch die ihm vom Gymnasialdirektor Dr. Kannegiesser in Prenzlau im Dezember 1820 übersandte Einladungsschrift »Über Goethes Harzreise im Winter«, einen kurzen Kommentar über dieses Gedicht verfasst, in welchem er uns durch Mitteilung der persönlichen Verhältnisse, auf die dasselbe Bezug nimmt, den Schlüssel zum Verständnis dieser Ode giebt. Er sagt dort: »Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, dass sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfasst worden, deshalb sich selbst nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, dass bei besondern äussern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.« Diese Äusserung wird durch eine andere Bemerkung ins hellere Licht gestellt, die wir im 12. Buche von »Wahrheit und Dichtung« fanden, an der Stelle, wo er uns in die Entstehung seines »Werther« einführt (Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. 28. Bd. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Dritter Teil, S. 149). »Das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten,« lesen wir dort, blieb jener alte Vorsatz, die innere und äussere Natur zu erforschen und in liebevoller

Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen,« oder, wie er gleich darauf hinzufügt, »jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äussere nach ihren Eigenschaften auf mich einfliessen zu lassen.« Daraus ergibt sich dann jene wunderbare Übereinstimmung des Innern und des Äussern, des Sinnlichen und Geistigen, des Ethischen und des Ästhetischen, jene eigentümliche Verbindung des Individuellen, Charakteristischen mit dem Typischen, Allgemeinen und Symbolischen, kurz jener »Einklang, durch den er alle Herzen zwingt«, indem er »das einzelne zur allgemeinen Weihe ruft« und auf welchem die einzigartige, harmonische, den ganzen Menschen befriedigende Wirkung der Goetheschen Poesie beruht, eine Wirkung, die er selbst am schönsten mit den bekannten Worten in »Wahrheit und Dichtung« beschreibt: »Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, dass sie als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äusseres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiss, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und lässt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mässigen« (Goethes Werke, a. a. O. S. 213 f.). Diese Meisterschaft zeigt uns Goethe zuerst in seinem nach Sprache und Gehalt, Anschauung und Empfindung unübertrefflichen Roman »Werther«. Und wie erreichte der Dichter diese Wirkung? Er selbst giebt uns den Schlüssel zu diesem Geheimnis, indem er uns die echt poetische Grundstimmung schildert, in der er sich während seines Aufenthaltes in Wetzlar befand: »Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äussere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur fasslich sein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so dass ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche durch den freund-

lichen Fluss belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen« (Goethes Werke, a. a. O. S. 149 f.).

Hat uns der Dichter damit den Hauptgesichtspunkt an die Hand gegeben, unter dem wir auch die um diese Zeit entstehende Odendichtung zu betrachten haben, so erhellt von selbst, wie unentbehrlich für ein befriedigendes Verständnis jener Gedichte die gleichmässige Berücksichtigung jener beiden Momente ist, auf deren harmonischer Einigung der Reiz der Goetheschen Poesie beruht, wie nötig es ist, sich neben dem Ideellen, Höheren, Typischen und Allgemeinen, das jene Gedichte zum Ausdruck bringen, zugleich die besonderen, in den äusseren Lebensumständen des Dichters gegebenen persönlichen Anlässe zu vergegenwärtigen. Das gilt, wenn auch insbesondere von der »Harzreise im Winter«, so doch auch von allen anderen Oden aus den Jahren 1772—1782. Dabei haben wir den Begriff des Persönlichen nicht auf die äusseren Erlebnisse zu beschränken, wir haben ihn selbstverständlich auszudehnen auf die durch zahlreiche persönliche Bekanntschaften und durch vielseitige Studien empfangenen Eindrücke und Stimmungen, wie auch auf die ihn jeweilig beherrschenden, in seinen gleichzeitigen Schriften oder brieflichen Äusserungen niedergelegten geistigen oder sittlichen Anschauungen, ohne deren Kenntnis eine Anzahl von Gedichten geradezu unverständlich bleibt.

Ist es doch auch die für die innere Entwickelung des Dichters wichtigste Zeit, um die es sich hier handelt, und als deren bemerkenswertestes Denkmal wir jene Oden betrachten dürfen, die Zeit des Götz und des Werther, die Sturm- und Drangzeit, in welcher der Geist des Dichters mit den höchsten Problemen beschäftigt ist und sein Gemüt sich in beständiger namenloser Aufregung befindet, ferner die Zeit der für sein inneres Leben in geistiger, wie in sittlicher Hinsicht entscheidenden ersten Jahre in Weimar, die sogenannte Genieperiode. Sollte es sich nun an der Hand jener Gesamtkenntnis der persönlichen Verhältnisse des Dichters nachweisen lassen, dass wir gerade in jenen odenartigen Gedichten die einzelnen Stufen und Wendepunkte seiner inneren Entwickelung vor uns haben, dass jene als Ganzes betrachtet eine fortschreitende Bewegung seines inneren Lebens darstellen in ethischer wie in ästhetischer Hinsicht, so leuchtet von selbst ein, wie ein

zureichendes Verständnis und ein dadurch bedingter voller Genuss jener Gedichte an die richtige chronologische Aneinanderreihung derselben geknüpft ist. Denn erst auf diesem Wege kommen sie uns nach ihrer vollen persönlichen Bedeutung, als getreuer Abdruck der stufenmässigen Entwickelung seines inneren Lebens zum Bewusstsein.

Ja, mehr als das. Dieser Weg allein ist es, der uns zugleich eine volle Würdigung ihres typischen und symbolischen Gehaltes, jenes Ideellen und Allgemeinen, welches jene Gedichte zum klassischen Ausdruck bringen, verbürgt. Denn in jenen, für die persönliche Entwickelung des Dichters entscheidenden Jahren der Sturm- und Drangzeit, wie in der sog. Genieperiode, also in der überaus wichtigen Zeit des Werdens und Wachsens, des allmählichen Ausreifens des Jünglings zum Manne erfasst der Goethesche Genius sich selbst nach seinem Wesen und Beruf, nach seiner höheren Bestimmung, nach seiner ethischen, allgemein-menschlichen, wie nach seiner besonderen Bestimmung als Dichter, er wird sich selbst gewahr und, was die Hauptsache für uns ist, er bringt dieses sein höheres Selbst in diesen odenartigen Gedichten unmittelbar zur Darstellung. Das verleiht ihnen unter allen Goetheschen Dichtungen einen ganz eigentümlichen Reiz und hebt sie aus der Zahl der kleineren Gedichte als ein für sich zu betrachtendes Ganze hervor, so dass es nicht unangemessen sein dürfte, dieser Gruppe von odenartigen Gedichten einen besonderen Namen beizulegen und sie als die Goethesche Geniusdichtung in dem soeben dargelegten engeren Sinne des Wortes von den übrigen kleineren Gedichten Goethes auszuzeichnen.

Hieraus ergiebt sich uns die nächste Pflicht, diese Gruppe von Gedichten behufs eindringenden Verständnisses gegen die gleichzeitigen verwandten Dichtungen schärfer abzugrenzen und vor allem das chronologische Prinzip für ihre Anordnung etwas folgerichtiger zur Anwendung zu bringen, als es von seiten des Dichters selbst in der seit dem Jahre 1788 herkömmlichen Aneinanderreihung namentlich in Bezug auf die in den Jahren 1772—1777 abgefassten Gedichte geschehen ist. Denn gerade durch die herkömmliche, von der Autorität des Dichters selbst gedeckte Ordnung wird das Gesamtverständnis jener Dichtungen aufs äusserste erschwert; und was W. Scherer in dem 4. Bande

des Goethe-Jahrbuchs vom Jahre 1883 (über die Anordnung Goethescher Schriften S. 73 f.) zur Motivierung derselben im einzelnen beigebracht hat, mag als unanfechtbar gelten, aber es hat doch einen lediglich historischen Wert und ist in keiner Weise geeignet, jene Ordnung irgendwie zu rechtfertigen. Bestimmen wir aber die Reihenfolge der Gedichte streng chronologisch, soweit sich ihre Abfassung an der Hand der gegenwärtigen Forschung feststellen lässt — und es ist das unseres Erachtens der einzige Weg zur tieferen und umfassenderen Würdigung jener ganzen Gruppe von Gedichten — so erhalten wir folgende Ordnung:

1. 1772, April: Wanderers Sturmlied.
2. 1773, April: Mahomets Gesang.
3. 1773, April: Adler und Taube.
4. 1774, 10. Oktober: An Schwager Kronos.
5. 1774, Dezember: Prometheus.
6. 1776, 11. September: Seefahrt.
7. 1777, Dezember: Harzreise im Winter.
8. 1778, Frühjahr: Ganymed.
9. 1779, 9. Oktober: Gesang der Geister über den Wassern.
10. 1780, 15. September: Meine Göttin.
11. 1780, unbestimmt: Grenzen der Menschheit.
12. 1782, 19. November: Das Göttliche.

Überblicken wir die vorstehende Tabelle, so gewährt uns die hier gegebene chronologische Anordnung unleugbare Vorteile im Vergleich zu der herkömmlichen. Zunächst hat das Gedicht »Wanderers Sturmlied« den ihm zukommenden Platz am Anfang der Gruppe erhalten. Man kann freilich im Hinblick auf die Regellosigkeit seiner Rhythmen, die Kühnheit seiner vielfach unverständlichen Ausdrucksweise, die sprunghafte Entwickelung des Gedankens, den ganzen, sehr wenig abgeklärten, dithyrambischen Ton des Gedichtes im Zweifel sein, ob man es mit den folgenden, nach Gehalt und poetischer Form ihm weit überlegenen Oden in eine Klasse rechnen darf, und das um so mehr, als der Dichter selbst in »Wahrheit und Dichtung« dieses allzu geniale Sturmlied als einen »Halbunsinn« gekennzeichnet hat. Gleichwohl eignet es sich nach dem Grundsatz der Lessingschen Gradation und des Horazianischen »Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem« durchaus, die Reihe jener auserwählten

Gedichte zu eröffnen, in welchen der Genius mit steigender Klarheit sich selbst gewahrt und uns sich offenbart. Stellt er uns doch den Anfangspunkt jener gewaltigen inneren Bewegung in der Seele des Dichters dar, die erst mit der »Harzreise im Winter« ihren vorläufigen Abschluss finden soll. Ferner treten so Gedichte wie »Adler und Taube«, welches an »Mahomets Gesang« herangerückt ist, »An Schwager Kronos« und »Prometheus«, welche innerlich zusammengehören, »Seefahrt« in Verbindung mit »Harzreise im Winter«, endlich »Gesang der Geister über den Wassern« und »Meine Göttin« in eine weit vorteilhaftere Beleuchtung, als es bei der hergebrachten Anordnung der Fall war.

Vor allem aber gewinnen wir so einen neuen Gesichtspunkt für das Gesamtverständnis der Goetheschen Geniusdichtung überhaupt. Übersehen wir nämlich noch einmal die Reihe der uns bekannten Gedichte und prüfen wir sie einzeln auf ihren ethischen und ästhetischen Gehalt, wie auf ihre sprachliche und metrische Form, so werden wir uns genötigt finden, hinter dem oft genannten Gedichte »Harzreise im Winter« einen Einschnitt zu machen, der für die Gesamtauffassung der Gruppe von Wichtigkeit ist, die ersten sieben Gedichte »Wanderers Sturmlied«, »Mahomets Gesang« »Adler und Taube«, »An Schwager Kronos«, »Prometheus«, »Seefahrt« und »Harzreise im Winter« bilden ein kleines Ganze für sich, sie unterscheiden sich durch den Inhalt, den Ton, die Sprache und das Metrum von den nachfolgenden fünf Gedichten »Gesang der Geister über den Wassern«, »Meine Göttin«, »Ganymed« — letzteres Gedicht, dessen Abfassungszeit übrigens strittig ist, sei es uns gestattet den beiden vorher genannten nachzustellen — »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche«. Diese sind wiederum zusammenzufassen, sie bilden eine Unterabteilung für sich. So erhalten wir zwei neben geordnete kleinere Gruppen, die sich indes ergänzen und vortrefflich zu einem grösseren Ganzen zusammenschliessen. Dort ist es die dem Genius von der Gottheit vorgezeichnete Bahn, die der Glückliche zufolge des ihm eingepflanzten inneren Dranges »rasch zum freudigen Ziele rennt«, trotz aller schmerzlichen, in den äusseren Verhältnissen oder in den inneren Stimmungen gegebenen Hemmungen und Hindernisse, die ihn zum Kampfe herausrufen. Hier ist es das glücklich erreichte Ziel, das dem Genius zuvor nur als un-

bestimmtes Ideal vorschwebte und dem er in glühendem Thatendrang »strebend und hoffend hinan« sich entgegen bewegte. Dort ist es die unruhige, oft auch stürmische Bewegung des rastlos fortschreitenden, aber noch nicht zur vollen Klarheit und Sicherheit gediehenen jugendlichen Geistes, hier die abgeklärte Ruhe des ans Ziel gelangten gereifteren Mannes, der bereits eine feste Stellung genommen hat zu den höchsten Fragen des Lebens und der Kunst. Dort ragen noch vielfach Klippen dem Sturz seines Lebensstromes entgegen, hier ist er am Ziel

> Und in dem glatten See
> Weiden ihr Antlitz
> Alle Gestirne.

Dort fehlt es nicht an Prometheusstimmungen des mit der Geschickes Mächten kämpfenden Genius, hier ist er mit seinem Gott und seinem Geschick versöhnt, hat sich selbst und sein Dichtertalent als eine Gabe von oben erkannt und dies Geschenk mit stiller Seele genommen, um damit den Brüdern zu dienen, des Menschen Geschick und Beruf zu künden, so Lust wie Schmerz durch des Liedes Zauber zu verklären. So schwingt er sich denn bald, wie im »Ganymed«, voll heiliger Liebessehnsucht im Glauben über alle Lenzesherrlichkeit der sichtbaren Schöpfung empor und sinkt dem allliebenden Vater ans Herz, bald neigt er sich in Demut, wie in »Grenzen der Menschheit«, »kindliche Schauer treu in der Brust« vor des uralten, heiligen Vaters Allmacht, der

> Mit gelassener Hand
> Aus rollenden Wolken
> Segnende Blitze
> Über die Erde sät,

bald preist er als des gütigen Gebers köstlichste Gabe die schaffende Phantasie, seine Göttin, welche des freudvollen und leidvollen Menschenlebens vielgestaltiges Bild in den so lieblichen wie tröstlichen Spiegel der Dichtung fasst; oder er verkündet, wie in der an Iphigenie gemahnenden Ode »das Göttliche«, als »der Weisheit letzten Schluss« des Menschen erhabene Bestimmung zur Sittlichkeit und singt jener thatkräftig hülfreichen Liebe Lob, welche als Abbild der himmlischen Liebe berufen und befähigt ist, durch ihr segnendes Wirken den Glauben an jene höhere, Natur und Menschheit durchwaltende Macht auf Erden

zu wecken und zu stärken, mit welcher der Genius selbst in geheimem Bunde steht.

Denn der echte Dichter ist, was er ist, von Gottes Gnaden, vollends der geniale Dichter, der die Geheimnisse des menschlichen Herzens deutet, ist selbst auch wahrer Mensch, nichts Menschliches ist ihm fremd, des Menschenherzens Höhen und Tiefen kennt er, und als Prophet, als Freund und Mund der Gottheit, kündet er der Welt die höchsten Wahrheiten, wie er sie selbst erlebt, geschaut, für sich errungen und entdeckt hat, um sie desto zuversichtlicher und selbstverständlicher als allgemein gültig bezeugen zu können. So auch Goethe. Auch von ihm, ja von ihm vor allem gilt, was er selbst Eckermann sagt: »Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie religiös sind.« Hier liegen die geheimen Wurzeln seiner Kraft, hier ist der unerschöpfliche Born der »Überlieferung«, der »Gnade«, aus dem er schöpft. Hier die Quelle jener Humanität, die er als des Menschen Bestimmung preist. Die höchsten Wahrheiten sind die für den Genius — die Blüte der Menschheit und die höchste Gabe des Schöpfers an die Menschen — wie für alle Menschen gleicherweise bindenden religiösen und sittlichen Wahrheiten, wie er sie in der zweiten Gruppe seiner Oden vom Standpunkt des zur vollen Klarheit über seinen Beruf gelangten Genius verkündigt, der bestimmt ist der Welt Gesetz und Regel zu geben durch die Hervorbringung mustergültiger Kunstwerke. Aber als Dichter verkündigt er jene Wahrheiten auf seine Weise, nicht in der Form direkter Mitteilung, wie ein Klopstock in seinem »Messias« und Milton in seinem verlorenen Paradies, denn das ist nicht des echten Dichters Art, sondern in der Form der indirekten Mitteilung, durch Bild und Gleichnis im Anschluss an die alltäglichen Vorgänge der Natur- und Menschenwelt, deren Sinn er durchschaut, an die bekannten Gestalten der antiken Mythe, Theistisches in polytheistischer Form, Christliches in heidnischem Gewande gebend, wie in der Iphigenie, so auch in den gereiften und abgeklärten Oden der zweiten Gruppe seiner Geniusdichtung. Und das alles in einer echt poetischen Sprache, deren Sinn sich freilich nicht jedermann von selbst erschliesst, in geheimnisvollem, wunderbar packendem Rätselwort, in kurzen, erhabenen, gehaltvollen Orakelsprüchen, die dem gleichgültigen, rein verständigen Alltagsmenschen nichts, dem empfänglichen, ahnungsvollen Gemüt aber alles sagen, die

dem an dem Besten der Antike gebildeten Geiste eine Quelle unerschöpflichen Genusses sind, weil es nichts giebt, was ihnen in ihrer Art gleicht.

Doch verweilen wir nicht zu lange mit dem Dichter auf der Menschheit Höhen, wenden wir unsern Blick auch in hre Tiefen. Gilt von den gereiften Dichtergaben der zweiten Gruppe seiner Oden in vollem Umfange Schillers Wort im »Glück«:

> Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
> Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir —

so dürfen wir auf die Person des werdenden Dichters, wie er aus der ersten Gruppe zu uns redet, die kurz vorhergehenden Worte anwenden:

> Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen,
> Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.

Atmen wir dort, auf der Vollendung reiner Höhe, die Himmelsluft der Ewigkeit, so umwittert uns hier frischer Erdgeruch. Ja, was die Hauptsache ist, jene erhabene Ruhe, jene olympische Heiterkeit, welche uns in den mehr didaktisch gehaltenen Oden der zweiten Gruppe so anmutend entgegenstrahlt, sie empfängt erst ihre volle ästhetische und sittliche Würdigung, wenn wir sie verstehen als den Abschluss einer mächtigen geistigen Bewegung, als die reife Frucht gewaltiger innerer Kämpfe. Und, wenn es wahr ist, was Alexander von Humboldt in seinem Kosmos sagt, dass wir Menschen uns mehr für das Werden, als für das Sein, mehr für die Entwickelung, den Prozess, als für das Fertige interessieren, so dürften die ersten sieben obengenannten Gedichte, welche wir zu der ersten Gruppe der Goetheschen Geniusdichtung rechneten, einen fast noch höheren Anspruch auf eine allgemein-menschliche Teilnahme erheben als selbst die formvollendeten und erhabenen Oden der zweiten Gruppe. Durfte man dort Schillers Wort im »Genius« auf unsern Dichter anwenden:

> Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt —

so sehen wir ihn hier kämpfen und ringen, mit Aufbietung aller Kraft streben nach jenem Ziel. Ein Mensch sein das heisst ein Kämpfer sein. Das gilt vor allem von dem genialen Menschen, von dem hochstrebenden und hochbegabten Geist

des zu grossen Aufgaben berufenen Menschen. Er erfährt, was wir alle erfahren, dass nichts Grosses und Schönes ohne Kampf zu erlangen ist; aber er erfährt es in vorbildlicher, mustergültiger Weise, Menschengrösse und Menschenlos, wir schauen es in ihm an, wie in einem Spiegel. Soll der Dichtergenius uns in des menschlichen Herzens und Geschickes Höhen und Tiefen führen, so muss er sie zuvor unmittelbar kämpfend an sich selbst und in sich selbst erschaut und erlebt haben, sonst wird sein Lied nicht aus der Seele dringen; er wird nicht Herz zu Herzen schaffen, wenn es ihm nicht von Herzen geht. Der grosse Dichter also muss ein grosser Mensch, das heisst aber ein gewaltiger Kämpfer sein. Doch der echte Genius kämpft »nicht als der in die Luft streicht und läuft nicht als aufs Ungewisse«, sondern er weiss, was er will, er hat von vorn herein sein Ziel sicher erfasst und behält es fest im Auge, er kämpft als geborener Herrscher, als ein König der Geister, dem

»Das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt«,

er kämpft mit jener unerschütterlichen und unwiderstehlichen Siegeszuversicht, die imstande ist, alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, zu überwinden. So zeichnet Goethe uns selbst an der Hand eigener Erlebnisse und Erfahrungen den wachsenden, werdenden und unter inneren Kämpfen allmählich ausreifenden Genius in der ersten Gruppe seiner odenartigen Gedichte aus den Jahren 1772—1777.

Wir versuchen uns zunächst eine Übersicht zu verschaffen an der Hand des beigegebenen Schemas.[1])

In vier Hauptpulsen vollzieht sich die in den sieben dramatisch belebten Gedichten der ersten Gruppe poetisch verkörperte aufsteigende Bewegung des Goetheschen Genius bis zu der in der zweiten, mehr lyrisch-episch gehaltenen Gruppe seiner Odendichtung gegebenen Höhe. Den Ausgangspunkt der Entwickelung und den Anfangspunkt der Bewegung bildet das im Frühjahr 1772 in der beginnenden Sturm- und Drangperiode entstandene und durchaus den Stempel jener aufgeregten Zeit an sich tragende Gedicht Wanderers Sturmlied. Die zweite Stufe der Entwickelung ist durch die dem Jahre 1773 angehörenden Gedichte »Mahomets Gesang« und »Adler

---

[1]) Vgl. in der Anlage die graphische Darstellung der Goetheschen Geniusdichtung (1772—1782).

und Taube« vertreten, die dritte durch die beiden nach Form und Inhalt eigenartigsten Gedichte aus dem Jahre 1774 »An Schwager Kronos« und »Prometheus«, die letzte und höchste Stufe durch die beiden in der ersten Zeit des Aufenthalts in Weimar in den Jahren 1776 und 1777 entstandenen Oden »Seefahrt« und »Harzreise im Winter«. Hieran schliessen sich dann in fast gleicher Höhenlage die fünf Gedichte der zweiten Gruppe, die beiden innerlich verwandten ästhetischen Gedichte »Gesang der Geister über den Wassern« und »Meine Göttin«, sowie die zu einer Einheit sich zusammenfassenden drei letzten ethischen Gedichte »Ganymed«, »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche«. Die in der ersten Gruppe dargestellte Bewegung ist, wie sie das beigegebene Schema graphisch veranschaulicht, der Handlung eines Dramas entsprechend, keine geradlinige, sondern die Entwickelung bewegt sich im Zickzack, die in der zweiten Gruppe ist dem mehr epischen Charakter jener Dichtungen zufolge eine ruhigere und sanftere, wellenförmige.

Nach diesem an der Hand des von uns aufgestellten leitenden Gesichtspunktes gewonnenen vorläufigen Überblick über das Ganze der Goetheschen Geniusdichtung treten wir nunmehr der ersten Gruppe dieser Dichtung näher. Vor allem an der Einzelerklärung dieser Oden wird sich uns die Richtigkeit jenes für die Anordnung derselben massgebenden Gesichtspunktes zu bewähren haben.

II.

Suchen wir zunächst an der Hand unseres Schemas einen vorläufigen orientierenden Überblick zu gewinnen, so weist dasselbe in der ersten Gruppe drei Höhepunkte auf, welche durch die Gedichte No. 2 (»Mahomets Gesang«), No. 4 (»An Schwager Kronos«), sowie durch No. 6 (»Seefahrt«) und No. 7 (»Harzreise im Winter«) bezeichnet sind. Ihnen gehen zwei in den Gedichten No. 3 (»Adler und Taube«) und No. 5 (»Prometheus«) gegebene Tiefpunkte der Entwickelung des Genius zur Seite. Sie erklären sich aus der jeweiligen Stim-

mung des Dichters, sie richten sich aber zugleich indirekt gegen zwei verkehrte Zeitvorstellungen auf dem religiösen und sittlichen Gebiete, mit denen der Genius, als Herr seiner Zeit, den Kampf aufnimmt, um ihn siegreich durchzuführen; gegen den Eudämonismus der Aufklärung auf sittlichem Gebiete wendet sich mit leichter Ironie »Adler und Taube«, gegen den in jener Zeit auf religiösem Gebiete herrschenden Deismus richtet sich mit offenem Hohn »Prometheus«. Erst von diesem Gesichtspunkte aus treten sie in die rechte Beleuchtung. Beide Gedichte bezeichnen daher im Leben des Dichters, wenn auch zunächst einen Punkt der Besinnung und Vertiefung, so doch zugleich eine Krisis, eine Wendung zu neuer Erhebung des Genius, zu selbständigerer Erfassung seines eigenen Wesens, wie der ihm zugewiesenen Aufgabe.

Diese Aufgabe wird von ihm dunkel geahnt in »**Wanderers Sturmlied**«. Sie offenbart sich ihm zuvörderst in der Form einer unbedingten Herrschaft des Geistes über die Natur und ihre Gewalten:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Am Schluss dieses dithyrambischen Liedes erhebt sich die durch die Glut Pindarscher Oden begeisterte Seele des Dichters zum hochherzigen Drang nach siegreicher Überwindung aller Gefahren:

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt'.
Wie vom Gebirg' herab
Kieselwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. —

Dabei weiss er sich jetzt schon, wie wir aus dem gleichzeitig entstandenen »Pilgers Morgenlied« ersehen, in unbedingtem Vertrauen von der ihn durchdringenden und erfüllenden Liebesmacht der Gottheit getragen, deren Beistand ihm den Sieg verbürgt:

> Allgegenwärt'ge Liebe!
> Durchglühst mich;
> Beutst dem Wetter die Stirn,
> Gefahren die Brust;
> Hast mir gegossen
> Ins früh welkende Herz
> Doppeltes Leben:
> Freude zu leben,
> Und Mut!

Aber in völliger Klarheit wird von dem Dichter diese Lebensaufgabe doch erst in „**Mahomets Gesang**" erfasst und dargestellt:

> Seht den Felsenquell,
> Freudehell,
> Wie ein Sternenblick;
> Über Wolken
> Nährten seine Jugend
> Gute Geister
> Zwischen Klippen im Gebüsch.
>
> Jünglingfrisch
> Tanzt er aus der Wolke
> Auf die Marmorfelsen nieder,
> Jauchzet wieder
> Nach dem Himmel.
>
> Durch die Gipfelgänge
> Jagt er bunten Kieseln nach,
> Und mit frühem Führertritt
> Reisst er seine Bruderquellen
> Mit sich fort.

In dieser Ode will Goethe nicht den Muhammed als historische Persönlichkeit, d. h. als Religionsstifter, verherrlichen, denn das historische Element, auf welches die zweite Hälfte des Gedichtes hinweist, hat wie das der Natur entnommene Bild des Stromes und seiner auf die Welt ausgehenden segensreichen Wirkungen lediglich allegorisch-symbolische Bedeutung, sondern, wie Goethe selbst in »Wahrheit und Dichtung« unmissverständlich andeutet: »Alles, was das Genie durch Charakter und

Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden.« Es ist mithin der Beruf des Genius zum Erlöser der Mitmenschen auf geistigem und sittlichem Gebiete, sein Führeramt und die Segnungen, die von ihm ausgehen, die Triumpfe, die er feiert, was der Dichter zur Anschauung bringt. Der Prophet selbst mit den von ihm ausgegangenen geschichtlichen Wirkungen erscheint dabei nur als ein Typus, als ein in seiner Art klassisches Beispiel einer bestimmten Gattung von Menschen, nämlich der genial begabten und von der Gottheit zu grossen Dingen auserkorenen Persönlichkeiten. Trotzdem ist es nicht gleichgültig, dass uns der Genius im Bilde der hinreissenden Wirkungen eines Religionsstifters vor Augen gestellt wird. Vielmehr entnehmen wir daraus die Gewissheit, dass der höchste Gesichtspunkt, unter dem der Dichter in den grossen Momenten seiner geistigen und gemütlichen Erhebung gewohnt ist, die Welt, die Natur und die Menschheit, insbesondere die bedeutendsten Repräsentanten der menschlichen Natur, die Genien und ihre Bestimmung anzusehen, der religiöse Gesichtspunkt ist. Denn wie alles Wasser auf der Erde aus dem Ozean stammt und wieder zum Ozean zurückeilt, so quillt des Genius geheimnisvolles Leben aus Gott, und er führt durch sein gottbegeistertes Wirken seine Mitmenschen zu Gott:

> Und so trägt er seine Brüder,
> Seine Schätze, seine Kinder,
> Dem erwartenden Erzeuger
> Freudebrausend an das Herz.

In herrlichem Gegensatz zu dem in diesem Gedichte sich ergiessenden Strom der Begeisterung, dem »Götterselbstgefühl« des Genius steht die tief elegische Gemütsstimmung in der Ode »**Adler und Taube**«. Dem »Himmel hoch jauchzend« einer edlen Seele tritt zur Seite das »zum Tode betrübt«, der tiefe Schmerz des auf die höchsten Ziele gerichteten Geistes, der sich in seinem Streben durch ein niedriges Geschick, durch ungünstige äussere Verhältnisse gehemmt sieht:

> Ein Adlersjüngling hob die Flügel
> Nach Raub aus;
> Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
> Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
> Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
> Frass seinen Schmerz drei Tage lang,

Und zuckt in Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärtiger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Denn früher und tiefer erfährt der idealgerichtete Mensch, was Goethe einige Jahre später, tief erschüttert durch den Tod seiner Schwester Cornelia, an Auguste von Stolberg schreibt:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen.

Dieser Schmerz des Genius wird noch verstärkt durch den leidigen Trost des selbstgefälligen, neugiergeselligen Taubenpaares, der gutmütigen, aber oberflächlichen Alltagsmenschen, die den Schmerz des Idealisten nicht verstehen, weil sie in den Freuden des Diesseits befriedigt und im heiteren Lebensgenuss ihr Glück findend, kein Verständnis besitzen für den eingeborenen Geistestrieb, den hohen Gedankenflug des Adlersjünglings; dessen Ziele weit über die diesseitige Welt hinaus greifen und im Himmel, im Jenseit, in der Ewigkeit liegen. Aber mehr als das. In der Lockstimme des die epikureische Genügsamkeit anpreisenden Taubenpaares liegt für den Adlersjüngling auch eine gefährliche Versuchung, seiner eignen hohen Bestimmung untreu zu werden. Denn auch er hat Ursache zu klagen:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Doch —

> ihn hält kein Schattenthal,
> Keine Blumen,
> Die ihm seine Knie' umschlingen,
> Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln.

Wacker widersteht er dem Sirenengesang des Taubenpaares, indem er sich auf seine eigene hohe Bestimmung besinnt:

> O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
> Versinkt er tiefer in sich selbst,
> O Weisheit! Du red'st — wie eine Taube!

Wir merken es diesen Worten an, wie es ihm nicht leicht wird zu dulden und zu entsagen. Hatte sich doch auch Goethe nur mit blutenden Herzen von Lotte losgerissen; und wer hätte wohl diese irdische Welt im Verklärungsglanze der Dichtung herrlicher dargestellt als Goethe im Werther? Dennoch lässt der streng abweisende ironische Schluss keinen Zweifel darüber, dass er sittliche Energie genug besitzt zu entsagen, und erfüllt uns mit der zuversichtlichen Hoffnung, dass der durch schwere Seelenleiden innerlich geläuterte Charakter die Kraft zu einer neuen Erhebung finden werde.

Inzwischen hat Götz des Dichters nationalen, Werther seinen Weltruf begründet. Die persönliche Bekanntschaft mit einem Lavater, Basedow, Jacobi, Klopstock, Boie, Knebel u. a. hat sein Selbstgefühl mächtig gehoben. Das Wertherfieber und damit zugleich der thatenlose, weltselige Lebensgenuss liegt hinter ihm. Die kraftstrotzende, am 10. Oktober 1774 im Postwagen gedichtete Ode **„An Schwager Kronos"** zeigt ihn uns wieder ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Ja, ich bin der Herr der Welt! darf er bekennen:

> Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit!
> Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!

Rastlos vorwärts treibt ihn sein den höchsten Zielen zustrebender Geist; er kennt keinen Stillstand, kein träges Ausruhen; darum ruft er der Zeit, dem scherzhaft sogenannten Schwager Kronos, dem Lenker seines Lebenswagens, zu:

> Spute dich, Kronos!
> Fort den rasselnden Trott!
> Bergab gleitet der Weg;
> Ekles Schwindeln zögert
> Mir vor die Augen dein Zaudern.

Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Die Beschäftigung mit gewaltigen Problemen, wie Cäsar, Sokrates, Faust, dem ewigen Juden und anderen bedeutenden Vorwürfen, »kühne Griffe in die höhere Menschheit«, erweitern und vertiefen seine Welt- und Lebensanschauung, vergewissern ihn seiner eigenen ewigen Bestimmung:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Noch lockt ihn der heitere Lebensgenuss, doch nur zu kurzer Erholung von anstrengender Geistesarbeit:

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheissender Blick
Von der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Er verschmäht ihn nicht, den heiteren Genuss des Lebens; aber er lässt sich nicht mehr durch ihn fesseln; der Eudämonismus ist grundsätzlich überwunden; nicht Lebensgenuss ist sein Ziel mehr, sondern rastlose Thätigkeit im Dienst seines höheren Berufes, seines Wirkens für die höchsten Zwecke der Menschheit. Dazu wünscht er sich die Frische und Kraft ewiger Jugend; und lieber wäre es ihm, auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Kraft vom Tode hingerafft zu werden, als, von den Beschwerden des Alters verzehrt, langsam hinzusiechen. Darum spornt er den Lenker seines Lebenswagens an:

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!

Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefern schnattern
Und das schlotternde Gebein;
Trunknen vom letzten Strahl
Reiss mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor!

Das klingt fast verwegen; aber der erheiternde und beruhigende Schluss versöhnt uns mit dem kecken Übermut des kraftsprühenden Gedichtes:

Töne, Schwager, ins Horn,
Rassle den schallenden Trab,
Dass der Orkus vernehme: wir kommen,
Dass gleich an der Thüre
Der Wirt uns freundlich empfange.

In Bild, Ton und Stimmung erinnert dieses ganz eigenartige und sehr bezeichnende Erzeugnis der Sturm- und Drangzeit an Egmonts Wort: »Soll ich knickern, wenns um den ganzen freien Wert des Lebens geht?« und an das andere, vom Dichter selbst an den Schluss von »Wahrheit und Dichtung« gesetzte: »Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder abzulenken.« Zu dem Gedanken aber, der Gewissheit ewiger Jugend im rastlosen Streben bis an den Tod, dürfen wir am besten des jungen Schleiermacher bekannten Ausspruch im 5. Abschnitt seiner »Monologen«, welcher die Überschrift trägt »Jugend und Alter«, heranziehen: »Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen, was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreissen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Thore der Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst.« (Gesammelte Werke. Berlin 1846. 3. Abteilung für Philosophie. 1. Band S. 413 f.)

So sehen wir, wie der in dieser merkwürdigen, zwischen dem Burlesken und dem Erhabenen schwankenden Ode Goethes ausgedrückte Gedanke auch sonst in unserer Litteratur bei den besten Männern jener Zeit und der nachfolgenden Generation anklingt. Es war die Zeit der schrankenlosen Entfesselung des Individuums, das Eldorado eines Nietzsche und verwandter Geister unseres Jahrhunderts, die Zeit der Befreiung des einzelnen von allen einengenden und hemmenden Schranken der Überlieferung und von jeder Art von äusserer Autorität:

> Erquickung hast du nicht gefunden,
> Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt!

Dies Wort des Faust an Wagner war das Losungswort der Zeit, und wir sind weit entfernt, die Berechtigung desselben, zumal einem Wagner gegenüber, zu verkennen. Gleichwohl ist es in der Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur, welche leicht aus einem Extrem in das andere gerät und zumal in der Zeit jugendlicher Entwickelung das rechte Mass nicht sogleich findet, begründet, dass der Drang nach originaler Selbständigkeit in Erkenntnis und Genuss, wenn er sich nicht mit dem religiösen Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von jener höheren Macht paart, welche allein auch den auserwählten Geistern Quelle der Kraft und Grund ihrer Zuversicht ist, ausartet in Selbstvergötterung, in titanenhafte Verherrlichung eigener Kraft und Grösse. Kein Wunder daher, dass sich der in der Ode »An Schwager Kronos« zum Ausdruck gebrachte ungestüme Faustische Lebensdrang umsetzt in den Trotz und Hohn des der olympischen Götter spottenden **„Prometheus“**:

> Bedecke deinen Himmel, Zeus,
> Mit Wolkendunst,
> Und übe, dem Knaben gleich,
> Der Disteln köpft,
> An Eichen dich und Bergeshöhn;
> Musst mir meine Erde
> Doch lassen stehn,
> Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
> Und meinen Herd,
> Um dessen Glut
> Du mich beneidest.
> Ich kenne nichts Ärmeres
> Unter der Sonn', als euch Götter!

Doch fehlt es dem herben Gedicht andererseits auch nicht an ergreifenden Herzenstönen, aus denen uns die Sehnsucht der anima naturaliter christiana entgegenklingt:

> Da ich ein Kind war,
> Nicht wusste, wo aus noch ein,
> Kehrt' ich mein verirrtes Auge
> Zur Sonne, als wenn drüber wär'
> Ein Ohr, zu hören meine Klage,
> Ein Herz, wie mein's,
> Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn, wie der Dichter später an einer anderen Stelle sagt:

> In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig Ungenannten,
> Wir heissen's: Fromm sein.

Aber das tiefste Sehnen des zur Gemeinschaft mit dem wahren Gott, der die Liebe und Macht, Gerechtigkeit und Weisheit zugleich ist, geschaffenen Herzens blieb ungestillt: Denn der deïstisch vorgestellten, von der Welt geschiedenen, in erhabener Einsamkeit über der Erde thronenden, nur sich selber und ihrem Genuss lebenden, um der Menschen Thun und Treiben, Lieben und Leiden unbekümmerten Gottheit hat der Titan nichts zu verdanken:

> Wer half mir
> Wider der Titanen Übermut? —
> Hast du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Hast du die Thränen gestillet
> Je des Geängsteten?

In seinen schweren Leiden und Kämpfen war er lediglich auf sich selbst und seine eigene Hülfe angewiesen:

> Hast du nicht alles selbst vollendet,
> Heilig glühend Herz?

Den Göttern aber weiss er sich ebenbürtig nach Wesen und Ursprung; auch er ist göttlichen Geschlechts, und sie sind, wie er, beschränkt durch die Macht der Zeit und abhängig von dem ewigen Schicksal:

> Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
> Die allmächtige Zeit
> Und das ewige Schicksal,
> Meine Herren und deine?

Er aber fühlt sich berechtigt, die müssig im Himmel thronenden Götter zu verachten, weil er sich ihnen sittlich überlegen weiss durch den fruchtbaren Wirkungskreis, den er sich mittels selbständiger Thätigkeit geschaffen hat auf Erden, indem er Menschen formt nach seinem Bilde und in ihnen ein ihm ähnliches und ebenbürtiges Geschlecht heranzieht, das die Götter gleich ihm verachtet:

> Hier sitz' ich, forme Menschen
> Nach meinem Bilde,
> Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
> Zu leiden, zu weinen,
> Zu geniessen und zu freuen sich,
> Und dein nicht zu achten,
> Wie ich!

Dies Gedicht ist wohl das Eigenartigste und Gewaltigste, was die gesamte Litteratur der Welt nach Gedankengehalt und Sprache aufzuweisen hat. Es hat bekanntlich eine interessante Geschichte. Ich erinnere nur an das Gespräch Lessings mit F. H. Jakob über Spinoza und an den plötzlichen Tod des guten Moses Mendelssohn. Heute wird es vielfach als Schiboleth des Atheismus gemissbraucht. Mit Unrecht. Es richtet sich nicht gegen den wahren Gottesbegriff des christlichen Theismus, sondern gegen den falschen, beschränkten Gottesbegriff des Deismus, wie unsere kurze Erklärung es angedeutet hat. Goethe selbst war keineswegs einverstanden mit der ohne sein Wissen durch F. H. Jakobi im Jahre 1785 erfolgten ersten Veröffentlichung des Gedichtes. Es war ihm schon damals innerlich völlig fremd geworden. Trotzdem hat er es im Jahre 1788 in die erste Ausgabe seiner gesammelten Werke unter seine Oden aufgenommen. Und wir sind ihm dankbar dafür. Denn es nimmt unter ihnen einen hervorragenden Platz ein, als ein bedeutsames Denkmal seiner inneren Entwickelung in religiöser Hinsicht. Goethe selbst hat durch die dem Gedicht ohne Rücksicht auf die Zeit der Abfassung angewiesene Stellung zwischen ‚Adler und Taube' und ‚Ganymed' unserem Urteil die rechte Richtung gegeben. Innerlich mit ‚Adler und Taube' verwandt, bezeichnet es wie jene Ode einen Tiefpunkt der Besinnung des Dichters im Kampfe mit irrigen Zeitvorstellungen. Dort löst er sich unter Schmerzen los von dem in seiner eigenen Natur stark anklingenden Eudämonismus der Zeit auf sittlichem Gebiete, indem er die alte Mahnung des ihm früh bekannt und lieb gewordenen stoischen Philosophen

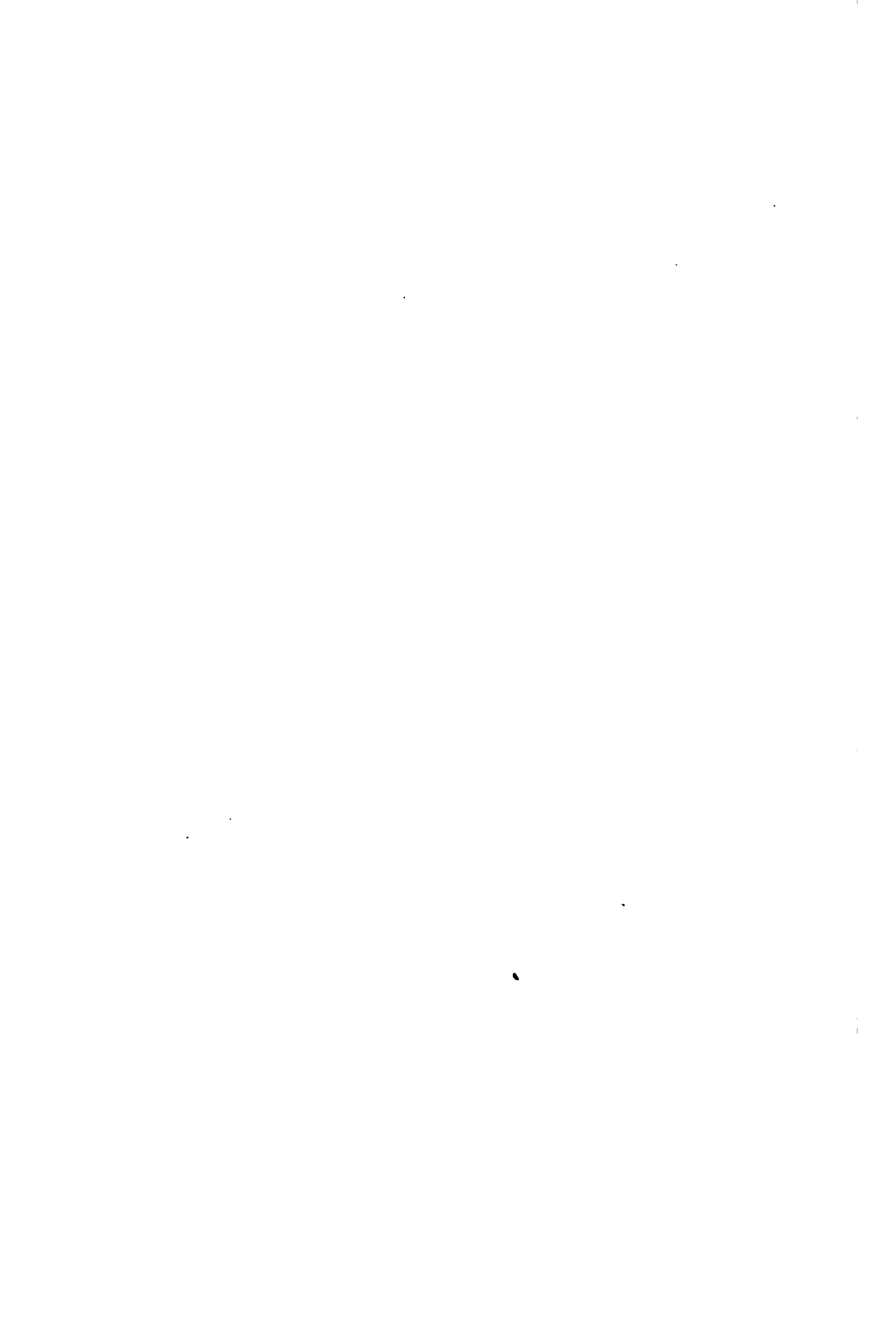
Epiktet *ἀπέχου καὶ ἀνέχου* auch seinerseits beherzigen lernt, um seine Kraft für höhere Aufgaben zu erhalten. Hier bricht er, zunächst innerlich und grundsätzlich, mit der unzureichenden Vorstellung des Deismus auf religiösem Gebiete, indem er uns in der Gesinnung und Denkweise des Titanen die Folgen vor Augen stellt, welche jene deistisch-epikureische Vorstellung von der Gottheit ohne die Gegenwirkung eines religiösen Gemütslebens in einer tiefer angelegten Natur, in einem höher hinaufstrebenden Geist notwendigerweise hervorruft, eine zum Atheismus führende Selbstvergötterung des Menschen. So hat er uns andererseits an Werthers Selbstmord poetisch veranschaulicht, wohin ein quietistisch und thatenlos geniessender, wenn auch mit noch so edlen Eigenschaften gepaarter, aber rein ästhetischer Eudämonismus auf sittlichem Gebiete führen muss. So wenig aber Goethe daran gedacht hat, in Werther den Selbstmord zu verherrlichen, wenn es ihm auch an Stimmungen nicht gefehlt hat, welche in ihrer einseitigen, durch sittliche Mächte nicht gehemmten Entwickelung dahin führen konnten, wie er vielmehr gerade durch die Abfassung des Werther sich jene krankhaften Stimmungen ‚vom Halse geschrieben' hat, ähnlich verhält es sich mit seinem »Prometheus«. Wir sehen hier natürlich ab von dem litterargeschichtlich so interessanten und bedeutsamen gleichnamigen dramatischen Fragment, welches übrigens in der Gestalt der zwischen Prometheus und den olympischen Göttern vermittelnden Minerva den Keim zu einer friedlichen Lösung des Konflikts in sich birgt und daher bei weitem nicht hinanreicht an die unversöhnliche Schärfe und Herbigkeit des ‚Monologs'. Wir nehmen das Gedicht, wie es uns gegeben ist in seiner isolierten Erhabenheit, in seiner einsamen, für den ersten Eindruck oberflächlicher Betrachtung abschreckenden, ja Grauen erregenden Grösse. So viel steht jedenfalls fest, dass Goethe auch damals, als er diesen Monolog dichtete, nicht daran gedacht hat, den selbstherrlichen götterverachtenden Trotz des auf sich selbst und seine Kraft gestellten Menschen als den der menschlichen Natur und Bestimmung überhaupt oder das dem Wesen und der Aufgabe des Genius entsprechenden Gemütszustand uns hat vor Augen stellen wollen. Denn dem widerspricht einmal der Geist und die Absicht des dramatischen Fragments und sodann eine grosse Anzahl entgegengesetzter, durchaus religiös gehaltener gleichzeitiger Äusserungen. Noch weniger sind wir berechtigt, aus diesem Gedichte auf die religiöse Ge-

sinnung und Überzeugung, der Goethe bleibend zugethan war, einen Schluss zu ziehen. Das ergiebt sich uns schon aus der Thatsache, dass Goethe im Jahre 1788 dem scheinbar (unreligiösesten Gedicht, das er abgefasst hat, das allerreligiöseste Gedicht im Ganymed unmittelbar an die Seite gestellt hat. Gleichwohl ist vom ‚Prometheus' zum ‚Ganymed' noch ein weiter Schritt, und wir haben kein Recht, die poetischen Äusserungen des jungen Goethe nach dem Standpunkte, welchen der ältere, gereiftere Goethe vertritt, auszulegen. Wir haben vielmehr die Pflicht, auch in dieser scheinbar irreligiösen Äusserung ein Selbstbekenntnis, den Ausdruck eines Selbsterlebten zu erkennen, und das um so mehr, als jenes Gedicht von dem Dichter selbst in eine Reihe gestellt wird mit einer Gruppe von Gedichten, welche wir als Selbstbekenntnisse im eminenten Sinne des Wortes anzusehen haben. Aber das Selbsterlebte, was der Dichter im »Prometheus« darstellt, ist nicht — und darin unterscheiden wir uns von der in Viehoffs Kommentar gegebenen Auffassung — eine Gesinnung, eine bestimmte religiöse Überzeugung, der er damals, wie man fälschlich annimmt, ergeben gewesen wäre, sondern eine Stimmung, ein wechselnder und vorübergehender Gemütszustand, wie er durch verschiedene, von aussen ihm entgegengebrachte Eindrücke in seiner Seele hervorgerufen war; eine auf seinem, von Hause aus tief religiös angelegten Gemüt drückend lastende Stimmung, von der er sich durch die Abfassung des Prometheusdramas, insbesondere durch den »Monolog« zu befreien wusste, indem er uns in diesem Gedichte die äussersten Konsequenzen jener sich in sich selbst verschliessenden und trotzig auf sich selbst und die eigene Kraft vertrauenden Gemütsstimmung vor Augen stellte, Konsequenzen, die er persönlich ebensoweit entfernt war zu billigen wie den Selbstmord Werthers.

Diese Auffassung, welche durch die bekannte, im 15. Buch von »Wahrheit und Dichtung« (Werke 1840, Bd. 22, S. 234—237) von Goethe gegebene Selbstbeurteilung bestätigt wird, lässt uns dieses Gedicht, wie das genannte »Adler und Taube«, als die bedeutsamsten Tiefpunkte in der persönlichen Entwickelung des Dichters verstehen und würdigen. Sie bilden einen Wendepunkt, eine Art heilsamer Krisis im inneren Leben des Dichters, jenes in sittlicher, dieses in religiöser Hinsicht. Dort werden uns die Gefahren der sittlichen, hier die der religiösen Vereinsamung eines bedeutenden Geistes vor Augen geführt. Goethe hat sie echt

der Goetheschen Geniusdichtung. (1772-1782)

7.	Zweite Gruppe: № 8-12.		
6. 7.	8. 9.	10. 11. 12.	
1776. 1777.	1779. 1780.	1780–1782.	
6. Seefahrt. 7. Harzreise im Winter.	8. Gesang der Geister über den Wassern. 9. Meine Göttin.	10. Ganymed. 11. Grenzen der Menschheit. 12. Das Göttliche.	



menschlich voll und ganz in seiner Seele empfunden; aber indem er zu dem nie versagenden Heilmittel seines poetischen Talentes greift und dieselben, sowie die daraus entspringenden krankhaften Stimmungen darstellt, die Konsequenzen jenes im Schicksal Werthers in der feinsten Gestalt des ästhetischen Epikureismus einer zart besaiteten und tief angelegten edlen Seele verurteilten Eudämonismus der krankhaften Empfindsamkeit auf sittlichem Gebiete im »Adler und Taube« nur andeutet, im Monolog »Prometheus« aber die Konsequenzen für die entsprechende religiöse Zeitvorstellung des Deismus in aller Schärfe zieht, bricht er ein für allemal mit jenen krankhaften Stimmungen, um sich nunmehr Schritt für Schritt jener für ihn persönlich allein massgebenden religiösen und sittlichen Anschauung anzunähern, welche er uns später in den drei letzten Geniusoden der zweiten Gruppe »Ganymed«, »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche« in so unübertrefflicher Weise poetisch verewigt hat.

Freilich ist der Weg zu diesem hohen Ziele des religiösen Glaubens und der sittlichen Liebe durch neue Leiden und Kämpfe, Entsagungen und Enttäuschungen bezeichnet, wie sie das Erbteil aller grossen Persönlichkeiten hier auf Erden sind. Denn es ist leichter, das Alte, Unbrauchbare, Unvollkommene über Bord zu werfen als das bessere und vollkommenere Neue zu gewinnen. Je wertvoller aber ein Gut ist, desto grössere Opfer haben wir einzusetzen, um es wahrhaft zu besitzen. Goethe indes gehörte nicht zu den verneinenden Geistern, die sich in ihrem revolutionären Sturm und Drang nur damit begnügen, das Alte zu zerstören, und selbstsüchtig das Ihre suchen. Goethe war ein durch und durch positiver und sittlicher Geist, der sich nicht scheute, für das grosse Neue, das seinem umfassenden Geiste vorschwebte, auch die grössten Opfer zu bringen. Kaum hat der Dichter seinen »Prometheus« vollendet, so empfängt sein hochgespanntes Selbstgefühl die empfindlichste Kränkung und Demütigung. Die einst an Friederike begangene Schuld rächt sich. Er muss auf Lilis Liebe verzichten, diesmal ohne eigene Schuld. Seinen tiefen Schmerz über den schweren Verlust der von ihm aufrichtig geliebten Lili gibt er in dem elegischen »Herbstgefühl« einen ergreifenden Ausdruck und in der »Wonne der Wehmut«:

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen der ewigen Liebe!

Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde. wie tot die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Er ist aufs neue in die Tiefe geführt durch schwere persönliche Erfahrung. Da ruft ihn die Gunst des Herzogs Karl August aus der Enge des Frankfurter Lebens zu neuen höheren Aufgaben an den Hof nach Weimar. Es wächst der Mensch mit seinen grösseren Zwecken. Aber das rechte Mass, was allein Befriedigung geben kann, ist noch nicht gefunden. Er muss es in den ersten Jahren des Weimarer Aufenthalts erfahren, was er uns erst in dem späteren Gedicht »Ilmenau« im Jahre 1783 bekennt: »Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.« Unter den zerstreuenden Vergnügungen, deren Seele er selbst ist, seufzt sein inwendiger Mensch nach Frieden:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süsser Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und er kam, den bei allem äusseren Glück innerlich so elenden Dichter zu erquicken, dieser himmlische Friede, in der edlen Freundschaft mit Frau von Stein; wie eine Gabe von oben senkte er sich in sein mühseliges und beladenes Herz, gab ihm einen neuen Trost, eine neue Hoffnung und damit neue Kraft und neuen Mut zu neuem Schaffen und Wirken in dem neuen Lebenskreise, in welchen er eingetreten war; die segensreichen Nachwirkungen dieser Freundschaft reichen hinein bis tief in die Zeit der italienischen Reise; die ersten zehn für die innere Entwickelung des Dichters entscheidenden Jahre seines Aufenthalts in Weimar stehen unter diesem Stern.

Ihn hat er im Auge, wenn er am Schluss von »Jägers Abendlied« im Januar 1776 singt:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiss nicht, wie mir geschehn.

Innerlich beruhigt und gestärkt durch die milden Strahlen dieser ihn tief beglückenden Freundschaft darf er nunmehr die über ihn und sein Treiben am Hofe in und ausser Weimar verbreiteten, arg übertriebenen Gerüchte mit Verachtung strafen und Hand in Hand mit seinem Herzog in der einflussreichen, ihm von Karl August angewiesenen öffentlichen Stellung rastlos an der Wohlfahrt des Landes arbeiten, ohne doch dabei seinem Berufe als Dichter untreu zu werden. Er erkennt mit wachsender Klarheit seine sittliche Lebensaufgabe als eine zwiefache, dem acht Jahre jüngeren edlen und talentvollen, aber in seiner Charakterentwickelung noch wenig geförderten und gefestigten Herzog ein treuer Freund und Mentor, ein Führer zu den höchsten Zielen des Lebens zu werden und dem Lande als gewissenhafter Versorger und Anwalt der mittleren und niederen Stände des Volkes zu dienen. Und wie er diese seine sittliche Aufgabe mit religiösem Geist erfasst, das entnehmen wir der ursprünglichen Fassung jenes in seinem Lieblingsaufenthalt Ilmenau am 3. August 1776 abgefassten Gedichtes, welches später die Überschrift »Einschränkung« und dann auf Kosten seines religiösen Gehaltes eine veränderte, wenn auch formvollendetere Fassung erhielt. Es war ursprünglich überschrieben »Dem Schicksal« und lautete:

Was weiss ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und ach! ich fühl's, im stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Dass ohne dich wir nur vergebens sinnen
Durch Ungeduld und glaubenleer' Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Mass getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Dass wir von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Goethe bemerkt zu dem unserer Sprache entfremdeten, dem mittelalterlichen Hochdeutsch (Tumpheit) entlehnten Ausdruck Dumpfheit: »Dumpfheit haben bloss gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und Liebenden; es ist der schöne, zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in

ein himmlisches Licht stellt« (Tiefurter Journal S. 292). Daher sagt Goethe weiter: »Auch mache ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste ist« (Briefe an und von Merck S. 125). Es ist die dem sich entfaltenden Genius eigene Einfalt, jene der Schicksalsstimme gehorsame Herzenseinfalt, welche, ihrer selbst nicht voll bewusst, halb instinktmässig ahndevoll im Denken, Sinnen und Handeln das Rechte trifft, jener nach oben und nach aussen unbedingt offene, aufgeschlossene Sinn, jener verborgene Quell der höchsten Kraft, aus der jeder zu grossen Dingen erkorene Geist, selbständig nach eingeborenen Grundsätzen, unbekümmert um die verkehrten Urteile der Aussenwelt, der er als Thor oder als ein Rätsel erscheint, handelt, jener Gemütszustand höchster Empfänglichkeit und kindlicher Unmittelbarkeit, der das Beste und Originellste im Faust, die erste Form der Iphigenie und die schönsten Blüten der Goetheschen Lyrik entsprungen sind und dessen sich der Dichter nunmehr erst klarer bewusst wird. So sehen wir, wie der Dichter mit sich selbst und seinem Geschicke versöhnt, zugleich das rechte Verhältnis zu der Aussenwelt gewinnt, zu einer Zeit, wo diese selbst ihn zum Teil noch nicht verstand oder seine Absichten verkannte. Nur seine nächsten Freunde wussten ihn zu schätzen. So schreibt Wieland an Merck (Viehoff, Goethes Leben, Band 2, S. 336): »Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten und selbst nur durch Teilnahme glücklich — ein grosser, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.«

Von hier fällt nun ein helles Licht auf jene beiden letzten und bedeutsamen Oden der ersten Gruppe der Goetheschen Geniusdichtung, »Seefahrt« und »Harzreise im Winter«.

Durch die am 11. September 1776 an Lavater abgesandte Ode »**Seefahrt**« beruhigt Goethe seine auswärtigen Freunde, welche, entsetzt über die zu ihnen gedrungenen entstellenden Gerüchte von dem angeblich am Hofe zu Weimar herrschenden ausgelassenen Treiben, die ernstliche Besorgnis hegten, dass Goethe unter den weltlichen Zerstreuungen des Hoflebens und unter der erdrückenden Last des Staatsdienstes seinem höheren Dichterberufe untreu werden möchte. Schon am 6. März desselben Jahres hatte er an Lavater geschrieben: »Sei nur ruhig

um mich. — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — vollentschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.« Denselben Geist männlicher Entschlossenheit und unbedingter Zuversicht atmet die durch ihre kraftvolle Sprache ausgezeichnete Ode:

> Lange Tag und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
> Günst'ger Winde harrend sass, mit treuen Freunden
> Mir Geduld und guten Mut erzechend,
> Ich im Hafen.

Hoffnungsfreudig besteigt er unter guten Vorzeichen, von den Segenswünschen der Freunde geleitet, das zur Abfahrt bereite Schiff.

> Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
> Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
> Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
> Strebet leise sie zu überlisten,
> Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Da naht der Sturm:

> Vor seinem starren Wüten
> Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
> Mit dem angsterfüllten Balle spielen
> Wind und Wellen.
>
> Und an jenem Ufer drüben stehen
> Freund und Lieben, beben auf dem Festen. . . .
>
> Doch er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.

Dieses felsenfeste königliche Selbstvertrauen, das ihn aller Gefahren und Hindernisse spotten heisst, im unbedingten Glauben an seine hohe, gottgegebene Bestimmung, verklärt sich in der im Dezember des Jahres 1777 abgefassten **»Harzreise im Winter«** zum herrlichsten Gottvertrauen, das sich bewährt im demütigen Dank gegen den Schöpfer, und zur teilnahmvollsten Liebe zu den Mitmenschen, welche gipfelt in der Fürbitte für die Brüder. Der Kommentar, welchen Goethe selbst zu diesem wiederum ganz einzigartigen Gedichte gegeben hat, dessen feierlich-erhabene Ruhe in schönstem Gegensatz zu der

stürmischen Bewegung der »An Schwager Kronos« überschriebenen Ode steht, überhebt uns jeder weiteren Erklärung. Die Veranlassung ist bekannt. Goethe trennt sich gegen das Ende des Monats November 1777 von der auf Betrieb des Herzogs von Weimar nach Eisenach zur Erlegung eines Ebers ausziehenden, durch die Mitglieder des Hofes gebildeten Jagdgesellschaft und reitet mitten im Winter vom Ettersberg über Nordhausen, Ilfeld, Rübeland zunächst nach Wernigerode, wo er den unglücklichen Misanthropen Plessing persönlich aufsucht, der den Dichter des Werther mit seinen Klagen belästigt hatte; er begiebt sich über Ilseburg nach Goslar und wagt dort vom Torfhause aus den gefährlichen Aufstieg nach dem Brocken. Wunderbar beschirmt in allen Fährlichkeiten der Reise, erreicht er den Gipfel des Berges unter den günstigsten und interessantesten Umständen. Da greift er, überwältigt von der »übermütterlichen Führung« seines Gottes in die Leyer und stimmt das Hohelied des Dankes und der Liebe an:

Dem Geyer gleich.
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Von des Menschen Schicksal will er singen:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt.

Er selbst und die heitere Jagdgesellschaft im Gefolge des Herzogs darf sich zu diesen Glücklichen zählen.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Das Bild des unglücklichen Menschenhassers tritt vor seine Seele, mit tiefem Mitleid gedenkt er des in seinem Schmerz sich verzehrenden jungen Mannes, den es ihm nicht gelang von seinen

Grillen zu bekehren. Er bekagt mit tiefem Mitleid sein Geschick.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhass
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbstsucht.

Er fühlt, dass Menschenhülfe hier nicht ausreicht, und legt den Beklagenswerten in inniger Fürbitte dem himmlischen Vater ans Herz:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Zugleich gedenkt er teilnehmend der heiteren Jagdgesellschaft und erfleht ihnen gesegneten Erfolg zu ihrem Unternehmen. Endlich denkt er an sich selbst und wünscht sich glückliche Heimkehr in den Kreis seiner Freunde und Lieben:

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Da treibt ihn der Gedanke an die mannigfaltig wunderbar überstandenen Gefahren der eigenen Reise zum begeisterten Lobgesang:

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;

Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Der Dichter stand in erhabener Einsamkeit auf dem Gipfel des Brockens, der, selbst von der Sonne beschienen, rings auf die zu seinen Füssen lagernden, in Wolken gehüllten Berge herabschaute, deren Metalladern er am Schlusse des Gedichtes andeutet:

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Mit der Erinnerung an das grossartige Bild, das uns der Dichter in dieser Ode entwirft, schliessen wir unsere Betrachtungen über die erste Gruppe dieser denkwürdigen Gedichte, welche wir auf Grund der vorstehenden Erklärungen uns berechtigt erachten als Geniusdichtung zu bezeichnen. Wir bemerken noch, dass die religiöse Grundstimmung, von der der Dichter damals beseelt war, noch deutlicher aus den gleichzeitig vom Harz an Frau von Stein gerichteten Briefen uns entgegenleuchtet, als aus den zurückhaltenden Andeutungen des Kommentars. Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest, und des Menschen Kind, dass du dich sein annimmst? Diese Worte des 8. Psalmes bilden den Grundton seiner religiösen Betrachtung, und in der ausführlicheren Darstellung der in dem Kommentar berichteten Anlässe zur Harzreise und der näheren Umstände, unter denen sie unternommen wurde, wie sie im 25. Band seiner Werke S. 169ff. gegeben ist, hebt der Dichter besonders hervor, dass die Strophen jenes Gedichtes, die sich auf Plessing beziehen, »mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand seines Innern auszusprechen geeignet seien«. Dadurch wird die Richtigkeit unserer Auffassung erhärtet.

Wir sehen, der **König** der Welt ist zum **Priester** Gottes geworden, und damit hat der Goethesche religiös-sitt-

liche Genius die Weihe der Vollendung empfangen; die mit Wanderers Sturmlied und Pilgers Morgenlied anhebende Bewegung ist zum vorläufigen Abschluss gediehen; er ist auf dem Höhepunkte seiner ethischen Entwickelung angelangt. Nunmehr darf er als **Prophet** in erhabenen Orakelsprüchen der Welt jene Wahrheiten in den nachfolgenden fünf formvollendeten Oden verkündigen, welche wir zur zweiten Gruppe der Geniusdichtung rechneten und über deren inneren Zusammenhang und tiefen Gehalt wir uns bereits oben ausliessen, so dass ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt hier als überflüssig erscheint, und das um so mehr, als die mannigfachen über dieselbe uns vorliegenden Erklärungen im wesentlichen übereinstimmen.

Wir blicken zurück. Wir wollten durch unsere mehr andeutende Auseinandersetzung darthun, einmal dass es eine nationale Pflicht sei, jene Reihe von ganz eigenartigen Gedichten, die wir als die Goethesche Geniusdichtung bezeichnen, weil an, in und mit derselben der Goethesche Genius sich selbst offenbar geworden ist und sein innerstes Wesen zur künstlerischen Darstellung gebracht hat, einen Besitz, um den uns die anderen Völker beneiden müssen, nach ihrem inneren Zusammenhang tiefer zu verstehen und besser zu geniessen, und sodann einen Fingerzeig zu geben, wie man zu solchem tieferen und umfassenderen Verständnis gelangen könnte. Ist es uns auch nur annähernd gelungen, so werden wir uns reichlich belohnt finden. Geschicktere Interpreten werden die Aufgabe besser lösen. Der Gegenstand ist von unermesslicher Grösse und von unerschöpflicher Tiefe. Dabei aber möchten wir zum Schluss auf ein Wort des alternden Goethe hinweisen, das er einst zu Eckermann gesprochen.

Er sagt: »Dem begeisterten Genius muss freilich auch die rechte Empfänglichkeit bei dem Beschauen und Hören seiner künstlerischen Schöpfungen entgegenkommen.« Er fordert: »Was mit kühnem und freiem Geiste gemacht wird, soll man auch womöglich mit eben solchem Geiste wieder geniessen.« Aber das war es, was der Dichter selbst zu seiner Zeit vermisste. Goethe selbst gab in der Jenaer Litteraturzeitung gelegentlich Winke, wie man geniessen und beurteilen solle. Er unterschied zwischen dem Kenner und dem Liebhaber, ersterer allein könne beurteilen, letzterer solle vor allem das Einzelne geniessen, sich liebend in das Kunstwerk versenken, oft lesen

und von da sich zum Ganzen und Allgemeinmenschlichen erheben. Dabei solle man beachten, dass man nur am Allervorzüglichsten, nicht am Mittelmässigen seinen Geschmack bilden könne. Man müsse sich daher gewöhnen, täglich einen Abschnitt in der Bibel und im Homer zu lesen, schöne Bilder zu schauen und gute Musik zu hören. Wir dürfen, meine ich, getrost auch Goethes Genius-Oden zu dem Besten unserer Litteratur rechnen, was wir oft und immer wieder lesen, ja laut und gut uns und anderen vorlesen sollen. Möchten wir daher auch in dieser Hinsicht Goethes Mahnung beherzigen. Es wäre auch im Sinne des Dichters der schönste Dank, den wir ihm für seine grossen, mit seinem Herzblut geschriebenen klassischen Dichtungen abstatten könnten.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1897/98.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 23 Sitzungen statt, unter ihnen 7 Senatssitzungen, 10 ordentliche, 4 öffentliche und 2 Festsitzungen. Unter den 16 Vorträgen, welche in den ordentlichen und den öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, waren 8 geschichtlichen Inhalts (2 litteraturgeschichtliche, 1 kirchengeschichtlicher, 2 weltgeschichtliche, 1 rechtsgeschichtlicher, 1 kunstgeschichtlicher, 1 statistischer), 2 philosophische (1 rechtsphilosophischer, 1 geschichtsphilosophischer), 2 kritische (1 litterarisch-kritischer, 1 kunstkritischer), 1 theologischer, 1 apologetischer, 1 sprachwissenschaftlicher und 1 medizinischer. Soweit dieselben nicht in diesem Hefte veröffentlicht sind, bringen wir unten (Abschnitt II) eine Skizze ihres Inhalts.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Neu ernannt sind im ganzen 30 Herren:

1) Zu Ehrenmitgliedern folgende vier Herren:

a) Anlässlich seines 50jährigen Dozentenjubiläums: Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher

Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer.

Seine Exzellenz nahm die Wahl in folgendem, vom 15. März 1897 datierten sehr verbindlichen, an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben an:

Hochzuverehrender Herr Professor und Sekretär
der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften
zu Erfurt!

Ew. Hochwohlgeboren höchst ehrenvolle Zuschrift vom März d. J., welche mir meine einstimmige Ernennung zum Ehrenmitgliede der Königl. Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt verkündet, habe ich gestern zu empfangen die vorzügliche Ehre gehabt und beeile mich sogleich, für diese Auszeichnung meinen freudigst empfundenen Dank abzustatten.

Dass es mir als Lehrer und Schriftsteller im Gebiete der Philosophie und Litteratur gelungen ist, meiner langjährigen Wirksamkeit die Anerkennung, dass dieselbe auch eine gemeinnützige sei, von kompetenter Seite zu erwerben, gereicht mir zu wahrhafter und lohnender Befriedigung.

Denn es ist von Anfang an mein Bestreben gewesen, im Dienste einer lebendigen Wissenschaft und Bildung sowohl zu lernen als zu lehren. In diesem Sinne empfange ich mit wiederholtem, hocherfreutem Dank diese mir zu teil gewordene Ehre als eine urkundliche Bestätigung, dass ich mein Ziel nicht verfehlt habe.

Genehmigen Sie, Herr Sekretär der Königl. Akademie, den Ausdruck meiner vorzüglichen und dankbaren Hochachtung, womit ich verharre

ganz ergebenst

Dr. Kuno Fischer,
Ehrenmitglied der Königlichen Akademie
der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt.

b) Aus gleichem Anlass:
der Grossherzoglich Sächsische und Herzoglich Meiningische Geheime Kirchenrat, ordentliche Professor der Theologie an der Universität Jena, Herr D. Adolf Hilgenfeld.

Der ehrwürdige Nestor der Universität Jena gab seinem Danke für die Ernennung durch folgendes an den Senat der Akademie gerichtete Schreiben vom 22. August 1897 einen Ausdruck:

Dem illustern Senate der Königlich Preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

drückt der ergebenst Unterzeichnete seinen tiefgefühlten Dank aus für die am 15. d. Mts. vollzogene Ernennung zum Ehrenmitgliede.

Mein Dank ist um so grösser, da ich mir wohl bewusst bin, mehr auf den steilen Höhen der Wissenschaft verblieben zu sein, als in das praktische Leben eingegriffen zu haben. Aber um so mehr wird mir die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, deren Notwendigkeit ich nie verkannt habe, eine Mahnung sein für die Lebenszeit, welche mir noch beschieden sein sollte.

Die Ernennung gilt mir auch als ein erfreuliches Zeichen des Zusammenhangs, welcher zwischen dem altberühmten Erfurt, dieser Lutherstadt, und der einzigen noch bestehenden Hochschule Thüringens stattfindet. Möge dieser akademische Zusammenhang noch lange fortbestehen und auch in gemeinnütziger Hinsicht immer fruchtbarer werden! Das walte Gott!

Für die hohe Ehre von Herzen dankend beharre ich ehrerbietig

D. A. Hilgenfeld.

c) Herr Hofrat Dr. phil. u. jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di Studii storici in Rom.

Der hochverdiente Gelehrte schrieb unter dem 19. Oktober 1897 an den Sekretär der Akademie:

Hochgeehrter Herr Professor!

Wie Euer Hochwohlgeboren als Sekretär der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt mir das Diplom meiner Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie zugestellt haben, so glaube ich mich an Ihre Güte mit der Bitte wenden zu sollen, den verehrten Mitgliedern der Akademie meinen aufrichtigen Dank für die mir gewordene Auszeichnung und zugleich meine Versicherung übermitteln zu wollen, dass ich in voller Würdigung der Aufgabe, welche die Akademie sich gestellt hat, an deren Verwirklichung nach besten Kräften mitzuwirken mich bestreben werde.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr Professor, dass ich bei dieser Gelegenheit auch Ihrer werten Person meine besondere Hochachtung kundgebe.

Euer Hochwohlgeboren
ganz ergebener
Dr. Th. Ritter von Sickel.

d) Herr Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S.

Der ehrwürdige Nestor der theologischen Fakultät der Universität Halle und allbekannte, hochverdiente Lutherforscher schrieb am 8. Mai cr. an den Sekretär der Akademie:

Hochgeehrter Herr Professor!

Von einer längeren Reise hierher zurückgekehrt, bin ich durch Ihr freundliches Schreiben vom 25. April freudig überrascht worden. Die Ehre, welche Ihre Akademie aus Anlass der Versammlung des Vereins für Reformationsgeschichte mir zu erweisen beschlossen hat, ist für mich noch besonders erfreulich dem Schmerz gegenüber, den ich aus Anlass eben jener Versammlung deswegen empfinden musste, weil ich auf meine Beteiligung an ihr aus Rücksichten der Gesundheit und des Alters hatte verzichten müssen. Mit aufrichtigem Dank nehme ich diese Ehre an, indem ich bitte, solchen meinen Dank auch dem hochgeehrten Senat der Akademie auszusprechen,

als Ihr verehrungsvoll ergebener

D. J. Köstlin,
Prof. u. Oberkonsistorialrat.

2) Zu Mitgliedern des Senates wurden aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder an Stelle der infolge von Versetzung oder Umzug abgegangenen beiden Herren Oberregierungsrat Lucanus und Gymnasialprofessor Dr. Breysig ernannt:

a) Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt,

b) Herr Pastor Oergel.

3) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt folgende, in Erfurt wohnende 17 Herren:

Herr Oberlehrer Apel.
„ Amtsgerichtsrat Becker.
„ Schuldirektor Dr. Brinckmann.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer.
„ Oberlehrer Dischner.
„ Oberlehrer Hellmann.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig.
„ Geh. Baurat u. Eisenbahndirektor Lochner.
„ Postbaurat a. D. Neumann.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle.
„ Pfarrer D. Schauerte.
„ Pfarrer Scheibe.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt.
„ Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze.
„ Professor Dr. med. Stacke und
„ Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt Fr. Treitschke.

4) Zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie wurden ernannt folgende 11 Herren:

Herr Oberlehrer Dr. Dobenecker in Jena.
„ Geh. Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin.
„ Konsistorialrat Militär-Oberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg.
„ Konsistorialrat D. Gustav Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S.
„ D. A. Theodor Kolde, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg.
„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg i. Els.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat, zu Thalstein bei Jena.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol.

Aus der grossen Anzahl verbindlicher Dankschreiben, die uns von seiten der genannten verehrten Herren zugegangen sind, heben wir nur zwei hervor, die den beiden anlässlich der hier in Erfurt am 13. und 14. April cr. tagenden Generalversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte ernannten Herren D. Kawerau und D. Kolde.

Der erstgenannte hochverdiente Lutherforscher schrieb von Breslau aus unter dem 27. April cr.:

Der Königl. Akademie spreche ich für die Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede meinen ergebensten Dank aus; es soll mir eine besondere Ehre sein, mit dieser Körperschaft, die die Erinnerungen an die alte Erfurter Hochschule fortpflanzt und die dem Verein für Reformationsgeschichte einen so freundlichen Gruss dargebracht hat, fortan mich verbunden wissen zu dürfen.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

D. Kawerau, Professor.

Der insbesondere auch um die Erforschung der Kirchengeschichte der Stadt Erfurt sehr verdiente Verfasser der Lutherbiographie schrieb an den Sekretär der Akademie, ebenfalls am 27. April cr., von Erlangen aus:

Sehr verehrter Herr!

Sie haben mir durch Ihre Mitteilung, dass der Senat der Königlichen Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt beschlossen hat, mich zum auswärtigen korrespondierenden Mitgliede zu ernennen, eine freudige Überraschung bereitet. Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich die hohe, mir damit zugedachte Ehrung dankbarst annehmen werde und mich von Herzen freue, mit Männern, deren emsige, die Wissenschaft nach so vielen Seiten fördernde Forschung ich seit mehr als zwanzig Jahren zu verfolgen und zu schätzen Gelegenheit hatte, nun durch ein besonderes Band verbunden sein zu sollen. Zugleich gebe ich mich der Hoffnung hin, vielleicht, soweit Zeit und Kraft es erlaubt, auch durch den einen oder anderen Aufsatz Ihren spe-

ziellen Aufgaben dienen zu können, jedenfalls wird es mein aufrichtiges Bestreben sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Dr. theol. Aphil Theodor Kolde,
ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen, korrespondierendes Mitglied der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München.

B. Infolge von Versetzung bezw. Umzug rückten zwei Senatsmitglieder in die Reihe der auswärtigen korrespondierenden Mitglieder ein: Herr Oberregierungsrat Lucanus und Herr Gymnasialprofessor Dr. Alfred Breysig. Ersterer ist zum Vicepräsidenten des Königl. Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg ernannt worden; letzterer trat nach einer langjährigen gesegneten Amtsthätigkeit in den Ruhestand. Ein auswärtiges Mitglied, Herr Pastor a. D. Wiegand, früher in Mittelhausen bei Erfurt, ist nach Erfurt gezogen und somit in die Reihe der ordentlichen Mitglieder der Akademie eingetreten, während Herr Generalmajor z. D. Oberg, eines der eifrigsten ordentlichen Mitglieder, infolge seiner Übersiedelung nach Naumburg a. S., jetzt auswärtiges, korrespondierendes Mitglied der Akademie geworden ist. Es sei uns gestattet den Abschiedsbrief hier zu veröffentlichen, den der verehrte Herr an den Vicepräsidenten der Akademie kurz vor seiner Abreise nach Naumburg a. S. richtete:

Hochverehrter Herr Vicepräsident!

Bei meiner Übersiedelung nach Naumburg a. S. erlaube ich mir, mich dem Senate und den Mitgliedern der Königlichen Akademie aufs wärmste zu empfehlen.

Mir sind die herrlichen Stunden, die ich durch meine Zugehörigkeit zur Akademie habe erleben dürfen, ebenso oft Veranlassung zu reiner geistiger Freude gewesen; aus dem nähern Umgange mit so vielen hochgebildeten Männern aus den verschiedensten Lebensstellungen habe ich eine solche Menge der nachhaltigsten Anregungen empfangen, dass ich es als eine ganz besonders gütige Fügung des Schicksals ansehen muss, in den Kreis eingeführt worden zu sein.

Indem ich den hochverehrten Mitgliedern der Akademie ein herzliches Lebewohl zurufe und dem mir so liebgewordenen Institute alles Gute für die Zukunft wünsche, hoffe ich durch die nicht zu entlegene Wahl meines Aufenthalts nicht gänzlich die Fühlung zu verlieren.

Mit dem Ausdrucke grösster Hochachtung
zeichne ich
als Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
Oberg,
Generalmajor z. D.

C. Durch den Tod hat die Akademie folgende vier Mitglieder verloren:

a) Das Senatsmitglied Herr Realgymnasialprofessor a. D. Karl Hellwig am 25. Januar 1898 in Erfurt (s. den Nekrolog unter Abschnitt II, 1);

b) das ordentliche Mitglied Herr Regierungs- und Geh. Baurat Friedrich Kleinwächter am 28. Februar 1898 in Erfurt (s. den Nekrolog unter Abschnitt II, 2);

c) die auswärtigen Mitglieder:

1. den k. k. Hofrat, Mitglied des Herrenhauses und zahlreicher gelehrter Gesellschaften, Herrn Dr. Konstantin Ritter von Höfler am 29. Dezember 1897 in Prag;

2. Herrn Generalmajor z. D. Wolfgang von Hagen am 22. März 1898 in Halle a. S.

III. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst:

A. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

1. vom Ehrenmitgliede der Akademie, Herrn Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. Schuchardt in Gotha:

Die Robinsoninsel,
Thomas Dover,
Biographische, bibliographische und statistische Mitteilungen über die vom 1. Oktober 1887 bis zum 30. September 1897 im Herzogtum Gotha thätig gewesenen Ärzte.

2. Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann:

Christentum und moderne Weltanschauung,
Zur Behandlung der Kirchengeschichte im evangelischen Religionsunterrichte der Gymnasien.

3. Von folgenden ordentlichen Mitgliedern der Akademie:

a) von Herrn Oberlehrer Apel:
Grammatische Bemerkungen im Anschluss an die Schulgrammatik von Plötz;

b) von Herrn Amtsgerichtsrat Becker:
Der Walchensee und die Zachenau;

c) von Herrn Friedrich Treitschke:
Beiträge zur Meteorologie Thüringens.

4. Von folgenden auswärtigen Mitgliedern:

a) von Herrn Pastor Albrecht in Naumburg a. S.:
Eine handschriftliche Notiz Melanchthons aus dem Jahre 1559,
Studien zu Luthers Schrift »An die Ratsherren etc.«;

b) von Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S.:
Die Lieder des Horaz im alten Versmass mit Reimen,
Krottenschmidts Naumburger Annalen, herausgeg. v. K.,
Langes Chronik des Bistums Naumburg, herausgeg. v. K.,
Brauns Naumburger Annalen, herausgeg. v. K.,
Medlers Naumburger Kirchen- und Schulordnung, herausgegeben v. K.

c) von Herrn Geh. Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena:
Das alte Gymnasium in Jena,
Symbola doctorum Jenensis gymnasii,
Zur Frage der Gymnasialseminare,
Zwei Schulreden,
Vier Schulreden,
Das Jenaer Lutherfestspiel,
Richard Adalbert Lipsius,
Moritz Seebeck,
Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter, 3. Bd. 2. Hälfte;

d) von Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenhausen bei Heldrungen:

Das Geschlecht von der Schulenburg, Bd. III,
Die Familie von Wulffen;

e) von Herrn Schlosspfarrer Lic. Schwarzlose in Köpenik-Berlin:

Geschichte der Gemeinde Müggelheim bei Köpenik.

f) von dem Kaiserlichen Legationsrat Herrn Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena:

Geschichte des Geschlechtes von Tümpling, 3 Bde.

Den freundlichen Gebern sagen wir nochmals an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

B. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt III, b) verzeichnet. Neu hinzugekommen ist die dort unter B. III. am Schluss verzeichnete Gesellschaft:

Stockholm. Königl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.

Wir bitten übrigens, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

IV. Wir schliessen unsern Bericht mit folgenden Mitteilungen aus der Chronik der Akademie.

Der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, hatte sich mit Rücksicht auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand genötigt gesehen, den Senat der Akademie zu bitten, ihn vom 1. Oktober 1896 ab auf ein Jahr von den Geschäften des Sekretariats zu entbinden. Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hatte sich gütigst bereit erklärt, für die genannte Zeit an seine Stelle zu treten. Bis zum 10. Mai des Jahres 1897 versah derselbe einen wichtigen Teil der Geschäfte, wofür ihm auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgedrückt wird. Auf dringenden Wunsch des Herrn Direktor Neubauer übernahm von da ab Prof. Dr. Heinzelmann die Sekretariatsgeschäfte wieder. Kurz vorher war die Villaretsche Buchhandlung, welche die Jahreshefte der Akademie

verlegt, in den Besitz des Herrn Arthur Frahm, eines äusserst umsichtigen und geschäftskundigen Mannes, übergegangen. Behufs Vereinfachung des Geschäftsganges knüpfte der Sekretär der Akademie Verhandlungen mit dem derzeitigen Inhaber der Villaretschen Buchhandlung an betreffs Übernahme sämtlicher bis dahin von dem Buchdruckereibesitzer Herrn Cramer in Erfurt versehenen Geschäfte. Herr Frahm erklärte sich sogleich bereit dazu, auch versprach er den Druck zu vermitteln und wandte sich zu dem Ende an die renommierte Buchdruckerei der Herren Lippert & Co. in Naumburg a. S., von deren Geschäftstüchtigkeit der Sekretär der Akademie alsbald Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, indem dieselben den Druck einer vom Sekretär veröffentlichten, durch die Villaretsche Buchhandlung verlegten Schrift zur vollen Zufriedenheit des Verfassers besorgten. Herr Cramer, der sich bereits seit einigen Jahren den an ihn gestellten höheren Anforderungen geschäftlich nicht mehr ganz gewachsen gezeigt hatte, wurde nunmehr durch den Sekretär der Akademie auf Grund des §. 22 der Geschäftsordnung angewiesen, das Inventar der von der Akademie bis dahin veröffentlichten Schriften an die Villaretsche Buchhandlung zu übergeben und aus dem Dienste eines Druckers der Akademie entlassen. Nur unter dieser Voraussetzung war es dem Sekretär der Akademie möglich, dem ausdrücklichen Wunsche des Senates entsprechend sein schweres Amt wieder aufs neue anzutreten, da auf diesem Wege mit Sicherheit eine Vereinfachung des Geschäftsganges erwartet werden durfte. Leider fasste Herr Cramer dieses durch die Umstände gebotene Verfahren des Sekretärs der Akademie als eine persönliche Kränkung auf. Er rächte sich durch eine von ihm verfasste, gegen den Sekretär der Akademie gerichtete, von ihm in Druck gegebene und Anfang November 1897 an ca. 20 Mitglieder der Akademie versandte, völlig unqualifizierbare Schmähschrift, welche den Sekretär der Akademie nötigte, gerichtlich gegen Herrn Cramer vorzugehen. In völliger Übereinstimmung mit dem Senate der Akademie stellte der Sekretär der Akademie bei der Königl. Staatsanwaltschaft zu Erfurt den Strafantrag gegen Herrn Cramer wegen persönlicher Beleidigung. Schliesslich liess sich kurz vor Eröffnung der auf den 1. März 1898 angesetzten gerichtlichen Verhandlung Herr Cramer bewegen, auf einen ihm von dem Sekretär der Akademie angebotenen Vergleich einzugehen, worauf der Sekretär der Akademie, welcher

als Zeuge und Nebenkläger geladen war, seinen Strafantrag zurückzog. Dieser Vergleich lautete nach der in der öffentlichen Sitzung der ersten Strafkammer des Königl. Landgerichts zu Erfurt am 1. März cr. gerichtlich fixierten und am 21. März ausgefertigten Form folgendermassen: »Herr Cramer verpflichtet sich, an das Komitee zur Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals in Erfurt 100 — Hundert — Mark zu zahlen und spricht sein Bedauern über die in der an einige Mitglieder der Königl. Akademie der Wissenschaften gesandten Druckschrift enthaltenen Beleidigungen des Herrn Professor Dr. Heinzelmann aus. Er übernimmt die Kosten des Strafverfahrens, einschliesslich derer des Herrn Nebenklägers, und ermächtigt den letzteren, auf seine, Cramers, Kosten eine Abschrift dieses Vergleiches den Mitgliedern der Königl. Akademie zu übersenden. Herr Professor Dr. Heinzelmann nimmt seinen Strafantrag zurück.«

Unter dem 14. Juli 1897 wandte sich der Verlagsbuchhändler Herr Karl J. Trübner in Strassburg an den Sekretär der Akademie mit der Bitte um eine kurze Notiz über die Organisation, die jetzige Thätigkeit, die Bibliographie der Publikationen, die jährlichen Fonds und die Mitglieder der Akademie für die von ihm herausgegebene Minerva (Jahrbuch der gelehrten Welt). Diesem Wunsche wurde entsprochen. Der in die Minerva (7. Jahrgang 1897—1898) S. 267 f. aufgenommene Artikel lautet mit geringfügigen durch die gegenwärtigen statistischen Verhältnisse der Akademie an die Hand gegebenen Änderungen:

Erfurt (Preussen, Deutschland).

Königl. Pr. Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften.

Gegründet im Jahre 1754 von dem Kurfürsten Johann Friedrich Karl, Erzbischof von Mainz, erhielt den Geheimrat Freiherr von Lyncker zum ersten Präsidenten. Seit dem Jahre 1776 erwarb sich der Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Freiherr Karl Theodor von Dalberg, der selbst zu ihren thätigsten Mitgliedern gehörte, wesentliche Verdienste um die Hebung der Akademie, und die bedeutendsten Männer der Zeit, ein Alexander von Humboldt, dessen epochemachende Untersuchungen über die gereizte Nervenmuskel hier zuerst veröffentlicht wurden, Schiller, Goethe, Herder, dazu viele Fürsten, Staatsmänner, Künstler und Gelehrten ersten Ranges befanden sich am Ende des 18. Jahrhunderts unter ihren Mitgliedern. Während der Zeit

der Fremdherrschaft etwas in Verfall geraten, trat sie seit der preussischen Wiederbesitznahme von Erfurt ihrer ursprünglichen Bestimmung von neuem näher. — Protektor ist Se. Majestät der König von Preussen, dessen Geburtstag alljährlich von der Akademie durch eine Festversammlung gefeiert wird. An ihrer Spitze steht ein aus einem Präsidenten und 9 Mitgliedern bestehender Senat. — Als Zweck der Akademie wird in den Statuten vom Jahre 1819 angegeben: »Bearbeitung aller gemeinnützigen Wissenschaften, d. i. derjenigen Fächer der menschlichen Kenntnisse, welche unmittelbaren Einfluss auf das bürgerliche Leben haben und Beförderung derselben für das praktische Leben.« Im Anschluss daran erkennt die Akademie gegenwärtig, seit 1891 zum Teil reorganisiert (vergl. die Geschäftsordnung des Senates der Akademie vom Jahre 1894) als ihre Aufgabe die Fruchtbarmachung der Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes für das Leben. Ihren doppelten, zugleich wissenschaftlichen und praktischen Zweck sucht sie vorzugsweise durch zwei Mittel zu erreichen, einmal durch Abhandlungen mehr strengwissenschaftlicher Art, welche in den engeren, sog. ordentlichen, in der Regel allmonatlich stattfindenden Sitzungen vorgelesen werden, an denen nur die in Erfurt anwesenden, sog. ordentlichen Mitglieder teilnehmen und sodann durch alljährlich im Winter etwa fünfmal gehaltene öffentliche, zugleich für einen weiteren Kreis bestimmte Versammlungen, in denen gediegene populärwissenschaftliche Abhandlungen, meist auch von namhaften auswärtigen Mitgliedern der Akademie, vorgetragen werden. — Ein Teil der vorgetragenen Abhandlungen wurde seit 1757 unter dem Titel: »Acta academiae scientiarum utilium quae Erfurti est«, später unter dem: »Abhandlungen der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt« und wird seit 1860 in den »Jahrbüchern der Akademie, Neue Folge«, veröffentlicht. — Die Akademie hat gegenwärtig 14 Ehrenmitglieder, ca. 50 ordentliche oder einheimische, ca. 80 auswärtige oder korrespondierende Mitglieder und steht mit 110 wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands und des Auslandes, besonders auch Amerikas, in Schriftenaustausch. — Als ordentliche Mitglieder werden meist nur Männer aufgenommen, welche auf Universitäten oder in höheren Fachanstalten vorgebildet sind und ihre wissenschaftliche Befähigung durch Veröffentlichung wertvoller litterarischer Abhandlungen dargethan haben; als auswärtige Mitglieder besonders Männer von gelehrtem Ruf, welche zugleich die

Gabe besitzen, die Ergebnisse ihrer Forschung in klarer, fasslicher und gemeinverständlicher Darstellung mitzuteilen; als Ehrenmitglieder neben fürstlichen Persönlichkeiten hochangesehene, besonders verdiente ältere Gelehrte, Staatsmänner und höhere Beamten. — Sämtliche Mitglieder der Akademie mit Ausnahme des Bibliothekars, der ein mässiges Honorar erhält, verrichten ihre Dienste unentgeltlich.

Präsident: Se Königl. Hoheit Prinz Georg von Preussen.
Vicepräsident: Gymnasialdirektor Dr. Thiele.
Sekretär: Prof. Dr. Heinzelmann.

Am 24. September 1897 veranstaltete der Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt eine Feier zum Gedächtnis des Stadtrats und Eisenbahndirektors Herrn Karl Herrmann, der lange Jahre auch Mitglied der Akademie gewesen war. Der freundlichen Einladung des Vorstandes des genannten Vereins Folge gebend, beteiligte sich der Senat der Akademie an dieser schönen Feier, in welcher der Schriftführer des erwähnten Vereins, Herr Oberlehrer Dr. Beyer, ordentliches Mitglied der Akademie, die Festrede hielt.

Am 23. Dezember 1897 beging das Ehrenmitglied der Akademie, Herr Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. Schuchardt in Gotha, das 50jährige Jubiläum seiner Doktorpromotion. Leider war es der Akademie nicht möglich, sich an der auf den 19. Dezember festgesetzten öffentlichen Feier zu beteiligen. Dagegen sandte der Senat der Akademie dem hochverdienten Herrn Jubilar durch den Sekretär der Akademie einen warmen Glückwunsch, welchen der ehrwürdige, noch in jugendlicher Kraft und Frische seines Amtes wartende Herr unter dem 3. Januar 1898 von Gotha aus in folgender Weise erwiderte:

Hohe Königliche Akademie!

Für die Segenswünsche, welche Sie mir zu meinem Doktor-Jubiläum ausgesprochen haben, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.

Wohl ist mir eine lange Lebenszeit zwischen damals und jetzt vergönnt gewesen, und ich habe mich in derselben, soweit es meine schwachen Kräfte mir gestatteten und der Wechsel meiner sonstigen Stellungen es zuliess, bemüht, stets die lautere Fahne unserer Wissenschaft hochzuhalten und zum Wohle der Menschen

beizutragen, und ich kann versichern, dass die Lust und Freude an wissenschaftlichen Arbeiten mir immer mit das Liebste gewesen ist, und hoffe ich, dass diese Schaffensfreudigkeit mir noch recht lange erhalten bleiben möge.

Ich spreche der Hochverehrten Akademie, welche mich vor zwei Jahren der Hohen Ehre gewürdigt hat, zu Ihren Ehrenmitgliedern zu gehören, nochmals meinen tiefgefühlten Dank für Ihre aus dem Herzen kommenden Glückwünsche aus. Ich werde mich stets bestreben, dieser Hohen Ehre mich würdig zu beweisen.

Ich verbleibe in grösster Ehrerbietung

Hoher Königlicher Akademie

ganz ergebenster

Dr. Bernhard Schuchardt,

Geh. Regierungs- u. Obermedizinalrat.

Das von dem verehrten Herrn Jubilar mit einer kurzen Beschreibung der Feier des Jubiläums zugleich gütigst übersandte, aus Anlass dieser Feier von der Universität Marburg erneuerte Doktor-Diplom lautet in seinem wichtigsten, für uns in Betracht kommenden Teile:

Promotor rite constitutus Ernestus Kuester etc. viro experientissimo atque doctissimo Bernardo Schuchardt Teichhofiensi Hassiaco altissimo duci Coburgii Gothaeque ab intimis R. P. Reg. consiliis consiliario medicinali superiori collegae probatissimo, qui per civitates hujus imperii complures decem per lustra artem medicam adsiduo et prospere exercuit, de multorum hominum salute optime meruit, salubritati imprimis populari curam impendit, pauperes inopes adflictos sospitavit, amicitiam ac venerationem plurimorum sibi comparavit, animo officioso modesto sibi devinxit collegas nec non et libris multifaria doctrina refertis ipsam artem suam adauxit, dilatavit, propagavit, ex unanimi ordinis medicorum decreto summos in arte medica honores ante hos quinquaginta annos die XXIII. M. decembris rite impetratos hoc ipso festo die suo et collegarum nomine ex animi sententia gratulabundus instauravit instauratosque hac tabula renuntiavit.

Auch in diesem Winter hatte die Akademie, wie in den letzten Jahren, durch öffentliche Vorträge, welche von ordentlichen und auswärtigen Mitgliedern in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehalten wurden, das Interesse an

wichtigen Fragen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft in weiteren Kreisen der Gebildeten zu wecken gesucht. Die Vorträge fanden am 20. Oktober, am 9. November, am 1. und am 29. Dezember statt und wurden von folgenden Herren gehalten: Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Thon aus Jena redete über »Verursachung und Verschuldung«, Herr Konsistorialrat Professor D. Haupt aus Halle über »Das jüdische und das christliche Bild von der Weltvollendung«, Herr Divisionspfarrer Falke in Erfurt über »Die verschiedenen Auffassungen über das Wesen der menschlichen Seele« und Herr Professer Dr. Sievers aus Leipzig über »Bühnendeutsch und Umgangsdeutsch«. Indem wir auf die unter den im zweiten Abschnitt dieses Teiles in den Sitzungsberichten gegebene Inhaltsangabe dieser Vorträge verweisen, unterlassen wir es nicht, auch an dieser Stelle nochmals den geehrten Herren Mitgliedern der Akademie für ihre freundlichen Bemühungen unseren verbindlichsten Dank auszudrücken. Der Erlös aus diesen Vorträgen betrug 197 M., von denen nach Abzug der Unkosten die Summe von 127,74 M. als Reinertrag der Sammlung für ein dem Kaiser Wilhelm dem Grossen in Erfurt zu errichtendes Denkmal überwiesen werden konnte.

Am 13. und 14. April cr. fand die 5. Hauptversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte statt, zu welcher die Mitglieder der Akademie durch den Vorsitzenden des Lokalkomitees, Herrn Senior D. Dr. Bärwinkel, eingeladen wurden. Der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, hatte die Ehre, den Vorstand des Vereins im Auftrage des Senates zu begrüssen, in folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren!

Gestatten Sie, dass ich Ihnen im Namen des Senates der hiesigen Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften ein herzliches Willkommen zurufe.

Die Bestrebungen unserer Akademie berühren sich vielfach mit den Ihrigen. Wenn wir in erster Linie, eingedenk des idealen Zweckes der Universität, auf welche ja die Traditionen unseres ehrwürdigen wissenschaftlichen Institutes hinweisen, die Einsicht in den organischen Zusammenhang der einzelnen Wissenschaften durch gegenseitige Mitteilung wertvoller Ergebnisse der wissen-

schaftlichen Forschung auf den verschiedensten Gebieten zu fördern suchen, so ist es uns doch nicht minder auch — und der Ausdruck gemeinnützig weist darauf hin — um die Hervorhebung des praktischen Berufes aller Wissenschaften, dem Leben und seinen mannigfachen Zwecken zu dienen, zu thun. Dabei sind wir uns dessen wohl bewusst, dass unter allen höheren praktischen Interessen der Gegenwart neben den staatlichen, gesellschaftlichen und erziehlichen die kirchlich-religiösen Interessen obenan stehen, dass aber zur Pflege aller dieser genannten Interessen keine Wissenschaft in höherem Masse geeignet und berufen ist zu dienen als gerade eine unbefangene und vorurteilsfreie, aber zugleich von grossen Gesichtspunkten geleitete Geschichtsforschung.

Sie, meine hochgeehrten Herren, haben es sich zur schönen Aufgabe gemacht, die reifen und gesicherten Ergebnisse der von solchen Grundsätzen geleiteten wissenschaftlichen Forschung auf einem Gebiete den weiten Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen, welches für die Gegenwart vielleicht das Wichtigste ist, auf dem der Reformationsgeschichte, und Sie stellen sich dabei zugleich bewusst in den Dienst der evangelischen Kirche, welche sich, wie einst ein namhafter Vertreter der Wissenschaft und der Kirche, der verewigte, uns allen unvergessliche Wilhelm Herbst, in dieser Lutherstadt in einem glänzenden Vortrage darlegte, das grösste und unbestrittenste Verdienst um die Hebung unserer nationalen Kultur erworben hat.

Alle wahrhaft und echt wissenschaftlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete aber müssen zugleich — davon sind auch wir von unserem allgemeinen Standpunkte aus fest überzeugt — der christlichen Kirche und unserem Vaterlande, in deren Dienst wir alle stehen, zu gute kommen; und so heisse ich Sie denn in dieser unserer Lutherstadt auch im Namen der hiesigen Königl. Akademie von Herzen willkommen und wünsche Ihren Bestrebungen den reichen Segen Gottes.

Am 1. Mai cr. feierte ein langjähriges ordentliches Mitglied der Königl. Akademie, der im Jahre 1863 aufgenommene Herr Gymnasialprofessor Dr. Kayser in Erfurt, unter der lebhaften Beteiligung der ganzen Einwohnerschaft der Stadt das Jubiläum seiner 50jährigen Wirksamkeit an einer und derselben Anstalt, dem Königl. Gymnasium zu Erfurt. Im Auftrage des Senates der Königl. Akademie erschien der Sekretär der Akademie, Prof.

Dr. Heinzelmann, begleitet von den beiden Senatsmitgliedern Herrn Professor Dr. Bernhardt und Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer, mittags um ½12 Uhr in der Wohnung des Herrn Jubilars, um ihm die herzlichsten Glück- und Segenswünsche der Königl. Akademie darzubringen. Die Ansprache lautet, wie folgt:

Hochverehrter Herr Jubilar, wertester Kollege!

Die hiesige Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, in deren Auftrage wir heute vor Ihnen erscheinen, rechnet es sich zur besonderen Ehre an, Sie seit nun bald 35 Jahren zu ihren treuesten Mitgliedern zählen zu dürfen.

Im Juni des Jahres 1863 wurden Sie zum ordentlichen Mitgliede dieses altehrwürdigen wissenschaftlichen Instituts ernannt, dessen ordentliche Sitzungen ja den Zweck verfolgen, die einzelnen Vertreter der verschiedenen Zweige der Wissenschaft durch eine gemeinverständliche Mitteilung wichtiger Ergebnisse ihrer Forschung in eine engere persönliche Berührung zu bringen, dadurch aber zugleich der Gefahr der Vereinzelung, Vereinsamung und Verkümmerung der einzelnen Fachwissenschaften zu wehren und in ihren Vertretern das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit aller Wissenschaften zu wecken und zu stärken.

Getreu den altbewährten gediegenen Traditionen der alma mater Portensis, die, wie Sie Sich rühmen dürfen, hochverehrter Herr Kollege, den Grund zu Ihrer wissenschaftlichen Bildung gelegt hat, haben Sie als abgesagter Feind jeder einseitigen und oberflächlichen Bildung verständnisvoll die Bestrebungen unserer Akademie unterstützt und nach Kräften gefördert, indem Sie an ihren Sitzungen regen Anteil nahmen und in eigenen Vorträgen aus den Schätzen ihres Wissens mitteilten. Insbesondere haben Sie durch einen Vortrag »Über die Grundzüge der atomistischen Theorie in der neueren Naturwissenschaft« vom 21. Februar 1866 ein einsichtsvolles Verständnis dafür bekundet, dass das Einheitsband, welches alle einzelnen Zweige der Wissenschaften zu einem lebendigen Ganzen verknüpft, die Philosophie ist, oder richtiger, dass jede einzelne Fachwissenschaft mit philosophischem Geist aufgefasst und betrieben sein will, wenn sie als lebendiges Glied in den Organismus des Ganzen sich einreihen soll, und dass erst von diesem höchsten und umfassendsten Gesichtspunkte aus eine fruchtbare und segensreiche Verwertung ihrer

Ergebnisse für das Leben und seine höheren praktischen Forderungen gelingt.

Sie gestatten daher, hochverehrter Herr Jubilar, dass wir Ihnen zu Ihrem heutigen Ehrentage die wärmsten Glück- und Segenswünsche darbringen. Wir danken Ihnen zunächst für das rege Interesse, das Sie stets der Akademie entgegengebracht haben, wir geben uns aber auch der frohen Hoffnung hin, dass, falls der Zeitpunkt nicht fern sein sollte, an dem Sie nach so langjähriger, mit so reichem Segen gekrönter Amtsthätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand treten werden, Ihr otium cum dignitate Ihnen Gelegenheit bieten wird, noch manche verborgene Schätze Ihres Wissens vielleicht auch zu Gunsten unserer Akademie zu heben, und bitten Sie herzlich, das bisher bekundete rege Interesse der Akademie auch fernerhin zu bewahren.

Möge dazu Gott der Herr, der Allmächtige und Allgütige, der Sie bis dahin so freundlich geleitet und Sie samt den lieben Ihrigen so reichlich gesegnet hat, Ihnen noch recht lange jene Ihre, wir hoffen es, unverwüstliche Gesundheit und damit zugleich die Frische des Geistes erhalten und jene Jugend, von der der Psalmist singt, von der Goethe sagt, dass sie uns nie entfliegt, und die der HErr insbesondere denen verheissen hat, welche Ihn für ihre Gerechtigkeit und Stärke halten. Das walte Gott!

II. Sitzungsberichte.

Wir haben hier zuvörderst noch eine ordentliche Sitzung vom 23. September des Jahres 1896 nachzutragen, über welche im vorigen Jahreshefte infolge eines Versehens nicht berichtet worden ist.

Herr Pastor Oergel hielt einen Vortrag über das Thema: Beiträge zur Lutherforschung. Er behandelt zunächst die Frage nach Luthers Geburtsjahr. Es war, wie der Vortragende nachweist, nicht das Jahr 1483, wie die Tradition annimmt, sondern das Jahr 1482. Er beruft sich dabei besonders auf Luthers Grabschrift in der Schlosskirche zu Wittenberg, nach der Luther 63 Jahre 2 Monate und 10 Tage alt geworden ist. Sodann lässt er sich näher über den Freund Luthers, »Alexius«, aus. Thatsache ist, dass ein Hieronymus Bunz dreimal in der Matrikel der Erfurter Universität erwähnt wird, der vor der Promotion an der Rippenfellentzündung (Pleuritis) gestorben ist. Auf Luther muss dieser plötzliche Todesfall tief eingewirkt haben. Doch kommt ausser dem genannten Bunz noch ein Hamburger, namens Albertus Ratkens, in Betracht, der ebenfalls kurz vor der Promotion im Jahre 1505, und zwar an der Pest, gestorben ist. Wahrscheinlich aber ist, dass Hieronymus Bunz Luther näher stand. Endlich verbreitet sich der Vortragende über Luthers theologischen Studiengang. Luther hat sein theologisches Studium erst im Frühjahr 1507 nach seiner Einweihung in das Priesteramt begonnen; es war zweijährig. In das erste Jahr fällt seine Unterredung mit Staupitz. Letzterer hielt mit Luther die heilige Schrift für die echte Grundlage des theologischen Studiums. Magister Natin war Luthers Lehrer in der Scholastik; er nötigte ihn oft, seine Bibel beiseite zu legen und sich dem Studium der scholastischen Theologen hinzugeben.

Auch Staupitz wollte ihn nicht von der Scholastik dispensieren. Aber Luthers Herz war bei der Bibel. Nach 1½ Jahren, am Anfang des Wintersemesters 1508, berief ihn Staupitz nach Wittenberg auf den Lehrstuhl für aristotelische Philosophie, insbesondere für die Ethik des Aristoteles, doch sah er diese Stellung nur als einen Durchgangspunkt für den von ihm selbst besetzten theologischen Lehrstuhl an. Nach einem Jahre, am 9. März 1509, erhielt Luther den niedrigsten Grad der Theologie, das Baccalaureat; im Herbst des Jahres 1509 ward er Sententiarius, er erhielt den zweiten Grad. Da ward Luther nach Erfurt zurückversetzt; Köstlin und Kolde haben das erhärtet. Die Erfurter Quellen verlassen uns hier, da sie verloren gegangen sind. Staupitz hat diese Rückversetzung Luthers nach Erfurt nicht veranlasst. Die Initiative lag in dem Erfurter Konvent. Luther wurde als zweite Lehrkraft neben dem alten Natin begehrt, um das in Erfurt darniederliegende theologische Studium zu heben. Luthers Thätigkeit beschränkte sich auf die Theologie; er musste über die Sentenzen lesen. Dass dies Vorrecht dem jungen Theologen, obenein einem aus Wittenberg kommenden Dozenten, bereits nach dem zweiten Jahre eingeräumt ward, erregte die Eifersucht der alten Herren; aber das hinderte Luther nicht, seine Pflicht treulich zu erfüllen. Im Kloster setzte er sein Bibelstudium mit seinem Klosterbruder Lang, einem Schüler Marschalks, fort. Lang führte ihn in die Kenntnis des Griechischen und des Hebräischen ein und vermittelte seine persönliche Bekanntschaft mit den Erfurter Humanisten, namentlich mit Petrejus. Wahrscheinlich im August des Jahres 1511 ward Luther infolge von Parteistreitigkeiten, die in seinem Orden ausgebrochen waren, wieder, wie Kolde nachgewiesen hat, nach Wittenberg versetzt. Luther und Lang traten in diesem Streit offen für Staupitz ein und gingen dann nach Wittenberg. Die Folge davon war, dass die Universität Erfurt, da sie ihrer besten Kräfte auf dem Gebiete der Theologie beraubt war, verödete. Doch kehrte Lang nach Erfurt zurück, während Luther in Wittenberg blieb. Im Winter 1511/12 reiste Luther nach Rom, vom Oktober 1511 bis März 1512. Am 4. Oktober 1512 erlangte er die Licenz, am 18. Oktober promovierte er zum Doktor der Theologie. Bald darauf reiste Staupitz nach Süddeutschland; seinen Lehrstuhl nahm Luther ein.

Übersicht der Sitzungen der Königlichen Akademie vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898.

Erste Sitzung.

Erste ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 17. Februar 1897.

Herr Pfarrer Albrecht aus Naumburg a. S. hielt einen Vortrag über das Thema: »Studien zu Luthers Schrift an die Ratsherren aller Städte deutsches Landes.« Die behufs einer unternommenen neuen Gesamtausgabe von Luthers Schriften angefertigte Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob der Name einer Stiftungsurkunde der deutschen Gymnasien, welchen man Luthers Schrift beigelegt hat, gerechtfertigt sei. Dies wird in Abrede gestellt, weil sie mehr einen ermahnenden Charakter habe. Sie ist ein Notschrei, um dem drohenden Zerfall der gelehrten Schulen vorzubeugen. Es wird dann ferner die Frage, ob und inwiefern die Reformation diesen Verfall verschuldet habe, einer Untersuchung unterzogen. Es ist nicht zu leugnen, dass infolge der Reformation eine Entvölkerung dieser Schulen, sowie vieler Universitäten eintrat; und Luther selbst bestätigt es. Allein die Schuld hieran trägt nicht Luther, sondern die »Schwarmgeister«, vor allem Karlstadt. Diese wollten überhaupt alle Schulen aufheben, weil sie dem Worte Gottes zuwider seien. Luther dagegen ist ein Freund der alten Sprachen; denn sie sind ihm die Scheide, in welcher das Schwert des Wortes Gottes, das Evangelium steckt, und eine Empfehlung derselben ist ein Hauptzweck seiner Schrift. Allerdings ist er ein Gegner der alten »Eselsställe und Teufelsschulen«, die ihren Schülern nur zur Erwerbung einer Pfründe verhelfen wollten. Die zu gründenden neuen Schulen, die Ratsschulen, sollen zwar zunächst zur Heranbildung evangelischer Geistlichen dienen, aber auch zur Hebung des Bürgerstandes. Diese Hebung hing nach Luthers Auffassung aufs engste mit dem Gedeihen der evangelischen Lehre zusammen. Die neuerdings von Paulsen vertretene Ansicht des Erasmus und des Cochlaeus von der Schädlichkeit der Reformation für das Ge-

deihen des höheren Unterrichts und der Bildung in Deutschland überhaupt wird zurückgewiesen, auch mit dem Hinweis auf die Einseitigkeit und Ohnmacht des Humanismus, der in Italien, wo kein Luther ihm hemmend in den Weg trat, um dieselbe Zeit wie in Deutschland zurückging. Freilich wurden den Schulen ihre Einkünfte durch die Reformation vielfach entzogen. Andererseits aber schuf diese der deutschen Geistesbildung einen wertvollen sittlichen Boden. Melanchthon, Erban, Hess und Camerarius klagten über diesen Verfall. Erban schrieb deswegen drei Dialoge und einen Brief an Luther, ebenso Luthers Freund, der Pfarrer Lang zu St. Micheln in Erfurt. Zum Schluss streifte der Vortragende Luthers Stellung zu den Volksschulen. Für diese waren teils schon vor der Reformation Ansätze vorhanden, teils fällt ihre weitere Ausgestaltung in eine spätere Zeit. Von besonderer Bedeutung für sie ist die kursächsische Schulordnung vom Jahre 1580.

Zweite Sitzung.

Erste Sitzung des Senates.

Erfurt, den 5. März 1897.

Die Herren Professoren D. Kuno Fischer und D. Adolf Hilgenfeld werden zu Ehrenmitgliedern, Herr Prof. Dr. K. J. Neumann zum auswärtigen, Herr Geh. Rat Lochner zum ordentlichen Mitgliede der Akademie ernannt. Der mit der Villaretschen Verlagsbuchhandlung abgeschlossene Vertrag betreffs der Veröffentlichung der beiden preisgekrönten Schriften des Fräulein Beyer und Fräulein Hagen wird mitgeteilt.

Dritte Sitzung.

Erste Festversammlung.

Erfurt, den 21. März 1897.

Feier des Hundertjährigen Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. in der Aula des Königl. Gymnasiums. Der Erfurter Männergesangverein trug den 23. Psalm in der Komposition von Franz Schubert vor. Darauf hielt der stellvertretende Sekretär Herr Schuldirektor a. D. Neubauer die Festrede über Kaiser Wilhelm I., insbesondere über die Frage, ob der Bei-

name des Grossen für ihn passend sei. Dieser Vortrag ist unter den Abhandlungen dieses Jahresheftes S. 33 abgedruckt. Der Redner schloss mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. Zum Schluss trug der Männergesangverein das Lied: Wer ist der greise Siegesheld? Männerchor a capella von Johannes Schondorf, vor.

Vierte Sitzung.

Zweite ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 5. Mai 1897.

Der Archivar Herr Oberlehrer Dr. Beyer hält einen Vortrag über die Entstehung der deutschen Städte und ihrer Verfassungen im Mittelalter. Die Frage nach der Entstehung der deutschen Städte ist in neuester Zeit von vielen Seiten erörtert, wenn auch nicht gänzlich gelöst worden. Im allgemeinen stehen sich zwei Ansichten gegenüber, von denen die eine den Markt als die wesentliche Eigentümlichkeit der Stadt betrachtet, während die andere die Städte sich aus den Dörfern entwickeln lassen will. Als Hauptvertreter der beiden Richtungen mögen Sohm und Below genannt sein. Für Erfurt ist nachweislich der Markt die Ursache der städtischen Entwickelung geworden, dagegen hat sich die Verfassung dieser Stadt aus der früheren grundherrlichen herausgebildet. Der Rat war zunächst nur ein Beirat für die mainzischen Beamten, die dann, wie urkundlich feststeht, nach und nach verdrängt wurden. Um 1250 herum hatte fast jeder Einfluss auf städtische Angelegenheiten seitens der mainzischen Verwaltung aufgehört. Im weiteren handelte der Vortrag von den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, namentlich von den Handwerkern und deren Innungen, worüber die Ansichten auch sehr auseinandergehen. In Erfurt standen die ältesten Innungen unter dem mainzischen Provisor oder Küchenmeister, von dem sie die »Heiligen und den Stab« empfingen, das Zeichen ihrer Amtsgewalt. Ein grosser Teil der Bewohner ist von auswärts zugezogen, wie die Namen beweisen; selbst aus Polen und Holland kamen sie nach Erfurt, wo der Erzbischof die Ansiedelung dadurch erleichterte, dass er Grund und Boden unentgeltlich hergab nur gegen Entrichtung eines geringen Zinses, des sogenannten Freizinses, welcher zu Martini in einer bestimmten Münze bezahlt werden musste. Zuletzt be-

rührte der Vortrag auch die Spezial- und Sondergemeinde, wie sich deren in vielen Städten finden; so auch in Erfurt. Hier ist die Entstehung sehr verschieden gewesen. Teils sind es selbständige Dörfer, die mit der Stadtgemeinde sich vereinigten, teils entstanden innerhalb der Gesamtgemeinde Trennungen, namentlich infolge von Kirchenbauten. Die Vorstädte sind durch Zuzug besonders der Bauern mehrerer Dörfer entstanden, die ihre Heimstätten verliessen, um bei der Stadt und unter deren Mauern Schutz zu suchen.

Fünfte Sitzung.

Zweite Sitzung des Senates.

Erfurt, den 21. März 1897.

Die in Erfurt wohnhaften Herren Prof. Dr. Cramer und Postbaurat a. D. Neumann werden zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie ernannt.

Sechste Sitzung.

Dritte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 29. September 1897.

Der in Abwesenheit des nach Italien verreisten Vizepräsidenten den Vorsitz führende Sekretär der Akademie berichtet über die mit dem Inhaber der Villaretschen Buchhandlung, Herrn Arthur Frahm, betreffs des Druckes der Jahreshefte gepflogenen Verhandlungen, befürwortet auf Grund eingehender Begründung einen Zusatz zu §. 11 der Geschäftsordnung und erklärt sich, nachdem dieser Zusatz durch den Senat angenommen ist, bereit, auf dringenden Wunsch des Senates die Sekretariatsgeschäfte, die er übrigens bereits seit dem 10. Mai wieder übernommen hatte, vorläufig vom 1. Oktober wieder ständig fortzuführen. Sodann beschliesst der Senat über die in das nächste Jahresheft aufzunehmenden Abhandlungen und ernennt den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt, Herrn Dr. Schmidt, zum ordentlichen Mitgliede der Akademie. Herr Hofrat Dr. Theodor Ritter von Sickel in Rom ist bereits durch Zirkular am 28. August einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Siebente Sitzung.

Dritte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 29. September 1897.

Der Bibliothekar der Akademie, Herr Oberlehrer Dr. Stange hielt einen Vortrag über die Shakespeare-Bacon-Frage. Nachdem der Vortragende auf die Bedeutung Shakespeares und Bacons hingewiesen hatte, gab er einen Überblick über Ursprung und weitere Entwickelung des Streites, der über den Verfasser der Shakespeareschen Dramen entbrannt ist und der die breiteren Schichten der Gebildeten in einer Weise ergriffen hat, dass auch die Männer der Wissenschaft genötigt waren, das Wort zu ergreifen. Er zeigte dann an der Hand der geschichtlich überlieferten Thatsachen, besonders der Mitteilungen über Bacons Charakter, dass dieser Staatsmann gar nicht imstande gewesen sein könne Dramen von solcher Bedeutung zu schreiben.

An der sich an diesen Vortrag anschliessenden Diskussion beteiligen sich besonders die Herren Lucanus, Schmitz und der Sekretär der Akademie. Letzterer weist auf eine vor einigen Jahren erschienene mystificierende Farce, »das Goethe-Geheimnis«, hin, welche anspielend auf die Shakespeare-Bacon-Frage, in einer für den Sachkundigen ergötzlichen Weise scheinbar die durchgängige Abhängigkeit der bis zum Jahre 1805 erschienenen Goethedichtungen von Schiller nachzuweisen sucht.

Achte Sitzung.

Erste öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 20. Oktober 1897.

Den ersten der für den Winter 1897 bestimmten öffentlichen, vor einer grösseren, auch von Damen zahlreich besuchten Versammlung in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehaltenen Vorträge hielt Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Thon aus Jena, auswärtiges Mitglied der Akademie, über: »Verursachung und Verschuldung«. Der Herr Redner behandelte zunächst den Begriff der Verursachung unter Zugrundelegung des in §. 211 des Strafgesetzbuches erörterten Spezialfalles. Er suchte die richtige Antwort auf die Frage: Wer tötet? d. h. wer verursacht den Tod eines Menschen? Diese Frage ist nicht immer so einfach zu beantworten, wie beim Fall des »Erwürgens«, wo der Tod des Angegriffenen vom Angreifer durch eine un-

mittelbare Einwirkung von Körper zu Körper herbeigeführt wird. Oft erfordert die Erforschung der Ursache des Todes eines Menschen eine langwierige Untersuchung. Bei dieser ist mit dem Satze des bekannten englischen Philosophen John Stuart Mill: »Die wahre Ursache einer Erscheinung ist die Gesamtheit ihrer Antecedenzien« so gut wie nichts anzufangen. Denn danach hätte in jedem einzelnen Falle der ganze Weltzusammenhang den Tod des betreffenden Einzelwesens verursacht. Nach dieser Auffassung erscheinen ausser dem, den wir als Thäter zu bezeichnen gewöhnt sind, bei einem Morde auch die Eltern und Voreltern desselben als Mitverursacher des Vergehens, als Missethäter. Aber auch derjenige, der die letzte Bedingung des Todes gesetzt hat, darf nun nicht etwa, wie man zu schliessen geneigt ist, als Verursacher desselben angesehen werden. So ist z. B. nicht der Sturm, der die schlecht befestigte Schieferplatte vier Wochen nach der Befestigung vom Turm herab auf den Kopf eines Vorübergehenden schleudert, als der Verursacher des Todes anzusehen. Aber ist nun die Ursache des Todes nicht vielleicht in der letzten menschlichen That, die den Tod mitbedingt, zu suchen? Auch das nicht. Denn der Herr, der den vom Diener bereit gestellten Giftbecher leert, verwirklicht selbst die letzte Bedingung seines Todes, nachdem der Diener heimlich das Gift dem Getränke beigemischt hatte. Auch die Ansicht anderer Rechtsgelehrten, welche die wirksamste Bedingung als Ursache des Todes bezeichnen, ist unhaltbar. Schliesslich gelangte der Herr Redner zu folgendem Ergebnis: »Töten, den Tod eines anderen verursachen heisst: Durch eine menschliche Handlung die Bedingung setzen, welche schon nach aller Wahrscheinlichkeit den Erfolg des Todes in sich schliesst.« Du sollst nicht töten, bedeutet also: Du sollst nicht die Ursache, nicht die Wahrscheinlichkeit setzen für das Sterben eines anderen, kurz, du sollst das Leben eines anderen nicht gefährden. Hieran schliesst der Herr Vortragende eine Erörterung über den Begriff der Gefahr überhaupt. Eine Gefahr im objektiven Sinne giebt es nicht. Die Annahme einer Gefahr verrät vielmehr nur die Beschränktheit unseres Wissens und ist im einzelnen Falle durch die von dem Wechsel der Zeiten und dem Kulturfortschritt abhängige menschliche Anschauung bedingt. Das Urteil des Richters entscheidet über die wirkliche Gefährdung eines rechtlich geschützten Gutes. Die Richter zur Zeit der

Hexenprozesse waren im Teufelsglauben ihrer Zeit befangen und glaubten daher an die Gefährdung von Leben und Gut ihrer Mitmenschen durch Hexen. Von diesem Glauben sind wir heutzutage frei, dagegen glauben wir an die Gefährdung eines Menschenlebens durch das Kredenzen eines Bechers unfiltrierten Elbwassers zu Cholerazeiten. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Vorstellungen und Begriffe. Mit besonderem Interesse wandte sich der Vortragende sodann dem Versuche der Tötung, speziell dem Versuche der Tötung mit untauglichen Mitteln und an einem untauglichen Objekte zu, wobei er die Schwierigkeit der Annahme einer Ursache, falls keine Wirkung, kein Erfolg nachzuweisen ist, so wie den Notbegriff der Verursachungsmöglichkeit beleuchtete. Uebrigens will er — in dieser Hinsicht mit dem Reichsgericht einverstanden — allerdings den verbrecherischen Willen ohne Rücksicht auf den Erfolg des Versuches von der Strafe getroffen sehen, jedoch nur dann, wenn, nach dem Urteile des Richters das Leben, bezw. das anderweitige rechtlich geschützte Gut, wirklich gefährdet war. Eine solche Gefährdung nahm er selbst z. B. bei dem Taschendiebe an, der in die leere Tasche griff, und bei dem Einbrecher, der einen Geldschrank öffnete, aus dem kurz vorher der Kassierer die Wertpapiere entfernt hatte, dagegen verneinte er sie bei demjenigen, der einen Überzieher, der am Haken hing, mit dem Dolche durchbohrte, in der Meinung, dass er einem Menschen damit das Leben raube. Nachdem der Herr Redner noch kurz das Moment der Verschuldung und einige schwierige Fragen, wie die, wann Missethäterschaft, wann Beihilfe anzunehmen sei, gestreift hatte, schloss er seine hochinteressanten Ausführungen mit dem Hinblick auf das höchste Ziel aller Rechtspflege, insbesondere der Strafrechtspflege, der Gerechtigkeit, als der Grundlage aller staatlichen Ordnung, zu dienen, dem in der Öffentlichkeit herrschenden Rechtsgefühl, falls es verletzt sei, die entsprechende Genugthuung zu verschaffen und so aufs beste ihren gemeinnützigen Charakter zu bewähren. Der verehrte Vortragende verstand es vortrefflich, seine zum Teil nicht leichten wissenschaftlichen Erörterungen durch eine grosse Fülle von lehrreichen Beispielen zu veranschaulichen und sie so auch für die nicht fachmännisch Gebildeten unter seinen Zuhörern verständlich zu machen. Der uns zugemessene Raum verbietet uns leider, auf diese Beispiele

näher einzugehen. Wir erinnern hier nur an den Feuerbachschen Fall, wo jemand den verhassten Nachbar totzubeten versucht, an den Fall, wo eine Prager Köchin durch ein geringes Quantum Schiesspulver ihre Nebenbuhlerin, das Stubenmädchen, in die Luft zu sprengen sich bemüht und dann wegen exquisierter Dummheit freigesprochen wird, und ähnliche Fälle. Auch ein Ereignis aus der neuesten Zeit, das Eisenbahnunglück bei Celle, wurde gestreift.

Neunte Sitzung.

Vierte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 27. Oktober 1897.

Der Senat beschliesst, den Herrn Geh. Rat. Prof. Dr. Herman Grimm in Berlin zum auswärtigen Mitgliede, den Herrn Pastor Oergel zum Senatsmitgliede, sowie die Herren Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz, Oberlehrer Dischner und Hellmann, Direktor Dr. Brinckmann und Fr. Treitschke zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie zu ernennen. Durch Zirkular wurde nach einigen Tagen noch Herr Gymnasialoberlehrer Schulze zum ordentlichen Mitgliede ernannt. Es wird beschlossen, das nächste (24.) Jahresheft der Akademie Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar zu Höchstdessen, am 24. Juni zu feiernden 80. Geburtstage zu widmen.

Zehnte Sitzung.

Zweite öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 9. November 1897.

Den zweiten öffentlichen Vortrag in der Akademie hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung Herr Konsistorialrat Professor D. Erich Haupt aus Halle a. S., auswärtiges Mitglied der Akademie, über: »das jüdische und das christliche Bild von der Weltvollendung«.

Es war das Ziel des Redners, den durchgreifenden, auch in unserer Zeit noch immer nicht genug gekannten und anerkannten Gegensatz beider Vorstellungen nachzuweisen. Ein in grossen Zügen gegebener geschichtlicher Überblick unterrichtete zunächst über Entwickelung und Wesen der israelitischen Zukunfts-

hoffnung. Im Anfang, so etwa führte D. Haupt aus, hatte man mit dem Glauben an die Erscheinung eines Messias nur ein Volksideal in Aussicht genommen, bei dem es für den Einzelnen keine Hoffnung gab; doch hielt man, wie auch das griechische Volk, an dem Gedanken eines Schattendaseins der Gestorbenen in der Unterwelt fest, das aber für den jüdischen Frommen eine betrübende Entfernung von Gott bedeutete. Später begann man auch an die Auferstehung des Einzelnen zum Leben oder zum Gericht zu glauben; dennoch blieb, selbst bei der letzten Verlegung der Vollendung in den Himmel, das ganze Hoffnungsideal des Judentums irdisch geartet: irdische Freuden wurden von der Zukunft erwartet. Eine durch und durch neue Anschauung trat mit der Erscheinung Christi in die Welt: er brachte eine bis dahin noch nicht gewusste Auffassung des Begriffes »Leben«. Was dieses sei, hatte man vorher an dem gemessen, was in der Welt ist; nach Christus hatte man es ausschliesslich an Gott zu sehen, dem Quell und Inhalt alles Lebens. Und so hat nur derjenige Leben, der an diesem göttlichen Leben Teil hat, während, was man sonst Leben zu nennen pflegt, es gar nicht ist, sondern Tod. Jenes göttliche Leben ist ewiges, über weltliches, und in der geschichtlichen Erscheinung Jesu ist es Wahrheit und Kraft geworden. In zwei einfache Sätze lässt sich diese Anschauung Jesu vom Leben zusammenfassen: 1) es giebt keine Lebensvollendung in der Zukunft ohne einen Lebensanfang in der Gegenwart; 2) wo aber dieser Anfang vorhanden ist, da ist auch die Vollendung von selbst gegeben. Im Zusammenhang hiermit gewinnen die Ausdrücke »Auferstehung« und »ewiges Leben« für den Christen einen ganz anderen Sinn, als sie zuvor für den Juden hatten. Die Auferstehungshoffnung des Christen ist die, dass er Christus gleich zu werden hofft, entsprechend seiner Erhöhung und Vollendung; eine Hoffnung aber auf ein Jenseits, das gleich wäre dem irdischen Leben, kennt er nicht, wie denn auch die Auferstehung Jesu nicht aufzufassen ist als Rückkehr in das irdische, sondern als Einkehr in ein anders geartetes, neues Leben. Trotz des grundlegenden Unterschiedes zwischen jüdischer Zukunftshoffnung und christlicher Ewigkeitshoffnung ist dieser Gegensatz innerhalb der christlichen Kirche selbst, und zwar schon in den ersten Zeiten ihres Daseins, wieder wach geworden; und bis auf uns herab hat man sich in der Christenheit mit der Aussicht zu trösten versucht, im Jenseits

alles das, was das Leben genommen hat, wiederhergestellt zu sehen. Dennoch sind das jüdische Gedanken, da alle irdischen Massstäbe schwinden, wo es sich um überweltliche Dinge handelt; und zu Unrecht beruft man sich auf die farbenreichen Schilderungen des Jenseits in der Offenbarung Johannis. Was die Schrift über diesen Punkt aussagt, ist nur Bild und Gleichnis und darf nicht buchstäblich gefasst werden, da die religiöse Ausdrucksweise, um verständlich zu werden, sich notwendig an irdische Vorstellungen anlehnen muss. Die Erkenntnis, welche die Offenbarung Johannis ihrem ganzen Aufbau gemäss übermitteln will, ist diese, dass die endliche Vollendung, welche die erste Christenheit freilich als mit e i n e m Schlage eintretend erwartete, nicht als ein Punkt sich darstelle, sondern als eine lange Kette allmählich sich entfaltender Ereignisse: die Vollendung rückt immer weiter hinaus, und was Ende zu sein schien, ist Anfang einer neuen Entwickelung, bis dann ein letzter, entscheidender Sieg über die Macht des Bösen die gesamte Entwickelung dieser Weltzeit zum triumphierenden Abschluss bringt. Das Resultat, das sich dem Redner am Schluss seines von religiöser Begeisterung erfüllten Vortrages ergab, war dieses: Die christliche Zukunftshoffnung ist von Grund aus anders geartet als die jüdische; sie ist durch und durch überweltlich, sie ist Ewigkeitshoffnung.

Elfte Sitzung.

Fünfte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 15. November 1897.

Der Senat nimmt auf Grund eines eingehenden Berichts des Sekretärs der Akademie Stellung zu einer vom Buchdruckereibesitzer Herrn Cramer gegen den Sekretär der Akademie gerichteten und an ca. 15—20 Mitglieder der Akademie versandten gedruckten Schmähschrift in folgendem Beschluss:

»Der Senat beschliesst einmütig, dass er die Schmähschrift des Buchdruckereibesitzers Ferdinand Cramer unbedingt verwirft; er wäre auch bereit, als Kollegium den Strafantrag beim Staatsanwalt zu stellen, wenn dies gesetzlich zulässig wäre. Da dies nach dem Rechtsgutachten des Herrn Rechtsanwalts Justizrat Dr. Martinius nicht der Fall ist, so bittet er Herrn Professor Dr. Heinzelmann, zur Wahrung seiner vom pp. Cramer angegriffenen Ehre den ihm gut scheinenden Weg einzuschlagen, in

erster Linie zu versuchen, dass der Staatsanwalt die Sache in die Hand nimmt.«

Zwölfte Sitzung.

Vierte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 24. November 1897.

Nachdem der Vizepräsident den Vorsitz übernommen hat, erstattet der Sekretär Bericht über die im Senat betreffs der Cramerschen Schmähschrift gepflogenen Verhandlungen und teilt der Versammlung den dort gefassten Beschluss mit. Nach einer eingehenden Diskussion beantragte der Vizepräsident mit folgenden Worten ein Vertrauensvotum für den Sekretär der Akademie:

»Ich glaube im Sinne und im Namen aller geehrten Anwesenden zu sprechen, wenn ich dem Herrn Sekretär ausdrücklich sage, dass wir alle es auf das lebhafteste bedauern, dass er durch jene ebenso böswillige als ungerechtfertigte Schrift des Buchdruckereibesitzers Cramer angegriffen ist, glaube aber deshalb nicht, dass es nötig ist, ihm noch zu versichern, dass die hohe Wertschätzung, in welcher er infolge seiner langjährigen und für die Akademie in so ausgezeichneter Weise entfalteten Thätigkeit bei allen Mitgliedern der Akademie steht, durch jene Schrift auch nicht im mindesten beeinträchtigt ist«.

Von einem wissenschaftlichen Vortrage wurde für diese Sitzung Abstand genommen.

Dreizehnte Sitzung.

Dritte öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 1. Dezember 1897.

Den dritten öffentlichen Vortrag hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung Herr Divisionspfarrer Falke über »Die verschiedenen Auffassungen von dem Wesen der menschlichen Seele«. Ausgehend von der Wichtigkeit der Frage, ob es eine Seele gäbe und wie dieselbe zu denken sei, schilderte der Vortragende zunächst Buddhas Lehre von der Seele. Nach Buddhas Auffassung haben die Seelen in ihrer Unwissenheit und ihrem Lebensdrang zwar die Welt und ihre eigenen Körper geschaffen, aber dennoch existieren die Seelen

nicht. Was wir als Seele bezeichnen, ist nur eine vorübergehende Verkörperung eines Lebenswillens. Die menschliche Persönlichkeit ist nur ein momentaner Zustand einer Verbindung einiger Elemente, zusammengehalten durch den Willen zum Leben. Buddha hat also die Existenz einer selbständigen Seele geleugnet. Nach dem Tode des Menschen bleibt nur dieser Wille zum Leben und die Summe von Schuld und Verdienst übrig, welche ein Mensch in dem verflossenen Lebenslauf angehäuft hat. Dieser Wille zum Leben schafft sich nun einen neuen Körper, wobei der buddhistische Gott, das unpersönliche Karma, die Verhältnisse und die Charakterzusammensetzung bestimmt. Bei dieser Seelentheorie kann der Lebenszweck eines Menschen nur dahin aufgefasst werden, den Willen zum Leben zu ertöten und völlig unempfänglich gegen jede Empfindung zu machen, damit der erlöschte Lebenswille keinen Drang zur Verkörperung mehr empfindet, die Kette der Seelenwanderungen unterbrochen wird und schliesslich die Persönlichkeit sich im Nirwana, in dem absoluten Nichts, auflösen kann. — Der Vortragende ging an dieser Stelle ganz besonders auf die Unmöglichkeit der Seelenwanderungen ein und bewies mit biblischen, wissenschaftlichen und praktischen Gründen ihre Unhaltbarkeit. — Im Anschluss an den Buddhismus wurden die Ansichten des Materialismus über die Seele genauer behandelt. Bei Darlegung der Philosophie Schopenhauers und der naturwissenschaftlichen Ideen des Jenenser Professors Ernst Haeckel wurde gezeigt, dass der Materialismus die Seele als eine Funktion der Gehirnmasse auffasst, nicht als ein selbständiges, von leiblichen Organen unabhängiges Wesen, und darum müsse sie mit dem Gehirn im Tode vergehen. Diesen Irrtümern gegenüber wurde im Anschluss an die Forschungen des berühmten Wiener Anatomen Hyrtl der wissenschaftliche Nachweis von der wirklichen Existenz der Seele geführt, und an der Hand naturwissenschaftlicher und physischer Thatsachen die materialistischen Ansichten als falsch zurückgewiesen. Auch die Konsequenzen des Materialismus, dass alle Gedanken durch äussere Eindrücke entstünden, statt auf Veranlassung der Seele, ferner die Behauptung, dass die Seele mit dem Körper im Tode vergehe, wurden besonders beleuchtet, dagegen ward an der Selbständigkeit und Unsterblichkeit unseres Bewusstseins festgehalten. Zur Bekräftigung dieser eben entwickelten Ansichten führte der Redner

noch eine Reihe deutscher Philosophen auf, welche auch an der Selbständigkeit einer Seele mit grosser Übereinstimmung festgehalten hatten, z. B. Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schleiermacher, Herbart, Lotze u. a. Nachdem noch zum Schluss die christliche Ansicht vom Ursprung und Wesen der Seele entwickelt war und noch ganz besonders die sittlich-religiösen Konsequenzen dieser christlichen Lehre an das Licht gestellt waren, schloss der Redner seinen überaus fesselnden und lehrreichen Vortrag mit zwei Aussprüchen Goethes und Schillers, welche beide mit fester Überzeugung das Vorhandensein einer immateriellen, unsterblichen Seele behauptet hatten.

Vierzehnte Sitzung.

Fünfte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 15. Dezember 1897.

Das ordentliche Mitglied der Akademie, Herr Rechtsanwalt Dr. Weydemann, hielt einen Vortrag über »Die Entwickelung des deutschen Rechts unter Kaiser Wilhelm I.«. Der Vortragende berührte in der Einleitung die persönliche Stellung des Kaisers zum Recht und zur Rechtsentwickelung und erörterte den Rechtszustand bei Begründung des deutschen Reiches. Alsdann besprach er die Fortentwickelung des deutschen Rechts unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. Redner schilderte diese nach drei Richtungen. Erstlich besprach er die Gesetze, welche den Schutz des geistigen Eigentums geregelt haben, und ging darauf zur eingehenderen Darlegung der Grundzüge der Reichsjustizgesetze über. Endlich entwarf er in grossen Zügen ein Bild der sozialen Gesetzgebung. Mit einem kurzen Hinweis auf die Arbeiten für das bürgerliche Gesetzbuch, wie sie bis zum Jahre 1888 stattgefunden haben, schloss der Redner seinen Vortrag.

Fünfzehnte Sitzung.

Vierte öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 29. Dezember 1897.

Den vierten öffentlichen Vortrag hielt vor einer abermals sehr zahlreichen Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie Herr Professor Dr. Eduard Sievers aus Leipzig über:

»Bühnendeutsch und Umgangsdeutsch«. Der Redner skizzierte in dem ersten Teile seines Vortrags den allmählichen Prozess, in dem sich unsere heutige deutsche Zeitsprache entwickelt hat. Er erinnerte an die grosse Scheidung, die um die Zeit der Völkerwanderung in der bis dahin einheitlichen deutschen Sprache vor sich ging, und wie die beiden so entstandenen Sprachgebiete, das hochdeutsche und das niederdeutsche, wieder in eine grosse Anzahl von kleinen Sprachidiomen zerfallen sei, die sogenannten Mundarten. Alle Mundarten aber seien für den Verkehr ein bedeutendes Hindernis, und so seien neben den Mundarten als den primären und historisch interessanten Sprachen, sekundäre Sprachen entstanden, die dem Gemeinverkehr dienen sollten. Im 13. Jahrhundert entwickelten sich in den Kanzleien schriftliche Verkehrssprachen, und seit der Erfindung der Buchdruckerei gab es auch eine selbständige Drucksprache. Die Vereinigung dieser lokal sehr verschiedenen Gemeinsprachen fand dann in der Reformationszeit statt, indem vermöge des Ansehens des Reformators die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung allmählich in allen deutschen Landen die Normalsprache wurde, in der man überall schrieb und druckte. Noch gab es anfangs eine Verschiedenheit im Aussprechen dieser überall gleichen Schriftsprache, bis es schliesslich zum Sieg der niederdeutschen Sprechweise gekommen ist, die jetzt als gut-deutsch gilt. Hochdeutsch mit niederdeutscher Lautgebung ist auch die Sprache der Bühne geworden, und diese hat damit dasjenige Deutsch herausgefunden, das, wie Goethe verlangte, den Forderungen der Kunst und des Geschmackes Rechnung trägt.

In dem 2. Teile des Vortrages kam die Frage zur Behandlung, wie weit das Bühnendeutsch unserem gewöhnlichen Verkehrsdeutsch zur Nachahmung dienen solle. Dass die Sprache der Bühne im allgemeinen vorbildlich ist für das Deutsch des täglichen Umgangs, ergiebt sich aus dem vorigen; aber so gewiss, als das Reden auf der Bühne andere Zwecke hat und anderer Mittel bedarf, als das Reden im täglichen Verkehr, ebenso bestimmte Grenzen sind auch seiner Nachahmung im Umgang gezogen. Der Schauspieler hat zweierlei Rücksichten zu nehmen, welche im Umgang fortfallen; erstlich die Rücksicht auf die Fernwirkung, der er durch eine gewisse pointierte, nur auf der Bühne zu rechtfertigende Deutlichkeit Rechnung zu tragen hat, und zweitens die Rücksicht auf den meist ungewöhnlichen

Inhalt der Rede, indem je nach den Empfindungen und Leidenschaften, die auszudrücken sind, auch das Lautsystem eine ungewöhnliche und ebenfalls nur auf der Bühne zu rechtfertigende Klangfarbe annimmt. Zieht man die aus diesen beiden Gesichtspunkten hervorgehenden Eigentümlichkeiten ab, so kann das Bühnendeutsch als das reine, für die Verkehrssprache vorbildliche Deutsch gelten. Die an dem Anfang von Schillers »Braut von Messina« veranschaulichten interessanten Darlegungen des Vortragenden fanden den lebhaftesten Beifall der ansehnlichen Versammlung.

Sechzehnte Sitzung.

Sechste ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 12. Januar 1898.

Der Vorsitzende teilt der Versammlung mit, dass der Senat durch Zirkular auf Antrag des Sekretärs am 22. Dezember 1897 den Herrn Amtsgerichtsrat Becker in Erfurt zum ordentlichen und den Herrn Konsistorialrat Militäroberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg zum auswärtigen, korrespondierenden Mitglied der Akademie ernannt hat. Dann hält der Vizepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, einen Vortrag über: »Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch«. Dieser Vortrag ist unter den Abhandlungen im ersten Teile dieses Jahresheftes S. 49 ff. abgedruckt. Darauf machte Herr Pastor Oergel Mitteilungen über eine neuerdings von ihm selbst entdeckte Handschrift, die Matrikel des Collegium Amplonianum zu Erfurt, und wies die Wichtigkeit dieses Fundes für die Geschichte der amplonianischen Studienanstalt und damit des Gelehrtenwesens unserer Universität überhaupt in kurzen Worten nach. Da der die Zeit von 1434 bis 1530 umfassende Teil der Matrikel inzwischen als Beilage zu des Vortragenden Abhandlung über »das Kollegium zur Himmelspforte im Mittelalter« im neuesten (XIX.) Heft der »Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt« (1898) abgedruckt worden, auch der wesentliche Inhalt des Vortrags in den Vorbemerkungen daselbst (unter B) enthalten ist, so wird hier auf eine spezielle Wiedergabe des Inhalts verzichtet.

Siebzehnte Sitzung.

Zweite Festversammlung.

Erfurt, den 26. Januar 1898.

In der zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. in der Aula des Königl. Gymnasiums stattfindenden Festversammlung hielt das ordentliche Mitglied der Akademie, der Stadtarchivar Herr Oberlehrer Dr. Beyer, den Festvortrag über: »Die Beziehungen Preussens zu Russland«.

Der Januar ist reich, so führte der Redner aus, an Ereignissen, die für die Geschichte des Königl. Hauses und des Staates von hoher Bedeutung sind. (18. Januar 1701. 18. Januar 1861 verteilt König Wilhelm die Fahnen an die neu errichteten Regimenter. Am 2. Januar 1860 starb Friedrich Wilhelm IV. Am 24. Januar 1712 Friedrich II. geboren, am 27. Januar 1859 Kaiser Wilhelm II.)

Kaiser Wilhelm II. ist ein Friedensfürst, aber er will nicht einen Frieden, unter dem die Völker erschlaffen, sondern den Frieden, der Musse und Ruhe gewährt, um die edlen Bestrebungen der Menschen zu fördern. Der Kaiser hat viele Beweise seiner Friedensliebe gegeben, erst jüngst durch die friedliche Erwerbung von Kiautschau. Hier handelte er im Einverständnis mit Russland, nachdem lange durch Anschluss Deutschlands an England eine Verstimmung zwischen den beiden auf einander angewiesenen Völkern entstanden war.

Russland aber kann uns nach Belieben schaden oder nützen. Seine Freundschaft war Ursache, dass der Krieg 1756 sich sieben Jahre in die Länge zog, er erlosch schnell, als Katharina sich vom Kriege zurückzog.

Russlands Freundschaft rettete 1806 Preussen vor völligem Untergang, ihr verdankt Preussen die Möglichkeit seiner Erhebung 1813, und durch die gemeinsamen Schlachten und Siege bildete sich ein enges Band nicht nur zwischen den Herrscherhäusern, sondern auch zwischen den Armeen.

Die Einigung Deutschlands wird ebenfalls der Freundschaft Russlands zum guten Teil mit verdankt, weil es uns den Rücken deckte, 1866 die Franzosen, 1870 die Oestereicher im Schache hielt.

Dem gegenüber hat Preussen und Deutschland nur wenig für Russland thun können. Nur in den Polenaufständen brachte Preussens Verhalten den Russen direkten Nutzen, im Krimkriege

half es die Österreicher vom Kriege abhalten. Aber auf dem Berliner Kongress 1878 konnte die deutsche Diplomatie Russland nicht zum Besitz von Konstantinopel verhelfen, obschon sie es vielleicht gewollt hat, wiewohl über kurz oder lang doch Stambul in russische Hände fallen muss. Von daher datiert eine Verstimmung, die sich durch den Einfluss der panslavistischen Partei unter dem vorigen Kaiser von Russland zu einer offenen Feindseligkeit ausgestaltet hat und zu dem Bündnis mit Frankreich führte. Erst die Politik unseres Kaisers hat ein besseres Einvernehmen hergestellt.

Wie wir so Russland in mancher Beziehung zu Dank verpflichtet sind, ohne dafür eine gleichwertige Gabe zu bieten, wie es politisch klug ist, sich mit Russland auf freundschaftlichen Fuss zu stellen, so erfordert auch der Handel den Frieden mit dem Nachbarstaate, dessen bisher noch geringe Industrie den Deutschen einen weiten und ergiebigen Markt öffnet. Jede Handelserschwerung wirkt lähmend auf die deutschen Geschäfte. Russland ist auch nicht mehr der barbarische Staat wie im Anfang des Jahrhunderts; die transkaspische Bahn und die grosse sibirische Eisenbahn haben unendliche Strecken der Kultur gewonnen und dem Handel von ganz Europa neue Bahnen erschlossen. Auf das Bild des Kaisers übergehend, wies der Vortrag darauf hin, dass Russland eine Vormauer sei gegen den einmal zu erwartenden neuen Einfall der asiatischen Völker, die trotz aller unsterblichen Verfeinerung doch infolge ihrer Religion roh und barbarisch bleiben würden. Der Vortrag schloss mit einem Hoch auf den Kaiser als den Monarchen, der in der sozialen Flut die Königskrone als den einzigen Hort der Völker hoch hält, den weitsichtigen Fürsten, den Protektor der Akademie.

Achtzehnte Sitzung.

Sechste Sitzung des Senates.

Erfurt, den 26. Januar 1898.

Der Senat beschliesst, den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt, Herrn Dr. Schmidt, zum Senatsmitgliede, die Herren Prof. Dr. Herwig und Oberlehrer Apel zu ordentlichen Mitgliedern, sowie den Herrn Geheimen Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. zum auswärtigen, korrespondierenden Mitgliede zu ernennen.

Neunzehnte Sitzung.

Siebente ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 16. Februar 1898.

Der Vizepräsident gedenkt zum Beginne der Sitzung des am 25. Januar 1898 heimgegangenen Senatsmitgliedes Herrn Professor Hellwig. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verstorbenen von den Plätzen. S. den Nekrolog Abschn. III, S. 292. Sodann macht er die erfreuliche Mitteilung, dass Seine Excellenz der Minister des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten Herr D. Dr. **Bosse** auch für das Jahr 1898 der Königl. Akademie hochgeneigtest einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln gewährt hat.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberlehrer Dr. Martens hielt sodann einen Vortrag über das Thema: »Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden?«

Dieser Vortrag ist im ersten Teile unseres Jahresheftes unter den Abhandlungen S. 69 ff. abgedruckt.

Zwanzigste Sitzung.

Achte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 16. März 1898.

Der Vizepräsendent gedenkt zum Beginne der Sitzung des am 18. Februar 1898 heimgerufenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie Herrn Regierungs- und Geheimen Baurats Kleinwächter. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verstorbenen von den Plätzen.

Der vorsitzende Sekretär der Akademie berichtet über den weiteren Verlauf und den Ausgang der Cramerschen Angelegenheit. Siehe die obige Mitteilung Abschnitt I S. 260 ff. Er liest sodann einen Teil der Abhandlung des Herrn Geh. und Obermedizinalrats Dr. Schuchardt in Gotha: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). Diese Abhandlung ist in diesem Jahreshefte S. 137 ff. abgedruckt.

Einundzwanzigste Sitzung.

Siebente Sitzung des Senates.

Erfurt, den 16. März 1898.

Der Senat beschliesst die in Erfurt am 13. und 14. April cr. tagende Hauptversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte, sowie das langjährige ordentliche Mitglied, Herrn Gymnasialprofessor Dr. Kayser, zu dessen 50jährigen Dienstjubiläum zu begrüssen. Der Sekretär der Akademie erklärt sich auf Ersuchen des Senates dazu bereit. Siehe oben Abschnitt I, S. 268 f.

Sodann werden auf Beschluss des Senates die vom Sekretär in Vorschlag gebrachten Herren Oberregierungsrat Dr. Pohle, Prof. Dr. med. Stacke, Pfarrer Scheibe und Pfarrer D. Schauerte zu ordentlichen Mitgliedern, Herr Dr. Dobenecker, Oberlehrer am Grossherzoglichen Gymnasium zu Jena, zum auswärtigen Mitgliede der Akademie ernannt.

Zweiundzwanzigste Sitzung.

Neunte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 30. März 1898.

Der Sekretär verlas den Nekrolog des am 18. Februar verstorbenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie, Herrn Regierungs- und Oberbaurats Friedrich Kleinwächter. (Siehe unter Abschnitt III, S. 293 f.) Sodann teilte er die von demselben kurz vor seinem Tode verfasste, von den Erben desselben der Akademie überlassene Abhandlung mit über das Thema: Wie sollen wir wohnen?

Dreiundzwanzigste Sitzung.

Zehnte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 27. April 1898.

Der Sekretär teilt der Versammlung mit, dass der Senat durch Zirkular auf Vorschlag des Sekretärs den Herrn Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin in Halle zum Ehrenmitgliede, sowie die Herren Professoren Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau und D. Kolde in Erlangen zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern ernannt hat.

Sodann liest der Bibliothekar der Akademie, Herr Oberlehrer Dr. Stange, eine an den Sekretär eingesandte, in das nächste Jahresheft aufzunehmende Abhandlung des Herrn Geheimen Hofrats und Direktor des Goethe-Nationalmuseums Dr. Carl Ruland in Weimar vor über »das Goethe-Nationalmuseum in Weimar«. Dieselbe ist unter den Abhandlungen im ersten Hauptteile dieses Jahresheftes S. 187 ff. abgedruckt.

III. Nekrologe.

1. Karl Franz Hellwig, geb. am 29. Mai 1823 in Leimbach bei Mansfeld, empfing seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Eisleben und studierte in den Jahren 1842—1846 auf den Universitäten Halle und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften. Nachdem er am 23. März 1846 in Berlin die Oberlehrerprüfung bestanden hatte, leistete er an der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. sein Probejahr ab und wirkte als Hilfslehrer an der Realschule daselbst, dann seit 1848 als Konrektor an der gehobenen Bürgerschule zu Fürstenwalde. Ostern 1854 wurde er als ordentlicher Lehrer an die damalige Städtische Realschule I. Ordnung zu Erfurt, das jetzige Königliche Realgymnasium, berufen und hat dieser Schule bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1895 unausgesetzt gedient. Bereits im Februar 1857 ernannte ihn die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu ihrem ordentlichen Mitgliede, bald darauf ward er zum Oberlehrer befördert, im Jahre 1874 zum Professor ernannt; bei seiner Pensionierung im Jahre 1895 erhielt er den Roten Adlerorden IV. Klasse. Mit beständiger Teilnahme folgte er den Fortschritten der von ihm vertretenen Wissenschaften, die mathematische Wissenschaft und deren Schulbetrieb hat er durch eine stattliche Anzahl wertvoller Abhandlungen an seinem Teile gefördert. Auch im 20. Hefte der Neuen Folge der Jahrbücher der Akademie ist eine Abhandlung von ihm erschienen im Jahre 1894: »Über die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen«. Im Dezember desselben Jahres ward er zum Mitgliede des Senates der Akademie erwählt, an dessen Sitzung er sich bis zu seinem am 25. Januar 1898 erfolgenden Tode mit dem regsten Pflichteifer beteiligte.

---

2. Friedrich Kleinwächter [1]) ist am 13. Februar 1847 in Öls geboren und erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium. Am 1. Oktober 1866 begann er seine sachliche Laufbahn als Baueleve, besuchte sodann die Bauakademie in Berlin und wurde 1870 Bauführer. Als solcher war er bis Anfang 1873 bei Hochbauten der Gera-Eichichter Bahn thätig, genügte dann seiner Militärpflicht und wurde im Jahre 1875 zum Baumeister ernannt. Von dieser Zeit ab ist er im Staatsdienste thätig gewesen; und zwar war er fürs erste nahezu fünf Jahre beim Neubau des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin beschäftigt, dessen sämtliche Nebenanlagen, die Krankenanstalt, das Wirtschaftsgebäude, die Schwimm- und Badeanstalt und die fünf Lehrerwohnhäuser von ihm entworfen und ausgeführt sind. Vermochte er hierbei seine besondere Neigung und Begabung für eine ländliche Architekturauffassung zu verwerten, so fand er während seiner ferneren zehnjährigen Bauthätigkeit in Berlin Gelegenheit, seine hervorragende Kraft insbesondere bei staatlichen Bauausführungen für wissenschaftliche Zwecke zu bethätigen. Zunächst war ihm der Neubau des pharmakologischen und metallchemischen Universitätsinstituts in der Dorotheenstrasse anvertraut. Seit 1883 hatte er neben A. Tiede die schwierige und verantwortungsvolle Leitung vom Neubau des Museums für Naturkunde in der Invalidenstrasse, während er nebenher das Leichenschauhaus am Neuen Thore entwarf und als technischer Beirat des Direktors des Hygiene-Museums wirkte. Inzwischen war er Landbauinspektor und 1886 Bauinspektor bei der Ministerial-Baukommission geworden. Gegen das Ende des Jahres 1889 wurde er als Hilfsarbeiter zur Königlichen Regierung in Erfurt gesandt. Schon ein Jahr darauf ward er zum Regierungs- und Baurat in Gumbinnen ernannt, am Anfang des Jahres 1893 aber in der gleichen Eigenschaft auf Ansuchen des Regierungspräsidenten in Erfurt wieder dorthin versetzt. Gegen das Ende des Jahres 1896 wurde ihm der Charakter als Geheimer Baurat verliehen. Durch einstimmigen Beschluss des Senates der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt war er bereits am 4. März desselben Jahres zum ordentlichen Mitgliede

[1]) Wir entnehmen diesen Bericht im wesentlichen dem Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 8A vom 23. Februar 1898. D. H.

der Akademie ernannt, an dessen Sitzungen er sich in regster Weise beteiligte. Zum 9. März 1898 hatte er sich bereit erklärt in einer ordentlichen Sitzung derselben eine Abhandlung vorzulesen über das Thema: »Wie sollen wir wohnen?« Schon hatte er diese Abhandlung im Konzept fast fertig gestellt, als er eine Woche vor seinem Tode von einem älteren rheumatischen Leiden wieder heimgesucht wurde. Doch schien es, als habe er sich schnell von demselben erholt. Da befiel ihn am Donnerstag den 17. März das Leiden von neuem heftig und bereitete am nächsten Morgen dem Leben des in der Vollkraft seines Wirkens stehenden allerseits geschätzten Mannes ein jähes Ende.

C. Statistische Mitteilungen.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1898.[1]

Gesamtzahl: 141.

a) Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b) Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c) Ehrenmitglieder (14).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident in Erfurt. 1891.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen, in Merseburg. 1894.

„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

---

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Herr Hofrat Dr. phil. und jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geh. Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.

Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

d) Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

e) Ordentliche Mitglieder (41).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Oberlehrer Apel. 1897.

„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
„ Schuldirektor Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberlehrer Dischner. 1897.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Oberlehrer Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
„ Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1896.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1896.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.
„ Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
„ Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordetenvorsteher. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.

Herr Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f) Auswärtige Mitglieder (76).[1])

Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Gymnasialdirektor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg i. Els. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Dr. Herman Grimm, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Dr. Hartwig, Geh. Regierungsrat und Direktor der Universitätsbibliothek in Halle a. S. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder etwaigen Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder sofort Kenntnis zu geben.
Der Sekretär der Akademie.

Herr Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.
„ Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Hübschmann, ord. Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.
„ Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.
„ Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.
„ Konsistorialrat D. Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.
„ Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.
„ Dr. Kiepert, ord. Professor an der Universität und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.
„ Dr. Kirchhoff, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Ober-Realschuldirektor Dr. Knabe in Marburg. 1897.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ D. A. Th. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.
„ Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Dr. Kroschel, Geh. Schulrat, Direktor des Gymnasiums zu Arnstadt. 1859.
„ Professor Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Geh. Regierungsrat Dr. Lindner, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Geh. Justizrat Dr. von Liszt, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.

Herr Lucanus, Vizepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums und des Medizinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.
„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.
„ D. Nippold, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.
„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.
„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.
„ Geh. Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.
„ Dr. Ruland, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. 1894.
„ Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Dr. Schrader, Realgymnasialdirektor a. D. in Halle a. S. 1848.
„ Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.
„ Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.
„ Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.
„ Dr. Ferd. Schultz, Gymnasialdirektor in Charlottenburg. 1895.
„ Dr. Schulze, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1873.
„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.
„ Dr. Sievers, ord. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.
„ Dr. Stintzing, ord. Professor an der Universität und Direktor der medizinischen Klinik zu Jena. 1894.
„ Professor Dr. Suphan, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

Herr Geh. Justizrat Dr. Thon, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenberg in S.-A. 1895.
„ Pastor D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.
„ Superintendent und Professor D. Witte, geistlicher Inspektor an der Landesschule in Pforta. 1896.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

II. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Akademie zu Erfurt in Tauschhandel steht.[1])

Gesamtzahl: 110.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.

Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).

Berlin. Hufelandische Gesellschaft.

Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.

Brandenburg a. H. Historischer Verein.

Breslau. Gewerbeverein.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft.

Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.

Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.

Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.

Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt. Gewerbeverein.

Erfurt. Gartenbauverein.

Erfurt. Thüringerwaldverein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.

---

[1]) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1897/98 anzusehen.

Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.

Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.

Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.

Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.

Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.

Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.

Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.

München. Königliche Akademie der Wissenschaften.

München. Königliche Staatsbibliothek.

München. Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg. Germanisches Museum.

Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.

Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.

Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.

Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.

Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.

Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Luxemburg. Verein für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.

St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc., Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts und Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Instistution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a/S.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft I. (1860.)
Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863).
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.)
Preis statt 4,50 ℳ nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.)
Preis statt 5 ℳ nur 2, 50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.)
Preis statt 5 ℳ nur 2,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.)
Preis statt 3.60 ℳ nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.)
Preis statt 3,60 ℳ nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.)
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.)
Preis statt 6 ℳ nur 3 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Oeue Folge. Heft XIV. (1886).
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1886.)
Preis statt 3 ℳ nur 1,50 ℳ.

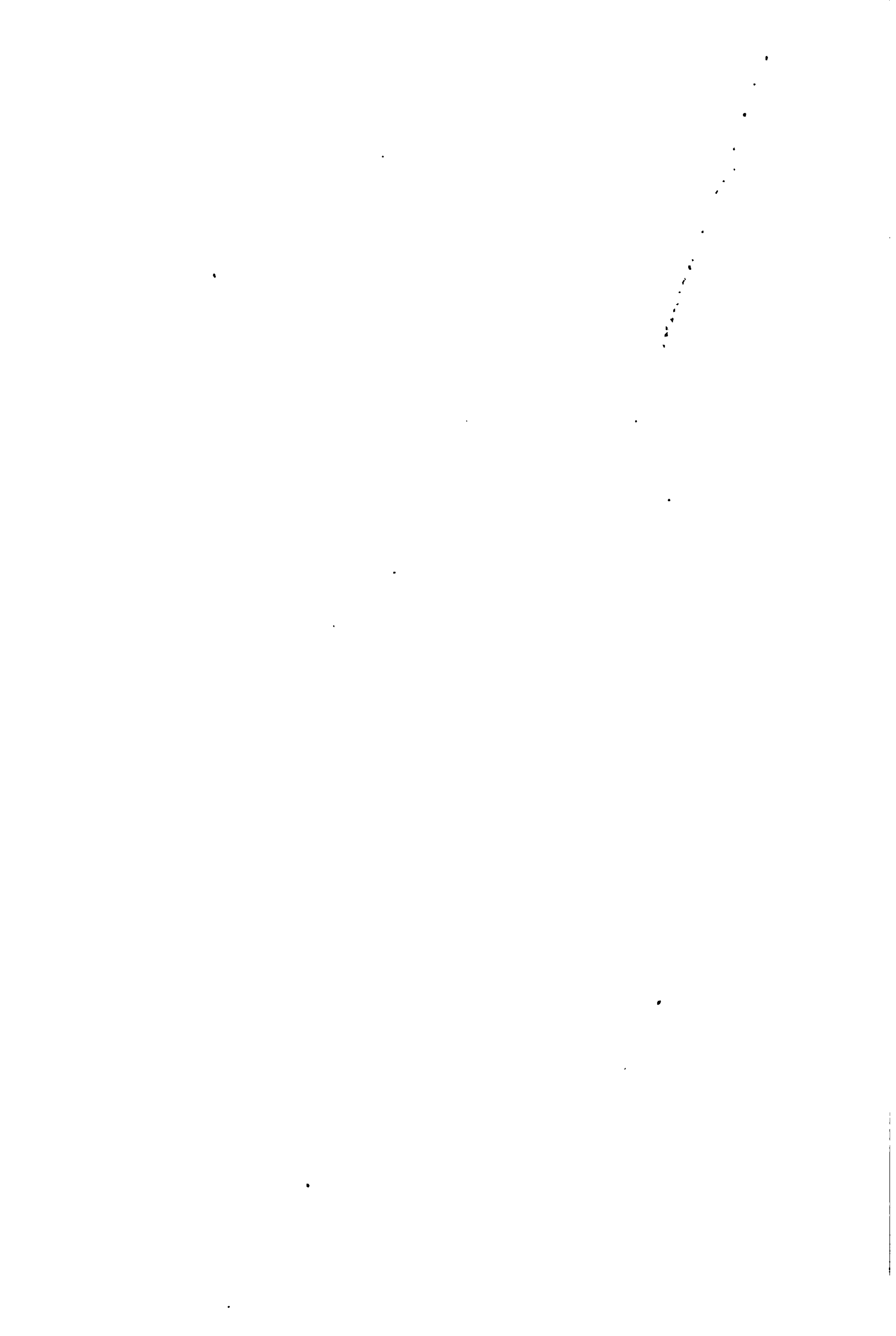
Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.)
Preis statt 1,50 ℳ nur 0,75 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVII. (1892).
Preis statt 2 ℳ nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVIII. (1892.) Preis 4,50 ℳ.

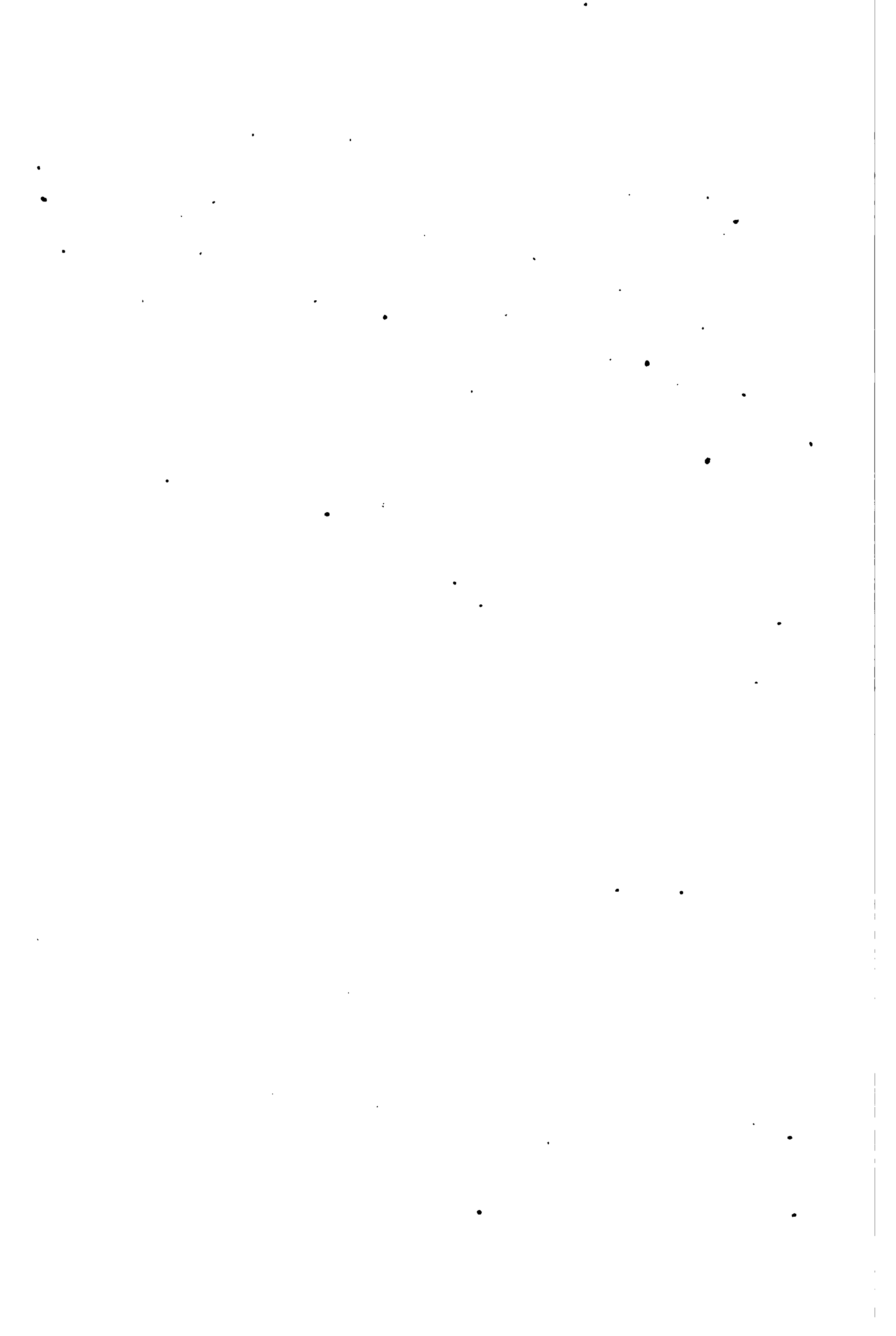
Dasselbe. Neue Folge. Heft XIX. (1893.) Preis 5 ℳ.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.) Naumburg a/S.









3 7 191[illegible]

